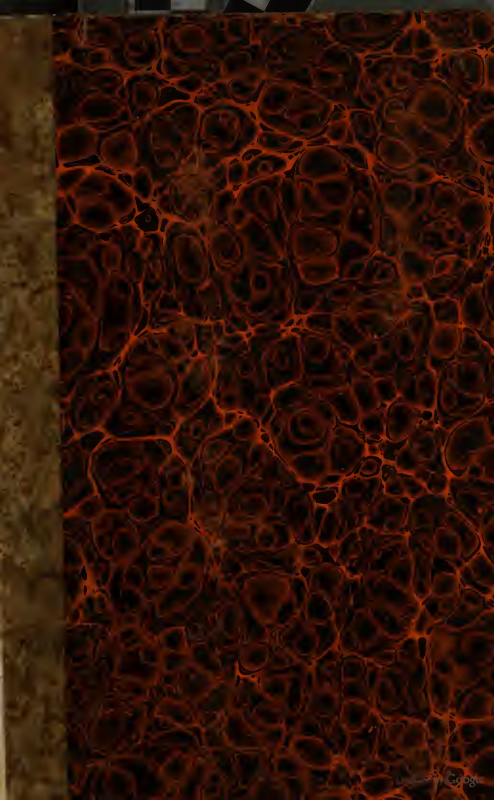
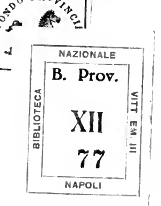










AUGUST BOECKH'S

GESAMMELTE

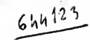
KLEINE SCHRIFTEN.

ZWEITER BAND:

REDEN.



LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1859.

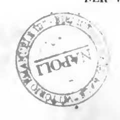


AUGUST BOECKH'S

REDEN

GEHALTEN AUF DER UNIVERSITÄT UND IN DER AKADEMIE

DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN.



HERAUSGEGEBEN

VON

FERDINAND ASCHERSON.



LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1859.



VORWORT.

Den im ersten Bande dieser Sammlung enthaltenen Lateinischen Reden August Boeckh's folgen in diesem Bande die Deutschen Reden. Es sind diese zunächst eilf Universitätsreden (im Anschlufs an die Lateinischen); von diesen ist eine die Rectoratsrede zur Gedächtnifsfeier des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. (1847), die andern sind Festreden zur Geburtsfeier Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. (1848 — 1858). Hierauf folgt die zur Eröffnung der eilften Versammlung Deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten (1850) in der Aula der Universität gehaltene Rede. Die übrigen sechsundzwanzig Reden sind von dem Verfasser als beständigem Sekretar der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in den öffentlichen Sitzungen derselben vorgetragen (1835 — 1858), und zwar als Einleitungsreden zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Grofsen (6), zur Geburtsfeier des hochseligen Königs (1) und Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. (4), zur Feier des Leibnizischen Jahrestages (6), und als kürzere Vorträge bei verschiedenen Anlässen (9).

Die Reden I — V, VII, VIII, X, XI sind ihrer Zeit von Universitätswegen gedruckt worden (Rede III erschien auch in Commission bei F. Dümmler in Berlin); Rede VI in Prutz's Deutschem Museum (Leipzig, F. A. Brockhaus) 1854 No. 9; in No. 14 desselben Jahrganges erschien Rede XXXIII, auch Rede VII ist in derselben Zeitschrift wieder gedruckt, 1855 No. 2; Rede IX er-

schien in der Sammlung: 'Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz in Steiermark' (Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1857); Rede XII in den Verhandlungen der eilften Deutschen Philologenversammlung zu Berlin (bei F. Dümmler), auch im Deutschen Museum 1851 Heft 1 (Leipzig, J. C. Hinrichs); Rede XIII und XIV im Litterarischen Zodiacus von Th. Mundt, August und September 1835 (Leipzig, Gebr. Reichenbach); die Reden XV, XVI, XVIII, XIX, XXVI und XXXVI erscheinen hier zum ersten Male im Druck; Rede XVII, XXIV, XXV erschienen einzeln bei Veit u. Co., die Reden XX bei W. Besser, XXI in Kletke's Berliner Taschenbuch (1843) bei A. Duncker, XXII bei Duncker u. Humblot, sämmtlich in Berlin; Rede XXIII erschien in F. v. Raumer's historischem Taschenbuch (Neue Folge. Fünfter Jahrgang 1844. Leipzig, F. A. Brockhaus); die Reden XXVII—XXXII, XXXIV, XXXV, XXXVII, XXXVIII in den Monatsberichten der Berliner Akademie, Rede XXX ist aufserdem abgedruckt im Phoenix von J. L. Klein 1854 No. 32 u. 33 (Berlin, C. David) und im Lesegarten Bd. I. (Berlin, Stubenrauch u. Co.) 1855. Die Herrn Verleger oder deren Rechtsnachfolger haben die Aufnahme der bei ihnen erschienenen Reden in die vorliegende Sammlung bereitwillig gestattet.

Die Anordnung der Reden ist in diesem Bande nicht nach der Zeitfolge gemacht, sondern nach den Gattungen der Rede, die hier vertreten sind. Ueber den Unterschied der Festreden auf der Universität und der Reden in der Akademie hat der Verfasser selbst S. 323 (vgl. S. 221) eine Andeutung gegeben; die Eröffnungsrede der Philologenversammlung zu Berlin steht zwischen diesen beiden Gattungen in der Mitte. Den Ueberblick der Zeitfolge der Reden gewährt die angehängte chronologische Uebersicht.

Für die Deutschen Reden mufs, wie für die Lateinischen, bemerkt werden, dafs vieles in denselben, auch in Ton und Stimmung, aus den jedesmaligen Zeitumständen zu verstehen und zu

beurtheilen ist, und nicht alles in denselben auf Allgemeingültigkeit Anspruch macht. Aenderungen zu machen, weil die Verhältnisse sich geändert haben, erschien dem Verfasser weder anständig noch mit der geschichtlichen Treue vereinbar. Ferner brachte es, wie der Verfasser einigemal z. B. S. 82 f., 131 f., 145, 166 f. selbst bemerkt und gerechtfertigt hat, der wiederkehrende gleiche Anlafs der Reden mitsich, dafs in denselben einiges wiederholt gesagt werden mufste. Indessen wird in der Regel dieselbe Sache an verschiedenen Stellen von verschiedenen Seiten betrachtet oder auf verschiedene Weise besprochen, und die Wiederholungen sind meist unabsichtlich. Sie sind weder gesucht, noch ängstlich vermieden. Daher hat der Verfasser z. B. S. 400 eine Stelle aus einer Rede eines anderen Sekretars der Akademie erwähnt, während derselbe auf seine eigene Aeufserung S. 212 sich berufen konnte, welche älter ist, als jene andere an der gedachten Stelle angeführte.

Den Anmerkungen der Reden XXV und XXXV habe ich die Citate der nach Haltung dieser Reden erschienenen Gesammtausgaben der Werke Friedrichs des Grofsen und Schellings in eckigen Klammern hinzugefügt.

Endlich habe ich, wie beim I. Bande, eine Uebersicht des Hauptinhaltes der Reden beigegeben.

Berlin, 15. Februar 1859.

Der Herausgeber.

ÜBERSICHT

DES

HAUPTINHALTES DER REDEN.

CHRONOLOGISCHE ÜBERSICHT

DER

IN BAND I. UND II. ENTHALTENEN REDEN.

I.

Rectoratsrede zur Feier des Jahrestages Seiner Majestät des hochseligen Königs Friedrich Wilhelms III. gehalten auf der Universität zu Berlin am 3. August 1847.

Dieser Tag, verehrte Zuhörer, an welchem wir das Andenken des Gründers unserer hohen Schule in dankbarer Rückerinnerung begehen, ist seit dem Beginn dieser seiner Schöpfung den ältern unter uns eine lange Reihe von Jahren hindurch ein festlicher und froher Tag gewesen, und sein Gedächtnifs hat uns allen sich tief eingeprägt. Doch wem könnte es sich tiefer eingeprägt haben als mir, der ich an jenem Tage fünfundzwanzigmal als Festredner aufgetreten bin, um im Namen unserer Körperschaft den Ausdruck der Verehrung, des Dankes, der Liebe für Friedrich Wilhelm III. darzubringen, der ich also den Anlafs und die Pflicht hatte, die Handlungen desselben, wenigstens inwiefern sie unmittelbar oder mittelbar unsere Universität berührten, Jahr für Jahr zu betrachten, und dem Eindrucke der Ereignisse folgend die in Ergebenheit gegen den König sich stets gleichen, aber nach den Umständen und Verhältnissen dennoch wechselnden Stimmungen der Gemüther aufzufassen und soweit auszusprechen, als meine Fähigkeit, meine Stellung und die Grenzen es erlaubten, welche dem öffentlichen Redner durch die bald glücklichen und heitern, bald bedenklichen und umwölkten Zeitläufte und durch die Bestimmung der Feier selbst gesteckt wurden! Dieser Tag, der uns damals ein festlicher und froher war, ist es jetzo noch; aber nicht sowohl wie sonst durch die Empfindung des Gegenwärtigen, als vielmehr indem wir in die Vergangenheit zurückgehen: und nur wo wir Früchte dessen ernten was Friedrich Wilhelm III. gepflanzt hat, knüpft sich in seinem Gedächtnifs die Vergangenheit mit der Gegenwart, ja selbst mit der Zukunft zusammen. Aber in dem

Maſse wie jeder das Andenken desselben treu bewahrt, mischt dem Gefühl der Freude, welches davon erregt wird, sich die Wehmuth bei; und empfänden wir diese nicht, wäre er dann wirklich noch eines festlichen Gedächtniſstages werth? Niemand kann es mehr und inniger als ich anerkennen, was wir dem erhabenen Erben seines Thrones verdanken, was wir durch diesen gewonnen haben, durch diesen geworden sind; aber die Trauer um den, welcher uns entrissen worden, hat auch nach sieben Jahren, in welchen sich der Sinn der Völker, die geistige Stimmung des Vaterlandes beinahe ganz umgewandelt hat, ihr volles Recht für die ältern, welche Zeugen der Regierung Friedrich Wilhelms III. waren, und von den jüngern werden diese Zeugen nicht ungern gehört werden. Diese haben Preuſsen in den Zeiten gekannt, welche seiner tiefsten Erniedrigung zunächst vorhergingen, in den Zeiten, wo es bei einer schwankenden und in den letzten Folgen unheilvollen Politik nach auſsen, im Innern wie fast alle Deutschen Länder gar keine politische Regung noch Geltung hatte, sondern im Genuſs der Segnungen des Friedens und in voller Zufriedenheit einer willigen Bevölkerung, auf der Kraft seiner Verwaltung und auf einer scheinbar furchtbaren Heeresmacht beruhte, die dennoch sich überlebt hatte; auf der Kraft einer Verwaltung, die bei manchen, der Zeit eigenen Mängeln, doch ausgezeichnet war durch das, was unsern Stand zunächst betrifft, daſs sie die Wissenschaften ehrte und förderte und die Freiheit des Denkens schützte. Sie haben Preuſsen in den sechs Jahren der Demüthigung eines gerechten, aber keine Liebe erweckenden Stolzes gekannt, in welchen es, je stärker der Druck war, desto gröſsere Spannkraft gewann, in welchen die Regierenden durch alle Mittel die Kraft des Volkes zu wecken und zu erhöhen strebten, und das Volk mit dem König durch das engste Band, das Band der Leiden, innig verschlungen war. Sie haben die rasch verflogenen Jahre der Begeisterung, des höchsten Aufschwunges der Volksgefühle, des gröſsten Waffenruhmes erlebt, welchen Friedrich Wilhelm mit einem treuen, jeglicher Aufopferung fähigen Volke errang, und haben miterlebt, wie diese heilige Flamme, aus Besorgniſs sie möchte das ganze Staatsgebäude verzehren, gedämpft wurde, bis nur noch der Funke unter der Asche glimmte: hier die Meinung, erregte Hoffnungen und Verheiſsungen würden nicht erfüllt, ungeduldige Erwartungen, jugendliche Verirrungen und einzeln sogar

Verbrechen; dort Furcht vor Neuerungen, Verdächtigung selbst der Edlern; allmälig wieder fast allgemeine Ruhe und Wiederkehr der alten Gleichgültigkeit; gegen Ende des theuren Lebens religiöse Aufregungen, um die Stelle der beschwichtigten politischen zu vertreten, und unter allem Wechsel der Ansichten und Empfindungen dieselbe Güte, Bürgerfreundlichkeit, Mäfsigung und Würde des greisen Königs, dieselbe Verehrung und Liebe für ihn unter allen Ständen des Volks! Es ist nicht das Geschäft des Redners zu erzählen wie ein Geschichtschreiber; und wie könnte ich Friedrich Wilhelms III. Leben, seine Erfahrungen und harten Prüfungen, seine Handlungen im Frieden und im Kriege, in ihrer Verwickelung mit den gröfsten Europäischen Angelegenheiten und mit den denkwürdigsten Begebenheiten des Jahrhunderts, in dem mir zugemessenen Mafse der Zeit darstellen? Auch will ich nicht, wie einige Philosophen zu thun pflegen, nach einem sogenannten Princip der geistigen Persönlichkeit des edlen Königs forschen, welches aus ihren mannigfachen Aeufserungen, die vielfältig durch Verhältnisse und Ereignisse bedingt sind, nicht ohne Gefahr der Täuschung herausgefunden werden kann, weil die besondere Persönlichkeit nicht begrifflich bestimmbar ist, sondern wie das Kunstwerk nur in der unmittelbaren Anschauung ergriffen wird. Möge es vielmehr Ihnen, verehrte Zuhörer, wie mir genügen, wenn ich mich auf einen innerhalb des Kreises meiner eigenen Erfahrung liegenden Gegenstand beschränke, der, wie mir scheint, unserer Feier der angemessenste ist: wenn ich die Lage und Verhältnisse der Preufsischen Universitäten, und vorzüglich der unsrigen, während der Regierung Friedrich Wilhelms III. betrachte, den Blick jedoch mehr auf den Sinn und Geist, in welchem sie geleitet wurden, auf ihre Stellung zu den bewegenden Kräften der Zeit, auf die Stimmung der Gemüther gerichtet, als auf die Leistungen in der Fachgelehrsamkeit, oder auf Zahlen und Namen und auf das ganze äufsere Gerüste und Gerippe unseres kleinen Gemeinwesens, endlich ohne dafs diese auf Thatsächliches gegründeten Bemerkungen in dem engen Rahmen einer Rede auch nur das Wichtigste hiervon umfassen sollten. Ich werde offen sprechen, wie man von der Vergangenheit zu sprechen berechtigt ist; ich werde mit Theilnahme sprechen, aber ohne Leidenschaft, ohne ungebührliche Vorliebe oder Abneigung.

Friedrich Wilhelm III. fand beim Antritt seiner Regierung, um geringere Anstalten nicht in Betracht zu ziehen, die Universitäten zu Halle, Königsberg, Frankfurt a. d. O. und Erlangen vor. Unter diesen hatten Halle und Königsberg den bedeutendsten Einfluſs auf die Deutsche Bildung ausgeübt. In Halle war frühzeitig eine freiere Entwickelung der Philosophie, bald auch der Kritik vorherrschend, und dies verfehlte seinen Einfluſs auf die Theologie nicht. Christian Thomasius, welcher den rohesten Ueberrest alter Barbarei und des alten Aberglaubens, die Hexenprozesse ausrottete, und der Muttersprache Eingang in den Vorlesungen der Universitäten erwarb, fand dort vor den Verfolgungen zu Leipzig eine Zuflucht; Christian Wolf beherrschte von dort aus eine Zeit lang Deutschland als Philosoph; von frömmelnden Gegnern vertrieben, wurde er durch Friedrich den Groſsen wieder auf seinen Lehrstuhl gesetzt. Die Theologie erhielt daselbst vorzüglich durch Semler eine freiere Richtung, deren Vertreter in der ersten Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. vorzüglich noch Nösselt war. In Königsberg, hervorragend durch einen schönen Verein geistiger Kräfte, die zu allen Zeiten muthvoll und unerschrocken in die Schranken traten, wurde Kant der Lehrer zunächst des gesammten Deutschlands, und bereitete eine Verjüngung nicht bloſs der Philosophie, sondern fast aller Wissenschaften, namentlich der Rechtslehre und der Theologie. Ehe Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, war die Lehrfreiheit der Hallischen Theologen und des groſsen Kant durch Wöllner und seine Gehülfen angefochten worden; Friedrich Wilhelm III. beseitigte diese Anfechtungen mit ihren Urhebern, und stellte die Freiheit der Lehre wieder her, indem er gleichzeitig die Freiheit der Mittheilung durch die Presse begünstigte. Man erkennt schon hieraus, daſs er die Universitäten nicht als Anstalten für die Zurichtung von Dienern auf vorgeschriebene Lehrsätze ansah, sondern als Pflanzschulen einer freien Erkenntniſs, welche auch auf die für den Staat zu bildenden Diener einwirken soll; aber noch deutlicher hat er dies in den letzten Jahren vor dem verhängniſsvollen Tage von Jena bewiesen. Jena war kurz vorher der Hauptsitz der Deutschen Philosophie gewesen; der kühnste und freiste Denker der neuern Zeit, Fichte, von Kursachsen der Gotteslängnung angeklagt, wie seit Anaxagoras so viele edle Forscher, verlieſs Jena, und fand

in Preufsen Zuflucht und Schutz; er lehrte halbjährig wechselnd in Erlangen und Berlin, hier zuerst in freigebildeten Kreisen Wifsbegieriger, da in dieser Hauptstadt damals Achtung und Liebe für die Philosophie unter den Edlern verbreitet war, späterhin als eine der ersten und schönsten Zierden der jungen Universität: zugleich griff er mächtig ein in das Leben, und wirkte zur Erweckung des Deutschen Volksgefühles und freisinniger Ansichten mit seinem gedankenreichen, urkräftigen, scharfen Wort. Hier zeigte sich von Neuem, was jederzeit sich bewährt hat, dafs die Freiheit des Gedankens, wenn sie an einer Stelle und für kurze Zeit gehemmt wird, anderwärts, bisweilen freilich erst später, nur desto glänzender hervorbricht; fast ohne Ausnahme alle, die vornehmer und gelehrter oder niedriger und unwissender Pöbel ihrer Zeit als gottlose angeklagt hat, sei es weil sie herrschenden Aberglauben bekämpften, sei es dafs sie wie Aristarch von Samos und Copernicus und Galilei nur einzelne von der Religion ganz unabhängige Lehren aufstellten, welche den befangenen Zeitgenossen religionswidrig schienen, sind von der Nachwelt freigesprochen und als Verkündiger der Wahrheit hoch gepriesen worden: die Unterdrückung selbst giebt der Wahrheit die stärkere Kraft der Gegenwirkung. Auch für Halle wurde die Verminderung des Glanzes der Universität Jena benutzt, um der vaterländischen neue Zierden zu geben; mehrere Professoren wurden von Jena dorthin berufen, und um daselbst einen neuen Mittelpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit zu gründen, die damals sehr einflufsreiche allgemeine Litteraturzeitung, gleichviel mit welchem Erfolge für den ersten Anfang, nicht ohne Aufopferungen von Jena nach Halle herübergezogen; ohne Scheu vor den neuen Ideen, welche den von Kant unterwühlten Grund der alten Vorstellungen noch einmal unterwühlten; verpflanzte man dahin, wenn auch nicht unmittelbar von Jena aus, die neuen Ansichten: ich nenne nur Schleiermacher, der, ein erklärter Verehrer des heidnischen Platon und des verrufenen Spinoza, als Lehrer der Philosophie und Theologie eingesetzt wurde, und Steffens, der die gleichfalls viel verleumdete Naturphilosophie, die sich erst später unschädlich erwies, in Halle vertreten sollte. Obgleich nicht alle Spuren der alten Roheit verschwunden waren, herrschte doch in Halle, welches damals wie Göttingen eine bedeutende Anzahl von Ausländern anzog, ein

durch die alten Kräfte, unter denen Fr. Aug. Wolf die wirksamste war, und gleich oder mehr noch durch die jüngern angeregter ächt wissenschaftlicher Sinn voll jugendlicher Begeisterung. Der Kampf gegen Napoleon hatte schon in jenen Jahren, wie es der Blüthe der vaterländischen Jugend ansteht, die übrigens politisch noch nicht aufgeregten Studirenden zu vaterländischen Gefühlen erweckt: der freie Geist der Deutschen Universitäten war dem Weltherrscher längst verhafst; dieser Geist schien bereits damals so furchtbar, dass der Kaiser gleich bei seiner Ankunft die Universität Halle auflöste, und alle Studirenden, die ärmeren mit einem Thaler Reisegeld, aus der Stadt vertrieb. Wie die niederschlagende Verringerung des Umfanges und der Macht des Staates nur eine Verjüngung und Wiedergeburt des ihm Verbliebenen in allen Zweigen hervorrief, so auch in den Universitäten: auch für sie finden wir hier den Wendepunkt zum Bessern in den wesentlichsten Beziehungen. Was an physischen Kräften verloren war, sollte durch geistige ersetzt werden, die schon früher den Staat gehoben hatten, und die sicherste Grundlage der Erneuerung der Staaten sind: denn die physische Kraft ist die beschränkte der Masse, der Masse, die einfürallemal dieselbe ist und nur durch Hinzufügung anderer Masse vermehrt werden kann; die geistige Kraft ist in sich selbst unendlich und ohne äufsere Hinzufügung aus eigener Spannung einer unermefslichen Steigerung und Vervielfachung fähig. Dabei liefs sich nicht verkennen, dafs junge Kräfte gebildet werden mufsten; Bildung und Erziehung der Jugend war neben der Befreiung des Volkes aus alten Fesseln und einer volksmäfsigern Heeresordnung dasjenige, worauf der neue Staat mufste gegründet werden. Kein Wunder also, dafs gerade in der drückendsten Noth und Bedrängnifs eine so hohe Summe wie früher niemals, zur Verbesserung und Gründung der wissenschaftlichen Anstalten der Hauptstadt ausgeworfen wurde; der gröfste Theil dieser Summe fiel auf die neue Universität, die zwar zunächst an die Stelle der verlorenen Hallischen trat und von ihr schöne Erwerbungen machte, aber nicht etwa eine Provinzialanstalt, sondern eine allgemeine Deutsche, ja eine Europäische werden sollte. Noch war in neuern Zeiten keine protestantische Universität in dem Sitze eines Fürstenhauses errichtet worden; ja das freiere Leben der Studirenden schien mit der Nähe eines Hofes

unvereinbar: es bewies eine vorzügliche Liebe zu den Wissenschaften, dafs man dieses Vorurtheil überwand, dafs man eine Universität als Zierde der Hauptstadt ansah und von ihr gerade an dieser Stelle eine erspriefsliche Wirksamkeit erwartete; und Berlin mufste dafür wegen der mannigfachen wissenschaftlichen Hülfsmittel, die hier schon vereinigt waren und leicht vermehrt werden konnten, nicht minder wegen der schon anwesenden Gelehrten und wegen der Neigung der Einwohner zu wissenschaftlicher Bildung, besonders geeignet scheinen. Man fafste gleichzeitig den Grundsatz, die Universitäten vorzugsweise in die Hauptstädte zu legen; und hierdurch ist unstreitig der Gesichtskreis der Lehrer erweitert, kleinlichen Reibungen unter diesen vorgebeugt und mancher thörichte und schädliche Brauch unter den Studirenden vertilgt oder gemildert worden. Die Universität zu Frankfurt wurde zwar Anfangs durch treffliche neue Lehrer verstärkt, würde aber schwerlich zu bedeutender Blüthe gelangt sein, und litt besonders an der Unsitte des alten Tons; ihre Uebertragung nach Breslau und Verbindung mit der dortigen katholischen Universität ging aus demselben Grundsatze wie die Errichtung der hiesigen hervor. Die Hallische wurde nach der Herstellung des Reiches durch die Ueberreste der Wittenberger in zweckmäfsiger Vereinigung verstärkt, die Königsberger und die neuzugefallene Greifswalder nach den Umständen gehoben; acht Jahre nach der Stiftung der hiesigen wurde die Bonner gegründet und blühte schnell auf. Hier scheint die Regierung den Grundsatz, der selbst für Dresden, wenn es an Preufsen käme, hatte Anwendung finden sollen, verlassen zu haben, die Universitäten den bedeutendsten Städten des Landes zu verleihen; wirkten dazu auch äufsere Gründe mit, der alte Anspruch des Ortes, wo Maximilian Friedrich der Erzbischof von Köln eine Universität errichtet hatte, die Freundlichkeit der Stadt, grofse zur Aufnahme einer wissenschaftlichen Anstalt wohl geeignete Schlofsgebäude, so ist mir aus dem Munde derer, welche damals diese Angelegenheiten leiteten, nicht minder bekannt, dafs man besorgte, in dem ehrwürdigen alten Sitze des Erzbisthums würde die neue Stiftung geistlichen und hierarchischen Einflüssen ausgesetzt sein. So erhielt allmälig, die Akademie zu Münster eingerechnet, jede Deutsche Provinz des Reiches eine hohe Schule. Doch ich gehe zurück in die ersten Jahre der uns-

rigen. Diese war unter der lebhaftesten Theilnahme und Erwartung von ganz Deutschland ins Leben gerufen; sie war von Anbeginn an wohl eingerichtet, umsichtig geleitet, ohne zu grofse Einmischung der Regierung in ihre inneren Angelegenheiten; daher der schönste Gemeingeist unter den Lehrern, höchste Freudigkeit im Amte selbst unter unsichern und drohenden Aussichten; jener wurde nicht wenig gekräftigt durch zwei Männer, welche jetzt Minister Sr. Majestät sind: ich meine den Mann, dem jetzt die oberste Leitung der wissenschaftlichen und kirchlichen Angelegenheiten des ganzen Staates anvertraut ist, als damaligen Syndikus der Universität, und den, welcher den Rechts-Studien eine Hauptrichtung anwies, die Blüthe derselben auf unserer hohen Schule begründete und vorzüglich hier zahlreiche Schüler bildete, als dritten Rector der Universität. So übte diese eine stille aber rege Wirksamkeit in jugendlicher Frische, und zog schon zahlreiche Zuhörer herbei, bis im dritten Jahre ihres Bestehens der schwer geprüfte König zu den Waffen rief. Sein Ruf zur Erhebung des Volkes, zur Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft, hatte auf den Universitäten grofsen Eindruck gemacht; auf der hiesigen blieben nur wenige des Dienstes unfähige oder ausländische Studirende zurück, während auch die Lehrer, deren einige selbst zu Felde gingen, sich mit Bewaffnungs- und Kriegesanstalten beschäftigten: vom Frühling des Jahres 1813 an hörten für etliche halbe Jahre die Vorlesungen bis auf wenige, mit der allergeringsten Zuhörerzahl besetzte auf. Früher waren die, welche sich den Studien widmen durften, von den waffenpflichtigen Mannschaften fast gänzlich unterschieden; nur wer von Dienstpflicht frei war, konnte sich mit Sicherheit den Wissenschaften widmen, und mancher gute Kopf wurde, wenn er zumal das Unglück hatte auf einem langen und starken Körper zu sitzen, plötzlich und auf immer aus seiner Laufbahn herausgerissen, um in jene Knechtschaft gebracht zu werden, aus welcher Heldenthum entspringen sollte, und früher allerdings unter einem grofsen Heldenkönig auch entsprungen war. Aber jetzt sehen wir die gebildete Jugend in besondern Heerhaufen auf dem Kampfplatze, und haben ihre Tapferkeit gleich in den ersten Schlachten bewundert; mit der Veränderung der ganzen Heeresverfassung verschwand der schneidende Gegensatz zwischen den Bürgern und Soldaten, und damit

zugleich die beständigen Zwistigkeiten zwischen beiden, und besonders auf den Universitäten zwischen den Studirenden und den jüngern Officieren: beide Eigenschaften hatten sich nunmehr häufig in einer und derselben Person vereinigt. Fortan wurde niemand mehr durch Soldatendienst von den Studien und der Laufbahn des Friedens unwiderruflich ausgeschlossen; jeder erfüllt die Pflicht sich zum Vertheidiger des Vaterlandes zu bilden. Kunst und Wissenschaft, obwohl die edelsten Güter der Menschheit, können dennoch, einseitig gepflegt, weichlich und thatenlos machen; durch Abhärtung des Körpers und Waffenübung, die wieder einseitig und wie in einer Kaste gepflegt, zu den entgegengesetzten Fehlern führt, stellt sich in Verbindung mit jenen das richtige Gleichgewicht her und die volle Gesundheit des Leibes und der Seele. Nachdem der Staat dieses Gleichgewicht in sich verwirklicht hat, können wir uns des schönsten Lobspruches rühmen, den der grofse Perikles den Athenern gab: „Wir lieben das Schöne ohne schwelgenden Aufwand, und lieben die Weisheit ohne Weichlichkeit.“ Mit der neuen Heeresordnung, welche ein unsterbliches Verdienst des in Gott ruhenden Königs und ihm um so höher anzurechnen ist, jemehr seine von Jugend auf eingesogenen Meinungen und lange Gewohnheit ihr widerstrebten, ist die Stellung der akademischen Jugend im Staat wesentlich verändert worden. Es wäre unbegreiflich, wenn die Begeisterung jener Zeit des Kampfes nicht auch in den Körperschaften der Universität den Wunsch erregt hätte, den ersten Helden des grofsen Kampfes ihre Verehrung zu beweisen; deren Erwähnung ich umsoweniger für kleinlich halten darf, als auch mein Vorgänger im Amte sie nicht verschmäht hat: als am 3. August des Jahres 1814, nach der von mir als verordnetem Sprecher der ganzen Universität gehaltenen Festrede über die Grofsthaten des Königs und Volkes, Solger als Decan der philosophischen Facultät aufser dem Fürsten Staatskanzler die obersten Heerführer zu Doctoren ernannte, schien diese eigenthümliche Feier weder unziemlich noch pedantisch. Die Erwartungen, welche man an die glorreichen Erfolge der Kämpfe knüpfte, ergriffen nicht am wenigsten die, denen vorzüglich die geistige Entwickelung am Herzen lag; denn diese ist nicht unabhängig von der politischen. Was fast alle damals zur Verbesserung der politischen Zustände hofften, war eine Verfassung: dass dieser Wunsch

auch der Universität nicht fremd blieb, zeigt ein anderes rednerisches Denkmal aus jener Zeit und von demselben Manne, den ich so eben genannt habe. Solger hielt im Jahre 1815 die Festrede vom 3. August; er hob die verheifsene Einführung der Stände heraus, von welcher später an dieser Stelle nicht mehr gesprochen wurde, weil, um von der Zeit der Erwartung zu schweigen, die einstweilige Erledigung dieser grofsen Angelegenheit durch den verewigten König, die nur wenigen befriedigend schien, gegen einflufsreichere Staatshandlungen zurücktrat. Der Redner vermifste an dem um seiner Freiheit willen gefeierten Alterthum, dafs ihm die vorzüglichste aller Staatsformen fremd geblieben, in welcher unter den Auspicien der königlichen Majestät Versammlungen erlesener Männer, der Vertreter des ganzen Volkes, über die Gesetze und öffentlichen Lasten berathschlagen; in der Geschichte der neueren, zumal der Germanischen Völker, erinnerte er, lägen viele Anfänge und Fortbildungen dieser besten Form, aber die Germanische Ständeverfassung habe den Einzelnen und ihren besondern Vortheilen zuviel eingeräumt; in der von ihm gerühmten Staatsform würden nicht Einzelner Stimmen gehört, die über ihre Rechte und Befugnisse streiten, sondern die Stimme des Volkes, die nichts anderes als der König wollen könne: denn der König wolle den Vortheil des Volkes, ihm also müsse daran gelegen sein, dafs er mit dem Volke handle, nicht mit Einzelnen. Es seien also Versammlungen zu bestellen, die nicht Einzelner oder eines Standes, sondern des ganzen Volkes Stelle verträten und mit dem König dahin wirkten, dafs der Staat das möglichst vollkommene Bild der Gerechtigkeit darstelle. Freilich liefsen sich solche Versammlungen auch so zusammensetzen, dafs sie nur den Schein des Rechtes hätten und der Gewaltherrschaft eine Schminke gäben, wie unter Napoleon und seiner Brüder einem; wir aber seien soweit gekommen, dafs jene schönste Staatsordnung, die sonst nur aus vielen Zwistigkeiten und Drangsalen hervorgehe, bei uns in wechselseitigem Vertrauen und Liebe zwischen König und Unterthanen festgestellt werden solle, und jeder werde sich auch hier des Königlichen Wortes erinnern: „Die Sache, die ich führe, ist mir mit meinem Volke gemein.“ So sprach damals ein Mann, den niemand den Aufwieglern beizählen konnte, ein Mann, der seinen Ruhm durch speculativen Tiefsinn und eine

edle und feine ästhetische Bildung gewonnen hat. Sein Andenken heute zu erneuern, gebietet mir die schöne Sitte, dafs an diesem Tage, der uns gewissermafsen ein Todtenfest ist, die zur Zierde unseres Saales neuhinzugekommenen Brustbilder der verstorbenen Lehrer aufgestellt werden sollen, und statt anhangsweise von ihm besonders zu reden, zeige ich ihn lieber im Zusammenhange mit den Zeitbegebenheiten, wie er vor nunmehr zweiunddreifsig Jahren an demselben Tage und an dieser Stelle auftrat, um nicht etwa die eigennützigen Hoffnungen unserer Körperschaft auszusprechen, sondern die gemeinsamen des Vaterlandes, in welchem wir die Wurzel unseres Lebens haben. Wenn nun in den nächsten Jahren nach dem Kampfe um die äufsere Unabhängigkeit Deutschlands sich auf den Universitäten neben eifriger Wissenschaftlichkeit und einer sehr bedeutenden Verbesserung der Sitten, eine durch geheime Gesellschaften genährte politische Richtung der Jugend bildete, so ist diese Jugend weniger durch einzelne Wortführer hierzu verleitet, als durch den früheren, begünstigten Geist hineingestofsen worden: wie konnte man erwarten, dafs die Bewegung an einem willkürlich gesteckten Ziele stehen bleiben oder sich umbeugen werde? War sie doch eine nothwendige Folge der Begebenheiten, des Antheils der studirenden Jugend an den Kriegen, aus denen sie ernst und mit frühen Lebenserfahrungen heimgekehrt war, bald auch des Zwiespaltes zwischen der innern, schon in den Grundlagen der heiligen Allianz angedeuteten Politik und einem allgemein verbreiteten Zeitgeiste. Seit Napoleons den Universitäten feindseliger Macht in Deutschland, ist diesen das Jahr 1819 das drohendste gewesen; doch ging es unter besonnenen und milden Herrschern, für uns unter Friedrich Wilhelm III. ohne weitgreifende Nachtheile vorüber. Schon im Januar erregte eine gegen die Professoren erfolgte Androhung bange Besorgnisse, und veranlafste unsern Senat, eine nähere Erklärung der Königlichen Willensmeinung zu erbitten, welche die Sicherheit gewähre, dafs in allen Fällen, wo nicht schon die Billigung des Censors den Schriftsteller gegen alle Ansprüche sichere, kein öffentlicher Lehrer wegen angeblicher Prefsvergehen ohne Urtheil und Recht werde entfernt werden. Zunächst veranlafste dann jener an einem weltbekannten, damals als Gast in Deutschland lebenden Manne verübte fanatische Frevel den Verlust eines theuren Amtsgenossen;

hat auch die Zeit darüber ihren Schleier gezogen, so mag doch die Theilnahme enthüllt werden, welche wir in natürlichem Gemeinsinn seinem Geschick zollten. Wenn der König sich durch sein Gewissen gedrungen fand, diesen Mann zu entsetzen, fühlte der Senat sich nicht minder gedrungen, für ihn sich unmittelbar an den Thron wendend auszusprechen, dafs wir diesen Mann ebensosehr wegen des Ernstes, der Redlichkeit und der Offenheit seines Charakters als wegen seiner Kenntnisse und seines Lehreifers hochzuschätzen Ursache gefunden haben, und zu bitten, es möge über die Art, wie er in seinem Lehramte gewirkt, und über die Grundsätze, die er darin verbreitet habe, die strengste Untersuchung durch die vorgesetzte Behörde angeordnet, und bis zu deren Beendigung der bereits verfügten Entlassung Anstand gegeben werden. Nachdem diese Bitte sowohl als ein darauf folgender Antrag des Senats fruchtlos gewesen, dem ohne vorhergegangene Untersuchung und Urtheil entsetzten sein Gehalt zu belassen, sicherte man, was damals nur insgeheim geschehen konnte, dem Ausgeschiedenen bis auf bessere Zeiten den Betrag seines Gehaltes, und hierzu trugen nicht blofs Freunde, sondern auch Gegner bei. Mittlerweile hatte der Bund die Beschlüsse gegen die Universitäten gefafst, die nicht sowohl diesen zum Schaden gereichten, als zur Herabsetzung von Männern, die eine ehrenvolle Stellung gewohnt waren. Es wird gestattet sein, nach achtundzwanzig Jahren, als Beitrag zur Würdigung unserer Körperschaft in jener Zeit, was damals verborgen blieb zu veröffentlichen. An demselben Tage, da die letzte Verwendung für den entlassenen Amtsgenossen beschlossen worden, schrieben Rector und Senat im Gefühle erfüllter Pflicht und erlittener Kränkung: „In der Einleitung zu den Gesetzentwürfen, welche von der Kaiserl. Oesterreichischen Bundesgesandtschaft der hohen Bundesversammlung vom 20. September 1819 vorgelegt worden, seien gegen die Deutschen Universitäten im Allgemeinen und die an denselben wirkenden Lehrer die härtesten und die Ehre derselben auf das Empfindlichste kränkenden Beschuldigungen ausgesprochen worden: nicht allein dafs einem grofsen Theile der akademischen Lehrer zur Last gelegt werde, die wahre und ursprüngliche Bestimmung der Universitäten verkannt, ihr eine willkürliche und oft verderbliche untergeschoben, und anstatt die Jünglinge für den Dienst des

Staates und zum Besten des Vaterlandes zu bilden, sie mit leeren Träumen und mit Widerwillen gegen die bestehende gesetzliche Ordnung angefüllt zu haben, so werde sogar eine gefahrvolle Ausartung der Deutschen hohen Schulen, und zwar in einer durch einige unbestimmt gelassene Ausnahmen wenig beschränkten Allgemeinheit behauptet, und in gleicher Allgemeinheit selbst von bestimmten Feindseligkeiten gesprochen, welche von dieser Seite her gegen die Grundsätze und die Ordnung ausgegangen seien, auf welchen die bestehende Verfassung und der innere Friede Deutschlands beruhe. Dagegen glaubten wir es der Würde unserer Anstalt und den Verpflichtungen gegen dieselbe schuldig zu sein, ohne alle Anführung von Thatsachen hingestellte Anklagen nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Hätten einzelne akademische Lehrer sich vergangen, worüber uns das Urtheil nicht zustehe, so möchten diese als Einzelne von den Mafsregeln, welche den Regierungen zu Gebote ständen, betroffen werden; dafs aber bei Weitem auf die Mehrzahl der Lehrer auch nicht der leiseste Verdacht einer solchen Schuld falle, darüber dürften wir uns getrost auf das Urtheil der Welt berufen. Sei ein grofser Theil der Jugend Deutschlands von einem gefährlichen Dünkel ergriffen, so werde jede unparteiische Nachforschung ergeben, dafs dieses Uebel nicht sowohl den Universitäten als vielmehr anderen von aufsen auch auf sie nachtheilig einwirkenden Ursachen zuzuschreiben sei. Wenn endlich diesem Uebel nicht anders als durch strenge Wissenschaftlichkeit in den Lehrvorträgen und eine ernste akademische Disciplin gesteuert werden könne, so müfsten diese beiden allein zum Ziele führenden Mittel ihre Wirksamkeit verlieren, wenn die akademischen Obrigkeiten und Lehrer selbst in den Augen ihrer Pflegebefohlenen und Schüler öffentlich herabgesetzt würden. Wir hätten das beruhigende Bewufstsein, dafs unsere Universität ihrem wohlerkannten wissenschaftlichen Berufe treu geblieben sei, und dafs sie, selbst in diesen allerdings bedenklichen Zeiten, gestrebt habe, sich stets ihrer wahren Bestimmung würdig zu erhalten, und wir dürften uns wegen der Führung unseres Lehramtes, der Verwaltung der uns anvertrauten Disciplin, des Geistes und Verhaltens der grofsen Mehrzahl unserer Studirenden, vertrauensvoll auf das Zeugnifs unserer vorgesetzten Behörde berufen. In diesem Bewufstsein und in der Ueberzeugung, dafs ein Glei-

ches von den Deutschen Universitäten im Allgemeinen und von der bei Weitem gröſseren Zahl ihrer Lehrer gelte, fühlten wir uns, jemehr wir das uns zur Last gelegte Benehmen verabscheuten und dessen unbedingte Strafbarkeit anerkännten, umsomehr verpflichtet, die Deutschen Universitäten und die unsrige insbesondere gegen die oben erwähnten Anklagen, in der Allgemeinheit genommen, wie sie ausgesprochen worden, auf das Feierlichste zu verwahren." Der jederzeit höchst wohlwollende Minister von Altenstein, ersucht „diese unsere Protestation an die hohe Bundesversammlung befördern zu wollen", übersandte sie bereitwillig an den Fürsten Staatskanzler. Als hiernächst die Versammlung der Minister zu Wien eröffnet worden, übersandten Rector und Senat auch noch eine Abschrift ihrer Verwahrung an den Staatskanzler, damit sie jener Conferenz vorgelegt würde. Der Fürst behielt Urschrift und Abschrift zurück, und benachrichtigte uns hiervon mit der Milde, welche, wie den König, so seinen ersten Diener zierte. Die vermöge jener Beschlüsse eingeführte Unterordnung der Universität unter einen Königlichen ausserordentlichen Bevollmächtigten führte gleich Anfangs Zerwürfnisse nach allen Seiten herbei; bald trat das vorgesetzte Ministerium, in Gesinnung und Grundsätzen mit der Universität übereinstimmend, wieder mit dieser in unmittelbare Verbindung, bis der erste Bevollmächtigte entlassen wurde. Von seinem Nachfolger hat sie nur Wohlwollen erfahren, und bedauerte seine plötzliche Entlassung aufrichtig. Seit dieser bestand nur eine Stellvertretung dieser Aufsichtsbehörde aus der Mitte unserer Körperschaft selbst, bald ausschlieſslich durch den erwählten Rector mit Beiordnung des Richters. Ohne beengende Formen war alles doch wohl geordnet; selbst unter bedenklichen Umständen, die von Zeit zu Zeit sich erneuerten, entstand nach keiner Seite Austoſs oder Verlegenheit: die Universität erreichte bald die höchste Zahl der Zuhörer; zwar kein Beweis der Vollkommenheit, aber doch eines weitverbreiteten Rufes und des öffentlichen Zutrauens. Im Winter 1833—1834 zählte sie 2001 eingeschriebene Studirende, und mit den übrigen zum Hören der Vorlesungen Berechtigten 2561 Zuhörer; eine Zahl, wie sie keine Deutsche Universität in der neuern Zeit aufzuweisen hatte. Und was das Erfreulichste war, wir genossen wieder das ganze Vertrauen einer die Wissenschaft liebenden Regierung und

eines für den Ausdruck der Liebe und Verehrung, den ihm auch die akademische Jugend bezeigte, empfänglichen Königs. Er erkannte den innern Werth dieser hohen Schulen, und sie überlebten die Zeiten einer auch über ihr Gebiet weit hinaus greifenden Verdächtigung, die, ich darf es leider nicht verschweigen, von einem Mitgliede unserer Universität, einem sonst wohlwollenden und liebenswürdigen Amtsgenossen, welcher der erste Rector dieser Universität gewesen, fast zuerst ausgegangen war. Es ist, ich sage es im Vollgefühle der Wahrheit, nach vierzigjähriger Amtsführung, es ist eine unvertilgbare Lebenskraft, ein unverwüstlicher Gesundheitskern in diesen protestantischen Universitäten Deutschlands, solange sie sich selber treu bleiben; und die, welche im Drang alles umzugestalten auch diesen Ueberrest alter Zeiten noch vernichten möchten, wissen nicht, dafs sie ein edles und heiliges Erbtheil, ein Palladium Deutscher geistiger Freiheit und Einheit antasten, welches von Geschlecht zu Geschlecht, von den Eltern auf die Kinder überliefert wird wie das Licht des Lebens. Ich habe von dem Zusammenstofs der Universitäten mit der Politik gesprochen, welcher sie nach früheren Grundsätzen fern bleiben sollten: ihr Verhältnifs zu der Kirche ist in allen Zeiten ein nicht minder bedenkliches gewesen. Aber unter Friedrich Wilhelm III. nahmen, abgerechnet jene die protestantischen Universitäten kaum berührende hierarchische Bewegung gegen das Ende seiner Regierung, diese Angelegenheiten einen ruhigen Verlauf. Er hatte sich den meines Erachtens schönen Zweck vorgesetzt, eine kirchliche Vereinigung der Protestanten zu bewerkstelligen, welche, um mit seinen eigenen Worten zu reden, noch durch angeerbte Formen, durch herkömmliche geheiligte Worte, durch den todten Buchstaben des Bekenntnisses getrennt waren. Er hatte hierin unstreitig Geist und Stimmung der Mehrzahl auf seiner Seite; mit wenigen Ausnahmen strebten alle Protestanten Deutschlands dahin. Er fand weniger Widerspruch in dieser Vereinigung als in der Festsetzung neuer, wenn auch milder Formen; er hat dabei gegen das Volk wenigen Zwang geübt, über dessen Angemessenheit man rechten mag; mehr hat er sich über die Theologen beklagt. Doch vorübergehende Verwickelungen einzelner Professoren ausgenommen, sind die Universitäten hiervon wenig berührt, geschweige denn bedrängt oder beunruhigt worden.

Der Fürsten Liebe zu den Wissenschaften entspringt aus sehr verschiedenen Quellen und ist von sehr verschiedener Art. Unlautere Quellen verschweige ich; die edleren sind vorzüglich zweierlei. Die eine entspringt aus dem Verstande des Herrschers: er erkennt, dafs des Volkes edelstes Gut das Wissen ist, der Staat nur von Wissenden wohl regiert werden kann, der Staat veredelt und gehoben wird, wenn die Erkenntnifs allmälig alle seine Theile durchdringt. Ein Fürst, der diese Ueberzeugung hat, kann selbst ohne eigentlich persönliche Liebe zu den Wissenschaften als Staatsmann sie fördern, weil er sie als ein nothwendiges Lebenselement ansieht; wie ein Fürst, ohne kriegerische Neigung, der Heeresmacht alle erforderliche Sorge widmen kann: es ist nicht Eigennutz, nicht Selbstsucht, sondern richtige Werthschätzung, die ihn zur Begünstigung der Wissenschaften führt. So, scheint mir, hat Friedrich Wilhelm III. die Wissenschaften gefördert und geliebt; gebildet und unterrichtet, hatte er wie der ächte Staatsmann eine volle Uebersicht aller Zweige des Staats und liefs allen ihr Recht angedeihen; als Muster nicht blofs königlicher, sondern menschlicher Besonnenheit und Bescheidenheit hörte er zugleich gern die Verständigsten. So hat er in seinen Landen für die Wissenschaften Aufserordentliches gethan, planmäfsig und gleichmäfsig, ohne Begünstigung der einen und Vernachlässigung der andern, gerecht und freigebig gegen alle. Die andere Art der Liebe der Fürsten zu den Wissenschaften beruht auf einem eingebornen, unüberwindlichen Triebe zum Wissen selbst, der den Königssohn vielleicht zum Gelehrten bestimmt hätte, wäre er nicht zum König bestimmt gewesen: nicht nothwendig jedoch sind gerade solche die wirksamsten Förderer der Wissenschaften in ihrem Staat; doch werden sie mehr den Umgang mit Gelehrten lieben. Friedrich der Grofse hatte diese Stimmung und Richtung. Wenn ich es gewagt habe, soweit auf das Persönliche einzugehen in dem Urtheil über verehrte und bewunderte Könige unseres Herrscherhauses, so sei es, obgleich persönliche Vergleichungen leicht ungerecht oder ungeziemend werden, ferner gewagt, mit zwei Strichen auch Friedrich Wilhelms IV. Stellung zu den Wissenschaften anzudeuten, ohne von denen, die ihn kennen, zu besorgen, dafs sie mich der Schmeichelei zeihen. Friedrich Wilhelm IV. verbindet des erhabenen Vaters allseitige Beförderung der Wissenschaft und Kunst als einer

Volksangelegenheit mit Friedrich des Grofsen persönlicher Liebe zu denselben und zu ihren Vertretern: und hierin liegt ein Fortschritt, sowie die Zeiten auch im Uebrigen fortgeschritten sind. Möge dies besonders auch Ihnen, theure jüngere Bürger unseres Gelehrtenstaates, ein Sporn sein der Liebe zu dem huldreichen Herrscher, der Anhänglichkeit nicht allein an das Vaterland, sondern auch an die geheiligte Person dessen, in welchem das Vaterland seine sichtbare Einheit hat; nicht minder möge es Ihnen ein kräftiger Antrieb sein zu ächter Wissenschaftlichkeit und Sittlichkeit. Doch der heutige Tag gilt dem Vater, dem edlen, tugendhaften, ruhmgekrönten König! Wie auch die Welt sich umgestalten mag, sein Gedächtnifs bleibt in Ehren!

II.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1848.

Wenn ich heute, hochgeehrte Versammlung, an demselben Festtage spreche, an welchem ich seit Friedrich Wilhelms des Vierten Thronbesteigung gerade hier alljährlich aufgetreten bin, kann ich, wie unpassend dies auch scheinen mag, der Stimmung und Empfindung meines Gemüthes folgend gleich im Eingange die tiefe Bekümmernifs nicht unterdrücken, dafs dieser Tag nicht mehr wie früher ein Tag der ungetrübten Freude ist. Dieses verhängnifsvolle Jahr hat lange vorbereitete und durch den Widerstand einer zu spät enttäuschten Regierungskunst genährte und gezeitigte mächtige Gedanken, Gefühle und Entwürfe beinahe in ganz Europa zu Thaten gestaltet, von welchen besonders Frankreich, Italien und Deutschland erschüttert worden sind: wie grofsartig und in ihren weiteren Folgen hoffentlich erspriefslich diese auch sein mögen, so sind dadurch Kämpfe, Spaltungen und Zerwürfnisse entstanden, die eine tiefe und weite und kaum mehr auszufüllende Kluft gesprengt haben zwischen Fürsten und Völkern, welche früher durch ein wechselseitiges Band der Pietät verbunden waren oder verbunden schienen. Das Fest aber, zu welchem wir versammelt sind, ist ein Fest eben dieser Pietät, die zart und milde, berechnungslos und gleichsam unbewufst, weder im Verstande ihren Sitz hat noch wie die Begeisterung in der Einbildungskraft, sondern eine zunächst der Dankbarkeit und dem religiösen Gefühl verwandte geheime Regung des Herzens ist: unter den grofsen Bewegungen der Zeit, den gewaltigen Bestrebungen der entfesselten Geister, der leidenschaftlichen Entrüstung der Parteien, der scharfen und zersetzenden Kritik, der unermüdlich regen Sophistik, dem selten harmlosen, meist schneidenden und frechen Witz und Spott, erstirbt allmälig dieses Gefühl der Pietät fast in allen ihren Richtungen und Anwendungen. In der That, wie sollte sie in einer politischen Umwälzung lebendig bleiben, da selbst auf dem reli-

giösen Gebiete, wo sie recht eigentlich zu Hause sein müfste, das beinahe nothwendige Uebermafs, welches mit jeder Neubildung verbunden ist, alle jene Gefühle so weit vernichtet, dafs selbst der Stifter des Christenthums dem Jünger, welcher, ehe er ihm folgte, zur Erfüllung der dem natürlichen Menschen heiligsten Pflicht seinen Vater beerdigen wollte, das harte Wort zurief: „Lafs die Todten ihre Todten begraben"; dafs derselbe Bote der Liebe, des göttlichen Friedens und des göttlichen Reiches sagen konnte, er sei nicht gekommen Frieden zu senden auf Erden, sondern das Schwert, den Sohn zu erregen wider den Vater, die Tochter wider die Mutter, die Schnur wider ihre Schwieger; der Menschen Feinde würden ihre eigenen Hausgenossen sein; wer Vater und Mutter, wer den Sohn oder die Tochter mehr liebe als ihn, sei nicht seiner werth! Jede soll ich sagen fanatische oder dämonische Aufregung, sei sie religiöser oder politischer oder irgend welcher Art, und in ihrem Ursprunge noch so edel und erhaben, in ihren Anlässen noch so sehr berechtigt, in ihren Wirkungen noch so wohlthätig, verschlingt wie ein Grab für die Zeit der Gährung alle anderen geistigen Regungen und alle anderen Seelenthätigkeiten, und bringt sich die menschlicheren Empfindungen, von welchen im stillen und ruhigen Flusse des Lebens das Herz sanft bewegt wird, zum blutigen Opfer. Ja da die Pietät ihrer Natur nach die Zurückgezogenheit liebt und selten mit starker Thatkraft gepaart ist, wagt sie kaum, wo sie auch noch vorhanden ist, anders gesinnten gegenüber entschieden hervorzutreten und sich offen auszusprechen, und scheint also dann sogar noch weniger lebendig zu sein als sie wirklich ist: selten finden wir den gerechten und auf seinen Grundsätzen beharrlichen Mann, den nach des Dichters Ausspruch „nicht der Schlechtes gebietenden Bürger Wuth, nicht des drohenden Tyrannen Antlitz im festen Sinn erschüttert". Die reinste und reichste Quelle des menschlichen Wohlergehens, die leidenschaftlose Besonnenheit, welche die Dinge mit richtigem Gewicht abwägt und das Mögliche und Nützliche der äufsersten, unerreichbaren oder gefährlichen Folgerichtigkeit vorzieht, trifft in solchen Zeiten der Vorwurf der Halbheit: und doch hat schon die älteste und einfachste Weisheit des Askräischen Sängers gewufst, dafs die Hälfte mehr als das Ganze ist. Heute und an dieser Stelle kann ich nur unter der erfreu-

lichen Voraussetzung sprechen, dafs in Ihren Herzen, verehrte Zuhörer, welche zu dieser Feier zusammengekommen sind, die Pietät noch nicht erloschen sei, und dafs die Freunde, Lehrer und Jünger der Wissenschaft, welcher Farbe auch jeder Einzelne angehören mag, der Besonnenheit nicht entbehren. Doch zähle ich nicht auf Beifall; denn ich habe selbst in Zeiten, in welchen ruhigere Erwägung zu erwarten war, und obwohl ich viele Jahre hindurch mich der Verbreitung freisinniger Ansichten, zwar mit Mäfsigung, aber nicht ohne Gefahr gewidmet hatte, dennoch die Erfahrung gemacht, dafs selbst die beste Meinung und Absicht dieses oder jenes nicht ängstlich abgewogenen mifsfälligen Wortes wegen falscher Auslegung und unverständiger Verkennung, und zwar nach beiden Seiten hin, preisgegeben war. Gewohnt indefs, nicht in meinem Namen zu sprechen, sondern als Vertreter einer Körperschaft, und in den Geist der Mehrheit derer mich zu versenken, welche ich vertreten soll, werde ich mich bemühen, wo nicht diesem Geiste, soweit ich ihn kenne, einen Ausdruck zu geben, doch wenigstens meine eigenthümliche Auffassung mit jenem nach Möglichkeit zu verschmelzen.

Wir sind hier feierlich versammelt, verehrte Herrn, um das Geburtsfest des Königs zu begehen. Wir genügen nur unserer Pietät, in voller Uebereinstimmung mit der Wahrheit, wenn wir seiner gemüthvollen Herzensgüte, seiner Begeisterung für alles Edle und Schöne, seines offenen und lebendigen Sinnes für Wissenschaft und Kunst, seiner aufopfernden Selbstentäufserung gedenken. Wir genügen nur der Wahrhaftigkeit, wenn wir anerkennen, dafs er zuerst der freieren Staatsentwickelung dieses Reiches die Bahn geöffnet hat; ist jene auf anderem Wege und in anderer Form weiter erfolgt und verwirklicht, so gebietet nicht allein mehr die Pietät, sondern sogar die politische Weisheit, die gröfser ist in der Aufhebung und Versöhnung der Gegensätze als in ihrer Verewigung, über die Vergangenheit nicht zu rechten; noch weniger steht es edleren Gemüthern an, die Männer, welche sonst mächtig waren, nachdem sie ohnmächtig geworden, zu schmähen oder zu schelten. Das Geschehene kann nicht ungeschehen werden: wir können nur daraus lernen, um besser zu machen, was schlecht gemacht war, obgleich man daraus bekanntlich wegen Eigenwillens und Dünkels nichts zu lernen pflegt; und wenn bessere Zustände

das Volk beglücken, mag man die früheren Irrsale vergessen, wem immer auch die Schuld derselben zur Last fallen mag. Gedenken wir vielmehr des Guten! Und wahrlich, wir haben viele und grofse Ursachen gehabt, selbst viele der unumschränkten Fürsten dieses Landes anzuerkennen und zu preisen: denn sie haben seine Blüthe, seine Gröfse, seinen Ruhm gegründet: aber Friedrich Wilhelm der Vierte ist der erste verfassungsmäfsige, und sonach in Wahrheit also ganz gesetzmäfsige König dieses Landes, und in dem Mafse, als ein solcher zum Ersatze der Macht der Liebe des Volkes mehr bedarf, in demselben Mafse hat er darauf einen höhern Anspruch. Dafs solche rein menschliche Dankbarkeit und Liebe sogar gegen einen unumschränkten Herrscher, um wie viel mehr für den verfassungsmäfsigen, von knechtischem Sinne weit entfernt sei, habe ich von demjenigen Volke gelernt, welchem ich den gröfsten Theil meiner Bildung verdanke, aber nicht allein ich, sondern die ganze gebildete Welt, von dem Hellenischen Volke, welches erst im Leben und demnächst auch wissenschaftlich die politische Freiheit zuerst unter allen Völkern, und wenn wir die von ihm nicht erreichte grofse Form des constitutionellen Königthums und das von ihm nicht überwundene Verhältnifs der Sklaverei ausnehmen, an der ja selbst der heutige Musterstaat der Freiheit noch krankt, am vollständigsten und edelsten ausgeprägt hat. Theron, der mächtige Tyrann, um nur dieses eine Beispiel anzuführen, hatte mit List und Gewalt eine völlig unberechtigte Alleinherrschaft erlangt; doch der Dank für seine Milde und Gröfse, für seine Verdienste um das Vaterland, da er in Gemeinschaft mit den Fürsten von Syrakus Sicilien aus der Hand der Karthager errettet hatte, schien mit der wieder errungenen Freiheit der Akragantiner so wenig unvereinbar, dafs sie ihn nach seinem Tode als Heros verehrten, wie er bei seinem Leben in ganz Sicilien geliebt worden war. Friedrich Wilhelm der Vierte ist aber nicht allein der erste verfassungsmäfsige König dieses Landes; er hat auch zuerst, eben mit jener ihm eigenen Begeisterung, die Sache der Deutschen ergriffen, nicht blofs mit Worten, sondern mit der That, nicht auf anderer Kosten, sondern mit schweren Opfern dieses Landes, und dazu noch ohne Dank. Alles Andere, verehrte Zuhörer, überlasse ich Ihrem eigenen Herzen, Ihrer eigenen Erwägung; am wenigsten beabsichtige ich eine

rein politische Rede, da solche überall und in der nächsten Nähe, aus eigenem oder öffentlichem Berufe und in der geeignetern freien Form der augenblicklichen Erzeugung, nicht wie es uns die übrigens wohl berechtigte Sitte dieser Feierlichkeiten gebietet, vom Blatte gehalten werden. Vielmehr wende ich mich zu einem besonderen Gegenstande, der nur insofern politischer Natur ist, als früher oft und auch heutzutage in Zweifel gestellt worden, ob und wie weit er dem Staat anheim falle, zu einem Gegenstande, der zuallernächst uns und freilich auch unser Verhältnifs zum Gemeinwesen betrifft: ich meine den öffentlichen Unterricht.

Gehen wir von dem sogenannten Rechts-Staate aus, welcher ohne Beziehung auf die Sittlichkeit der Handlungen die natürliche Freiheit oder Willkür nur so weit beschränken kann, dafs durch sie nicht die Freiheit oder Willkür der anderen verletzt wird, so folgt daraus unmittelbar die unbeschränkteste Freiheit Unterricht zu geben und zu nehmen: denn es wird keines Menschen Freiheit dadurch unmittelbar verletzt oder beschränkt, dafs ich unbedingte Freiheit habe zu unterrichten und mich unterrichten zu lassen oder auch nicht unterrichten zu lassen; es wird daher jedem freistehen, sich mit einem anderen über den Unterricht zu vertragen, und das Recht wird nur darüber zu entscheiden haben, ob der Vertrag ein gültiger sei und ob er gehalten worden oder nicht. Indessen schliefst die Frage, ob der Vertrag ein gültiger sei, schon den Gedanken ein, der Inhalt der Lehre oder die Grundsätze, auf welchen sie beruhe, könne von der Art sein, dafs durch die Freiheit zu lehren und zu lernen die Freiheit anderer mittelbar beeinträchtigt werde, wie etwa wenn einer in der Diebes- oder Räuberkunst, oder in der Unsittlichkeit überhaupt, oder in Lehren, die gangbarer Ueberzeugung nach für gemeinschädlich gelten, zum Beispiel im Atheismus, Unterricht ertheilen wollte; doch wird der folgerichtige Denker hierauf erwiedern, so lange dergleichen theoretisch gelehrt werde und nicht in verbrecherische Thaten übergegangen sei, gehörten vorbeugende Mafsregeln dagegen nicht dem Rechts-Staate, sondern dem verwerflichen Polizei-Staate an, und es sei ja, um bei den angeführten Punkten stehen zu bleiben, erst noch von der Wissenschaft auszumitteln, was sittlich sei oder nicht, was Atheismus sei oder manchen nur scheine, ja wer Recht habe, der Gottesverehrer oder der Gottesläugner, und wessen Lehre zuträglicher für die

Menschheit sei, und ob das Eigenthum ein wirkliches Recht sei und nicht vielmehr, wie man schon gehört hat, die härteste Ungerechtigkeit und Verletzung der natürlichen Freiheit. Der Rechts-Staat wird daher bei völliger Folgerichtigkeit nicht allein die persönliche Freiheit des Unterrichtes, sondern auch die völlige Freiheit der Lehre nach ihrem Inhalte gewähren müssen, selbst auf die Gefahr seiner eigenen Auflösung: er hat keine Veranlassung Unterrichtsanstalten zu gründen oder auch nur die Lehre zu beaufsichtigen. Ganz anders stellt sich die Sache, wenn wir den Staat, als etwas Positiveres und Inhaltvolleres, als die von den Menschen gegründete Anstalt betrachten, in welcher die Vernunft und Sittlichkeit des Geschlechtes verwirklicht werden soll, also allerdings auch die Freiheit, weil die Freiheit in der Herrschaft der Vernunft und Sittlichkeit besteht. Die Vernunft und Sittlichkeit, letztere auf ihrer höchsten Stufe, als bewufste Tugend genommen, beruht aber in der Erkenntnifs, und das Mittel zur Erkenntnifs zu gelangen ist aufser den seltenen Fällen, dafs ausgezeichnete Geister auf dem Wege vollkommen unabhängiger Selbstbelehrung zu einer nicht geringen Bildung gelangen, unter Hinzutreten der eigenen Selbstthätigkeit der Unterricht. Von diesem Standpunkte aus, zu welchem ich mich bekenne, ohne ihn dem ersteren gegenüber hier in dem Umfange dieses Vortrages rechtfertigen zu können, ist der Staat nicht blofs berechtigt sondern verpflichtet, das Unterrichtswesen oder die gesammte Schule in seine Hand zu nehmen; wer jedoch diesen Standpunkt mit seinen Folgerungen für die Schule zugiebt, mufs beiläufig gesagt ebensowohl zugeben, dafs auch die Kirche in das Gebiet des Staates falle, oder er müfste die Kirche, die doch nichts anderes ist als die zur Verwirklichung des religiösen Lebens der Menschheit gestiftete Anstalt, und mit der Kirche die Religion selbst von dem Gebiete der Vernunft und Sittlichkeit und Erkenntnifs ausschliefsen und sie auf das todte Bekenntnifs eines unverstandenen Dogma's und die damit verbundenen symbolischen Gebräuche beschränken, während doch die Kirche den Anspruch macht, dafs in dem Glauben, welchen sie bekennt, die höchste und über alle menschliche Wissenschaft erhabene Weisheit enthalten sei, die von ihr nicht selten sogar als mafsgebend für alle Wissenschaft geltend gemacht worden ist, und während man gleichmäfsig an die Kirche den Anspruch macht,

dafs sie, sei es durch Belehrung oder durch Einwirkung auf Gefühl und Herz und Gewissen, die allgemeine Sittlichkeit verbreite und befestige. Will nun der Staat sein Recht und seine Pflicht den Unterricht zu leiten in der gröfsten Ausdehnung üben, so werden alle Mittel und Anstalten des Unterrichtes durch die Staatsgewalt geliefert und beaufsichtigt werden; wir erhalten dann, indem sich der Staat selber fast in eine Erziehungsanstalt verwandelt, eine ausschliefsliche allerdings sehr volksthümliche Staatserziehung, welche der Spartanischen gleich bei aller ihrer Schönheit und allen den damit verbundenen Vortheilen leicht zu Chinesischer oder Aegyptischer Abrichtung, Einförmigkeit und strenger Abgeschlossenheit führt, und deren einschnürender Zwang dem freien Entwickelungsgange der Europäischen Bildung und dieses Zeitalters nicht zusagt. Zum Heile des menschlichen Geschlechtes ist solche Folgerichtigkeit selten: wenige Staaten sind ganz nach Theorien aufgebaut worden, und am wenigsten ist heutzutage einem theoretischen Bau der Art einige Dauer zu versprechen; vielmehr bewährt sich auch hier, dafs das Halbe mehr als das Ganze ist: Zweckmäfsigkeit und Bedürfnifs rathen von der Strenge des Systems nachzulassen, und gleichsam nur die Grundpfeiler und Mauern des Erkenntnifsbaues von Staatswegen aufzurichten, manche Zuthat und Ausschmückung aber von Einzelnen zu erwarten, inwiefern der Staat auf sie rechnen kann. Am wenigsten kann er aber darauf bei denen rechnen, die das Bedürfnifs des Unterrichtes am wenigsten fühlen und der Mittel dazu am meisten entbehren: seine heiligste Pflicht ist es also, den Aermeren und Geringeru die Möglichkeit des Unterrichtes zu geben, und diese erhalten sie nur mittelst unentgeltlicher Belehrung in öffentlichen Schulen. Die verschiedenen höheren Lehranstalten mufs der Staat um so mehr gründen, je bedeutendern Aufwand sie in einem Zeitalter erfordern, in welchem die Wissenschaften sich mannigfach verzweigt und eine unendliche Ausdehnung gewonnen haben, und je weniger eine umfassende und planmäfsige Anlegung jener Anstalten von der Privatvereinigung Einzelner gehofft werden kann. Die Spitze dieser höheren Schulen sind die Universitäten; ihr Beruf ist demnach das Lehren der Wissenschaft selbst für alle, welche sich dieser als ihrem besonderen Lebenszwecke widmen, nicht aber, wie von untergeordnetem Standpunkt aus oft behauptet worden, die Zu-

richtung zum Staatsdienste; wohl aber werden die Diener des Staates durch die Wissenschaft und also vorzüglich hier zu bilden und vorzubereiten sein, weil, wenn der Staat die Verwirklichung des Vernunftlebens sein soll, zuallererst diejenigen durch Wissenschaft gebildet werden müssen, welche dem Staate dienen, das heifst in irgend einem Kreise an der Regierung desselben theilnehmen sollen. Uebernimmt jedoch der Staat die Sorge für die höheren Unterrichtsanstalten, so folgt daraus noch nicht, dafs er alle Kosten auch dieses Unterrichtes zu übernehmen habe: es ist genug und übergenug, wenn er die Mittel des Unterrichtes bis auf den Grad herstellt, dafs der wohlhabende Jünger der Wissenschaft, so lange es noch Wohlhabende giebt, einen nicht drückenden persönlichen Beitrag für seine persönliche Ausbildung leiste, und dies, wie die Benennung dieses Beitrages anzeigt, als eine Ehrensache betrachte. Nicht minder würde es tief zu beklagen sein, wenn die Sorge des Staates für Wissenschaft und Unterricht jegliche private Mitwirkung dazu ausschliefsen wollte. Ist doch im klassischen Alterthum, welches eine hohe Stufe der Bildung erreicht hat, aufser der Gymnastik und Musik fast der ganze Unterricht mit wenigen Ausnahmen der Privatsorge überlassen worden: in späteren Zeiten hat die Mildthätigkeit von Privatpersonen den Wissenschaften grofse Unterstützungen zugewandt, und Privatschulen können als willkommene Beihülfe zur Erreichung der allgemeinen und besonderen Zwecke des Ganzen nur mit Dank angenommen, und in einem freien Staate eben so wenig als kirchliche oder religiöse Privatgesellschaften angefochten werden. Wie steht es nun aber in dem Staate der Vernunft und Sittlichkeit mit der Freiheit des Lehrens und der Lehre? Gewifs nicht schlimmer als in dem Rechts-Staate: denn die Freiheit ist erste Bedingung der Vernunft und Sittlichkeit: nicht freie Vernunft, nicht freie Sittlichkeit ist nicht mehr Vernunft und Sittlichkeit. Um nur mit wenigen Sätzen weiter ins Einzelne zu gehen, so entbehrt, da jeder in seinem Hause und in seiner Familie Herr ist, irgend eine Beschränkung des häuslichen Unterrichtes auf besonders berechtigte Personen, die man anderwärts und auch bei uns versucht hat, einer genügenden Begründung; tritt aber der Unterricht ins Oeffentliche hervor, was er selbst in der Privatschule thut, so sind Vernunft und Sittlichkeit nothwendige Voraussetzungen zur Berechtigung des

Lehrenden, und da beide Eigenschaften nicht allen Personen einwohnen, so ist eine Ausschliefsung von dem Rechte zu lehren allerdings nicht unbegründet, wie schwierig auch diese in der Ausübung sein mag, wenn die Freiheit nicht gefährdet werden soll. Dafs die Lehre selbst frei sein müsse, folgt aus dem Gesagten ohne Weiteres; habe ich zu anderer Zeit oft für Lehrfreiheit gesprochen, so bedarf sie jetzt keiner Befürwortung, und als Vertreter der Universität brauche ich nicht erst kundzugeben, dafs diese ihr mit ganzer Seele zugethan ist, da gerade sie die Freiheit der Lehre, soweit es in ihren Kräften stand, vertheidigt und geschützt hat, freilich ohne die Anerkennung, die sie verdiente. Die mündliche Lehre kann jedoch eine gröfsere Freiheit oder vielmehr Straflosigkeit nicht in Anspruch nehmen als die Presse; wenn also Frevel der letzteren der Ahndung auch in denjenigen Staaten unterliegen, in welchen die politische Freiheit im vollsten Mafse verwirklicht ist, so kann auch der, welcher sich dagegen sträubt, nicht in Abrede stellen, dafs Gleiches den öffentlichen Lehrer treffen könne und ihm ein besonderes Vorrecht nicht zustehe. Die Freiheit der Lehre wird nur dann verletzt, wenn gegen die letztere auf anderem Wege und nach anderen Bestimmungen, als wonach alle Bürger gerichtet werden, auf dem Wege willkürlicher Unterdrückung, nicht durch Urtheil und Recht, nach beliebigen Verordnungen und Ausnahmegesetzen, wie sie gegen die Lehrer gemacht worden sind, nicht nach den allgemeingültigen Gesetzen verfahren wird, welche der freie Staat so geben mufs, wie sie einem freien Volke angemessen sind; sie wird nur dann verletzt, wenn die Staatsgewalt dem Schwunge des Geistes die Fittige beschneiden, den Gedanken durch vorgeschriebene Zauberformeln der Macht bannen und fesseln will.

Obgleich diese Ansichten über das Verhältnifs des Staates zum Unterrichtswesen keinen idealen und unerreichbaren Zustand der Gesellschaft, wie etwa einen Platonischen Staat, voraussetzen, so kann doch der bestehende Staat auch hinter denjenigen Voraussetzungen weit zurückbleiben, unter welchen das Gesagte seine Geltung hat. Denn obgleich wir an den Staat die Forderung stellen, die Verwirklichung der Vernunft und Sittlichkeit zu sein, so nähert sich der erscheinende Staat diesem Gedanken nur, und zwar mehr oder weniger je nach der Verschiedenheit der Verfas-

sungen und der Abweichungen von diesen, die gemeinhin nichts desto weniger auch Verfassungen heifsen. Alle diese werden gewöhnlich nach der herrschenden Macht bestimmt. So philosophisch falsch, so thatsächlich wahr ist aber leider immer noch, was vor mehr als zweitausend Jahren Thrasymachos der Sophist mit sicherer Auffassung der gegebenen Zustände gesagt hat, das Gerechte sei das Zuträgliche des Stärkern, oder genauer das was der Stärkere, wenn auch wohl in grofsem Irrthum befangen, sich zuträglich erachtet: der Ausdruck des Rechtes ist das Gesetz, und der Inbegriff des öffentlichen Rechtes und Gesetzes die Verfassung, so dafs also nach jener Lehre die Verfassung der Inbegriff dessen ist, was der Stärkere in dem Staatsverhältnifs als das für ihn Zuträgliche erachtet. Hiernach wird die Stellung des Unterrichtes und der Wissenschaft zum wirklichen Staate sehr verschieden. Es sei erlaubt, einige Beispiele zu geben. In der Theokratie oder vielmehr Hierarchie herrscht der Priester vermöge der Anerkennung, welche seinen Satzungen zutheilgeworden, und der feste Glaube an deren Göttlichkeit mit der daraus entspringenden Unterwürfigkeit der Gewissen ist die Gewähr dieser Herrschaft: eine freie Entwickelung der Wissenschaft, ein vorurtheilsfreier Unterricht ist daher einer solchen Staatsgewalt nicht zuträglich und mit dem folgerechten Geiste derselben im Widerspruch; fast jeder Fortschritt der Erkenntnifs würde also unter derselben unmöglich sein, wenn nicht einerseits die Klugheit des Priesterthums Manches ertrüge, was mit den Satzungen nicht übereinstimmt; indem es diesem den Schein der Verträglichkeit damit oder der Gleichgültigkeit dagegen abgewinnt, anderseits der menschliche Geist selbst gegen Kerker und Feuer und Schwert die gesetzten Schranken durchbräche: wozu die Beläge zu bekannt sind um hier angeführt zu werden. So lange jedoch das Volk auf einer niedrigen Bildungsstufe steht, ist die Priesterschaft eine taugliche Erhalterin überlieferter Bildungsmittel, und Kirche und Klöster haben durch diese Erhaltung sich verdient gemacht. Die strenge, das heifst durch keine mitwirkende Gewalt eines anderen Standes gemäfsigte Aristokratie eines kastenartigen Geschlechteradels beruht wesentlich auf seiner Absonderung von den Geringern, damit das edle Metall nicht durch Beimischung des gemeinen Erzes verfälscht werde; sie mufs daher der Heranbildung der Beherrschten abhold

sein, damit diese nicht durch ihre Bildung den Schein oder Anspruch der Ebenbürtigkeit gewinnen, und da die Bildung selbst eine Macht ist, der Aristokratie gefährlich werden: wie oft hört man von dieser Seite, das geringe Volk lasse sich leichter beherrschen, wenn es in der Unwissenheit bleibe, und es verliere an Glück, was es an Aufklärung gewinne! Die hochgebildeten Dreifsigmänner zu Athen verboten die Kunst der Rede zu lehren, und dem Sokrates insbesondere mit Schustern und Bauleuten und Metallarbeitern zu verkehren, die er schon gehörig zugerichtet habe. Es kann also in einer solchen Aristokratie die Bildung nicht weit herabsteigen, und obendrein geht sie selbst in den höheren Kreisen nur zu leicht in Scheinbildung über. Die unumschränkte Alleinherrschaft, mag man sie Despotie oder Tyrannis oder absolute Monarchie nennen, übt je nach dem Geiste des Herrschenden oder gewichtiger Rathgeber, wovon in ihr die Art des Wirkens allein abhängt, einen sehr verschiedenen Einflufs auf Wissenschaft und Unterricht, und aus sehr verschiedenen Beweggründen. Dem eigentlichen Wesen nach ist die Wissenschaft der ungemäfsigten Alleinherrschaft nicht zuträglich, weil Freiheit das Ziel und die Lebensluft der Wissenschaft ist; und umgekehrt tödtet ein durch viele Zeitalter fortgesetzter tyrannischer Druck, zumal im Bunde mit einer verderbten Hierarchie, wie im Byzantinischen Reiche, den Geist unfehlbar: aber es giebt so zu sagen stille und zurückgezogene Wissenschaften, die gering oder langsam auf das Leben wirken, nicht aufregen, nicht beunruhigen; es giebt ein gelehrtes Handwerk, welches ohne allen Einflufs auf die geistige Stimmung des Volkes ist: diese Art der Gelehrsamkeit kann auch der Staatsmann von den absolutesten Grundsätzen beliebigem Betriebe gleichgültig überlassen, oder nach Befinden auch fördern, weil sie die darin Thätigen mehr lähmt als erweckt. Ferner ziehen auch tiefere Wissenschaft und die Kunst von dem bewegten Staatsleben ab, und können defshalb von der unumschränkten Herrschaft als Beruhigungs- und Zerstreuungsmittel, als Spielzeug und zur Ergetzung wie Theater und andere Lustbarkeiten angewandt werden: wovon ich früher bei anderer Gelegenheit gehandelt habe: beide verbreiten ferner einen Glanz um den Thron, und heben den Staat in der öffentlichen Meinung. Aus diesen und ähnlichen Gründen und gröfstentheils auch aus eigener Kunstliebe und Lern-

begierde sind entweder Kunst oder Wissenschaft oder beide schon von den Pisistratiden und dem Samischen Polykrates, von den Ptolemäern und den Pergamenischen Fürsten, von Augustus und den Mediceern, von den Französischen Königen Karl dem Weisen und Franz dem Ersten und Ludwig dem Vierzehnten, nicht ohne glänzenden und wohlthätigen Erfolg gepflegt worden; und erkennen wir schon bei diesen Achtung und Liebe für Kunst und Wissenschaft an, so verdienen gewifs unsere Könige in gleichem Grade den Ruhm dieser und anderer edler Gründe ihrer Förderung derselben. Von diesen edlen Gründen hebe ich noch zwei heraus, die auch unumschränkte Herrscher bestimmt haben: den einen, welchen Friedrich der Grofse geltend macht, es sei leichter von gerechten Dingen ein Volk zu überzeugen, welches hinlängliche Bildung habe um Vernunft anzunehmen, als ein in seiner Unwissenheit eigensinniges und widerspenstiges; den andern, dafs der wohlgesinnte und gemäfsigte Selbstherrscher sein Volk allerdings alles Guten theilhaftig machen will und wohl weifs, des Volkes theuerstes Gut sei die Erkenntnifs: indem er aber diesen Grundsatz ins Leben setzt, läfst er selber die Zügel der blofsen Gewalt nach und bereitet der Auflösung dieser Staatsform den Weg. Die Demokratie endlich scheint der Pflege der Wissenschaften und Künste und des Unterrichtes besonders günstig, weil sie der Idee nach die volle Freiheit des Gedankens gewährt, obwohl sie dies an Anaxagoras und Sokrates, an Protagoras und Diagoras nicht bestätigt hat, weil sie ferner den Geist des Volkes erregt und beflügelt, und weil es ihr zuträglich ist, dafs die Erkenntnifs sich durch alle Klassen der Bevölkerung verbreite; auch führt man wohl aus der Blüthe der Künste und aller freien Bildung im demokratischen Hellenenthum den geschichtlichen Nachweis dieses Satzes. In der That kann nur das Alterthum, aus welchem uns die Erfahrung vieler Jahrhunderte in der Geschichte vieler und ausgezeichneter Staaten vorliegt, über Demokratie und ihre Folgen gröfsere Belehrung geben, und es wäre thörichte Anmafsung, vor diesem hellen Spiegel der Selbsterkenntnifs die Augen zu verschliefsen, so altväterischer Weisheit sich entwachsen zu dünken, oder auch nur zu meinen, unsere Zustände seien von jenen zu verschieden, um beide mit einerlei Mafs zu messen. Lassen wir den Platon bei Seite, der allen Unterschied zwischen Demokratie

und Demokratie verneint und sie insgesammt verwirft, und halten uns daran, die gemäfsigte Demokratie sei wirklich eine Verfassung, die ungemäfsigte aber oder die Ochlokratie eine Ueberschreitung, und wir werden finden, dafs jene der Kunst und Wissenschaft unter begünstigenden Nebenumständen erspriefslich, diese ihnen unbedingt tödlich ist. Um zuerst von der gemäfsigten zu reden, so war der höchste Beweis der Mäfsigung jenes in politischen Dingen viel geübten demokratisch gesinnten Volkes das Mifstrauen in seine eigene Einsicht und das Vertrauen auf eine höhere: so legte Athen in der Zeit grofser Wirren seine ganze Verfassungsangelegenheit in die Hand des einen Solon, und Kyrene liefs sich ebenfalls den gesammten Staat von einem dazu erbetenen fremden Ordner, dem Mantineer Demonax einrichten: niemand dachte daran gegen irgend eine Anordnung derselben den geringsten Einspruch zu thun. Ich übergehe viele andere Beispiele. Die Grundlage der gemäfsigten Demokratie zu Athen war eben jene Verfassung des edlen Solon; nachdem er den Druck vom Volke genommen hatte, gab er der Demokratie die sicherste Mäfsigung durch einen timokratischen Zusatz und durch die damit verknüpfte Aristokratie bewährter Tüchtigkeit und Einsicht in dem hohen Rathe des Areopagos, dem Anker des Staates und wie Aeschylos ihn nennt dem rettenden Bollwerk für Land und Stadt. So verband er die entgegengesetzten Parteien, wie er selber sagt in seinen einfach schönen Worten:

„Denn dem Volke verlieh ich so viele Gewalt ihm genüget,
Kürzte die Ehr' ihm nicht, steigerte nicht sie zu hoch;
Denen zugleich, die Macht auszeichnete und das Besitzthum,
Auch für diese bedacht, gab ich nach ihrer Gebühr.
Beide mit mächtigem Schild umfangend stand ich, und keine
Siegen von beiden Partei'n liefs ich zuwider dem Recht."

So erwarb er sich für alle Zeiten den doppelten Ruhm des Weisen und eines ächten Volksfreundes. Als im Drange der Verhältnisse die Abgrenzung der Regierungsrechte nach der Schatzung unhaltbar geworden war und auch der Areopag eine Schwächung erlitten hatte, verschwand doch keinesweges jeder Einflufs der Besitzenden und noch weniger der Einsicht; letzterer übertrug sich besonders auf den überragenden Geist des Perikles, der mit der Allmacht einer besonnenen und künstlerisch gebildeten Rede in Volksversammlungen, die durch religiöse Feier geweiht, nur

unter dem Vorsitze der Staatsbehörden gehalten wurden, ein für Macht und Ruhm des Staates jeder Aufopferung fähiges Volk im Krieg und Frieden lenkte, und es bestand, wie Thukydides sagt, zwar dem Worte nach eine Demokratie, aber in der Sache Alleinherrschaft des ersten Mannes durch einen Zeitraum von ohngefähr vierzig Jahren. Was Polybios von der wahren Demokratie anmerkt, es sei nicht die, worin das Volk thun könne, was ihm jedesmal beliebe, sondern worin es alte Sitte und Gewohnheit ist, die Götter zu scheuen, seine Eltern zu verehren, dem Alter Achtung zu erweisen, den Gesetzen zu gehorchen, das war der Geist jener Demokratie; noch in viel verderbteren Zeiten erging vor jeglicher Berathung zuerst der Heroldsruf: „Wer will sprechen von denen, die über fumfzig Jahr alt sind?" Die edle Jugend, durch die Strenge der Gymnasien und taktische Uebung an Zucht und Maſs gewöhnt, war, wie viele der unsrigen, so weit sie zum Kampfe geführt wurde, die tapfere Ausrichterin des Beschlossenen und wurde von der Rednerbühne zurückgehalten; der Waffendienst nach der Schatzung geregelt; die Behörden hochgeachtet und in ihrer Befugniſs von keinem Volkswillen gehemmt; die Gesetze nur unter sehr erschwerenden Bestimmungen einer Aenderung unterworfen. Und vor Allem zeichnete jenes Zeitalter der unbedingte Gehorsam gegen das bestehende Gesetz aus; dieses hielt alle Leidenschaften im Zaum, und kein Volksbeschluſs war gültiger als das Gesetz. Derselbe Sophokles, welcher den Wahlspruch der Demokratie verkündet,

„Der Staat, der Einem eigen, nicht mehr ist er Staat",

sagte seinen Mitbürgern in derselben Tragödie:

„Der Uebel gröſstes ist Gehorsamlosigkeit.
Sie untergräbt die Staaten, sie bewirkt den Sturz
Der edlen Häuser; in dem Kampf der Speere bricht
Sie Flucht ein in die Reihen: stehn geordnet sie,
Bewahrt Gehorsam viele vor dem Untergang."

Und zum Lohne für den Ausdruck solcher Grundsätze und einer tiefen Scheu vor dem Göttlichen hat jenes Volk ihn mit Perikles an die Spitze einer Heeresmacht gestellt. Was Wunder, daſs diese Demokratie, unter der festen Leitung des gröſsten Mannes seiner Zeit, bei einem hochbegabten und gewerbfleiſsigen Volke, getragen von einer ausgedehnten Macht, auf freigebige Leistungen wohlhabender Bürger gestützt, und über den Tribut von vielleicht

tausend Städten gebietend, die höchsten Blüthen des Geistes und die ganze Schönheit der menschlichen Natur entfaltete? Aber dasselbe Alterthum erfuhr auch und gestand sich unverholen das schlimmste seiner Uebel im Staate, die Ochlokratie, in welcher eine stürmische Menge die Rolle des Tyrannen übernimmt, nicht mehr nach dem Gesetze herrschend, sondern nach der Willkür von Volksbeschlüssen, mit Auflösung der Macht der Behörden, an deren Stelle nicht etwa grofse Demagogen treten, wie Themistokles, Kimon, Perikles gewesen, sondern solche wie Kleon und Hyperbolos. Solche sind, wie Aristoteles sagt, dasselbe beim Volk, was die Schmeichler beim Tyrannen, und sowie diesen diese, lehren jene jenes, es stehe ihm frei alles zu thun was ihm beliebe, also alles was es sich für zuträglich halte. Es hielt sich aber in seinem Wahne für zuträglich, das Vermögen der Reichen zu vertheilen; und dieses gilt ihm, sagt derselbe Aristoteles, sogar für recht: der sicherste Weg dazu, dafs Alle verarmen. Hiermit verband sich, als schroffester Ausdruck des demokratischen Neides, ein Ostracismus der Intelligenz und jeglicher Auszeichnung: „Unter uns soll keiner der Beste sein", sagten die Epheser in dem Volksbeschlufs, als sie ihren besten Mann vertrieben. Die Unvernunft und die Gewalt werden also auf den Thron erhoben. Wie kann man noch glauben, dafs in einem solchen Zustande Künste und Wissenschaften, ausgenommen vielleicht die allermateriellsten, für ein Zuträgliches könnten gehalten, geehrt, gepflegt, ja auch nur geduldet werden? Gesetzt auch, das Volk bliebe noch arbeitsam und würde nicht wie im Alterthum faul in der faulen Ochlokratie, so wird doch das Geistige vom Sinnlichen, das Ideale vom Irdischen niedergedrückt werden; die edle Bildung, welche in der Harmonie jener beiden Elemente lebt, Einbildungskraft und Poesie, Forschung und Philosophie werden ersterben. Wenn die Despotie des Selbstherrschers bis auf einen gewissen Grad Kunst und Wissenschaft noch verträgt, ja sogar fördern mag, so gehen in der ochlokratischen Despotie beide nothwendig unter, falls diese nicht, wie zu geschehen pflegt, bald wieder in jene umschlägt.

Wenn ich heute vor einem Jahr, an eben dieser Stelle, in Uebereinstimmung mit dem Urtheile der kenntnifsreichsten, erfahrensten und besonnensten Lehrer der Staatsweisheit alter und neuer Zeiten, selbst derer von Hellas und Rom, welche die

Republik thatsächlich erprobt hatten, die gemischte Staatsform, welche sich in einem richtig zusammengesetzten constitutionellen Königthum vollendet, für die beste und alle Bedürfnisse der Gesellschaft dauernd befriedigende erklärt habe, so füge ich meiner Ueberzeugung getreu jetzo hinzu, dafs sie auch den Wissenschaften und Künsten die zuträglichste ist, weil sie, ohne drückende Ueberwachung oder Bevormundung, ohne Begünstigung jener Richtungen zum Rückschritt wie im Staate so in der Wissenschaft, überhaupt ohne willkürliche Gunst oder Ungunst, dem freien Aufschwunge des Genius keine Fessel anlegt und zugleich alle Hülfsmittel zu leisten vermag, deren der Unterricht und die Uebung der Wissenschaften und Künste bedürfen. Werden in der allgemeinen Verwirrung der Gedanken Weisheit, Mäfsigung und Eintracht uns das neue Gut zu wahren im Stande sein, so gehen wir einer heitern Zukunft mit dem angestammten Fürsten entgegen. Gott erhalte den König und sein Haus!



III.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1849.

Wir sind heute versammelt, hochgeehrte Zuhörer, zunächst um in dem engern Kreise dieser Hochschule ein Fest zu begehen, an welchem das gesammte Vaterland theilnimmt; sodann um einer Handlung beizuwohnen, welche zwar diese Körperschaft allein betrifft, aber mit Recht an jene allgemeine angeknüpft wird, nicht blofs weil jene und diese zufällig an denselben Tag gebunden sind, sondern weil der Bestand unserer Körperschaft wesentlich in der Gesammtheit des Vaterlandes wurzelt, und ein Ausflufs der Achtung und Liebe des Königshauses für Wissenschaft und Volksbildung ist. Haben die, welche letztere Handlung vollziehen, in dem Amte, welches der eine niederlegt, der andere antritt, einen gegebenen Gegenstand; so ist demjenigen, welcher gleichfalls von Amtswegen und also nicht wie im Hellenischen Alterthum die Redner in irgend einer Panegyris durch besonderes Zutrauen der Gemeinde für erstere zum Sprecher bestellt ist, in dem erfreulichen Anlafs nur die Gattung der Rede, und zwar die panegyrische vorgezeichnet, für den Gegenstand aber, wenn er nur irgend Beziehung auf den Gefeierten hat, ein weiter Spielraum offen gelassen. Denn unter den drei Arten der Rede, welche von den Alten, den einzigen Mustern und Lehrern der Beredtsamkeit, aufgestellt worden, haben die berathende und gerichtliche, weil sie auf eine beabsichtigte Entschliefsung oder Handlung hinarbeiten, eine durch die jedesmaligen Verhältnisse bestimmte Richtung, die bei einiger Uebung nicht leicht verfehlt wird, und sind daher auch allein zur freien Erzeugung aus dem Stegreife, unter Anwendung aller Mittel zu überreden, auch der Leidenschaft und des mannigfachen Spieles der sogenannten körperlichen Beredtsamkeit, geeignet: die dritte, von den Alten die aufzeigende genannt, zu welcher die panegyrische gehört, hat weit entfernt von solchem Wirken und Kämpfen und nur im Pompgepränge aufziehend, ihr

Wesen in allgemeiner Betrachtung, und folglich für ihren Gegenstand, ihren Ausgangspunkt, ihr Ziel eine grofse Unbestimmtheit; sie bedarf Isokratisch überlegter Wahl, ist, wie Aristoteles lehrt, von allen zumeist auf schriftliche Abfassung hingewiesen, und ihr Werk, sagt ebenderselbe, ist die Lesung. Wollte man sagen, auch die panegyrische Rede habe ja ihren sicher vorgezeichneten Zweck, den Gegenstand des Festes zu feiern und zu preisen; so erwiedere ich, dafs durch eine Ungezogenheit des Sprachgebrauches, wie er sich in schmeichlerischen Zeiten umgestaltet und befestigt hat, der panegyrischen Rede die Bedeutung einer Lobrede untergeschoben worden ist, dafs die anerkannte und ausgesprochene Absicht zumal einem Einzelnen Lob zu spenden, dem Sprecher die Würde und dem Lobe den Werth nimmt, dafs endlich die panegyrische Rede, hierin der kirchlichen einigermafsen verwandt, im ursprünglichen und richtigen Sinne nur den Zweck hatte, eine feierlich versammelte Menge durch edle und den Umständen angepafste Worte und Gedanken, die nicht mit unabänderlicher Nothwendigkeit gegeben sind, in eine der Feier angemessene Stimmung zu versetzen, und dafs das Lob dessen, welchem die Feier gilt, hierzu freilich ein sehr geeignetes Mittel ist, jeder Tadel desselben aber ein Mifsklang in der Festharmonie sein würde. Im Sturm und Strudel einer vielbewegten Zeit, wo die Stimmung auf und ab wogt, kann bei periodischer Wiederkehr einer und derselben Festlichkeit schon nach Ablauf eines Jahres nicht mehr die gleiche Stimmung weder der Sprechenden noch der Hörenden vorausgesetzt werden oder der Feier angemessen scheinen, nicht etwa blofs, weil wir mit den Zeiten auch uns selber ändern, sondern weil selbst derjenige, welcher im Wechsel der Dinge um ihn her fest in seinem Wesen und auf seinen Grundsätzen verharrt, gegen dieses Wechselnde in eine andere Stellung kommt und von demselben anders berührt wird. Glückselig der Gefeierte, glückselig seine Verehrer, wenn die Stimmung aus einer wehmüthigen und gedrückten sich in eine heitere und fröhliche verwandelt hat! Dieses Glück müssen heute der König und seine Getreuen, zu denen ich mich zähle, besonders dann lebhaft empfinden, wenn sie sich zu dem gleichnamigen Tage des vorigen Jahres zurückversetzen. Damals konnte ich an derselben Stelle, an welcher ich heute spreche, gleich im Eingange der Rede die tiefe Be-

kümmerniſs nicht unterdrücken, daſs dieser Tag nicht mehr wie früher ein Tag der ungetrübten Freude sei; ich muſste hineinblicken in die gähnende Kluft, welche aufgerissen war zwischen Fürst und Volk; ich muſste den Untergang des sinnigsten Gefühles edler Gemüther, des Gefühles der Pietät betrauern, und den Zwang beklagen, unter welchem die meisten selbst derer, in denen dieses Gefühl noch nicht erloschen war, ebendieses aus Mangel an Kraft und Muth in sich verschlossen und es verstummen lieſsen. Diese trübe Stimmung hätte gemäſsigt werden können durch frohe Hoffnungen, wenn schon damals erkennbar gewesen wäre, der Umschwung ins Gegentheil liege ganz nahe; aber wie beweglich und springend auch die Menge in ihren Neigungen, in Gunst und Ungunst ist, wie klar die Geschichte auch lehrt, das Maſslose habe keine Dauer, wie rasch auch in diesem Zeitalter, sowie die Räume, ebenso die Veränderungen und Begebenheiten, die sonst Menschenalter erforderten, dicht zusammengedrängt durchmessen werden, lieſs sich diese Schnelligkeit des Umschlages kaum erwarten. Dennoch, und vielleicht eben dieser Schnelligkeit wegen, fehlt uns noch vieles zu voller Beruhigung, weil noch vieles zu unserer Eintracht fehlt. Denn gleichwie der einzelne Geist nur in Ruhe ist, wenn alle seine Seelenkräfte harmonisch zusammenstimmen, ihre Zwietracht dagegen ihn aufreibt; so ist die Einheit und Eintracht der lauterste Quell auch des öffentlichen Wohles, die Zwietracht sein Untergang: und obgleich in allen natürlichen und menschlichen Dingen Verschiedenheit und Gegensatz erforderlich sind, damit Leben entstehe, muſs doch, wenn das Leben nicht in ewigem Streite zerstört werden und alle Gebilde in ihre verschiedenen Bestandtheile aufgelöst zerfallen sollen, das Entgegengesetzte sich zur Einheit verbinden.

Das menschliche Geschlecht hat, getrieben von seiner ursprünglichen Bestimmung, im Staate, dem gröſsten Bauwerke des Menschengeistes, sich diese Einheit erschaffen, in welcher alle verschiedenen Bestrebungen aufgehen, ohne vernichtet zu werden; in ihm muſs selbst die Kirche aufgehen, wenn sie nicht einen Staat im Staate bilden soll: das Bestreben den Staat aufzulösen, um eine noch höhere Bildungsstufe zu gewinnen, ist gigantische Ueberhebung über die menschliche Natur und zugleich ein Aberwitz. Um die gröſstmögliche Einheit zu erreichen, ist in den

ältesten Zeiten die höchste Macht den Händen eines einzigen Mannes anvertraut worden, weil Vielherrschaft nicht fromme, und da Einheit ohne Stetigkeit nicht möglich ist, knüpfte man die Alleinherrschaft an das Recht der Erbfolge. Als dem aufstrebenden Volke dies nicht mehr erträglich schien, beseitigte man vieler Orten die Alleinherrschaft nach Geburtsrecht, und bildete Freistaaten von allerlei Art und Form. Diese bewährten sich, solange sie auf der Tugend der Bürger ruhten, meist jedoch wieder von einem hervorragenden Geiste als thatsächlichem Herrscher gelenkt, und solange die Verhältnisse klein, einfach und leicht zu überschauen waren. Je mannigfacher und verwickelter diese, und je gröfser die Staaten wurden, desto nothwendiger war es, gegenüber der gröfseren Mannigfaltigkeit und Vielheit eine festere Einheit zu gestalten, und fast alle umfangreicheren und zugleich in der Entwickelung weiter fortgeschrittenen Staaten fanden daher mit kurzen und meistens sehr bewegten Unterbrechungen ihre Befriedigung in dem Königthum, für dessen richtigste Form mit Recht die constitutionelle gilt, wenn sie nicht Schein ist, der alles tödtet, sondern Wahrheit, die allein Lebenskraft hat. In diese Form ist unser Staat gegenwärtig aus der absoluten Monarchie eingelenkt. Unstreitig hat ihm die letztere in vollem Mafse die Einheit und Stetigkeit gegeben, durch welche das Königthum den Völkern zuträglich ist: es wäre mehr Verlust als Gewinn, wenn die neue Umwandelung das Königthum untauglich machte, das zu wirken, wozu es vorzüglich berufen scheint. Aber so ist es nicht! Weit entfernt, dafs ein durch weise Gesetze gemäfsigtes und beschränktes Königthum die Einheit und Festigkeit des Staates zu erhalten minder fähig wäre, erhält es sie vielmehr auf eine edlere Weise als ein unumschränktes. Denn der unumschränkte Herr erreicht sie nur dadurch, dafs er die ganze Gewalt an sich genommen hat und mit dem ganzen Gewicht derselben das Volk niederhält: der verfassungsmäfsige läfst dem Volke in seinen Vertretern, und zwar in einer verständigen Verfassung nach dem Mafse der Würdigkeit, oder wie ein Alter sich ausdrückt nach geometrischer, nicht nach arithmetischer Gleichheit, und dennoch ohne irgend eine Klasse auszuschliefsen, den gebührenden Einflufs auf die Gesetzgebung, welcher es gehorchen soll, und auf die Regelung der Steuern, welche es zahlen soll; er behält aber den schön-

sten Vorzug, jene Gewalten durch seine erforderliche Zustimmung zu mäfsigen, dadurch alle Elemente, mögen sie demokratische oder aristokratische oder welche immer sein oder genannt werden, zu einigen, und in ungetrübter Unbefangenheit über dem Wechsel der Personen und Meinungen, den Gegensätzen und Parteien zu schweben, gleich dem ewig Einen und Seienden über dem Vielen und Werdenden. So hat schon Platon, die königliche Kunst halb scherzhaft und dennoch mit tiefem Ernst der Webekunst vergleichend, ihr Geschäft in die Verkettung und Verflechtung der verschiedenen, weichen und harten, milden und heftigen Naturen gesetzt. Sodann wird in der beschränkten Herrschaft, wenn sie nur erst völlig geordnet ist, die Stetigkeit dadurch vermehrt, dafs die Veränderung der Gesetze erschwert wird, weil sie nicht mehr von einzelnem Belieben abhängt: wenn anders nicht die Volksvertretung nach Art der Ochlokratie auch gegen das bestehende Gesetz bindende Beschlüsse fassen zu können vermeint. Ferner kann sogar der unumschränkte Fürst den Staat nicht einig und fest gestalten, wenn nicht zwischen dem herrschenden Geschlecht und den Beherrschten eine so lebendige Wechselwirkung stattfindet oder als vorhanden angenommen wird, dafs der Fürst für den Träger der Grundgedanken seines Volkes gilt, und dieses in ihm den in Einer Person verkörperten Ausdruck der Volkseigenthümlichkeit voraussetzt: wie viel inniger ist aber diese Wechselwirkung zwischen dem verfassungsmäfsig regierenden König und dem Volke, da sie in allen Staatshandlungen verwirklicht vor Augen liegt! Endlich erhält in der erblichen Monarchie die Einheit und Dauer des Staates noch eine besondere Gewähr dadurch, dafs seine geringeren Mitglieder, welche nicht alle des Grades politischer Tugend fähig sind, der dem Bürger des Freistaates nothwendig ist, wenn dieser einen glücklichen Bestand haben soll, eine gemüthliche Zuneigung zu dem erblichen Oberhaupte des Reiches fassen, und auch die, welche in den weitesten und äufsersten Umkreisen des politischen Lebens stehen, durch geistige Anziehung und gleichsam nach dem Naturgesetz der Schwere, welches sich auf dem sittlichen Gebiete abspiegelt, zu dem Einen Mittelpunkt hingezogen werden. Wenn in den Freistaaten, wenigstens des Alterthums, die Vaterlandsliebe zu den bewundernswürdigsten Thaten und Opfern angespornt hat, so wird diese heilige Flamme durch die angestammte Liebe zu einem

gütigen und bürgerfreundlichen König, durch die ihm gewidmete seelenvolle Ergebenheit und Treue noch reichlicher genährt und lebendiger entzündet: seinem Rufe folgen alle wie die Krieger dem Schlachtrufe des Feldherrn; und wenn der Gedanke, dieser gewaltige Hebel der Thaten, nicht mehr ausreicht für das Werk, birgt das Gefühl für die Person noch mächtige Triebkräfte der Begeisterung. Man hat bemerkt, dafs selbst in der unumschränkten Alleinherrschaft, wenn sie nur irgend Mafs hält, das Volk den guten und der Ehrfurcht vor dem Throne angemessenen Glauben hegt, von dem, was ihm an den Regierungshandlungen unbillig oder drückend erscheint, wisse der Fürst nichts; sonst würde es längst abgestellt sein: und da auch der umsichtigste und thätigste Fürst nicht in alle Einzelheiten eingehen, noch weniger sie durchdringen kann, was selbst Friedrich dem Grofsen bei seinem Streben darnach nicht immer gelungen ist, so ist jener Glaube nicht ohne alle Berechtigung. Der Grundsatz des verfassungsmäfsigen Königthums aber, welcher alle Verantwortlichkeit den Dienern der Krone auflegt, wird anstatt jenes Glaubens die Ueberzeugung setzen, was drückend scheint, sei nicht mit willkürlicher Gewalt, sondern nach reiflicher Ueberlegung und mit Beistimmung der Volksvertreter vom König gutgeheifsen, und wenn dabei ein Irrthum stattgefunden, liege sein Ursprung nicht in dem Willen oder Urtheil des Herrschers; aufserdem bleiben diesem auch in der beschränkten Monarchie unzählige Gelegenheiten sich die Liebe des Volkes zu erwerben und seiner Anhänglichkeit sich zu versichern. Diese Anhänglichkeit ist, nachdem die leidenschaftlichen Bewegungen des vergangenen Jahres überwunden worden, auch in diesem Lande wieder so mächtig erwacht, dafs wir uns heute ganz der Stimmung hingeben können, welche diesem Tage einzig angemessen ist, der Freude über die Herrschaft dieses Königshauses, der Freude über das wiederhergestellte Glück eines Fürsten, dessen Herzensgüte und Fülle der Liebe zu seinem Volke und tiefe Begeisterung für alles Gute und Edle von keiner Schmälung hat verdunkelt werden können. Wandeln wir auch noch nicht auf völlig geebnetem Boden, glimmt auch noch hier und da ein Funke unter unsern Sohlen; so dürfen wir doch hoffen, dafs diese Stimmung in unserem Vaterlande mehr und mehr alle Gemüther zu der alten Eintracht zurückführen, die Zwietracht aber,

diese Tochter der Nacht und Mutter der Armuth, verbannen und nur noch jenem gemäſsigten Widerspruche Raum geben werde, welcher anerkannt nothwendig für ein gesundes Staatsleben ist.

Im Alterthum finden wir unter der Hülle des bildlichen Ausdruckes, gut sei es in stürmischer Nacht zwei Anker aus dem Schiffe in den Meeresgrund gesenkt zu haben, den Grundsatz ausgesprochen, daſs der Einzelne einer gröſsern Sicherheit theilhaftig werde, wenn er ein doppeltes Vaterland habe, Bürger mehrerer Staaten sei. Der Deutsche hat sogar ohne dieses schon ein doppeltes Vaterland, das Deutsche und das besondere seines besondern Landes: aber es ist zweifelhaft, ob dies dem Einzelnen, und noch mehr ob dem Ganzen, einen solchen Vortheil gewähre. Dem Ganzen und folglich auch der Mehrheit der Einzelnen gewiſs nicht, solange aus der Vielheit der Staaten Zwietracht entspringt, solange die Einheit des Vielen noch nicht gefunden ist; auch hier, ich wiederhole was ich gesagt habe, fehlt uns noch vieles zur vollen Beruhigung. Obwohl ich die Stelle, von welcher herab ich hier spreche, sehr wohl von der politischen Rednerbühne zu unterscheiden weiſs und im Eingange meines Vortrages schon unterschieden habe, obwohl ich ferner weiſs, daſs die Solonische Forderung, in bürgerlichen Zwistigkeiten solle jeder Partei ergreifen, leicht überwogen werden kann durch seines Abkömmlings Lehre, unter gewissen Umständen und Verhältnissen enthalte sich der Philosoph am besten der Theilnahme an dem bestehenden Staat, und daſs bei der Unmöglichkeit zu helfen viele auf den als Widerspenstigkeit gegen die herrschende Macht aufgenommenen Grundsatz des Asinius Pollio geführt werden mögen, dem Sieger zur Beute sein zu wollen; so scheint mir doch die Stellung, welche die Universitäten seit langer Zeit in Deutschland eingenommen haben, nicht nur zu berechtigen sondern zu erfordern, daſs sie nicht verstummen, wenn vom Deutschen Vaterlande die Rede ist. Sollte auch einer und der andere unter uns nicht mit einstimmen, so wird er doch in diesem seltenen Unglück der Zeiten gestatten, was Tacitus ein seltenes Glück der Zeiten genannt hat, Freiheit zu denken was man will, und zu sagen was man denkt; ja so unmöglich es bei wichtigen Dingen ist jedem zu gefallen, darf ich sogar hoffen, mit der Stimmung, welche dem heutigen Königsfeste angemessen ist, sei es im Einklang, vom Deutschen Vater-

lande zu reden, weil es im Einklang mit dem innersten Gefühle, der erklärten Richtung, dem ernsten Streben des Königs ist, welches bereits vor der verhängnifsvollen Erschütterung Deutschlands durch unzweideutige Zeichen angedeutet worden. Die Deutschen Universitäten sind schon lange als ein gemeinsames Gut und Kleinod des Gesammtvaterlandes angesehen worden: Kaiser und Reich haben ihnen Vorrechte verliehen und in erforderlichen Fällen Gesetze vorgeschrieben, und der an Kaisers und Reiches Statt errichtete Bundestag hat diese Gesetzgebung, gleichviel in welcher Richtung, fortgesetzt; auch der Kriegsfeind der Deutschen hat sie insgesammt als seine Feinde erkannt. Denn alle Deutschen Universitäten mit alleiniger Ausnahme der Oesterreichischen und früher auch der Bayrischen hat ein gemeinsames Band umschlungen, alle haben in Lehrern und Schülern die innigste Wechselwirkung auf einander geübt. Was Wunder, dafs auf ihnen der Gedanke an Deutsche Einheit besonders Wurzel gefafst hat, und dafs von ihnen, nachdem die den Gelehrten und Lehrern so häufig vorgerückte Weltbürgerlichkeit und Gleichgültigkeit gegen das Vaterländische, zu welcher sie durch die eben so häufigen Mahnungen sich nur mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu beschäftigen einigermafsen befugt waren, auch in diesen den Regungen des Volksgeistes gewichen war, dafs von ihnen, sage ich, Bestrebungen ausgegangen sind, die von jugendlichen Gemüthern ergriffen in ihrer Unzeitigkeit, Unreife und Mafslosigkeit von der rechten Bahn abirrten und dem Gesetze verfielen! Und dennoch, es ist eine Thatsache, die sich nicht wegläugnen läfst, mag sie wohlgefällig oder mifsfällig sein, hat was in jener Richtung Aechtes lag, ja sogar manches Unächte davon, nach dem Verlaufe kaum eines Menschenalters gesiegt, und es ist bis auf die äufseren Zeichen die Ahnung in Erfüllung gegangen, die, wie ich mich erinnere, von einem längst entschlafenen grofsen Lehrer dieser Universität in feierlicher Rede gerade in dieser Beziehung ausgesprochen worden, die Zukunft dürfte vieles von dem verwirklichen, was damals kaum erlaubt war zu äufsern. Wie viele auch an Deutscher Einigkeit und Einheit irre geworden sein mögen, den Universitäten geziemt es am wenigsten, dem Deutschen Vaterlande untreu zu werden; und diese Universität, deren Sprecher zu sein ich die Ehre habe, ist, denke ich, hiervon eben soweit entfernt, wie sie im vorigen Jahre

davon entfernt war auch nur den Schein gegen sich aufkommen zu lassen, als werfe sie ihren Blick nach einer aufser dem Preufsischen Vaterlande stehenden Macht: denn sie wufste, dafs sie von ihrer obgleich damals schwer bedrängten Regierung in der Erfahrung der Vergangenheit ein sicheres Unterpfand treuer Fürsorge und Pflege für die Zukunft habe. So sind wir Preufsen mit ganzer Seele: aber wir wollen nicht aufhören Deutsche zu sein und alles dasjenige zu beklagen, was der Zwietracht des gemeinsamen Vaterlandes Nahrungsstoffe giebt, einer Zwietracht, welche leider ein eben so alter Schimpf des Germanischen Namens ist als sein Gedächtnifs zurückreicht, und sich fast durch alle Jahrhunderte bis in unsere Tage herabzieht. Dort am Teutoburger Walde richten sie dem Cheruskerfürsten einen Kolofs auf, dem sieggekrönten unglücklichen Helden, in dessen Geschick die Zukunft seines Volkes schon vorgebildet ist, ihm, der in der Blüthe des Mannesalters ein Opfer dynastischer Zwietracht, des persönlichen Hochmuthes, des Neides, welcher alles Hervorragende trifft, endlich der von seinem Volke mifsverstandenen Freiheit wurde: ihm steht der eigene Bruder gegenüber in den Reihen der Römer, ihm der Schwäher Segestes aus alter Privatfeindschaft, der Oheim Inguiomer, weil er ein Greis dem jugendlichen Neffen zu gehorchen unwürdig findet, der Suevenkönig Marbod, weil Hermanns Ruhm den seinigen zu verdunkeln droht; und nachdem die Römer das Gift verweigert, womit ein stammverwandter Fürst ihn zu tödten unternommen, fällt er unter der Nachstellung der eigenen Blutsfreunde, weil er die Macht und Herrschaft erstrebte, durch welche allein er der Befreier der Deutschen werden konnte. Diesem Heros der Germanen stiften sie ein Denkmal, und tödten ihn von neuem, wenn sie den Zwiespalt verewigen, der ihm den Untergang brachte. Wir sehen, dafs ein benachbartes Volk durch fortgesetzten innern Zwist eine Beute der angrenzenden Reiche geworden, und landflüchtig, die Messenier unserer Zeit, die Brandfackel, soll ich sagen der Eris oder der Nemesis, durch Europa trägt: und dennoch widerstreben viele der Deutschen unserer Einigkeit! Sind denn die Gegensätze im Deutschen Volke wirklich so tief gewurzelt und unüberwindlich, wie sie von einigen, zum Theil in guter Meinung, uns dargestellt werden? Freilich sind der Uebel, welche Deutschland zerrütten, nicht wenige, und unter

diesen ist der Kampf der Armen und der Besitzenden, der Aristokratie oder Oligarchie oder Timokratie mit der Demokratie und allen ihren abenteuerlichen und wuchernden Spielarten und Auswüchsen, nebst dem Nothstande einzelner Klassen der Bevölkerung das gefährlichste: aber jener Kampf trennt, mit wenigen vorübergehenden Ausnahmen, nicht Staat von Staat, sondern unterwühlt das Innere der besonderen Staaten. Was die Einheit der Deutschen zu einem Hirngespinste machen soll, ist, wie dieser und jener erörtert hat, die Verschiedenheit der Sprache, des Volkscharakters, der Sitten, der Religion, der materiellen Vortheile. Treten wir näher heran zu diesen Behauptungen! Als Deutschland unter Napoleons Joch ganz auseinander gerissen war, schien es ein Trost, dafs seine Sprache und was damit eng zusammenhängt seine Wissenschaft noch ein festes Band seiner Volkseinheit sei: jetzt, da uns diese nahe gerückt worden, wird uns auch dieser letzte Nothanker abgeschnitten, und wir vernehmen mit Beschämung, die Sprache trenne die Deutschen Stämme! Als ob es sich in Deutschland darum handle, Germanen und Slaven aller Art und Magyaren und Italiener zu einer Einheit zusammenzuzwingen; als ob nicht andere Staaten, wie Frankreich und Grofsbritannien, wo es zeitig gelang die Vielherrschaft zu überwinden, bei der festesten Vereinigung ihrer Ländertheile viele sehr verschiedene Mundarten aufwiesen; als ob es Zwiespalt erzeuge oder rechtfertige, wenn der eine diese, der andere jene Wortform gebraucht, einen Buchstab, eine Silbe, eine Endung so oder so ausspricht oder seine Rede so oder so betont und modulirt! Wer hierdurch eine politische Trennung begründen wollte, müfste auch die Städter und das Landvolk in verschiedene Staaten absondern, und alle fünf oder sechs Meilen einen andern Staat anfangen lassen, wie es auch ehemals in Deutschlands Gauen zum Theil war: denn um einen ergetzlichen Ausdruck des sogenannten Deutschen Philosophen von Görlitz anzuwenden, „verdrehen sich die Hauptsprachen im Munde des gemeinen Volkes alle fünf oder sechs Meilen nach der Eigenschaft der Luft in ihrem inherrschenden Gestirn“! Was von der Sprache, gilt auch von dem Volkscharakter und den Sitten; ihre Verschiedenheit ist nicht so grofs, dafs die Deutschen dadurch aufhörten Ein Volk zu sein. Der Unterschied des Ostens und des Westens ist in dieser Beziehung nicht geringer als der des Nordens

und des Südens; und doch sehen wir den äufsersten Osten mit dem äufsersten Westen nicht etwa nur zu einer Bundeseinheit, sondern unter Friedrich Wilhelms mildem Zepter zu einer vollen Staatseinheit verbunden, deren Möglichkeit also durch die Wirklichkeit bewiesen ist, wenigstens wo keine dynastische Hemmung eintritt: ja wir haben diese äufsersten Preufsischen Lande sogar in gleicher politischer Richtung verbündet gesehen. Redet man von der Lebhaftigkeit, Einbildungskraft, Gemüthlichkeit des Deutschen Südens, von der Ruhe und kalten Verständigkeit des Nordens, so wird auch hier übertrieben: die Berliner Zunge ist rascher als die Schwäbische, und auch das Handeln hat sich im Norden nicht minder rasch und sogar unüberlegt gezeigt als im Süden; auch auf Märkischer Sandflur ist phantasiereiche Dichtung gewachsen, und die Anwohner der Ost- und Nordsee sind ebenso gemüthlich als die Nachbarn der Alpen. In dem Zeitalter Friedrichs des Grofsen blickten die Gebildetern unter den Süddeutschen mit Liebe und Bewunderung nach dem Norden; erst später haben romantische Geister die Bildung des Deutschen Nordens herabzusetzen unternommen, und unter der Napoleonischen Herrschaft ist von einem gewissen Punkte aus der Gegensatz des Nordens und des Südens mit besonderem Eifer und selbstsüchtiger Leidenschaft geltend gemacht worden. Bedenklicher könnte der Unterschied der Religion sein, welcher von Anstiftern der Uneinigkeit mit dem meisten Erfolg ausgebeutet wird: denn zu allen Zeiten hat man die Religion für politische Zwecke gemifsbraucht, denen sie nach der Lehre des göttlichen Stifters der unsrigen ganz fremd ist; ja man spricht sogar unverhohlen von einer katholischen Politik, wie man vor etlichen Jahren von katholischer Philosophie fabelte. Leider hat freilich die Religion der Liebe und des Friedens, ihren Ursprung weniger als ihren Beruf verläugnend, jene Unduldsamkeit, welche im Alterthum nur die ungebildetern Völker, besonders die morgenländischen, Perser, Aegypter, Juden, in stärkerem Mafse und gegen andere übten, auf das Europäische Gebiet und in das Herz der Völker und Staaten verpflanzt, gewifs mit geringerer Berechtigung, da die Religionen des Alterthums enger mit der Volksthümlichkeit verwachsen waren und der fanatische Kampf der einen gegen die andern zugleich auf der Abstofsung der Volkscharaktere beruhte: ich stelle aber in Abrede, dafs in

Deutschland, um bei diesem allein zu verweilen, der Unterschied der Bekenntnisse mit einer volksthümlichen Verschiedenheit, namentlich des Nordens und des Südens, zusammenhänge. Erlauben Sie mir, hochgeehrte Zuhörer, an wenigen Beispielen zu betrachten, wie die Bekenntnifse örtlich abgegrenzt, und wie diese Abgrenzungen entstanden sind. Der gröfste Theil des Nordens ist allerdings protestantisch; aber ich brauche nur Westphalen, Hildesheim, das Eichsfeld und das im fernen Osten von protestantischem Gebiete ganz umschlossene Ermeland zu nennen, um zu erinnern, dafs der Katholicismus, und zwar ein sehr entschiedener, auch dem Norden nicht fremd ist. Der Süden ist meist katholisch, und dieses Bekenntnifs rückt bis an Sachsen heran; aber im Südwesten, in dem ehemaligen Schwäbischen Kreise und den benachbarten Strichen sind protestantische und katholische Landschaften durcheinander gewürfelt: Würtemberg und die Gebiete des ehemaligen Markgrafthums Baden-Durlach evangelisch, die des ehemaligen Markgrafthums Baden-Baden katholisch, ganz streng nach den früheren Grenzscheiden dieser kleinen Staaten; daneben, dazwischen, theils mitten inne in den protestantischen Landschaften der Breisgau, dieser alte Besitz Oesterreichs, Hohenzollern, viele ehemalige Besitzthümer geistlicher Herren und ein Theil der früheren Reichstädte gleichfalls katholisch. Aehnliche Abgrenzung zeigt sich in den verschiedenen alten Gebieten des Fränkischen Kreises. Dieses Nebeneinander, Durcheinander und Ineinander der Landschaften von verschiedenem Bekenntnifs zeigt deutlich, was überdies die Geschichte lehrt, dafs weder im Süden noch im Norden der Volksgeist bei der Trennung des Bekenntnisses wirksam gewesen, da vielmehr Länder und Ländchen, deren Bevölkerung von demselben Stamme ist, blofs nach den ehemaligen politischen Grenzen sich in verschiedene Bekenntnisse theilen, und dafs nur dynastische Gewalt die verschiedenen Religionsformen in den Zeiten des Kampfes um letztere aufgedrungen hat, vorzüglich dem Süden den Katholicismus; denn hätte nicht das Habsburgische Haus unter Leitung der Jesuiten und mit Hülfe der Wittelsbacher dem Protestantismus entgegengewirkt, und ihn in Böhmen und dem eigentlichen Oesterreich, wo er schon bedeutend Boden gewonnen hatte, gewaltsam ausgerottet, so würde er im Süden ebenso verbreitet wie im Norden sein. Die Verschiedenheit der Bekenntnisse in

Deutschland ist also eine Folge der dynastischen Trennung, nicht ein Ergebnifs verschiedener Volkscharaktere. Aber, wird man sagen, jetzt ist die Religionstrennung doch vorhanden und tritt der Einigung hemmend entgegen. Allerdings, wenn die Zwistigkeiten absichtlich erzeugt und schlau genährt werden, wenn emsig geschürt und angefacht wird, wie schon unter dem hochseligen König auch in diesem Reiche versucht worden. Gewifs ist Gleichheit der Religion für die Ruhe eines Staates erspriefslicher: aber dafs verschiedene Religionsparteien, wenn sie nur nicht künstlich aufgeregt werden, in einem und demselben Staate, wie viel mehr also in einem Bundesstaate, nebeneinander bestehen können, lehrt das Beispiel unseres eigenen Landes und Bayerns und anderer Deutschen Staaten, die im Wechsel der Gebietsvertheilungen aus mehreren früher dynastisch und religiös getrennt gewesenen Gebieten zusammengewachsen sind. Was endlich die Verschiedenheit der materiellen Vortheile betrifft, so spricht diese vielmehr für als gegen die Einheit. Denn die gröfsere und innigere Verbindung der Stammverwandten giebt zumal fremden Ländern gegenüber gerade die Möglichkeit wechselseitiger Ergänzung, der leichteren Befriedigung der Bedürfnisse der einen durch die Erzeugnisse der andern, und des Absatzes dessen, was der eine im Ueberflufs hat, der andere bedarf: der Handeltreibende kommt dem Ackerbauenden, der Küstenbewohner und Seefahrer dem Binnenvolke zu Hülfe. Einzelne Mifsverhältnisse und Leiden der verschiedenen Zweige der Erwerbsthätigkeit sind vorübergehend und gleichen sich mit der Zeit, und zwar leichter in einem gröfseren und engeren Verbande aus; die meisten Deutschen Staaten haben den Nutzen solcher Verbindung selbst gefühlt, indem sie dem von Preufsen gestifteten Zollvereine beigetreten sind. Fort also mit jenen Beschönigungen der Eigensucht und der Sondergelüste, welche schon mehr als einmal das Gesammtvaterland in Verderben gestürzt, Deutschlands Boden zum Kampfplatze der Europäischen Völker, und sogar Deutsche zu Bundesgenossen der Fremden gegen Deutsche gemacht haben. Was kann man gegen die Vortheile der Einheit in die Waagschale legen? Etwa dafs bei jener Trennung der in einem Staate ungerecht verfolgte Schutz und Zuflucht in einem andern finde? Wir hoffen doch vielmehr, dafs solche Verfolgungen, die besonders gegen Gelehrte früher vorgekommen,

mit der verfassungsmäfsigen Freiheit ihre Endschaft erreicht haben werden. Aber wie oft hat man gehört, Deutschland verdanke wie Hellas seiner Zersplitterung die mannigfache Blüthe der Wissenschaften und Künste; durch engere Einheit werde, wie in Frankreich, alles Bedeutende in Einen Mittelpunkt zusammengezogen und verschlungen, und dadurch der schönste Ruhm des Vaterlandes geschmälert werden! Dafs diese Befürchtung ungegründet sei, zeigt der Preufsische Staat: auch er ist schon eine grofse Einheit vieler, und dennoch ist nicht alles Bedeutende von der Hauptstadt verschlungen, sondern es giebt in ihm der Lichtpunkte nicht wenige und wird sie unter einer milden und verständigen Regierung immer geben. Und die Besonderheiten sollen ja nicht vertilgt, sondern geeinigt werden; auch die edle Anhänglichkeit an angestammte Herrscherfamilien ist mit dieser Einigung nicht unverträglich. Uebrigens ist eine grofse Hauptstadt, in welcher viele Hülfsquellen zusammengedrängt sind, ein Schwerpunkt der Macht, dessen Wichtigkeit selbst vom Alterthum, bei aller Vorliebe für Vereinzelung, mit richtigem politischen Blick erkannt worden. Hat man jene Ersprieſslichkeit vielfacher Sonderung so oft und nachdrücklich hervorgehoben; so gebe ich der Ueberlegung anheim, ob man nicht in liebenswürdiger Selbsttäuschung und zur Tröstung in dem Uebel doch noch etwas Gutes zu entdecken gesucht habe. Und wahrlich, es wäre schlimmer als schlimm, wenn grofses Uebel nicht doch einige Atome des Guten in sich schlösse!

Hochgeehrte Versammlung, ohne Einheit keine Macht! Als unsere Stadt, unser Land der Hydra des Zwiespaltes preisgegeben waren, zitterten wir für den Thron: die Wiederkehr der Eintracht hat dem Reiche seine alte, und soweit menschliches Werk der Zeit trotzen kann, der auch die grofse Roma erlag, unverwüstliche Lebenskraft wiedergegeben und seine Heere bis an die äufsersten Marken Germaniens zum Siege geführt. Hat der König, hat das Land schwere Opfer gebracht, so theilen wir den Ruhm, welchen im Alterthum das herrliche Athen erstrebte und errang. Auch diesem warf einheimischer Particularismus vor, es vergende seine Kräfte, um den Hellenen Hülfe zu leisten, die selber wenig oder nichts thäten: aber der grofsherzige Demosthenes, der wahre Vaterlandsfreund, erkennt Athens Gröfse eben darin, dafs es für

Ehre und Ruhm, für den ersten Preis der Tugend, für den gemeinsamen Vortheil der Hellenen mehr Geld und Mannschaft aufgewandt habe als die andern für sich selber, nicht es sich verdriefsen liefs, nicht sich im Nachtheile zu befinden glaubte, wenn es doppelt so viel Schiffe als alle andern zusammen stellte, sondern den Göttern dafür Dank wufste, dafs es in der gemeinsamen Gefahr der Hellenen mehr als die andern leisten konnte. Diese Gesinnung hatte den Staat zum ersten der Hellenischen gemacht: es war der Höhenpunkt des Hellenischen Lebens, als unter der thatsächlichen Alleinherrschaft eines Perikles Athen über den gröfsten Theil der Hellenischen Geldmacht und Kriegesmacht gebot. Aber der Uebermuth im Glück, die Mafslosigkeit auch der gesittetsten Volksgemeinde gegen die stammverwandten Bundesgenossen, zumal nach Besiegung abgefallener Brüder, erregten Hafs und bereiteten den Fall des stärksten Pfeilers des Hellenenthums. Die Zweiheit in Hellas, dargestellt in Sparta und Athen wie in der Aristokratie und Demokratie, verzehrte die edelsten Kräfte: als vollends durch die Ansprüche des an Bildung des Geistes und Gefühles zurückgebliebenen Boeotismus dreiköpfige Herrschaft entstanden war, unterlag Hellas den Macedoniern, und später unter ähnlichen Zerwürfnissen den Römern. Mögen die Lehren der Geschichte endlich einmal nicht überhört werden! Das Naturgesetz der Massenanziehung weiset auch im Leben der Menschen unter Stammverwandten dem Herrscher des Staates die Anführung zu, welcher an Waffenmacht und geistiger Kraft überwiegt. Möchte Friedrich Wilhelm dem Vierten, dem edel gesinnten, wohlwollenden, an Geist und Gemüth reichen, theuersten König, nachdem er sein Land und die Länder seiner Bundesgenossen beruhigt hat, auch die erhabene Sendung gelingen, auf dem Wege, wie er jetzt vorgezeichnet ist, Deutschlands Einigkeit dauernd zu begründen; möchte das Geschlecht der Hohenzollern den Deutschen Süden, welchem es entstammt, und den Norden, wo es durch Tapferkeit, Weisheit, Gerechtigkeit und Milde seine Macht erworben hat, die Herzen gewinnend versöhnen, und mit gleichem Ruhm und glücklicherem Geschick als das begabte Haus seiner alten Burgnachbarn, der Hohenstaufen, wie des Preufsischen so des Germanischen Namens Glanz verbreiten! Wenn aber dieses

nicht möglich ist, wenn Eigensucht und Anmaſsung oder irgend welcher Einfluſs die Erfolge der Anstrengungen vereitelt und die Erfüllung der Deutschen Hoffnungen auf eine unbestimmte Zukunft vertagt; dann möge wenigstens dieses Land fortblühen unter diesem Königshause, und auch in einer ungünstigeren Stellung immerdar Deutschlands Schutz und Schirm wider alle inneren und äuſseren Feinde bleiben! Gott segne den König und sein Haus!

IV.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1850.

Unter den mannigfachen Betrachtungen, welche bei einiger Aufmerksamkeit auf das Leben der Sterblichen sich darbieten, hochgeehrte Zuhörer, ist eine der ältesten und bedeutungsvollsten diese, dafs kein grofses Glück lange Bestand zu haben pflege, dafs je höher der Einzelne gestellt ist, desto härteren Schlägen des Schicksals er unterworfen, desto empfindlicheren Angriffen er ausgesetzt sei, dafs die Geschicke der Menschen, wie die Strömungen der Lüfte in unverhofftem und raschem Wechsel sich umsetzen, und in vielfältigen Schwingungen aus dem Erfreulichen zum Unheil, aus dem Uebel zum Guten sprungweise sich hinüber bewegen. Eben diesen Schwankungen, ja in gewissen Entwickelungsperioden einer fast rhythmisch geregelten Ebbe und Fluth unterliegen auch die grofsen Gemeinschaften der Menschen, die Staaten; und je schneller der Gang unserer Zeiten ist, um so mehr bewährt sich in ihnen die Wahrheit dieser uralten Lebensansicht. So hatten wir an dem Tage, welcher der freudigen Geburtsfeier des huldreichsten Königs gewidmet ist, vor zwei Jahren schmerzlich zu beklagen, dafs in den verhängnifsvollen Umwälzungen der meisten Reiche des Europäischen Festlandes fast alle Pietät gegen die Fürsten der Völker und ihre Häuser erloschen sei, auch die Pietät eines nicht unbedeutenden Theiles unseres Volks gegen das Königshaus, durch welches Preufsens Ruhm und Glanz und Macht gegründet und fort und fort gemehrt worden: die kraftvolle und glückliche Ueberwindung der gefahrvollsten inneren Zustände warf bald hernach Strahlen der Hoffnung auf dieses Land herab, und ich konnte heute vor einem Jahre froh anerkennen und verkünden, jene Anhänglichkeit an den König und sein Haus, auf der die innere Eintracht beruht und welche in den früheren Regierungsjahren Friedrich Wilhelms des Vierten und seiner nächsten Vorfahren das schönste Band zwischen Thron

und Volk gewesen war, sei wieder mächtig erwacht und das Glück des edlen Herrschers wieder hergestellt. Ich will nicht sagen, dafs in dem laufenden Jahre dieses wiedergewonnene Gut Abbruch erlitten habe: aber der frevelhafte und verabscheuungswürdige Angriff auf die geheiligte Person des angestammten Landesvaters, obwohl geeignet die Herzen aller Guten, ja selbst derer, welche nicht mit ganzer und vollster Seele an ihm hingen und festgehalten hatten, dem schwer bedrohten und gekränkten König nur um so sicherer zu gewinnen und inniger zu verbinden, dieser verruchte Anfall, sage ich, weist eben wieder auf die Unstetigkeit und Wandelbarkeit des menschlichen Glückes hin und auf die höchsten Gefahren, die mit der höchsten Stellung verknüpft sind; Gefahren, die von einer minder reinen Vorstellung des Alterthums aus dem Neide der Götter abgeleitet werden, deren Blitz die hohen Bäume und die Paläste treffe, während wir nach der würdigeren Schätzung der christlichen Lehre Prüfungen der Vorsehung darin erkennen, aus welchen der hart betroffene, wie das edle Metall aus dem Feuer, geläuterter und lichter hervorgeht, wenn Gottes gnädige Hand den Leidenden vor dem Aeufsersten beschirmt hat, wie sie den theuersten König wiederholt beschirmte. Dank und Preis dem Geber alles Guten, dem Lenker aller Schicksale für den Schutz, welchen er ihm angedeihen liefs, inbrünstiges Gebet und Flehen zu dem Allerhöchsten, dafs er fernere Gefährdungen von dem geliebten Haupte abwende, und auch die Keime jeder bösen und unheilschwangern Regung in verbrecherisch entsittlichten oder sinnverwirrten Gemüthern ersticke! Möge die Vorsehung auch dem Deutschen und Preufsischen Vaterlande ihre Hülfe nicht entziehen, und dasselbe auf den unerforschlichen Wegen, die sie den Völkern vorgezeichnet hat, zu einem erspriefslichen Ziele leiten! Denn auch seine Thaten und Leiden, zumal in den letzten Jahren, geben uns ein trauriges Beispiel von Wechseln und Schwankungen, welche eine die andere vernichtend auf einander folgten. Friedrich Wilhelm der Vierte war der erste Fürst, welcher den grofsen Gedanken fafste, an die Stelle des ebenso verachteten als verhafsten Bundestages eine wirksamere Vereinigung der Deutschen Stämme und Staaten zu setzen, wie die Würde des Deutschen Volkes, das Bewufstsein seiner inneren Einheit und das Bedürfnifs und der Drang der

Zeiten sie erheischte. Als er zuerst mit Preufsen, ohne irgend einen der anderen Mitfürsten beeinträchtigen zu wollen, den Entschlufs erklärt hatte, sich an die Spitze dieses Unternehmens zu stellen, wurde er und Preufsen verschmäht und zurückgestofsen; nicht lange, und dieselbe Versammlung, welche sich von ihm ab nach einer anderen Seite hingewandt hatte, trug ihm die Kaiserkrone an. Grofsmüthig eine vom Volk ihm dargebotene Macht und Würde verschmähend, mit welcher die gröfseren unter den Deutschen Fürsten nicht einverstanden waren, entwarf er den Plan eines neuen Bundes, und sah sich bald zum Dank für seine Grofsmuth mit neuem Widerstand, ja sogar mit Abfall selbst von solchen belohnt, deren Retter er gewesen war: doch blieb dem Deutschen Volke ein letzter Strahl der Hoffnung, von welcher auch ich beseelt im vorigen Jahre bei derselbigen Festfeier und an eben dieser Stelle von der Deutschen Einheit gehandelt und den sehnlichen Wunsch ausgesprochen habe, es möge dem vielgeliebten an Geist und Gemüth reichen König die erhabene Sendung noch gelingen, Germaniens Einigkeit dauernd zu begründen. Aber fort und fort sind dem edlen Werke so grofse Schwierigkeiten und Hemmnisse in den Weg gelegt worden, dafs vielen zu Deutschlands tiefster Erniedrigung, mit Scham und Betrübnifs, alle unsere Hoffnungen zu Grabe getragen scheinen. Doch verzweifeln wir noch nicht, dafs ein neuer Wechsel, und dieser aus dem Schlimmen zum Guten, das Vaterland wieder erheben werde: nur verzeihe man mir, der ich sonst gern an diesem Tage die wichtigsten Erscheinungen der Gegenwart ergreife, um in Verbindung mit denselben den Geist und Sinn des gefeierten Königs ins Licht zu setzen, nur verzeihe man mir, wenn ich mich jetzt von diesen widerwärtigen Wirren entferne und vielmehr einen Gegenstand der Betrachtung wähle, welcher, indem er unsere Körperschaft unmittelbar berührt, zugleich nicht ohne alle Beziehung auf die Zeitverhältnisse und auf das gemeinsame Deutsche Vaterland, und gewifs vollkommen geeignet ist, an Friedrich Wilhelms des Vierten Geburtsfeier besprochen zu werden. Friedrich Wilhelm ist der grofsherzigste und freigebigste Beschützer der Wissenschaften, als deren Träger in Deutschland mit Recht vorzüglich die Universitäten gelten; diese sind ein gemeinsames Gut des gemeinsamen Vaterlandes, und eben darum sind sie in die Bewegung

desselben mit hineingezogen und es ist bei der versuchten Umgestaltung aller Verhältnisse der Deutschen Staaten auch eine Umbildung oder Verbesserung der Universitäten beabsichtigt und in Aussicht gestellt worden. Erlauben Sie mir daher, hochgeehrte Zuhörer, bei diesem Gegenstande zu verweilen, ohne dafs ich den Anspruch mache, mehr als einige flüchtige Bemerkungen zu geben, da die mir zugemessene Zeit eine volle und ausführliche Erörterung auch nur der wichtigsten Punkte nicht erlaubt.

Wie jedes organische Gewächs schon im Keime vorgebildet und mit seiner vollen Bestimmung enthalten ist, so ist auch für die Geschichte menschlicher Einrichtungen und Anstalten ihr Ursprung von grofser Wichtigkeit, und wollte man sagen, es komme dabei nicht sowohl auf ihren ersten Anfang als auf ihre höchste Vollendung, nicht auf das unmündige Kindesalter, sondern auf die männliche Reife an, so erwiedere ich, dafs in der naturgemäfsen und selbständigen Fortbildung, die nicht von äufseren Umständen gestört ist, das Spätere mit dem Früheren nicht in Widerspruch sein kann, obwohl veränderte Bedingungen, Lagen und Umgebungen eine Anstalt im Laufe der Zeiten von ihrer ursprünglichen Form einigermafsen ablenken mögen, gleichwie die Pflanze in einem anderen Klima und anderen Boden sich anders entwickelt oder auch wohl verkümmert. Bereits im Hellenischen Alterthum hatten sich in manchen durch Gelehrsamkeit und Wissenschaft ausgezeichneten Städten, wie zu Athen, Rhodos, Apollonia in Epirus, zu Alexandrien, zu Tarsos in Cilicien, wo vorzüglich die Einheimischen selbst den Studien ergeben waren, viele Lehrer verschiedener Schulen, zumal Philosophen und Rhetoren zusammen gefunden; ohne dafs diese durch ein gemeinsames Band zu einer Körperschaft verbunden gewesen, und noch ehe Staaten oder Fürsten ihnen Besoldungen ausgesetzt hatten, erscheint in der Versammlung dieser Lehrer dennoch eine Aehnlichkeit mit den Universitäten der späteren Zeit, ungeachtet letztere nicht bewufst jene sich zum Vorbild genommen hatten: und als Grundcharakter derselben stellt sich die äufsere und innere Freiheit heraus, das heifst die Freiheit der Lehrer in Rücksicht der für ihren Unterricht zu treffenden Einrichtungen, und die Freiheit der Lehre selbst, welche in Hellas nur selten und kurz vorübergehend Be-

schränkungen erfuhr, und auch in Rom theils in der Zeit des Freistaates nur erfolglos angefochten wurde, als man in altväterlicher Einfalt noch glaubte, dem Umsichgreifen Hellenischer Bildung einen Damm entgegensetzen zu können, theils später nur von tyrannischen Kaisern, wie von Domitian durch gänzliche Vertreibung der Philosophen aus Italien, für etliche Jahre einen harten Stofs erlitt. Nicht anders verhält es sich mit der Entstehung der Universitäten im Mittelalter. Die bedeutenden Gelehrten, welche im zwölften Jahrhundert in verschiedenen Städten die Wissenschaften, selbst die Theologie vortrugen, waren unabhängige, durch kein geistliches Gelübde gebundene Männer; sie verliefsen, inwiefern sie sich nicht freiwillig der Stadt durch einen Eid verpflichtet hatten, den Ort, wo sie als Lehrer aufgetreten waren, nach Belieben, und wurden von ihren Schülern gefolgt. Lehrer und Schüler machten sich selbst die Verfassung und Gesetze, wonach die Universitätsgemeinschaft geordnet wurde, und wählten ihre Oberen völlig frei, beides ohne Zuthun der städtischen Obrigkeiten und ohne von diesen darin gehemmt zu werden. Die hohen Schulen waren also thatsächlich anerkannte Körperschaften, und zwar lange vorher, ehe ihnen Stiftungsbriefe oder Privilegien verliehen wurden; welche Verleihung anfänglich meist nur eine Bestätigung der früher herkömmlich und stillschweigend erworbenen und besessenen Rechte war und daher gewöhnlich erst dann stattfand, wenn diese Rechte, wie namentlich das der eigenen Gerichtsbarkeit, waren verletzt oder bestritten worden. Zur Gültigkeit einer Universität schien eine von einer Staatsgewalt ausgefertigte Urkunde keineswegs erforderlich. „Weil die Entstehung der hohen Schule zu Padua“, sagt Meiners auf gute Quellen gegründet, „und ihrer Verfassung und Vorrechte über alle Geschichte hinausging, so warfen schon mehrere der ältesten Rechtsgelehrten die Frage auf, ob eine hohe Schule, die, wie die Universität von Padua, von keinem Papste oder Kaiser gestiftet oder bestätigt worden, die also auch keine Errichtungs- oder Bestätigungsbriefe aufweisen könne, für eine wahre privilegirte hohe Schule zu halten sei, und die Rechtsgelehrten beantworteten diese Frage mit Ja, weil der Brauch ebensowohl eine Quelle von gültigen Vorrechten sei als die Gnade und Gnadenbriefe von Fürsten, und weil einige hohe Schulen ganz

allein durch die Privilegien von Fürsten, andere blo's durch sich selbst oder durch vieljährigen Brauch, noch andere durch Brauch sowohl als durch die Privilegien von Fürsten entstanden wären." Alles dieses betrifft nur die äufsere Freiheit: für den Inhalt der Lehre selbst bestand zwar eine eigentliche Aufsicht der Oberen nicht; Anklagen wegen Ketzerei von Seiten kirchlicher Stellen waren dagegen freilich sehr häufig, und die Form des Lehrens eben keine sehr freie, da man meist dictirte: erst gegen die Zeit der Kirchenverbesserung hin und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden freie Vorträge gewöhnlicher, und die in Deutschland vorzüglich durch Reuchlin und seine Anhänger verbreiteten Studien der alten Litteratur wirkten mächtig zur Erweckung eines freieren Sinnes, einer unbefangenern Forschung und eines gebildetern Geschmacks; doch war dies junge und regsamere Leben den Verfolgungen einer Gegenpartei und vorzüglich der Kölnischen Theologen ausgesetzt, welche die alten Wahrheiten, wie sie sie nannten, aufrecht zu erhalten und die neuen Irrthümer zu vertilgen suchten. Wie mannigfacher Beschränkung und Beaufsichtigung die hohen Schulen später und bis auf unsere Zeit herab unterworfen worden sein mögen, ist doch jener Geist der Freiheit das unvertilgbare Lebensprincip derselben, und vorzüglich der protestantischen Universitäten geblieben. Dafs hiermit manche Ausschreitungen, an denen es in den mittelalterlichen Zeiten noch weniger fehlte, verbunden gewesen, läfst sich nicht in Abrede stellen; und indem man, was Einzelne verschuldet, dem Ganzen zur Last legte oder auch Schuldloses zur Schuld stempelte, sind die Universitäten durch die schon früher an dieser Stelle von mir beklagten harten Mafsregeln des Deutschen Bundes betroffen worden, welche besonders Friedrich Wilhelms des Vierten Milde und Hochschätzung der Wissenschaften schon viele Jahre vor der Auflösung des Bundestages auf ein richtigeres und geringeres Mafs zurückgeführt hat. Der den hohen Schulen eingeborene Freiheitssinn, verbunden mit dem früheren Druck, erzeugte nothwendig eine Gegenwirkung, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn auch sie von den Bewegungen des Jahres 1848 ergriffen wurden; aber wir dürfen es zu ihrem Ruhme sagen, dafs gerade diejenigen Universitäten, welche bis dahin eine gröfsere Freiheit genossen hatten, dafs insonderheit die Preufsischen Universitäten,

die Vergehen Einzelner abgerechnet und als Körperschaften, der gesetzmäfsigen Macht und dem gesetzmäfsigen huldvollen König die volle Treue bewahrt, den Grundsätzen der Erhaltung, einer alles niederstürzenden wilden Gewalt gegenüber gehuldigt, und eben dadurch auch selber jenen Wechsel der menschlichen Dinge erfahren haben, indem sie, noch vor Kurzem als Vorfechter freier Gesinnung gepriesen, nunmehr als verrottete Ueberreste mittelalterlicher gelehrter Gilden angefeindet und geschmäht wurden. Nichts desto weniger gab auch ihnen jene allgemeine Bewegung den Anreiz und den Anstofs zu wahren oder vermeintlichen Verbesserungen: wie sich in allen Ständen und Klassen des Volkes berathende Vereine bildeten, so wurden theils von den Studirenden theils von den Lehrern sämmtlicher Deutschen Universitäten Versammlungen gehalten, weil alle Deutschen Hochschulen von dem Bewufstsein durchdrungen sind, dem Gesammtvaterlande anzugehören; aber zugleich bildeten sich auf einzelnen Universitäten besondere berathende Versammlungen, zum Theil auf einer und eben derselben entgegengesetzte der jüngeren und der älteren Lehrer. Mit gutem Vorbedacht nahm die höchste Staatsbehörde diese Angelegenheit zeitig in ihre Hand, und von ihr aufgefordert beriethen gesetzlich berufene Versammlungen auf jeder Preufsischen Universität über zeitgemäfse Umänderungen ihrer Verfassung, bis der Königl. Herr Minister, den wir mit Freuden und dankbarer Anerkennung seiner freundlichen, wohlwollenden und weisen Leitung jetzt an der Spitze dieses Verwaltungszweiges sehen, gewählte Abgeordnete aller Preufsischen hohen Schulen zu gemeinsamer Berathung dieser Gegenstände hierher berief. Man könnte der hiesigen Universität und anderen Preufsischen einen Vorwurf daraus machen, dafs sie sich an der allgemeinen Zusammenkunft von Abgeordneten der Deutschen Universitäten nicht betheiligt haben: aber weit entfernt dafs diese Ablehnungen in dem verderblichen Gelüste der Aussonderung aus der Einheit des Germanischen Volks ihren Grund gehabt, oder dafs wir nicht erkannt hätten, die Träger der Deutschen Wissenschaft müfsten vor allem auch die Träger der Deutschen Einheit sein und alle Deutschen Universitäten müfsten sich als Ein grofses Ganzes fühlen; so wäre es ein innerer Widerspruch und eitel Ueberflufs gewesen, wenn die Preufsischen Universitäten fast gleichzeitig an

ihre eigene Regierung berichtet hätten und zu gemeinsamen Beschlüssen von Abgeordneten sämmtlicher Deutschen Hochschulen hätten mitwirken wollen, und zwar zu einer Zeit, da die allgemeine Verwirrung Deutschlands und die Zerwürfnisse zwischen den einzelnen Staaten nicht den mindesten Erfolg solcher für das Gesammtvaterland zu fassenden rathgebenden Beschlüsse und Anträge erwarten liefsen.

Die Wissenschaft war für frei erklärt worden. An diesen Gedanken heften sich fast alle Versuche und Vorschläge zur Verbesserung des Universitätswesens. Jene Freiheit ist, wie schon gesagt, theils eine innere theils eine äufsere. Unter der inneren verstehen wir die Freiheit der Lehre, welche darin besteht, dafs das, was schriftlich oder mündlich vorgetragen wird, nur von dem wissenschaftlichen Manne aus wissenschaftlichen Gründen seine Bestimmung erhalte, nicht durch eine aufser der Wissenschaft liegende fremde Vorschrift oder Gesetz, wodurch der Ueberzeugung des Lehrenden Zwang angethan wird. Wer wollte erst noch einen Beweis dafür verlangen, dafs diese Freiheit nothwendig sei, wenn irgend ein Fortschritt im Erkennen stattfinden soll, und wer wird nicht zugeben, dafs Lehren, welche nicht frei erzeugt und innerlich begründet, sondern äufserlich vorgeschrieben sind, die Natur vielmehr von Glaubensartikeln als von wissenschaftlichen Sätzen haben? Ja mindestens eben so gut als man die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate verlangt, kann man die Unabhängigkeit der Wissenschaft von Staat und Kirche verlangen, obgleich ich, offen gestanden, bei aller Freiheit, die ich für die Wissenschaft in Anspruch nehme, ihre Aussonderung aus dem Staatsverbande dennoch nicht für richtig halte; aber um diesen letzteren Punkt, sowohl in Bezug auf die Wissenschaft als auf die Kirche, jetzt bei Seite liegen zu lassen, so ist die Forderung, Wissenschaft und Lehre sollen frei sein, eben so einfach als wohl unterstützt, die Anwendung jedoch und die Ausführung derselben unterliegt im Verhältnifs zum Staat und zur Kirche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich in allen Zeiten zum Theil auf die abenteuerlichste und schaudervollste Weise herausgestellt haben, indem staatliche oder kirchliche Gewalten Lehren für frevelhaft oder gottlos erklärt und mit den äufsersten Strafen bedroht oder geahndet haben, die im weiteren Fortschritt

der menschlichen und gelehrten Bildung nicht nur als vollkommen unschädlich und unschuldig, sondern auch als einzig wahr allgemein anerkannt worden sind: wogegen sich freilich nicht läugnen läfst, dafs auch wirklich verderbliche und die Grundfesten der Sittlichkeit und der bürgerlichen Gesellschaft untergrabende Lehren auftauchen können, über deren Duldung, zumal im Schoofse einer vom Staat gesetzten oder zugelassenen Körperschaft, wenigstens grofser Zweifel obwalten kann. Viele Zweige des Wissens sind freilich ganz unverdächtig: niemand wird von der Grammatik oder der Zoologie oder Botanik, der Anatomie oder Chemie oder der reinen Mathematik eine Gefahr für Kirche oder Staat erwarten; aber wer sollte es glauben, wenn es nicht thatsächlich feststände, dafs schon Staatsmänner der Römischen Republik sich vor der Griechischen Rhetorik fürchteten? wer weifs nicht, dafs die Kirche den Lehren der Astronomie willkürliche Grenzen setzen wollte, dafs die Studien des klassischen Alterthums von politischer und religiöser Seite verdächtigt worden, dafs die politische Wissenschaft, die Darstellung der Geschichte, die Philosophie mit der Staats- und Kirchengewalt häufig in Zusammenstofs gerathen sind? Und in der That kann es der Monarchie nicht gleichgültig sein, wenn republikanische, der Republik nicht, wenn monarchische Grundsätze durch die Lehrer der Wissenschaft verbreitet werden: die demokratische Staatsgewalt wird aristokratische, die aristokratische Staatsgewalt demokratische Lehren als gefährlich ansehen müssen, und jede Staatsgemeinschaft wird diejenigen als ihre Feinde betrachten, deren Theorien an die Stelle des Staates irgend eine andere Verbindung wie eine höhere und angeblich sittlichere setzen. Kann man es ferner der Kirche von ihrem Standpunkt aus verargen, wenn sie keinen Gefallen an den Lehren hat, wodurch ihre Dogmen wankend gemacht werden? Aber soll wiederum nichts gelehrt werden, als was der herrschenden Macht genehm ist? soll die Wahrheit in jedem Staat und in jeder Kirchengemeinschaft eine verschiedene und für alle Ewigkeit vorausbestimmte sein? In diesen wenigen Sätzen, die sich leicht erweitern und vermehren lassen, liegen die Schwierigkeiten und Widersprüche zu Tage, in welche der an sich herrliche Grundsatz von der freien Wissenschaft verwickelt, und es dürfte sich auch in dieser Beziehung bewähren, was Tacitus dem Galba in

den Mund legt, dafs die nicht völlig geknechteten Menschen weder die ganze Freiheit noch die ganze Knechtschaft ertragen können. Sollen jene Schwierigkeiten dadurch gelöst werden, dafs man jede Lehre, wie mifsfällig sie auch der herrschenden Macht sein mag, so lange sie nicht in Thaten übergeht oder zu Thaten auffordert oder anreizt, gewähren lasse, in der bekannten Voraussetzung, dafs das Falsche in sich selbst zerfalle und durch die unbesiegliche Wahrheit jederzeit werde überwunden werden? oder sollen verderbliche Lehren der richterlichen und disciplinarischen Ahndung unterliegen? Soll die Freiheit der Wissenschaft, in der doch allerdings nicht eine unbedingte Straflosigkeit enthalten sein kann, mit solcher Ahndung vereinbar sein, so müssen freisinnige Staatsgesetze und Rechtsgewohnheiten, und Richter von hohem Sinn, tiefer Einsicht in das innerste Wesen der Wissenschaft und unbefangenem hellen Blicke vorausgesetzt werden, wenn nicht ähnliche Urtheile erfolgen sollen, wie sie gegen Sokrates, Johannes Hufs, Jordanus Brunus, Galilei und unzählige andere erfolgt sind, wo nicht eben gerade blutige und grausame, die unsere fortgeschrittene Bildung nicht mehr verträgt, aber doch dem Geiste nach gleich unrichtige und verwerfliche. Wollte man etwa sagen, damit sich die Wissenschaft ganz frei in sich selbst bewege, möge sie sich der Berührung alles dessen enthalten, wobei sie mit dem Staat oder der Kirche zusammenstofsen könne, wie Platon, der zuerst und im ganzen Umfange den Widerstreit der damals herrschenden Staatskunst und der Philosophie erkannt und mit kräftigen Zügen gezeichnet hat, dem Philosophen anräth, sich mit der Staatsverwaltung überhaupt nicht zu befassen; so ist dagegen zu erwidern, eine solche Ausübung der wissenschaftlichen Freiheit sei vielmehr eine Ergebung in die Knechtschaft: die Wissenschaft verzichte dadurch auf die Behandlung der wichtigsten Aufgaben der praktischen Vernunft, eine Verzichtleistung, wovon selbst Platon so weit entfernt war, dafs er vielmehr theoretisch sich den zu seiner Zeit verwirklichten politischen Ansichten unverhohlen entgegensetzte; ferner gehe sich die Wissenschaft dann dem so oft gehörten Vorwurfe preis, dafs sie eine todte, und allem, was den Geist des Volkes und der Zeit bewege, entfremdet sei: endlich haben namentlich die Universitäten, aufser der allgemeinen Bildung zur Wissenschaft den besonderen Beruf zu-

gewiesen erhalten, ihre Zuhörer zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höheren Staats- und Kirchendienstes tüchtig zu machen, und können sich folglich der wissenschaftlichen Betrachtung des Politischen und Kirchlichen keinesweges entschlagen, des letzteren wenigstens so lange nicht, als auch die positive Religion, wie im Protestantismus geschieht, als Gegenstand der Wissenschaft anerkannt wird.

Ich wende mich nun zur äufseren Freiheit, welche darin liegt, dafs die wissenschaftlichen Anstalten, besonders also auch die Universitäten, durch ihre Verfassung wie möglichst freie Gemeinden hingestellt und mit solchen Befugnissen ausgestattet werden, dafs sie sich, vorbehaltlich einer Oberaufsicht der vorgeordneten Staatsbehörde und einer Verantwortlichkeit gegen diese, selbst regieren, was vorzüglich im Jahr 1848 theils von oben herab theils im Schoofse der hohen Schulen beabsichtigt wurde: man wollte die obersten Universitätsbehörden gegen die Staatsbehörde unabhängiger stellen, der Gesammtheit der Lehrer im Gegensatze gegen bevorzugte Klassen derselben nach dem demokratischen Grundsatz gleicher Berechtigung (Isonomie und Isegorie) und zur Erhöhung des Gemeingeistes einen gröfseren Einflufs auf die Verwaltung geben, und die Unterschiede der verschiedenen Arten der Lehrer, namentlich der ordentlichen und aufserordentlichen Professoren und der Privatdocenten, wo nicht aufheben, doch minder fühlbar machen, und es konnte nicht ausbleiben, dafs auch die Studirenden den Lehrern gegenüber mehr Freiheit und sogar eine Mitwirkung bei den Universitätsangelegenheiten verlangten. Obgleich niemals dürfte verkannt worden sein, dafs die Macht der Regierung über die Universitäten aufrecht zu erhalten sei, und die völlige Befreiung der letzteren eher zu ihrem Verderben als zu ihrem Vortheil gereichen würde; so hielt man doch die Selbstverwaltung den Universitäten für angemessen und zuträglich, und insbesondere erwarteten die meisten eine wesentliche Verbesserung von der Entfernung jener zwischen dem vorgeordneten Minister und den Universitäten gestellten Mittelbehörde der Curatoren, welche, ohnehin schon ein sprechender Ausdruck der Unselbständigkeit und Unmündigkeit der Universitäten, vollends um so lästiger erschienen, seitdem sie als aufserordentliche Regierungsbevollmächtigte mit der ganzen Schwere der nach den

Bundesbeschlüssen diesen zugetheilten Befugnisse auf die Universitäten gedrückt hatten, selbst wenn an einigen Orten, und namentlich an der hiesigen hohen Schule, jene Bundesgesetze niemals zur völligen Gültigkeit gelangt und durch die Huld unseres erhabenen Königs wesentlich gemildert worden waren. Gehen wir in die frühere Geschichte der Universitäten zurück, so finden wir unter den Behörden, welche den Curatoren ähnlich sind, zuerst päpstliche oder landesherrliche Conservatoren; aber die Einsetzung derselben hatte nicht den Zweck die Universitäten zu beschränken, welche vielmehr von ihren mit grofsem Ansehen ausgestatteten Rectoren und von den Oberen der Nationen und der Facultäten regiert wurden, sondern der Schwäche und Hülflosigkeit der Universitäten zu Hülfe zu kommen, sie gegen Mächtige in ihren Privilegien und Freiheiten zu schützen, und die Verletzer derselben zur Rechenschaft zu ziehen und zu bestrafen: so mufsten im vierzehnten Jahrhundert der Vogt von Paris als Conservator der hohen Schule nach königlicher Verordnung, und ebenso der päpstliche Conservator schwören, dafs sie die Vorrechte der Pariser Universität standhaft vertheidigen wollten. Die alten Deutschen Universitäten hatten, wie man glaubt, alle von Anbeginn solche oder ähnliche Conservatoren ihrer Rechte. Indessen blieb man nicht dabei stehen Beschützer zu ernennen; es zeigte sich bald, dafs die Mitglieder der hohen Schulen nicht immer ihre Gesetze beobachteten, und dafs sie zu dieser Beobachtung müfsten angehalten werden, wozu man Visitatoren, Kanzler, Superintendenten, Directoren und dergleichen einführte: in welchem Grade die Vollmacht solcher Visitatoren die unserer Regierungsbevollmächtigten bisweilen übertraf, zeigt das Beispiel der königlichen Visitatoren der Universität Oxford vom Jahre 1549, welche unumschränkte Macht hatten, die Universitätsbehörden, Lehrer, Beamten, Mitglieder und anderen Angehörigen der hohen Schule zu verändern, zu entfernen oder sonst zu bestrafen, die Collegien und andere Stiftungen und Anstalten aufzuheben und zu erneuern und die Statuten zu verändern. Die Erzherzoge von Oesterreich waren zwar verpflichtet, die Privilegien und Statuten ihrer Universität in Wien zu halten; aber indem sie auf ihre Obergewalt über dieselbe nicht verzichtet hatten, bestellten sie sehr bald zur Wahrung der Gesetze einen sogenannten Superin-

tendenten des Fürsten, welcher den dritten Rang, nämlich nach dem Rector und Kanzler hatte. Später ernannte die hohe Schule selbst einen, nachher zwei Erhalter der Gesetze unter dem Namen von Superintendenten der Universität. Seit dem funfzehnten Jahrhundert wurde die Erhaltung der Gesetze Kanzlern übertragen, ohne dafs diese Würde in der Folgezeit auf allen Universitäten wäre eingeführt worden. Als etwas ganz neues bezeichnet es Meiners, der über die Geschichte des akademischen Kanzleramtes die ausführlichsten Untersuchungen angestellt hat, dafs der Kaiser Leopold es dem Kurfürsten Friedrich bei Stiftung der Universität Halle freistellte, ob er die Würde eines Rectors und Kanzlers sich selbst und seinen Nachkommen vorbehalten, oder der Universität, und zwar nicht blofs den Lehrern sondern auch den Studirenden, die Gewalt übergeben wolle, Rectoren und Kanzler zu ernennen; dasselbe gestattete der Kaiser Karl VI. dem Stifter der Universität Göttingen, und Karl VII. dem Markgrafen Friedrich bei der Gründung der Erlanger Universität. Unstreitig würde es jede Universität als ein Glück ansehen, einen Curator im Sinne der ursprünglichen Conservatoren zu haben; und in der That sind die ausgezeichnetsten Curatoren Deutscher Hochschulen, deren Andenken nie erlöschen wird, ein Münchhausen für Göttingen, ein Fürstenberg für Münster, ein Reizenstein für Heidelberg, solche Pfleger und Beschützer voll Liebe und Begeisterung für die Wissenschaft und für die ihnen anvertrauten Anstalten, aber auch durch ihre hohe Stellung als Minister zu dieser Beschirmung vorzüglich geeignet gewesen, wie ehemals auch mehrere Preufsische Minister, die in derselben Eigenschaft Universitäten vorstanden; aber ob untergeordnete Curatoren den Universitäten gleiche Vortheile gewähren, und gröfsere als die unmittelbare Aufsicht eines freisinnigen und wohlwollenden Unterrichtsministers, und ob die Wahrung der Gesetze nebst der Vermögensverwaltung nicht eben so gut durch einen wohleingerichteten Organismus der Universitätsbehörden und Beamten erreichbar sei als durch Vorgesetzte die nicht zur Universität gehören, lasse ich, obgleich für die freiere und zugleich ehrenvollere Stellung der hohen Schulen längst entschieden, an dieser Stelle mit Vorbedacht höherer Ueberlegung anheimgegeben.

Je nach der verschiedenen Verfassung der einzelnen Uni-

versitäten haben schon bisher mehr oder weniger Lehrer an der Leitung oder Verwaltung derselben Theil genommen; bei den neuesten Verbesserungsbestrebungen arbeitete man, wie schon bemerkt worden, von verschiedenen Seiten dahin, allen Lehrern einen gewissen Einflufs auf die allgemeinen Angelegenheiten zu geben, und aus den Berathungen der hierselbst abgehaltenen Conferenz der Abgeordneten ist der Antrag hervorgegangen, es möge gleichmäfsig auf allen Preufsischen Hochschulen ein engerer Ausschufs, welcher gewöhnlich Senat genannt wird, eingesetzt werden, und neben demselben ein Generalconcil, in welchem alle ordentlichen Professoren und auch eine gewählte Anzahl der aufserordentlichen Sitz und Stimme hätten. Die wenigen älteren Mitglieder dieser Universität, welche noch aus den ersten Jahren derselben übrig sind, werden sich erinnern, dafs hierselbst ursprünglich alle ordentlichen Lehrer den Senat bildeten, dafs diese Einrichtung aber sich bald als unzweckmäfsig herausstellte und eben defswegen aufgehoben wurde: wogegen sich, wie wir hoffen, das Nebeneinanderbestehen einer engeren und weiteren Versammlung mit verschiedenen Befugnissen wohl bewähren dürfte. Die Theilnahme der aufserordentlichen Professoren an diesen Versammlungen ist zwar, wie verschieden auch auf den ältesten Universitäten, besonders auf den Italienischen, die Stellung der ordentlichen und aufserordentlichen Lehrer war, von denen die letzteren, wenigstens in manchen Beziehungen, gegen die ersteren keinesweges zurückstanden, im Allgemeinen den strengen Begriffen zuwider, indem das Wesen der aufserordentlichen Professoren sich eben dahin bestimmt hat, dafs sie als jüngere Lehrer oder als solche, für welche das Lehren an der Universität nur ein Nebengeschäft neben einem anderen Hauptamte ist, in die Vertretung der Universität nicht hineingezogen werden sollten; aber man hat, zumal bei der an manchen Universitäten sehr gestiegenen Anzahl der aufserordentlichen Lehrer und der hieraus entsprungenen Unmöglichkeit, ihren Verdiensten durch zeitiges Einrücken in ordentliche Stellen gerecht zu werden, mit vollem Grunde geltend gemacht, „die Verhältnisse hätten sich allmälig so umgestaltet, dafs die aufserordentlichen Professoren auch in dieser Hinsicht Ansprüche machen könnten, um hinter den ordentlichen nicht zu weit zurück zu stehen, namentlich in Beziehung auf

Bestellung der akademischen Aemter und diese Aemter selbst“, und es hat daher zweckmäfsig geschienen, dem natürlichen Verlangen derselben nachgebend, ihnen eine verhältnifsmäfsige Mitwirkung in der Vertretung der Universitäten einzuräumen. Wenn für die Privatdocenten nicht dasselbe beschlossen worden, so ist dabei der Gedanke mafsgebend gewesen, dafs sie der Universität völlig frei verbunden sind, ihre Thätigkeit ganz von ihrem Willen abhängt und sie nicht einmal die Pflicht sondern nur das Recht zu lehren haben, dessen Ausübung ihrem Belieben überlassen ist: übrigens ist die grofse Bedeutung derselben für die Universitäten, die gerade ihnen den Ursprung verdanken und in ihnen den sichersten und gedeihlichsten Nachwuchs ihrer Lehrer haben, nicht verkannt, und die Aufhebung einiger ungerechtfertigten oder unbilligen Beschränkungen ihrer Lehrthätigkeit vorgeschlagen worden. Was die Studirenden betrifft, so sind von diesen auf der Wartburg allerdings Beschlüsse gefafst und Anträge gestellt worden, deren Mafslosigkeit selbst einem grofsen Theil derselben bald einleuchtete. Die Studirenden der hiesigen Universität, weit entfernt gröfsere Rechte zu verlangen, haben sich grofsentheils darauf beschränkt, ihrem privilegirten Gerichtsstande entsagen zu wollen, und die Conferenz konnte sich nicht veranlafst finden, die ihr vorgelegte Frage, ob die Studirenden an den Wahlen zu akademischen Aemtern, insbesondere an der Rectorwahl Theil nehmen sollten, bejahend zu beantworten, weil kein Studirender bei der Flüchtigkeit seines Aufenthaltes auf einer bestimmten Universität, und bei dem Mangel aller Verantwortlichkeit ein Recht zum Einflusse auf die Verwaltung haben könne. Wenn im Mittelalter den Studirenden viel gröfsere Rechte zustanden, so müssen wir, ohne unserer edlen Jugend zu nahe treten zu wollen, daran erinnern, dafs damals die Studirenden grofsentheils reife Männer, sogar Domherren und Beamte reicher Stifter waren.

Hochgeehrte Versammlung! Aus dem reichen Stoffe, welchen der von mir besprochene Gegenstand darbietet, habe ich einige wenige Punkte ausgewählt, auf deren Erörterung mich die in den letzten Jahren beabsichtigten Verbesserungen des Universitätswesens geführt haben: wie gesagt, gingen diese Versuche alle von dem Streben nach gröfserer Freiheit aus, welches durch die politischen

Bewegungen der Zeit seine Schwungkraft erhalten hatte. So wie Anfangs das Mafs der politischen Freiheit überschritten wurde, so waren auch die Plane der Verbesserer des Unterrichtswesens und namentlich der hohen Schulen zuerst zum Theil ausschweifend, haben aber mit der Zeit bei wiedergewonnener Besonnenheit die richtige Mitte gefunden; und es ist eben so wenig zu befürchten, dafs jetzt Aenderungen zur Zerstörung führen, als dafs die auf dem Boden des Unterrichtswesens entstandene Bewegung spurlos verschwinde. Noch vieles andere, die gröfsere Freiheit der Universitäten Betreffende, hat man zur Sprache gebracht, namentlich die den verschiedenen Universitätsbehörden beizulegenden Befugnisse im Verhältnifs sowohl zu einander als zu der Oberaufsichtsbehörde: dieses und Aehnliches übergehe ich, weil es mir unangemessen scheint, an diesem Orte so weit zu besonderen Einzelheiten hinabzusteigen, wenn auch manche derselben nicht unwichtig sind. Man hat ferner manche Mifsbräuche gerügt und ihre Abstellung empfohlen, manche Gewohnheiten der Beurtheilung unterworfen, die der gegenwärtigen Entwickelungsstufe der Wissenschaft nicht mehr angemessen sind oder scheinen: es wird genügen, wenn ich von ersteren die leichtfertige Ertheilung der akademischen Grade, von letzteren den Gebrauch der Lateinischen Sprache, vorzüglich bei öffentlichen Feierlichkeiten nenne, welchen wir jedoch, unbeschadet der Deutschen Volksthümlichkeit, aus sehr bedeutenden Gründen keinesweges ganz beseitigt, sondern nur auf die eigentlich gelehrten Acte beschränkt wissen wollen. Wir dürfen hoffen, dafs unter den Auspicien und der Sanction des Königs und der Mitwirkung der Volksvertreter aus den vielfachen Begutachtungen der wichtigsten auf das Universitätswesen bezüglichen Fragen ein weises und freisinniges Unterrichtsgesetz und darauf gegründete Verbesserungen der Statuten hervorgehen werden; Veränderungen, welche nicht nur auf milderem Wege bewirkt seien als jene der Visitatoren zu Oxford, sondern sogar auf eine wenn nicht eben so freie doch ähnliche Weise wie die Gesetze der ältesten Universitäten entstanden sind, und ganz auf dieselbe Weise wie die bisher gültigen Statuten der hiesigen Universität und ihrer Facultäten, deren Abfassung aus der Mitte dieser Körperschaft selbst hervorgegangen und von der Staatsbehörde nur einer prüfenden Durch-

sicht unterworfen worden ist. Mögen jene Verbesserungen zugleich durch die in Aussicht stehende gröfsere Gemeinschaft der Lehrer eine Erhöhung des Gemeingeistes anbahnen, welcher die sicherste Bürgschaft für das Heil jeder Verbindung ist! Wenn der Umsturz sämmtlicher Verhältnisse, den eine zügellose und wilde Ochlokratie herbeizuführen geeignet war, auch die Wissenschaften und die zu ihrer Förderung eingesetzten Anstalten in dem Strudel des Unterganges begraben haben würde, weil jene Art der Herrschaft der edleren und nicht blofs auf den gemeinen Nutzen berechneten Bildung noch mehr abhold ist als selbst die Despotie, die wenigstens gern die Blüthen der Kunst und Wissenschaft in ihren Siegerkranz einflicht; so werden wir dagegen auf dem Wege einer gemäfsigten und besonnenen Reform die Vortheile der Freiheit zugleich und der Ordnung erlangen, und so am sichersten den wissenschaftlichen Geist und ein reges wissenschaftliches Leben erhalten, welches gegenwärtig um so nothwendiger ist, da einerseits ernste Studien und reife Erkenntnifs, seltene Ausnahmen abgerechnet, neben der Pflege des Sinnes für die wahre Freiheit auch die politischen Leidenschaften zügeln, an welchen das Zeitalter krankt, und da auf der anderen Seite in dieser trüben Lage des gemeinsamen Vaterlandes die Deutsche Wissenschaft wie oft so auch gegenwärtig noch einmal die Rolle übernehmen mufs, aushülfsweise in sich die Germanische Einheit darzustellen, welche politisch nicht hat verwirklicht werden können. Gerade auf der Wiederherstellung der Ordnung ruht der sichere Bestand unserer Hochschulen, und somit auf der Herstellung der gesetzlichen Macht des geliebten Königs. Mögen wir, die Lehrer, mögen Sie, unsere theuren Zuhörer, dies niemals vergessen, und dessen bewufst beide an ihrer Stelle jetzt und in Zukunft in diesem Geiste der Ordnung und Mäfsigung wirken! Vereinigen endlich wir alle, die wir hier versammelt sind, uns wiederholt in dem Gebet zu dem allmächtigen und allgütigen Vater, dafs er den König und das Königliche Haus mit seinem Schirm und Schilde decken, und ihn und die Berather der Krone in der Lenkung des Staates ganz mit Weisheit und Thatkraft erfüllen, und des Volkes Treue und die Eintracht des Herrschenden und der Beherrschten unerschütterlich befestigen möge. Heil dem König und seinem Hause!

V.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1852.

Bei der Jahresfeier der Geburt eines ausgezeichneten Herrschers, wie wir heute sie begehen, hochgeehrte Zuhörer, drängt sich dem, welcher zum Sprecher bestellt ist, eine Fluth der mannigfachsten Gefühle und Gedanken, erfreulicher wie ernster zu, die ihn der Gefahr aussetzt, von ihr fortgerissen in einer chaotischen Masse von Empfindungen oder Betrachtungen unterzugehen, wenn er nicht den gröfsten Theil des heranwogenden Stoffes von sich abzuwehren versteht und sich an einem frei gewählten Gesichtspunkt gleichsam vor Anker legt. Vor seinem Blicke steht das ganze Leben des gefeierten und zu feiernden Fürsten, sein eigenthümliches Wesen, seine Erfolge und Schicksale, und zumal die letzten Zeiten seiner Herrschaft, die wer bei dieser Feier wiederholt als Redner auftritt, zunächst ins Auge zu fassen veranlafst sein wird; und zählt der Herrscher eine lange Reihe von Ahnen auf dem Throne, zu welchem er durch die Geburt und Erbrecht berufen ist, so wird der Betrachtende auch auf die Dynastie, auf frühere Gröfse und Hoheit des Hauses hingewiesen. Ist ferner das Herrscherhaus dem Volke nicht entfremdet, wirkt es mit diesem, durch dieses, für dieses, wie sollte man dann des Vaterlandes vergessen können, wenn man vom Vater des Vaterlandes spricht? wie sollte bei solcher Feier nicht auch das Leben und Wesen des Volkes und Staates, sein Glück und Unglück, seine mit den Geschicken der Fürsten zugleich wechselnden Geschicke, ja seine ganze Stellung und Bestimmung in der Gliederung der Völker und Stämme und in der grofsen Kette der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes uns vor der Seele schweben? So eröffnet sich uns ein unendliches Feld der Betrachtung für eine spärlich zugemessene Zeit, und zwar einer Betrachtung, die besonders in bewegten Zeitläuften und in einem unklaren oder nicht von allen Seiten befestigten Zustande der

Dinge der genauesten Kenntnifs der Weltverhältnisse, der höchsten Reife und Besonnenheit des Urtheils bedarf und würdig nur von dem angestellt werden kann, der nicht in einzelne kleinere Zweige des Wissens vertieft, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gang der Weltbegebenheiten in der Vergangenheit und Gegenwart gerichtet hat. Wenn ich, obwohl mir bewufst dieser Forderung nicht zu entsprechen, dennoch mich auch jetzt noch mit vernutzter oder erschöpfter Kraft dem ehrenvollen Auftrage unterwerfe an dem heutigen Tage vor Ihnen als Redner aufzutreten, so wage ich dies eben nur in der Voraussetzung, es sei gestattet, wie ich gesagt habe, einen freigewählten Gesichtspunkt zu fassen, welcher erlaubt, dafs vieles bei Seite liegen bleibe, was hier seine gute Stelle fände, und dafs wir, entfernt von allen Fragen des Tages und des Jahres und unbekümmert darum, ob wir in den Vorwurf und Tadel einer sich im Allgemeinen ergehenden Schulweisheit verfallen, einige Gedanken zusammenreihen, die ausgeschieden aus der Masse aller übrigen, welche sich an einem solchen feierlichen Tage dem denkenden Geiste darbieten, zur Einheit einer Betrachtung sich fügen und gestalten mögen.

Für Staaten, in denen der Herrscher durch erbliche Nachfolge bestimmt wird, ist, wie auch die Verfassung dessen Rechte erweitern oder beschränken mag, die Geburt des Thronfolgers von entscheidender Wichtigkeit: denn das ganze Staatsleben in seiner ganzen Entwickelung ist mehr oder minder an die Person des Herrschers gebunden, die ja sogar die Beschränkungen, welche ihr auferlegt sind um den Staat von ihr unabhängiger zu machen, durchbrechen kann; jenes mufs ganz anders verlaufen, je nachdem diese oder jene Persönlichkeit den Thron einnimmt, und die Persönlichkeit selbst, wenn sie auch durch Erziehung und Bildung näher bestimmt wird, ist doch zunächst und zumeist von der natürlichen und angeborenen Anlage bedingt. Diese Wahrheit scheint für das Staatsleben wenig tröstlich: denn des Staates Glück und Unglück scheint hiernach von dem Zufalle der Geburt abhängig. Diese Abhängigkeit vom Zufälligen steigert sich für die Betrachtung noch mehr, wenn man sich der nicht ungangbaren und durch manche Erfahrungen dargebotenen Vorstellung hingiebt, dafs über dem einen und dem anderen ein gleichsam angeborenes günstiges oder ungünstiges Geschick, ein Glückstern

oder Unstern walte, dem einen alles was er unternimmt gelinge, der andere alles was er angreift verderbe: denn je nachdem der Herrscher oder seine einflufsreichen Rathgeber ein gutes Glück oder ein dämonisches Mifsgeschick haben, würde nach dieser Vorstellung das ganze Land und Volk in dasselbe hineingezogen werden. Doch könnte, wer einer solchen Ansicht folgte, sich auch einer andern tröstlichern nicht entziehen, die nicht in der Schule ausgedacht, sondern aus dem Munde eines der gröfsten Staatsmänner geflossen ist. Denn wollte man dem einzelnen Menschen einen solchen Stern oder Unstern beilegen, so müfste man, auch ohne untersucht zu haben, ob dieser Annahme etwas Wahres zu Grunde liege, Gleiches auch für Staaten und Völker voraussetzen: die Bestimmung der Völker ist aber eine höhere als die des Einzelnen, und ihr Geschick, das mächtigere, wird siegen über das des Einzelnen. So, als Aeschines die Athener warnte, sich zu hüten vor dem Dämon, der Tyche, welche den Demosthenes begleite, weil kein Staat, kein Privatmann glücklich weggekommen, der dem Rathe des Demosthenes gefolgt sei; erwiederte dieser seinem Gegner ohngefähr mit folgenden Worten: „Ich halte das Geschick des Staates für ein gutes, und ich sehe, dafs dieses auch der Dodonäische Zeus und der Pythische Apoll weissagen, aber das Geschick der gesammten Menschheit, welches jetzt obwaltet, für ein schweres und hartes; denn wer der Hellenen oder wer der Barbaren hat in der gegenwärtigen Zeit nicht viele und grofse Uebel erfahren? Dafs der Staat edle Entschliefsungen fafste und besser davon gekommen als die meisten anderen Hellenen, die da glaubten, wenn sie uns verliefsen, würden sie glücklicher sein, das rechne ich auf das gute Glück des Staates; dafs wir aber einen Stofs erlitten haben und nicht alles ging wie wir wollten, das halte ich für den auf unsern Staat fallenden Antheil an dem Geschick aller Menschen. Der Gegner aber sagt, mein eigenes Geschick sei wirksamer als das gemeinsame des Staates, das kleine und geringe als das gute und grofse: wie sollte dieses möglich sein?“ Aber es drängt sich hier die viel wichtigere Frage auf, was denn dieses Glück oder Geschick sei. Ist es wirklich der Zufall, wie wir zu sagen scheinen? Lenkt also der Zufall den Lauf der Staaten und aller menschlichen Begebenheiten? „Glück lenkt der Menschen Leben, nicht der weise

Rath", sagt ein alter Dichter, und die Thaten und Erfolge der gröfsten Männer und folglich auch die Gröfse und Bedeutung der Staaten, die von ihnen gehoben worden, hat man häufig auf Rechnung des Zufälligen oder des ihm gleichbedeutenden Glückes gesetzt, nicht der Tugend und Weisheit. Hat man doch schon im Alterthum untersucht, ob der gröfste Mann desselben, ob Alexander Philipps Sohn durch Glück oder durch Tugend seine Höhe erstiegen habe, und um ein uns ganz nahe liegendes Beispiel anzuführen, so nennt Friedrich der Grofse die Welt das Reich des Zufalls; wie jener Bote bei Sophokles meint er, der Zufall hebe, der Zufall zerstöre, und gerade in Anwendung auf das, wovon wir ausgegangen sind, sagt er: „Ein König stirbt, der Sohn ersetzt ihn und die politische Welt gewinnt eine andere Gestalt; er läfst sich durch andere Leidenschaften beherrschen, regiert nach einem anderen Plan; neue Irrthümer vertreiben die alten und ändern die Beweggründe der Gunst oder des Hasses"; ja er geht so weit, von sich selber zu behaupten, als er in jungen Jahren in die Welt eingetreten, habe er alles dem Zufall, nichts der Vernunft verdankt; erst unter dem Schutz des Glückes habe er gelernt, bis ihn dies verlassen habe. Aber hatten beide vom Vater her das für sie zufällige Glück eine wohlgeordnete Heeresmacht zu besitzen, so war dies nur Mittel ihrer Gröfse, nicht Ursache derselben. Mit Recht stellt in Bezug auf Alexander der geistvolle Plutarch die Frage: wenn eine grofse Bildsäule nicht ohne Kunst blofs dadurch entstehen könne, dafs Zufall oder Glück Gold und Erz und Elfenbein und vielen und reichen Stoff herabgiefse und herumlege, ob dann es möglich sei, dafs der grofse Mann, ja der gröfste aller, die gelebt haben, ohne Tugend durch das Glück vollendet worden, indem es ihn mit Waffen und Rossen und Geld und Städten ausrüstete, welche für den, der sie nicht zu gebrauchen weifs, eine Gefahr, nicht eine Macht seien, und nicht ein Schmuck, sondern ein Vorwurf der Schwäche und Kleinheit. Und unseres Friedrichs eigene Geschichte lehrt, dafs er nicht vom Glücke gehoben wurde, dessen Abfall er selber beklagt: vielmehr verfolgte ihn das Mifsgeschick in dem Grade, dafs ihm die ganze Gröfse seines Geistes nöthig war, um nicht der Verzweiflung zu erliegen. Ferner ist es in sich widersprechend, dafs irgend wer, Mensch oder Staat, ein bestimmtes Glück habe

und dies dennoch ein zufälliges sei: ist es ein bestimmtes und ursprüngliches, so ist es ein nothwendiges, mag man diese Bestimmung als Nothwendigkeit der Natur oder als Gabe der Vorsehung bezeichnen. Spricht der grofse Friedrich dem Zufall das Reich der Welt zu, so verstand er unter dem Zufälligen keinesweges ein Willkürliches, wovon ohne weiteres auch das Gegentheil eintreffen konnte; Zufall ist ihm die Folge der zweiten Ursachen, die in tiefes Dunkel gehüllt unserer Einsicht entgehen: und wenn Demosthenes das gute Glück Athens rühmt, so ist er darum weit entfernt dasselbe für zufällig zu halten, sondern er hat vielmehr, freilich nicht mit philosophischer Dialektik, wohl aber mit dem gesunden Verstande und dem richtigen Takt, welcher das Organ der staatsmännischen Weisheit ist, den tiefen Gedanken erfafst und angedeutet, dafs ein bedeutender Staat eine eigenthümliche Bestimmung habe, welche zu erreichen in der geschichtlichen Entwickelung ihm vergönnt ist. Und hierin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung eines Staates: hat er eine solche Bestimmung nicht, so zählt er nur als Trabant oder Vasall eines anderen, der ihn in seinem Schlepptau mit sich führt und als Mittel zur Erreichung des eigenen Zweckes verwendet. Oder sollte selbst das, was wir als weltgeschichtliche Bedeutung eines Staates erkennen, und der gesammte Gang der Weltgeschichte auch wieder nur zufällig sein? Betrachtet man die unerwartete Unbeständigkeit der Geschicke, den unvorhergesehenen Untergang der gröfsten und wie es schien felsenfest gegründeten Reiche, denen man eine weltgeschichtliche Rolle nicht absprechen kann, so möchte man auch hier dem Zufall das Wort reden. So sagte Demetrios der Phalerer in seiner Schrift über die Tyche, aus dem Vergangenen das Zukünftige vorahnend: „Wenn ihr nicht etwa eine unendliche Zeit noch auch viele Geschlechter nehmet, sondern nur diese funfzig Jahre vor uns, so werdet ihr die Härte der Tyche erkennen: denn meint ihr, dafs vor funfzig Jahren die Perser oder die Könige der Perser, oder die Makedoner oder die Könige der Makedoner, wenn einer der Götter ihnen das Zukünftige vorausgesagt hätte, würden geglaubt haben, dafs zu dieser Zeit nicht einmal der Name der Perser übrig sein werde, die fast die ganze bewohnte Erde beherrschten, und dagegen die Makedoner die Gewalt über den Erdkreis haben würden, deren

Name früher kaum bekannt war? Und dennoch zeigt das für unser Leben unstete Glück, welches gegen unser Denken alles ins Neue gestaltet und seine Macht in den unerwarteten Dingen erweiset, allen Menschen, dafs es, indem es die Makedoner in die Herrlichkeit der Perser eingesetzt, auch jenen diese Güter nur geliehen hat, bis es einen andern Rathschlufs über dieselben werde gefafst haben": ein Gedanke, der diejenigen aus ihren behaglichen und zuversichtlichen Träumen zu wecken geeignet ist, welche ich will nicht sagen auf ewige Dauer eines Staates, sondern auch nur auf sein Bestehen für hundert oder funfzig Jahre weiter hinaus sorglos rechnen. Doch auch dieser rasche Glückeswechsel darf uns nicht überzeugen, dafs die menschlichen Angelegenheiten vom Zufall beherrscht werden. Wie unvollkommen auch unsere Einsicht in den Lauf der Weltgeschichte ist, welchen zu begreifen eine noch junge, kaum in den Besitz der ersten Anfangsgründe gelangte Wissenschaft, die man Philosophie der Geschichte genannt hat, sich zur Aufgabe stellt; so ahnen wir doch und erkennen zum Theil, wie die Natur, das Reich der Nothwendigkeit, ewigen und unwandelbaren Gesetzen unterworfen ist, also sei auch das geistige Reich der Freiheit, die Menschengeschichte, nicht ein Reich der Willkür; was unser Geschlecht vor Jahrtausenden bewegt, was vor Jahrtausenden von ihm gedacht und geschaffen worden, habe nicht ebenso gut in spätere Zeitalter fallen und umgekehrt die jüngere Bildungsstufe die frühere werden, noch auch die morgenländische im Abendlande und umgekehrt erreicht werden können: vielmehr seien in den grofsen geschichtlichen Massen und Zeiträumen, die wir Völker und Zeitalter nennen, bestimmte Entwickelungsformen ausgeprägt und in einer gesetzmäfsigen Folge durchlaufen worden; in den Thatsachen liege ein idealer Gedankeninhalt als treibende und gestaltende Ursache, als Wesen der Formen; die Geschichte sei die im sittlichen und erkennenden Leben der Menschheit entfaltete Ordnung des vernünftigen Geistes, die weltgeschichtlichen Völker oder Staaten seien die Träger der verschiedenen Formen dieser Entwickelung. Gestatten Sie mir, hochgeehrte Zuhörer, hierüber einige Bemerkungen, die mich zu dem Ziele führen sollen, welches ich mir vorgesteckt habe. Wer fähig ist durch die Hülle der Erscheinungen die Idee zu schauen, erkennt den Gegensatz des gesammten antiken Lebens

und des gesammten modernen als der zwei höchsten und allgemeinsten Bildungsformen des menschlichen Geschlechtes, welche bis jetzt abgewickelt sind. Im Alterthum aber erscheint als die früheste Stufe der Bildung die morgenländische oder Asiatische, auf welcher der Geist noch überwiegend gebunden ist durch ein Naturprincip, vermöge dessen sogar die ganze Thätigkeit der Einzelnen unabänderlich durch die Geburt bestimmt wurde: aus dieser Gebundenheit ging auch der Despotismus hervor; es fehlte nicht an Kunst und Sinn, wohl aber an Freiheit, während die abendländischen Barbaren, die für die Entwickelung des menschlichen Geistes nicht zählen, wohl frei oder vielmehr ungebunden waren, aber der Kunst und des bildenden Sinnes entbehrten. Mit welchen Eigenthümlichkeiten sich jene erste allgemeine Bildungsform in den verschiedenen Reichen oder Staaten ausprägte, in dem Assyrischen und Chaldäischen Reich, in dem starren, aber in seiner eigensinnigen Weise hochgebildeten Aegypten, in den kleinern Semitischen Staaten der Phöniker und Hebräer, die wie Phrygien und Lydien allerdings schon einen Uebergang in einen andern Bildungskreis zeigen, bleibe hier unberührt: alle verschlang zuletzt das Medisch-Persische Reich, welches der Gipfel jener Entwickelung ist, um nach der Erreichung dieses Weltzweckes dem Hellenischen Geiste zu unterliegen. Ich übergehe die ferneren Länder Asiens, die in sich abgeschlossen keinen bedeutenden Einfluſs auf den Westen ausübten. Der Hellenische Geist war es, der zuerst aus jener Gebundenheit aufstrebte zum individuellen Bewuſstsein und zur Freiheit, die er zunächst als politische verwirklichte: ihm ist es gelungen, Seele und Leib in edler Harmonie und Schönheit auszubilden, den Grund der Künste und Wissenschaften, zumal der Philosophie als der Wissenschaft der Wissenschaften zu legen, dieselben soweit seine Eigenthümlichkeit es zulieſs und nach dieser Eigenthümlichkeit, ja zum Theil sogar unbedingt zu vollenden, das Hellenische Volk, für lange Zeit und fast den ganzen damals bekannten Erdkreis, zum Normalvolk zu machen und unvergängliche Muster auch für alle folgenden Zeiten zu hinterlassen. Doch hat auch in dieser Bildung der alte Naturgeist sein Recht noch nicht verloren; sie hat sogar gegen die moderne verhältniſsmäſsig eine Einseitigkeit und Beschränkung, ohne welche sie nicht einmal erreichbar gewesen wäre, selbst

einen Mangel an Freiheit, der besonders in dem Verhältnifs der Sklaverei und in der grofsen Unterordnung des schwächeren Geschlechts massenhaft hervortritt. Als die Hellenische Welt mit ihren Idealen sich vollendet hatte, erlag auch sie, wie früher ihr das Morgenland, dem praktischen Geiste drr Römer; Italien wurde der Mittelpunkt einer Weltherrschaft, die nicht vom Zufall geschaffen sein kann. Aber auch diese wich einer neuen Weltordnung, die in der alten wurzelte, weil der antike Charakter selbst, nach der Vollendung seines eigenthümlichen Wesens sich überbietend und überspringend und selber an seiner Vernichtung arbeitend, die Keime neuer Bildungsformen hervortrieb: so baute sich jene auf über den Trümmern der alten Welt, und indem sie vieles Edle und Grofse, was niemals wieder mit gleicher Kraft und Klarheit zur Erscheinung kommen sollte, im Schutt begrub, fand sie dennoch Nahrung an den unvergänglichen Früchten der älteren abgestorbenen Zeit, die auch unsere Jugend noch nähren werden, so lange nicht eine kaum zu fürchtende Barbarei die Schätze des Alterthums im thörichten Wahne sich selbst zu genügen verächtlich bei Seite werfen wird. Aus kleinen Anfängen, unter einem geknechteten und verachteten Volke, welches nach der Zerstörung seiner Hauptstadt der Zerstreuung anheim fallen sollte, erwuchs die Weltreligion des Christenthums, dem die Römischen Kaiserreiche selber dienstbar wurden und später die Germanischen Völker, welche durch das Christenthum gesänftigt zur Neugestaltung der Weltgeschichte berufen waren, wenn auch der Orient dem neuen Princip bis auf den heutigen Tag einen schwer zu besiegenden Widerstand entgegensetzt. Sollen wir die Völkerwanderung, die ganze Geschichte des Mittelalters, die Fränkische Monarchie Karls des Grofsen, die Macht und Herrschaft des Papstthums, das Deutsche Kaiserthum und die Kämpfe beider gegen einander, den neuen Kampf des Abendlandes und des Morgenlandes, die Bildung neuer Reiche und Staaten für Werk oder Spiel eines blinden Zufalls halten? Bald entzündete sich in Europa eine neue Regung und Bewegung des Geistes, die an den Resten des Alterthums gewonnene Wiederherstellung der Wissenschaften und in ihrer Folge die aus Deutschem Sinn hervorgegangene Reformation: sie warfen zugleich einen Gährungsstoff für viele Jahrhunderte hin, der immer und immer fortwirkt und von

keiner Zauberformel gebannt werden kann. Zu einiger Beschwichtigung der Bewegungen bildete sich allmälig ein Europäisches Staatensystem, in welches auch das grofse Slavenreich im Osten eingereiht wurde, und ein durch mannigfache Schwankungen und Uebergewichte oft gestörtes sogenanntes Europäisches Gleichgewicht zur Gewährleistung des Bestehens aller und jeder; und in dem kurz vor der Reformation entdeckten neuen Welttheile ist eine neue Geschichte in der Bildung begriffen und verspricht eine grofse Zukunft. Erst in dem neuen Staatensystem ist der Staat, welchem wir angehören, zu gröfserer Geltung gelangt: seine Wurzeln reichen zwar jenseits der Reformation zurück, aber sein Wachsthum war auf diese gegründet, und sie bereitete seinen Eintritt in die Staaten von weltgeschichtlicher Bedeutung vor. Ein solcher Eintritt pflegt durch einen Heros angekündigt zu werden, der die Geschicke zu ergreifen weifs und mit unbesiegbarem Muthe und unbeugsamer Festigkeit sein Leben für den Gedanken einsetzt: dieser Heros war für Preufsen Friedrich, dem die Stimme der Welt den Namen des Grofsen zugesprochen hat. Aber es bedarf fortgesetzter Festhaltung erhabener Grundsätze und Entschliefsungen, wenn der Glanz, welcher von dem Heros strahlt, nicht rasch wieder erlöschen soll, wie Theben von Pelopidas und Epaminondas zur Hegemonie erhoben mit ihrem Tode wieder zusammensank. Freilich ist auch ein Staat von dauernder weltgeschichtlicher Bedeutung Schwankungen und Wechselfällen, ja sogar einer innern Fäulnifs unterworfen, die ihn bis an den Rand des Verderbens führen können: doch können diese für ihn auch ein nothwendiges Heilmittel sein. Was der verbannte Themistokles, von dem Perserkönig mit den reichen Einkünften dreier Städte ausgestattet, zu den Seinigen sagte: „O Kinder, wir wären zu Grunde gegangen, wenn wir nicht zu Grunde gegangen wären“, erweiset sich an den Staaten als eine grofse Wahrheit, so lange ihre Lebenskraft nicht erschöpft ist, welche in der Volkskraft liegt: denn durch die Schule des Unglücks gegangen, heben sie sich dann aus der Erniedrigung wie der Phönix aus der Asche verjüngt wieder empor. Diese Probe hat auch dieses Reich bestanden. Was aber jedes Landes weltgeschichtliche Bedeutung sei, kann sich allerdings erst dann erkennbarer herausstellen, wenn sein Schicksal vollendet ist: aber der Heros, der den Eintritt in die Reihe an-

kündigte, und das Fortleben in seinem Geiste läfst doch schon während der Entwickelung des Staates einen schwachen Einblick in jene Bestimmung thun; und so hat sich, wie mir scheint mit Recht, das ziemlich allgemeine Urtheil der Verständigen und wie ich glaube besonders der ächten Freunde des Staates und seines Königshauses längst dahin entschieden, es sei Preufsens Bestimmung, wie durch Heeresmacht und kriegerischen Sinn, so durch die freie Kraft des Geistes ein Schirm und Hort des Deutschen Vaterlandes, dessen weltgeschichtliche Stellung vorausgesetzt werden darf, und somit auch der Deutschen Intelligenz zu sein, wenn wir auch hiermit nicht sagen wollen, dafs diese bei uns allein wohne, was nur thörichte Ueberhebung sein würde.

Möge es nicht scheinen, hochgeehrte Zuhörer, als glaubte ich mit diesen flüchtigen und lückenhaften Andeutungen den Gang der Weltgeschichte wie man sagt construirt zu haben: wollte ich doch nur einige Töne anschlagen aus der Harmonie der Geschichte der Menschheit, in welche freilich auch viele Mifsklänge eingemischt sind, die der Auflösung bedürfen: wie aufmerksam auch das geistige Ohr diesem aus den mannigfachsten Elementen zusammengesetzten Kunstgebilde lauschen mag, wir werden niemals alle die Fügungen ergründen, wodurch es entstanden ist und fortwährend entsteht; aber wir mögen doch aus dem, was sich begeben hat, herausfühlen, dafs darin nicht Zufall oder Glück walte, dafs vielmehr ein Weltplan durch die Geschicke der Völker gehe, oder was einerlei ist, die Vorsehung die Lenkerin der Weltgeschichte sei, und Völker und Staaten ihr als vollbringende Werkzeuge dienen, vorzüglich aber die Führer der Staaten, die Fürsten. So stellt sich der untröstliche Satz, den ich im Beginne dieser Betrachtung erwähnt habe, in sein trostreiches Gegentheil um. Dies ist nicht Schmeichelei, welche mir fremd ist; es ist mir die Wahrheit der Sache, die schon dem Gefühle, noch mehr dem Gedanken sich aufdrängt. Aber, wird man sagen, ist denn diese Auffassung wirklich tröstlicher? Sind wir gebessert dadurch, dafs wir von dem einen Aeufsersten auf das andere überspringen, statt des Zufalles die Vorsehung hinstellen, die wenn auch in milderem Ausdruck nichts anderes als ein unabänderliches Verhängnifs ist? Werden nicht die Handlungen der Menschen hierdurch ganz gleichgültig, weil wie diese immer beschaffen sein mögen, das im Rathe

der Vorsehung Beschlossene geschieht? Was helfen alle unsere Sorgen und Mühen, wenn die Weltgeschichte zu einem vorausbestimmten Ziele nach den Gesetzen einer providentiellen Mechanik abrollt, und wie Ursprung und Wachsthum der Bildungsformen und der Staaten so auch ihr Untergang unwiderruflich festgesetzt ist, und nur ein Volk und Staat das Licht des Geistes dem andern übergeben, selber aber, nachdem es seine Rolle in dem grofsen Drama ausgespielt, hinsterben soll wie die Einzelnen nach einander hinsterben, alles unabhängig von ihrem Willen und ihren Handlungsweisen? Und sollen wir auch die ganzen Reihen menschlicher und politischer Ungeheuer, monarchischer oder ochlokratischer, als Gaben der Vorsehung hinnehmen? Ich habe schon angedeutet, dafs ich mir nicht anmafse, die Mifsklänge in der Harmonie der Weltgeschichte auflösen zu können; wenn jedoch der Glaube an eine Vorsehung, welche während der Mensch denkt, die Erfolge lenkt, ohne welche nach dem Worte der Schrift kein Haar von unserem Haupte fällt, fatalistisch erscheint, so ist er wenigstens nicht ein Fatalismus des unvernünftigen Zufalles, sondern ein Fatalismus der Vernunft und des Gesetzes, mag man dieses mit Leibniz als prästabilirte Harmonie oder in welcher andern Form auffassen. Aber es ist überhaupt zu bestreiten, dafs diese Ansicht die Freiheit des menschlichen Handelns und dessen Verantwortlichkeit oder Zurechnungsfähigkeit aufhebe. Die höchste Nothwendigkeit ist zugleich die höchste Freiheit, die Nothwendigkeit und Freiheit der Vernunft und Sittlichkeit, und für ihr Gegentheil ist das vernunftbegabte und bewufste Wesen der Vernunft und Sittlichkeit gegenüber verantwortlich. Ist der Weltplan ein vernünftiger und sittlicher, so kann er nicht durch Unvernunft und Unsittlichkeit und also auch nicht durch Unfreiheit verwirklicht werden, sondern nur durch die freie Entschliefsung derer, welche die Werkzeuge der Vorsehung sind, wie in der alten Tragödie, welche tiefe Weltansichten unter ihrer Maske birgt, das Schicksal nicht die handelnden Heroen mit magischen Kräften zu ihren Handlungen zwingt, sondern die Handelnden dem Geschick freiwillig mit freier That entgegenkommen: bringen dennoch verderbliche Mächte herzzerreifsendes Unheil über die Menschheit, so mögen wir dieses, bis wir eine bessere Erklärung haben, als die vergeltende Nemesis für Thorheit, Uebermuth und Laster

bezeichnen, eine Nemesis, die nach den der Geschichte eingeprägten Spuren allerdings durch die Völker zu wandeln scheint, wie schon Tacitus sie an Rom erkannte. Durch Vernunft und Sittlichkeit legen die Völker den Grund zu ihrem Glücke, durch Thorheit und Laster zu ihrem Untergang, und die wahre Staatskunst besteht darin, durch die Herrschaft jener das Glück der Völker herbeizuführen; „Kunst pflegt das Glück zu lieben und das Glück die Kunst“, sagte nicht mit Unrecht ein spitzfindelnder Dichter. Das Glück besteht aber nicht in dem Reichthum und Luxus, der vielmehr ein krankhafter Zustand und die Quelle der Erschlaffung und des Verderbnisses ist: aber Wohlhabenheit und Thätigkeit sind seine Grundlage, weil Trägheit des Lasters Anfang ist und Armuth zur Armseligkeit führt. Und vor allem ist Tugend wie des Volkes so der Herrschenden vonnöthen, ihre Weisheit, Besonnenheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, die frei wirkend zugleich der Vorsehung dienen. Der Weisheit Anfang ist die tiefe Scheu vor dem Göttlichen, nicht aber der Aberglaube, der den Geist verdumpft, nicht die Deisidaemonie, welche die Thatkraft lähmt, nicht der Fanatismus, der Hafs und Zwietracht und Verfolgung statt des göttlichen Friedens bringt. Die Weisheit sieht nach innen vor, dafs der Staat seine Kräfte nicht durch innerliche Zersetzung und Auflösung verliere, nach aufsen, dafs er nicht seine Unabhängigkeit und Selbstbestimmung einbüfse: aber der falsche Staatsmann, der gefährlichste aller Sophisten, ergreift statt ihrer den Schein, List, Täuschung und Trug, und arbeitet ohne Voraussicht auf augenblickliche Erfolge, mag auch nach ihm, wie sie sagen, die Sintfluth einbrechen. Die Besonnenheit erhebt die Lenker der Staaten über die Leidenschaften der Parteien, mäfsigt die Entwürfe und Entschliefsungen durch Selbstbesiegung, hütet vor Hoffart und Uebermuth, der ins Verderben stürzt, lehrt Milde, Versöhnung, Verzeihung: aus ihr entspringt die Einheit des Sinnes der Herrschenden und der Beherrschten, die sicherste Gewähr des Bestehens in guten und schlimmen Zeitläuften. Ferner ist die Grundbedingung aller Herrschaft die Gerechtigkeit, deren Verwirklichung eben der Staat sein soll: ihr Ausdruck ist das Gesetz; ihr Gegentheil Willkür und Gewalt, die sich in den entgegengesetztesten Entartungen des Staates, in der Ochlokratie wie in der Despotie, in die Stelle des Gesetzes ein-

drängen, den Machtspruch oder das Plebiscit als sogenannten Volkswillen über das Gesetz erhebend. Mag immerhin, wie Aristoteles sagt, der grofse Mann gleich einem Gott sein unter den Menschen, und es für solche kein Gesetz geben, weil sie selber Gesetz seien; mögen immerhin diese mit ihrem eigenen, nicht mit unserem pygmäischen Mafsstabe zu messen sein: dennoch werden auch diese weltgeschichtlichen Heroen nicht durch Ungerechtigkeit und Verbrechen, nur durch Recht und Tugenden herrschen können. Was ist endlich alle Trefflichkeit des Geistes und Gemüthes ohne Tapferkeit? Wenn Knechtsinn der Beherrschten und die daraus entspringende Heuchelei und Schmeichelei das schlimmste Gift der Staaten sind, so ist das Hochgefühl der Fürsten und Völker der edelste Sporn zur Gröfse: dieses giebt die würdigsten Vorsätze ein und befähigt in denselben zu beharren, bietet auch wenn das Glück sich verhüllt, den Gefahren Trotz, bebt nicht zurück vor dem Schrecknifs des Augenblicks, setzt Gut und Blut an die wahre Ehre, während Kleinmuth und feiger Sinn sich der Verachtung preisgiebt und aus Furcht unterzugehen untergeht.

Hochansehnliche Versammlung! Wenn ich mir erlaubt habe, an dem heutigen Tage diese Weltansicht, wie ich sie nun einmal habe, in aller Bescheidenheit vorzutragen, weifs ich wohl, dafs sie weder allgemeine Beistimmung finden wird, noch auch die, welche sie mit mir theilen, diese meine Begründung gelungen finden dürften, da ich nur Gewöhnliches und oft Gesagtes wiederhole. Aber die mir beistimmen, werden auch die Schlufsfolgerungen billigen, um deren willen ich in diese Betrachtungen eingegangen bin, und die ich jetzt, ohne weiten Umschweif, in kurzen Worten zusammenfasse. Sie werden mit mir des Glaubens und der Ueberzeugung leben, dafs dieses Land und Reich eine erhabene und weltgeschichtliche Bestimmung erhalten, und nicht der Zufall diesem Volke dieses Herrscherhaus der Hohenzollern zugeloost, sondern die Vorsehung es ihm zugetheilt habe, damit es in der Gegenwart und Zukunft durch grofse Tugenden die geschichtliche Aufgabe löse, die nach den Thaten und Geschicken einer grofsen Vergangenheit wir als die Aufgabe dieses Landes und Reiches erkennen. Sie werden mit mir die heutige Festfeier als Feier nicht eines zufälligen Eräugnisses begehen, sondern einer

Gabe der Vorsehung, die den edlen und hochherzigen König zu diesem Throne berufen. Sie werden hoffen und vertrauen, unter seiner Herrschaft werde sich das Glück des Staates als ein gutes erhalten und mehren, und es werde sich, wie Demosthenes von Athen sagte, dies auch dadurch bestätigen, daſs dieses Land, getragen von den weisen und würdigen Entschlieſsungen des Beherrschers, sich gegen die schwere und harte Zeit mit geringeren Opfern abfinde als andere, welche geglaubt hatten sie würden glücklicher sein, wenn sie ihren Vortheil von dem unsrigen trennten. Mögen alle Theile des Volkes in Eintracht mit dem hochsinnigen König und mit ihm gemeinsam, jegliche an ihrer Stelle ohne Eigennutz und Selbstsucht, muthig und tapfer auf der Bahn vorwärts gehen, welche ruhmvolle Vorfahren unzweideutig uns vorgezeichnet haben. Gott erhalte und segne den König und sein Haus!

VI.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1853.

Wir sind heute hier versammelt, ein Verein von Männern und Jünglingen, Lehrern und Zuhörern, um unter uns und vor Ihnen, hochverehrte Eingeladene, die unsern Angelegenheiten mit wohlwollender Theilnahme zugethan sind, ein Bekenntnifs abzulegen der Ehrfurcht und Liebe für den König unsern Herrn, der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die wir mit dem ganzen Lande von ihm wie früher von den Fürsten seinen glorreichen Vorfahren empfangen haben, der Freudigkeit, womit wir diesen Tag begrüfsen, an welchem die Feier seines Eintrittes in das Leben wiederkehrt. Was immer das jedesmal verflossene Jahr aus dem Schoofse der Zeiten und Geschicke Frohes und Trübes, Gedeihliches und Erspriefsliches oder Bedenkliches und Unerwünschtes gebracht, welche Hoffnungen oder Befürchtungen es erregt haben mag: in allem Wechsel der Dinge, dem unaufhaltsamen Umschwunge der Begebenheiten bleibt uns gleich dem himmlischen Pol in unserm Innern Eines fest und beständig, das Gefühl der Huldigung für den in Glück und Leid bewährten Vater des Vaterlandes. Auf diesen unwandelbaren Grund tragen wir die Gedanken auf, die mit den Jahren wechseln, weil andere Umstände und Verhältnisse andere Betrachtungen erzeugen, wenn man es nicht etwa vorziehen will, gerade das nicht zu sagen, wozu die nächste Veranlassung gegeben ist. Allerdings giebt es Zeiten, in denen man dieses vorziehen mag, um nicht in den Strudel der Parteiansichten hineingerissen zu werden: zu diesen bedenklichen Zeiten rechne ich die gegenwärtige nicht, und ich wüfste nichts, was ich von meinem Standpunkt aus zu sagen veranlafst sein könnte und doch nicht sagen möchte. Für heute ladet mich die eingetretene innere Ruhe und Stille ein, den Blick dahin zu werfen, wovon die hochgehenden Wogen eines erregteren Volkslebens meist abziehen, dahin, wohin der Geist aus sturmbewegten Kreisen gern sich flüchtet, um in sich ungetrübte Ruhe und Hei-

terkeit zu finden, auf die Wissenschaft. Liegt ohnehin dieser Gegenstand uns am nächsten, so leitet mich überdies des gefeierten Königs uneigennützige und von jeder Nebenrücksicht unabhängige Liebe zu der Wissenschaft darauf hin, an diesem Tage das Wissen unter Abstreifung der beengenden Nebenrücksichten zu betrachten, die ihm von manchen Seiten zugemuthet werden. Sollte sich mir hierbei unbewufst und unwillkürlich mancher Gedanke wieder darbieten, der auch früher schon von dieser Rednerbühne herab geäufsert worden, so finde ich, weit entfernt dies als einen Fehler anzusehen, den wiederholten Ausdruck bestimmter Grundsätze durch die Stellung dessen, der an diesem Tage hier spricht, vollkommen gerechtfertigt. Denn wie ich diese auffasse, und wie sie auch in der öffentlichen Ankündigung unserer Feier bezeichnet wird, ist dieser Redner weniger darauf angewiesen, aus eigener Person zu sprechen, als dafs er ein Dolmetscher des Gefühles und Sinnes der Körperschaft sein soll: er kann zwar mit gutem Gewissen nichts sagen, was nicht aus seinem eigenen Denken hervorginge, nicht seine Ueberzeugung wäre: aber diese mufs zugleich die Ueberzeugung der Körperschaft sein; er mufs sich in die letztere hineingelebt haben, mit ihr Ein Herz und Eine Seele sein und aus ihr heraus sprechen. Was wir aber Körperschaft nennen oder mit fremder Zunge Universität, das besteht zwar aus aber nicht in den vereinzelten Bestandtheilen; sein Wesen ist die Allgemeinheit und Einheit, die durch die besonderen Glieder durchgeht und diese zu einem Ganzen gestaltet, welches vor den Theilen ist, nicht die Theile vor dem Ganzen, und dieses Ganze ist ein Bleibendes, wie auch die Glieder sich verändern mögen, gleichwie der organische Körper derselbe bleibt, während er doch beständig seine Stoffe wechselt und für die ausgeschiedenen oder absterbenden neue aufnimmt und in sein eigenes Blut und Fleisch verwandelt. Wie des Körpers Einheit in der Seele liegt, die ihm von seiner Entstehung an als eine bestimmte einwohnt und unbeschadet ihrer fortschreitenden Entwickelung eine und dieselbe bleibt, so hat die wahre Körperschaft als ihre stetige Einheit und ihr Lebensprincip einen bestimmten Geist: seine Beständigkeit giebt ihr selber Bestand, dafs sie nicht, von den wechselnden Strömungen der Lüfte wie ein Rohr hin und her getrieben, bald dieser bald jener Richtung folge, und in dem Festhalten desselben

beruht das Erhaltende, welches man den Körperschaften zuschreibt. Denn mit der Entstehung der Gemeinschaft selber gebildet, pflanzt er sich durch innere Ueberlieferung fort; nicht als ob nicht auch ihrem Wesen Fremdes darin auftauchen könnte, aber so lange sie lebenskräftig ist, wird dieses nicht tief einwurzeln. Unserer Körperschaft, deren Mitglied nur noch mit wenigen fast von ihrer ersten Einsetzung an zu sein ich das Glück habe, ist sicherlich bei ihrer Stiftung ein solcher Geist mitgeboren durch den Geist der grofsherzigen Stifter und der unsterblichen Heroen der Wissenschaft, welche sie damals zu den Ihrigen zählte, und er ist von ihr in fortwährender Ausübung befestigt und gekräftigt worden. Aus ihm mufs, wer ihr Vertreter sein soll, seine Grundsätze gesogen haben; und bin ich als solcher für diese Feier bestellt, mufs ich mir schon anmafsen, von diesem Geiste erfüllt zu sein, um ihm einen Ausdruck geben zu können: ist aber dieser Geist ein alter, so kann sein Ausdruck nicht auf den Reiz der Neuheit Anspruch machen. Freilich bleibt dem Zweifel Raum, ob ich jenen Geist erfafst habe; aber um mich einer Demosthenischen Wendung zu bedienen, ich habe die Ueberzeugung von mir, vielleicht aus Mangel an richtigem Gefühl, aber ich habe einmal die Ueberzeugung, ohne die ich überhaupt hier nicht auftreten könnte, von Anbeginn und durch eine lange Reihe von Jahren dahin gestrebt zu haben, dafs meine Worte jenem Sinn entsprächen.

Das Erkennen ist ein Gemeingut aller Menschen, die ihres Geistes mächtig sind; durch dasselbe und den darauf gegründeten Willen unterscheiden sie sich von den Thieren. Aber in dem Mafse als das körperliche oder das geistige Leben im Menschen überwiegt, und letzteres zu geringerem oder höherem Bewufstsein gelangt ist, steigert sich die Erkenntnifsfähigkeit von einem Geringsten durch unzählige Grade bis zu unbestimmbarer Höhe und Tiefe. Erlauben Sie mir, hochverehrte Zuhörer, wenige für die Betrachtung nothwendige Worte über die Quellen und den Zweck der Erkenntnifs, nur zur Erinnerung daran, nicht zur Belehrung oder Beweisführung in strengster Form. Ein grofser Theil unseres Erkennens entspringt aus der Erfahrung: durch die Sinne vermittelte Eindrücke der dem Geiste gegenüberstehenden Welt geben der Seele Wahrnehmungen, aus welchen sich Vorstellungen vom Einzelnen bilden; die Induction führt zum Bewufstsein des

Gemeinsamen und läfst dieses in der Einheit des Begriffes und des Gesetzes erkennen. Dies ist der Gang nicht allein der Naturforschung, sondern auch der geschichtlichen und philologischen Forschung, nur dafs jener die Wahrnehmung durch Beobachtung, dieser meist durch Ueberlieferung zukommt, zu deren Prüfung sie besonderer Thätigkeiten bedarf. Aber alles Allgemeine und alle Einheit kommt vom Geiste, sinnlich wahrgenommen wird nur das Einzelne; also auch in der durch die Erfahrung vermittelten Erkenntnifs ist es der Geist, der das Erkennen als denkender nach unwandelbaren Gesetzen vollzieht. Wenige, wenn ich nicht irre, halten diese Erfahrung noch für die einzige Quelle der Erkenntnifs: die mathematischen Begriffe, die reinen Denkbestimmungen, die sittlichen Ideen liegen in dem Geiste selber und sind nicht aus den sinnlichen Wahrnehmungen gebildet. Mag nun das Erkennen von reinen Vernunftbegriffen herabsteigen zu dem sinnlich Wahrnehmbaren, oder von diesem zu Begriffen aufsteigen, so müssen beide Wege, bei richtigem Gang und soweit jeder von beiden führt, von den entgegengesetzten Ausgangspunkten aus dieselben Ergebnisse liefern. Was aber der Zweck des Erkennens sei, darüber sind wiederum nicht alle einig. Aristoteles, der nächst seinem Lehrer Platon die Erkenntnifs selber mit ächt wissenschaftlichem Geiste der Betrachtung unterwarf, hat das Erkennen selbst für das Ziel und den Zweck des Erkennens erklärt. Alle Menschen, sagt er, streben von Natur nach dem Wissen: ein Beweis dafür ist die Liebe zu den Wahrnehmungen; denn diese werden auch ohne Bedürfnifs oder Gebrauch um ihrer selbst willen geliebt, vorzüglich die Wahrnehmung durch die Augen: nicht allein um zu handeln, sondern auch wenn wir nichts handeln wollen, ziehen wir das Sehen fast allem andern vor, und zwar weil diese Art der Wahrnehmung uns am meisten etwas kenntlich macht und viele Unterschiede offenbart. Indem er untersucht, auf welche Ursachen und Principien sich das beziehe, was Weisheit ist, erklärt er, von den Wissenschaften sei die, welche um ihrer selbst, um des Wissens willen, ergriffen werde, mehr Weisheit als die um der Folgen willen gesuchte: am meisten wissenswerth seien die Principien und Ursachen, weil durch sie und aus ihnen das andere erkannt werde, nicht aber umgekehrt, und dieser Erkenntnifs komme es auch am meisten zu, dafs sie um

ihrer selbst willen erkenne und wisse. Die Menschen hätten angefangen und fiengen noch an zu philosophiren, weil sie sich verwunderten über die Dinge und unsicher waren: die aber unsicher sind und sich verwundern, glauben nicht zu wissen; philosophirten sie also um der Unwissenheit zu entgehen, so folge, dafs sie um des Wissens willen philosophirten, nicht wegen irgend eines Gebrauches; und erst als man schon im Besitze des zu behaglicher Lebensführung Nöthigen gewesen, sei die höhere Wissenschaft entstanden, folglich nicht für irgend einen andern Gebrauch derselben, sondern wie derjenige Mensch frei sei, der um seiner willen ist und nicht um eines andern, so sei auch die höchste Wissenschaft allein frei unter den Wissenschaften, weil sie allein um ihrer selbst willen ist. Diese, sagt er, ist auch die am meisten herrschende der Wissenschaften, weil sie erkennt, um wessen willen jegliches zu thun sei: dieses ist nämlich das Gute in jeglichem Ding, im Ganzen aber das Beste in der gesammten Natur, und auch das Gute und das „um wessen willen" ist eine der letzten Ursachen. So begründet der Philosoph die Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Wissens, wenngleich verhältnifsmäfsig, indem je reiner und höher die Erkenntnifs, desto mehr sie ihm Selbstzweck ist; und gewifs hat das reinste und höchste Wissen keinen andern Zweck als in sich. Aber wenn dieses wahr ist, sind wir berechtigt, den Selbstzweck des Erkennens auf alles Wissen auszudehnen. Denn wird irgend einem geringeren Erkennen noch ein anderer Zweck aufser dem Selbstzweck beigelegt, während dem höchsten nur dieser letztere zukommt, so kann jener andere nur aus etwas stammen, was an dem Wissen nicht mehr Wissen ist. Ob nun die so bestimmte Wissenschaft zu achten oder zu verachten sei, wird jeder nach der Stimmung und Richtung seines Sinnes beurtheilen müssen; wir sagen nur, jenes werde der thun, welcher in der Erkenntnifs der Natur und des Geistes an sich die Entfaltung des bewufsten menschlichen Geistes überhaupt oder der Vernunft, und in der Vernunft ein dem Menschen einwohnendes Göttliches erkennt, und in dem Sein und Leben des Geistes in sich selbst die höchste Befriedigung findet; es gebe aber auch eine Sinnesart, für welche die Erkenntnifs nur ein Mittel zur Erreichung anderer Zwecke ist, eine Sinnesart, die von den Gebildetern aller Zeiten als ba-

nausisch bezeichnet wird und des freisinnigen und hochbegabten Menschen unwürdig: wefshalb auch derjenige Theil der studirenden Jugend, welcher das Erkennen um seiner selbst willen anstrebt, als der edlere angesehen und nur ihm wissenschaftlicher Sinn beigelegt wird. Jene andern Zwecke sind allerdings sehr verschiedenartig; der äufserlichste und geisttödtendste aber ist unter ihnen der, vermöge dessen die Wissenschaft dem Jünger sogenanntes Brotstudium wird, für welches sie eine beschränktere Gestaltung annehmen mufs und sich bisweilen je nach den Umständen einer Anbequemung unterwirft, die vortheilhaftere Aussichten verspricht. Doch ist auch diese Sinnesart uralt; ihr Vorbild hat schon die Aristophanische Komödie in ihrem tölpischen Strepsiades dargestellt, wenn sie ihm bei einem Gegenstande, der ihm zum Lernen vorgelegt wird, die Frage in den Mund legt, was ihm dieses für das Brot nütze.

Aber verwirft man auch diese ganz unfreie Beziehung der Wissenschaft auf den Vortheil und Erwerb der einzelnen Person, so hat man doch oft, wohl auch vom Throne herab, die Forderung gehört, die Wissenschaft solle sich praktisch machen; die Theorie, also das Erkennen um seiner selbst willen, sei unnütz. Theorie und Praxis sind zwei allgemein gangbare Wörter, die jeder leichthin im Munde führt, wie die Münze in der Tasche; solche Wörter nutzen im Laufe der Zeiten ihr Gepräge bis zur Unkenntlichkeit ab, und es hängen sich daran dunkle Nebenvorstellungen, die den wahren Sinn verdecken und kaum noch einen festen Begriff damit zu verbinden erlauben: um die ächte Bedeutung der zwei Wörter zu finden, werden wir schon dahin zurückgehen müssen, wo sie entstanden oder gestempelt worden sind und woher wir sie überkommen haben. Derselbe Meister des Denkens, dem ich soeben nachging, unterscheidet eine dreifache Seelenthätigkeit, die theoretische oder erkennende, die praktische oder wirkende, die poetische oder machende, und zwar je nach einer jeglichen Princip und Zweck. Das Princip der theoretischen Thätigkeit sind ihm die Gegenstände der Erkenntnifs, die Dinge selbst in ihrer Unterschiedenheit von dem Subject, und ihr Zweck ist die Erkenntnifs, das Theorem selbst, oder was einerlei ist, das Wahre; die praktische Thätigkeit hat ihr Princip in dem Subject, in dem Willen desselben, und ihr Zweck ist das, was

zu thun ist, die Handlung abgesehen vom Werke, die Verwirklichung des Guten oder die Eupraxie; die machende Thätigkeit hat Geist, Kunst oder ein Vermögen des Subjectes zum Grunde und zum Zwecke das Werk. Hiernach entscheidet er namentlich darüber, wohin die Physik zu rechnen sei, und erklärt sie für theoretisch. Er hält jedoch diese begründete Dreiheit nicht überall fest, sondern begnügt sich öfter mit dem Gegensatze des Theoretischen und des Praktischen, wie mir scheint mit Recht. Denn die machende Thätigkeit hat, inwiefern sie sich als schöne Kunst eben auf die Gestaltung des Schönen, das heifst der in dem Sinnlichen verkörperten und versenkten Idee bezieht, mit der Theorie die ideale innere Vision gemein, und ein Hauptzweig derselben, die vorzugsweise so genannte Poesie, stellt sogar in demselben Stoffe dar, dessen sich das Erkennen bedienen mufs, in der Sprache; und die schönen Künste haben wieder auch keinen andern Zweck als die Darstellung jener innern Vision, die der Erkenntnifs wo nicht gleich, doch als ihr Bild sehr ähnlich ist; sodafs dieser Theil der Künste der Erkenntnifs verwandter ist als dem Handeln: die übrige machende Thätigkeit dagegen ist dem Handeln verwandter, indem sie fast ganz in Thun und Arbeit aufgeht und dem Zwecke des Gebrauches dient: wefshalb denn die ganze machende Thätigkeit unter die theoretische und die praktische vertheilt werden kann. Aber auch dieser letztere Gegensatz ist kein ausschliefsender: denn das Erkennen selber kommt nicht ohne Willen und Vorsatz zu Stande, und ist auch ein Gut, und ein sehr hohes, die theoretische Thätigkeit also der praktischen nicht schlechthin entgegengesetzt; und umgekehrt, ist der Wille ein vernünftiger, vom blinden Triebe, den auch das Thier hat, verschiedener, so wird er durch das Erkennen bestimmt, und darum hat der tiefsinnige Platon, das Theoretische und Praktische minder auseinanderreifsend, die Tugend als Erkenntnifs bezeichnet: ja die gesammte praktische Seelenthätigkeit ist der theoretischen dadurch untergeordnet, dafs das Ziel der erstern, das Gute, ein Princip ist, welches nur durch Erkenntnifs vollkommen ergriffen werden kann, wenn es auch, aber unbewufst, im Gefühl und Glauben gegeben ist; so wird das Praktische selber Gegenstand der Theorie, und weil das Wahre und das Gute sich nicht widersprechen können, ist ein

Widerspruch zwischen der ächten Theorie und der ächten Praxis unmöglich. Dennoch bleiben beide Richtungen, auch in ihrer nachgewiesenen Einheit, zwei verschiedene; und um nicht geltend machen zu wollen, dafs fast dieselben, welche verlangen, die Wissenschaft solle sich praktisch machen, wieder ganz im Gegentheil die Männer der Wissenschaft vom Handeln ausschliefsen wollen, damit durch ihre Theorien nicht die praktischen Kreise gestört würden, ist die Sonderung schon als Theilung der Arbeit gerechtfertigt, weil wenige mit gleicher Kraft beide Richtungen verfolgen können, wie, um nur aus dem Alterthum Beispiele herzunehmen, dessen Verhältnisse doch gegen die unsrigen viel einfacher waren, Perikles und Demosthenes nicht die grofsen Staatsmänner geworden wären, wenn sie zugleich die wissenschaftliche Höhe des Platon und Aristoteles erstrebt hätten, noch diese die grofsen Philosophen und Herrscher im Reiche der Theorie, wenn sie zugleich die Lorbeern jener hätten erringen wollen. Doch die Forderung ist wohl vielleicht diese: die Wissenschaft solle sich nicht auf das Sein und Werden der Dinge überhaupt, sondern auf menschliche Zwecke als eine Theorie des Handelns selber beziehen, dieses in dem vorher bezeichneten Gegensatze genommen, ohngefähr wie von Sokrates gesagt worden, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen und in die Städte und Häuser eingeführt, und sie gezwungen über das Leben und die Sitten, die Güter und die Uebel Untersuchungen anzustellen. Also nicht mehr das Wahre sollte Gegenstand des Wissens sein, sondern nur das Gute: aber das Gute selber läfst sich nicht erkennen ohne die Erkenntnifs der Natur und des Geistes, und mit der Ertödtung der einen Seite der Seelenthätigkeit erstirbt auch die andere. Endlich ist die Forderung, die Wissenschaft solle praktisch werden, selten auch nur so gemeint, dafs sie das Gute erkennen solle; sondern während es verschiedene Güter giebt, geistige und leibliche, beide wünschenswerth, weil die volle Tüchtigkeit des Menschen in der Gesundheit und Tüchtigkeit des Leibes und der Seele besteht, und weil das Vorzüglichere, der Geist, desto unabhängiger wird, je mehr die Beschränktheit des leiblichen Daseins und die Unbequemlichkeiten und Uebel des körperlichen Lebens aufgehoben werden, wozu der Besitz der äufseren Güter vieles beiträgt, so wird der Begriff des Praktischen meist auf den Erwerb der leib-

lichen und sinnlichen Güter, die Erreichung der sinnlichen Eupraxie herabgesetzt, und wird er ja noch zugleich auf die sittlichen und geistigen Güter bezogen, so werden diese in der beschränkten Form gegebener oder positiver Zustände gefafst und in der Wirkung innerhalb derselben das Praktische gefunden. Dieser Sinnesweise ist vor allem das Speculative zuwider, und nicht blofs als unnütz, sondern in gewissen Fällen auch als gefährlich, weil es unabhängig von den gangbaren Meinungen auf die Principien zurückgeht, wohl auch überdies als unmöglich, weil die Versunkenheit in dieser Art der Praxis gewöhnlich den Skepticismus zum Gefährten hat: minder verhafst ist solchen die Empirie, aber mit Unrecht, da ein grofser Theil derselben ihnen gleich unnütz und gleich gefährlich scheinen müfste. Uebrigens würde diese Richtung auf das allein, was einer sogenannten praktischen Anwendung fähig ist, folgerecht durchgeführt sich selber entgegenarbeiten. Denn rechnet man die Fälle ab, wo die Praxis der Theorie vorangegangen, diese erst aus jener entstanden ist, so kann man eine Erkenntnifs nicht anwenden, ehe sie an sich, ohne Anwendung, gewonnen ist, und es läfst sich nicht im voraus bestimmen, ob etwas anwendbar ist und wozu, oder nicht. Man hat treffend bemerkt, dafs Kepler nicht hätte finden können, die Planetenbahnen seien elliptisch, hätten nicht die Hellenischen Mathematiker aus reinem Wohlgefallen an den Theoremen, die ihnen mehr werth waren als die Anwendung, weil sie idealer und darum schöner sind, die Theorie der Kegelschnitte ausgebildet; oder wenn dieses Beispiel von Anwendung hierher nicht ganz passen sollte, weil es für unser Wohlbehagen gleichgültig ist, in was für Bahnen die Weltkörper laufen, so wird man zugestehen, dafs die Anwendung der Lehre von den Kegelschnitten auf die Geschütze ebensowenig vorausgesehen war. Ich übergehe andere Beispiele, weil sie zu nahe liegen. Die Theorie ist die edle ambrosisch duftende Blüthe, die Anwendung ist die langsam reifende Frucht; wer die Frucht will, mufs der Blüthe warten.

Beharren wir unbeirrt von diesem nicht mafsgebenden Bilde dabei, das Erkennen sei sich selbst Zweck, so kann die Wissenschaft nicht durch ein anderes aufser ihr bestimmt werden; sie ist vermöge ihres eigensten Wesens frei wie der Geist, in welchem sie gehoren ist. Ich will noch nicht sagen, dafs hierin zu-

gleich die Anforderung des Fortschrittes an sie enthalten sei; denn ihre Freiheit könnte sich auch dadurch bewähren, dafs sie an dem Alten festhielte oder zu Früherem zurückkehrte: aber das liegt in ihrer Freiheit, dafs sie, wenn sie selber in sich zum Fortschritte drängt, keine äufsere Hemmung desselben ertragen kann. Indessen stellt sich auch ohne weitere Begründung, die ich Ihnen ersparen darf, die Aufgabe der Wissenschaft als eine unendliche Arbeit des Geistes heraus; sie ist also allerdings auf einen unendlichen Fortschritt angewiesen, obgleich für sie wie für das gesammte Leben die entgegengesetzten Ansichten gelten, dafs nichts Neues unter der Sonne geschehe, und wiederum dafs der Fufs nicht zweimal durch denselben Flufs wandle. Das Erkennen des menschlichen Geschlechts ist eine zusammenhängende Kette geistiger Thätigkeiten, in welcher Altes und Neues untrennbar verschlungen sind; dieses wurzelt in jenem, aber aus der alten Wurzel treiben neue Sprossen, und so ist dieselbe Wahrheit zugleich alt und neu, und in der entwickeltern Wiedererzeugung liegt ein Fortschritt, nur nicht eben ein geradliniger, sondern er ist einer Schraubenlinie vergleichbar, in welcher die Bewegung in Kreisform umkehrend dennoch niemals wieder zu dem Ausgangspunkte zurückkommt, sondern in einer alle Kreise schneidenden Richtung, oft freilich unter mannigfachen Abirrungen auch von diesem Pfade, weiter und weiter auf andere Punkte vorrückt. Auch ist dieser Fortschritt nach der Natur der Gegenstände sehr verschieden; wie ich anderwärts dargethan zu haben glaube, ist er in dem Grade langsamer und unmerklicher, je unsinnlicher, innerlicher und geistiger die Dinge sind, auf welche sich das Wissen bezieht, weil die Tiefe der geistigen Anschauung nicht mit den Zeiten wächst und gerade im entfernten Alterthum die hochbegabten Naturen erfüllt waren von der schöpferischen übersinnlichen Geisteskraft, mit welcher sie die ewigen Ideen des menschlichen Geschlechts, nicht zerstreut durch die später bis ins Unendliche angewachsene Mannigfaltigkeit der Eindrücke und Verhältnisse, in mächtiger Concentration und jugendlicher Frische so erfafst und ausgeprägt haben, dafs die späteren Geschlechter an diesen lebensvollen Erzeugnissen sich erwärmen, aus ihnen sich nähren und stärken können: dagegen häuft die lange Zeit die Summe der Erfahrungen, und indem diese von dem Geiste

verarbeitet und auf das Geistige zurückbezogen werden, müssen zuletzt auch jene unvergänglichen Uranschauungen in ein reineres Licht treten. Dieser und aller übrige Fortschritt des Erkennens wird gehemmt, wenn ihm von einem andern als ihm selber Anfang und Ausgangspunkt, Zweck und Ziel bestimmt wird. Dieses andere ist das Positive, nicht das, dessen Gegensatz das Negative ist: denn die Wissenschaft ist nicht das Verneinende: sondern das Positive in seiner ursprünglichsten Bedeutung, das heifst im Gegensatze des Natürlichen, welches in der Natur der Dinge und im vernünftigen Erkennen gegeben ist; denn das Princip des Positiven ist nicht dasselbe wie die Quellen des Wissens, sondern die Autorität, welche in der Wissenschaft geltungslos ist, und sein Ziel ist nicht das freie Erkennen, sondern die Unterwerfung unter das Gesetzte. Vergebens wird man das Vorhandensein dieses Gegensatzes in Abrede stellen, wenngleich er nicht unauflöslich ist. Freilich hat man das Positive für ein Objectives, als die von den Vorfahren ererbte Sitte und Herkommen der subjectiven Meinung gegenüber und für das Stetige und Unwandelbare erklärt, und da das Erkennen nichts anderes sucht als das Objective und Stetssichgleichbleibende, weil es das Wahre sucht, so scheint denn in dem Positiven das Ziel des Erkennens bereits erreicht zu sein. So ist es aber keinesweges. Denn erkennen wir auch an, das Positive sei nicht ein von der herrschenden Gewalt willkürlich Gesetztes, nicht, wie der Platonische Thrasymachos lehrt, das Zuträgliche des Stärkern, sondern etwas Besseres, das, was das Gefühl oder sogar das Bewufstsein jedes Volks oder der Einsichtigern darunter in jedesmaliger Zeit als das Richtigere erkannt und darum für Gegenwart und Zukunft gesetzt habe, so ist es defshalb nicht objectiv, sondern häufig nur der erstarrte Ausdruck einer früheren Subjectivität: unwandelbar aber ist es nur in dem Mafse, als der Volksgeist zum Stillstande geneigt ist, wie Aegypter und Sinesen und im Verhältnifs gegen die freien Bewohner des Abendlandes das seit undenklichen Zeiten an Knechtschaft gewöhnte Morgenland überhaupt; übrigens wird es, da es allerdings oft nur auf der herrschenden Macht beruht, zu manchen Zeiten in rascher Aufeinanderfolge gesetzt und umgesetzt und abermals umgesetzt, und sogar Sitte und Herkommen sind nicht unveränderlich, bewegen sich vielmehr im Laufe der Geschichte mit dem gesammten

Bildungszustande. Unläugbar jedoch bewegt sich das Positive langsamer als die Wissenschaft und bleibt also hinter dieser zurück: setzt jenes dieser Schranken und muthet ihr Nebenrücksichten zu, so tritt der Widerstreit beider ans Licht, der so alt ist als die Wissenschaft selbst, aber zum erstenmal ist er in dem gebildetsten Staate der Welt und auf dem Höhenpunkte der Bildung desselben von dem geistreichsten Manne seiner Zeit in voller Tiefe empfunden und ausgesprochen worden, als dieser Staat die angebliche Verletzung des Positiven durch die Wissenschaft mit dem Tode zu rächen sich von der Demagogie hatte verführen lassen, ein ewig denkwürdiges Beispiel zu spät bereuter Verblendung, und doch nicht genug beherzigt von der Nachwelt! Legen wir von diesem Widerstreite nicht die ganze Schuld dem Positiven zur Last, wenn es seine Gewalt nicht mifsbraucht! Denn wenn es wahr ist, dafs grofse und heilige Anschauungen von tiefem Inhalt in frühen Zeiten lebenskräftig ausgeprägt worden, und wenn, was ebensowenig zu bezweifeln, hiervon vieles in das Positive der gebildeten Völker übergegangen, darin befestigt und den Herzen und Gemüthern theuer geworden ist, soll man nicht leichtsinnig und übermüthig an dem Positiven rütteln: verschmäht man die Autorität, so hat man damit noch nicht die Wahrheit an die Stelle eines Irrthums gesetzt, sondern der Inhalt des eigenen Dafürhaltens kann unrichtiger oder flacher sein als der Inhalt des Autoritätglaubens, während jenes Dafürhalten oft noch obendrein mit eitler Ueberhebung verknüpft ist. Wenn Aristoteles sagt, der Philosoph sei philomythisch, weil das Philosophiren von Verwunderung beginne und der Mythos aus Wunderbarem bestehe, so mag hinzugesetzt werden, er liebe den Mythos auch darum, weil dieser in seiner wunderbaren und mystischen Hülle einen edlen Kern oder Keim des Wissens berge; und sollten es auch nur halbwache Träume sein, sind es heilige und ahnungsvolle Träume. Ueberhaupt wird der Mann der Wissenschaft dem Positiven die höchste Rücksicht, Achtung und gewissenhafte Scheu durch Lehre und Leben erweisen, mit vorzüglicher Ehrfurcht dem, was am meisten positiv ist, den religiösen Satzungen über die hochheiligen göttlichen Dinge, inwiefern dieselben gegründet sind auf einer in das menschliche Geschlecht eingehenden typischen und symbolischen Offenbarung des göttlichen Geistes, wenn diese auch in der menschlichen Fas-

sung getrübt erscheint. Es giebt aber noch eine andere Weise, wie die Wissenschaft dem Positiven förderlich ist. Wir finden eine weltliche und eine geistliche Autorität: jene setzt die staatlichen und rechtlichen Verhältnisse, diese den Glauben, inwiefern er zum Dogma formulirt ist. Beide sind ohne weiteres, jene für das Oeffentliche, diese für das Kirchliche, wie es vom Staat anerkannt ist, positiv gültig und bindend: weil aber theils nicht aufser Zweifel steht, was diese Autoritäten wirklich gesetzt haben, theils selbst in den Fällen, in welchen hierüber kein Zweifel obwaltet, noch nicht unmittelbar klar ist, wie viel die Satzung enthalte und was daraus folge oder nicht, so wird das Positive, ohne seine im Glauben und Gehorsam befestigte Werthgeltung dem Urtheil des Erkennens zu unterwerfen, Gegenstand geschichtlicher Forschung, kunstmäfsiger Auslegung und begrifflicher Analyse für Wissenschaften, welche wir, weil ihre letzte Quelle die Autorität ist, positive Wissenschaften nennen, ein Ausdruck, der freilich mit einem Widerspruch behaftet scheint, den wir für jetzt auf sich beruhen lassen. Dies sind die weiten Felder der positiven Staats- und Rechtslehre und der positiven Theologie, vorzugsweise der protestantischen, die einen weitern Spielraum der Untersuchung für sich in Anspruch nimmt: diese werden auch in ihrer Gebundenheit vieles beitragen können zur Läuterung des Staatlichen und Religiösen auf dem Wege des Erkennens, indem sie, was zufällig und irrthümlich der Satzung als Inhalt oder Folgerung angehangen worden, davon abscheiden, dieselbe auf ihre wesentlichen Bestimmungen und Bestandtheile zurückführen und sie in möglichen Fällen sogar begründen, und so Gebot und Glauben in das Wissen aufnehmen. Wenn so die Wissenschaft der Autorität ihren Tribut zollt, so mag ihr billig auch die Wiedervergeltung angedeihen, welche darin liegt, dafs man den Geist mit dem Geiste bekämpfe, nicht mit der Gewalt: dafs selbst die äufsersten Gewaltmittel, geschweige denn geringere, dafs Vertilgen, Verbrennen, Tödten den Gedanken und die Wissenschaft nicht überwinden, dafs auch das im Mittelalter vielbeliebte, unstreitig bei übriger Roheit lobenswerth milde und gelinde Auskunftsmittel des Widerrufes angeblicher Häresie nur einen scheinbaren Sieg der Autorität über das Erkennen gewährte, ist durch eine lange Reihe von Erfahrungen erwiesen, da jedesmal doch die bessere Erkenntnifs

aus der Vernichtung des Leiblichen sich in das Reich der Wahrheit hinübergerettet hat, die Verfolger aber der Verachtung und dem Abscheu der Nachwelt anheimgefallen sind, und wenn aus Furchtsamkeit und Schwäche, die unverständiger und grausamer Gewalt gegenüber Entschuldigung verdient, mit abgedrungener Heuchelei widerrufen worden, auch der Widerruf widerrufen wurde, sobald die Furcht verschwunden war. In der Wahrheit ist Mafs und Besonnenheit; die Verfolgung ist das Werk fanatischer Leidenschaft, die einmal losgelassen keine Grenze mehr kennt. Dafs ich unter der Wissenschaft nicht auch frevelhafte Grundsätze einbegreife, deren zu Thaten anreizende Verbreitung vernünftigerweise der Ahndung verfällt, brauche ich nicht zu erinnern; wenn aber das freie Gewährenlassen der Wissenschaft aufserdem unter gewissen Umständen grofsen Bedenken und Schwierigkeiten unterliegt, die ich früher an eben dieser Stelle angedeutet habe, so möchten diese in einem krankhaften Zustande der Gesellschaft ihren Grund haben, nicht in der Wissenschaft, die gegen ihre eigenen krankhaften Auswüchse und Verirrungen ihre Heilung in sich selbst durch die Widerlegung hat und deren Ausschweifungen ganz ungefährlich sind, wenn nicht die Gesellschaft bereits vorher durch andere Uebel in ihren Grundfesten erschüttert worden. Und ohne Zweifel ist der Anspruch gerechtfertigt, dafs Staat und Kirche weder den positiven Wissenschaften den Spielraum beschränken, den ich für sie soeben abgegrenzt habe, noch auf die Gebiete übergreifen, auf welchen die Autorität keine Gültigkeit haben kann. Gehen die Satzung und das freie Erkennen noch nicht immer miteinander, so ist dies zeitweilig als eine menschliche Unvollkommenheit zu ertragen, bis sie bei weiterer Entwickelung, wie zu hoffen, in der Einheit aufgehen werden, da der Inhalt beider nicht nothwendig verschieden ist: beider Anfang und Ende ist Gott und das Gute! Dagegen geschieht der Wissenschaft ein wesentlicher Eintrag, wenn ihr Kategorien aufgedrungen werden, welche dem Positiven entnommen sind. Es ist bereits darauf hingewiesen, dafs letzteres keinesweges ein Unwandelbares und Stetssichgleichbleibendes sei: vielmehr finden wir nicht allein in verschiedenen Zeitaltern, sondern gleichzeitig viele einander abstofsende und ausschliefsende Formen desselben. Welcher von ihnen soll sich nun Erkenntnifs und Wissenschaft anbequemen? Mag sie mit

dem Allgemeinsten fast aller sich vertragen, wird sie doch mit den Besonderheiten weniger übereinstimmen. Soll sie in den Sklavenstaaten von Nordamerika die Sklaverei etwa Aristotelisch als ein in der Natur gegründetes Verhältnifs erkennen, in den anderen als ein die Menschheit schändendes? soll sie hier monarchisch, dort republicanisch, und wieder absolutistisch oder constitutionell, aristokratisch oder demokratisch sein, und alles dieses heuchlerisch und sophistisch je nach dem Wechsel heute und wieder anders morgen? Selbst ihre Verschiedenheit nach dem Volksthümlichen und den allgemeinsten religiösen Unterschieden ist eine Unvollkommenheit: denn die Wahrheit kann nur Eine sein. Doch will man noch engere Kategorien in die Wissenschaft hineintragen: man will dem Protestantismus gegenüber eine katholische Philosophie, eine katholische Geschichte, und ich sehe nicht ein warum nicht folgerecht auch eine katholische Physik, die, wer die Leibnizischen jetzt verschollenen Anbequemungen kennt, sogar eher für gerechtfertigt halten könnte. Giebt denn aber ein anderes Bekenntnifs andere wissenschaftliche Erkenntnifsgründe an die Hand? sind je nach diesem die Wahrnehmungen und die Denkbestimmungen, die Begriffsbildung und die Formen des Urtheils und des Schlusses verschieden? werden die Naturbeobachtungen unter der einen oder andern Voraussetzung anders angestellt? und bleibt nicht die geschichtliche Wahrheit dem unbefangenen und gewissenhaften Forscher dieselbe, welches Glaubens er auch sein mag? Auch hier muthet man dem Erkennen Nebenrücksichten zu: dies ist die verwerflichste Vermischung der verschiedenen Gebiete, nicht ungefährlich da, wo die Anmafsung der geistlichen Gewalt, im Andenken an ihre alte Weltmacht, über Staat und Wissenschaft sich zu erheben droht. Es kommt hinzu, dafs man für Positives ausgiebt, was es nicht ist. Dafs die Erde still stehe und die Sonne und das Weltall um sie kreisen, und ähnliches, womit die physische Wissenschaft sich nicht vertragen kann, ist kein Dogma weder des Judenthums noch des Christenthums, und unsere Religion bezieht sich nicht auf solche Dinge, welche für das Seelenheil gleichgültig sind: nur der Unverstand der Menschen hat auch dergleichen wie zu Glaubensartikeln gestempelt und nur mit der Zeit weicht er zurück, wenn er seine Stellung nicht mehr haltbar findet. Preisen wir uns glücklich, in einem

Staate zu leben, in welchem solche Nebenrücksichten nicht von oben herab gefordert oder begünstigt werden; preisen wir uns glücklich, dafs wir einen König haben, der die Gebiete, von welchen ich rede, wohl zu trennen weifs; ich würde hiervon entscheidende Beweise geben, wenn ich es nicht für ehrerbietiger hielte, dieses Ihrem eigenen Bewufstsein zu überlassen.

Ich eile zum Schlufs, hochgeehrte Versammlung! Die Freiheit und Selbstbestimmung der Wissenschaft wird sowenig als die kirchliche Freiheit der Begründung bedürfen, wenn der Staat nur als eine Anstalt zum Schutze seiner Mitglieder in ihrer Thätigkeit und ihren Gütern angesehen wird, im Uebrigen aber sich gegen diese Thätigkeit und diese Güter gleichgültig verhalten soll. Ist aber der Staat die Verwirklichung des gesammten Guten durch die menschliche Thätigkeit, zu welchem Guten auch das Erkennen gehört, so verhält er sich auch zu dem Erkennen nicht gleichgültig, sondern setzt es selber in sich ein; es folgt jedoch daraus nicht, dafs er dadurch dessen Freiheit und Selbstbestimmung aufhebe: vielmehr, höbe er diese mittelst seiner Einsetzung auf, so höbe er das Erkennen selber auf, während er es einsetzen will. Er mufs es also als ein freies in sich aufnehmen, wie er in den von ihm umschlossenen religiösen Gemeinschaften die Freiheit der Gewissen anerkennt. So, denke ich, hat unser Staat die Wissenschaft in sich eingesetzt: zum Beweise dienen die Statuten der höchsten wissenschaftlichen Anstalten dieser Hauptstadt, von welchen der einen die Förderung und Erweiterung der allgemeinen Wissenschaften ohne besonderen Lehrzweck, der anderen die allgemeine und besondere wissenschaftliche Bildung gehörig vorbereiteter Jünglinge als Ziel vorgesteckt ist, beides ohne einschränkende Bestimmungen, man müfste denn eine solche in der für die zweite hinzugefügten Aufgabe finden, die Jünglinge „zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höhern Staats- und Kirchendienstes vorzubereiten", worauf ich sogleich zurückkommen werde. Ja die Freiheit der Wissenschaft wie der Gewissen ist ein Hauptgrundsatz dieses Staates, ein Grundsatz, welchen Friedrich der Grofse, der, wie man ihn auch herabziehen mag, stets Preufsens Heros bleiben wird, mit der unvertilgbaren Schrift des Geistes tief in das Herz des Staates eingegraben hat. Hiermit ist sowohl die einseitige Beziehung auf die gemeine Praxis als die Hemmung durch

das Vermischen der verschiedenen Gebiete entfernt. Und nun in den Anfang meiner Rede zurückzukehren und nicht zu wiederholen, was ich bei dem zuletzt erwähnten Punkte schon vorweggenommen habe, wer erkennt nicht, dafs Friedrich Wilhelms des Vierten ebenso erhabener als feingebildeter, mit Einem Wort idealer Sinn die Wissenschaft um ihrer selbst willen liebt und ehrt? Wer hat von seinem Throne herab jemals jene banausische Mahnung für sie an das Praktische vernommen? Wenn nun freilich die soeben angeführte Bestimmung der Universitäten, zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höheren Staats- und Kirchendienstes vorzubereiten, in dem Positiven wurzelt, so ist diese doch nur als die zweite, nicht als erste hingestellt, und ich habe schon bemerkt, wie die Wissenschaft auch an dem Positiven sich unter Anerkennung desselben betheilige; auf keinen Fall ist doch unter dieser Vorbereitung eine Zurichtung oder Abrichtung verstanden, die weit unter dem richtigen Mafse einer Vorbereitung steht, wohl aber kann damit sehr Grofses gemeint sein. Denn nicht der ist der tüchtige, zumal höhere Diener, der sich in dem gegebenen Zustande gut zu bewegen weifs, sondern der von der göttlichen Idee des Guten erfüllt, dieses, soweit es jedesmal erreichbar scheint, zu verwirklichen strebt, um eine bessere Zukunft herbeizuführen, da das Positive selber vielfacher Reinigung und Verbesserung bedarf. Zu diesem wahrhaft höheren Dienste bildet die Wissenschaft die heran, welche zum Handeln, das heifst zum Umsetzen des gereifteren Wissens in die That bestimmt sind: so wirkt die Theorie an sich und durch die von ihr erleuchteten Lenker und Diener des gemeinen Wesens, alle seine Theile durchdringend, allmälig auf die Verhältnisse des Lebens; und wenn Tausende und abermals Tausende auf sie schmähen, sie ist und bleibt es dennoch, von der das Handeln beherrscht und die Menschheit vorwärts bewegt wird, weil der Geist die Masse beherrscht und bewegt. Wie dieser Geist seit der Wiederherstellung der Wissenschaften und der nachgefolgten Kirchenverbesserung, freilich nur langsam und nicht ohne den Widerstand und die Nachwirkung der alten Barbarei, erspriefslich auf das öffentliche und gesellschaftliche Leben eingewirkt habe, darüber wäre viel zu sagen, wenn ich nicht, getrieben vom Gedankengange, bereits länger gesprochen hätte als ich beabsichtigte: ich breche ab, um noch einige

Worte über die Deutschen Universitäten hinzuzufügen. Diese haben lange Zeit als die Träger der wissenschaftlichen Freiheit gegolten, und unsere Universität hat sich schon in ihrer Jugendblüthe dieses Ruhmes erfreut: sie sind darum auch, obgleich nicht darum allein, verdächtigt, angefeindet, angefochten worden, besonders in der Zeit einer drückenden Fremdherrschaft, die das Bestehen derselben fast in Frage stellte. Jetzt aber reden viele von dem Verfall der Universitäten: sie seien nicht mehr lebenskräftig, nur verrottete gelehrte Körperschaften, die ihrem Sturz entgegengingen, weil sie von der aufser ihnen stehenden freien Forschung überboten würden. Dafs sich Mifsbräuche in sie eingeschlichen haben, ist von ihnen selber anerkannt und das Bessere gewünscht worden; aber ihre Lebenskraft ist nicht erschöpft, solange sie die Freiheit nicht verlieren oder aufgeben, deren Pflegerinnen sie gewesen sind: sie werden, so hoffen wir, mächtige Stämme, noch lange ihre frischbelaubten Kronen erheben und den Stürmen trotzen, und wer die Axt an ihre Wurzel legen sollte, wird zu spät erkennen, dafs er die Wissenschaft getödtet habe, um sie zu beleben. Eine Gewährleistung ihrer Dauer und ihrer Freiheit ist gerade ihr vielen so anstöfsiger körperschaftlicher Verband, wenn er, was ich im Eingange berührte, in ächtem Geiste empfangen und geboren ist und diesen zu erhalten weifs. Und jetzt nur noch Eines! Die Wissenschaft ist ihrer Natur nach weltbürgerlich; aber diese Eigenschaft ist mit der Vaterlandsliebe nicht unvereinbar, und darum, dafs wir Männer der Wissenschaft sind, hören wir nicht auf Bürger eines Staates zu sein. Doch empfindet sich diese Verknüpfung mit dem Staate stärker und inniger in der Körperschaft, zu welcher wir verbunden sind, weil diese ein organisches Glied des Staates, ihr Leben von dem Gesammtleben des Staates untrennbar ist. Und so begehen wir heute in der Versammlung einträchtiger Genossen dieses wissenschaftlichen Ganzen mit gröfserer Erhebung und feierlicher als jeder von uns in anderen ihm nahen Kreisen könnte, das Fest des Königs, der unser Hort ist, und flehen zu dem König der Könige, dafs er den huldvollen Herrscher und sein Haus dem Vaterland und der Wissenschaft zum Segen und Gedeihen erhalte, und ihm vergönne ein langes Leben zu führen in der Fülle des ungetrübten Glücks, dessen seine edle Seele würdig ist.

VII.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1854.

Unter den mannigfachen Festlichkeiten, womit Lebenden gehuldigt wird, ist keine bedeutsamer als die, zu welcher wir, hochgeehrte Versammlung, heute an dieser Stelle vereinigt sind. Keine ist bedeutsamer, nicht etwa blofs weil der König, dem diese Feier gilt, alle übrigen Glieder und Genossen des Staates unerreichbar hoch überragt, sondern weit mehr darum, weil unter allen Festen, die Sterblichen geweiht sind, dieses auf dem erhabensten und erhebendsten Gedanken beruht, dem Gedanken, dafs Millionen getreuer Herzen an diesem Tage ihr Flehen zu dem Allerhöchsten richten, er möge den Fürsten erhalten und segnen, in welchem alle, was auch sonst sie von einander scheiden sollte, ihre innigste Verbindung und Verbrüderung haben und empfinden. Gewifs ist dieses Bewufstsein in demselben Mafse das erhebendste, in welchem es das niederdrückendste sein mufs, wenn an einem solchen Feste, welches dann freilich nur zu schmeichlerischem Schein oder aus Herkommen veranstaltet wäre, das Gefühl vorherrscht, der Gefeierte sei nicht der Mittelpunkt jener Eintracht aller, Fürst und Volk seien vielmehr in einem tiefen Zerwürfnifs des Sinnes, nur durch die Bande des von der Macht ausgeübten Zwanges und eines widerwilligen Gehorsams, oder wenigstens nur durch die unbestreitbare politische Pflicht, der zu Recht bestehenden Gewalt Folge zu leisten, äufserlich mit einander verkettet. Mit voller Würdigkeit wird ein solches Fest begangen, wenn der Herrscher, dem es gewidmet ist, die ganze Bedeutung des Staates in sich aufgenommen hat, sein Geist der lebendige Hauch und die Seele des Staatskörpers ist, die alle Glieder desselben durchdringt, und wenn die Untergebenen nicht gezwungen sondern aus innerer Nothwendigkeit, welche ich der Freiheit gleich setze, dem Herrscher entgegenkommen, wie er ihnen entgegenkommt, und für die bedeutendsten und entscheidendsten Dinge und Lagen, in Freuden und Leiden, Hoffnungen und Befürchtungen, jeder

an seiner Stelle und in seinem Kreise, den keiner zu überschreiten berechtigt ist, sich mit ihm eins fühlen, soweit persönlich getrennte Naturen, die niemals völlig dasselbe empfinden und denken, weil jegliche ihre Besonderheit hat, einer solchen Uebereinstimmung fähig sind. Mag es auch wahr sein, dafs der Streit der Vater der Dinge ist, dafs aus dem Kampf der Gegensätze die wichtigsten Bildungen und Entwickelungen entspringen, so ist doch nicht der Gegensatz selber das Hervorbringende, sondern seine Aufhebung in einer höheren Einheit, und der Staat insonderheit ist nicht dazu eingesetzt, dafs die oder jene Theile desselben im Kampfe aufgerieben würden und die anderen als Sieger übrig blieben, sondern zur Vermittelung des Friedens zwischen den verschiedenen, allerdings einander widerstrebenden Elementen, welche in ihm verbunden sind. Das ist der grofse Segen der Monarchie, dafs sie, wenn irgend eine Staatsverfassung, diesen Frieden zu vermitteln geeignet ist, und zwar in der Person des Fürsten, in welcher die Gegensätze aufgehoben sind, soweit sie sich überhaupt aufheben lassen; wenn anders die Untergebenen mit ihm in der Eintracht stehen, die ich soeben bezeichnet habe. Eine lange Zeit hat bewiesen, dafs in unserem Vaterlande diese Eintracht tiefe Wurzeln geschlagen; haben Stürme die Wipfel dieses Baumes bewegt und an ihm gerüttelt, so hat sich nur desto sicherer bewährt, dafs sie ihn nicht umzureifsen vermögen. Diese mächtige Eiche hat ihre Kraft in der Eintracht, deren Zeuge uns der heutige Tag ist. Wir feiern ihn in dieser unbeirrten Zuversicht, die allein in den Wirren der Zeit uns Beruhigung gewähren kann; wir feiern ihn mit dem doppelten Gebete zu dem Lenker der Geschicke, dafs er die Segnungen, die er bisher über den König unsern Herrn ausgegossen, diesem und durch ihn dem Lande ferner spende, sodann dafs er das, worauf das Heil des Staates vor allem anderen gegründet ist, jene Einheit des Sinnes erhalten und kräftigen möge, auf dafs König und Volk in gegenseitigem Vertrauen denselben Weg wandelnd die Blüthe und das Wachsthum des Reiches mehren, und das Reich an seinem Theile und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zugleich den Gesammtfortschritt des menschlichen Geschlechts fördere und seinem wenn auch fernen oder unendlichen Ziele nach Kräften näher und näher führe.

Die Uebereinstimmung der Herrschenden und der Beherrsch-

ten ist ein Gemeinplatz, den man leichthin ausspricht und anwendet: schwieriger ist es zu sagen, worin sie bestehe und wie sie erreicht werde, da sie auf mehrfache Weise denkbar ist, viele sehr verschiedene Grade hat und je nach den Bildungsstufen und Verhältnissen auf sehr verschiedenen Grundlagen beruht. Hierüber heute vor Ihnen einige Erwägungen anzustellen, dazu veranlafst mich gerade der Grundgedanke dessen, womit ich meine Rede eingeleitet habe, in Verbindung damit, dafs der für diesen Tag bestimmte Sprecher, obwohl ihm nach öfterem Auftreten an demselben in der Wahl seines Gegenstandes einige Freiheit vergönnt sein mufs, es dennoch vorziehen wird, der Festlichkeit selbst näher liegendes ins Auge zu fassen. Gehen wir zurück bis auf die Anfänge, so dürfte es geschichtlich begründet sein, dafs die allererste Herrschaft in kleinen Gemeinschaften der Menschen die väterliche gewesen; diese folgten der Natur gemäfs dem Aeltesten oder Stammhaupte wie Heerden bewufstlos; in diesen kleinen Gemeinden war durch die Gemeinsamkeit des Stammgefühles die Uebereinstimmung der Befehlenden und der Gehorchenden durch die Natur gegeben, wie zwischen Eltern und Kindern, und da das Stammhaupt zugleich im Besitze der Heiligthümer, zugleich Stammpriester war, wie in der Familie der Vater, wurde sie verstärkt durch die Bande des religiösen Gefühles. Dieser erste und kleinste Staat, wenn man ihn so nennen darf, ist ein Naturstaat, ein Erzeugnifs des natürlichen Triebes, weil der Mensch ein politisches Thier ist, nicht eines mit Freiheit gewählten und verfolgten Zweckes, wenig verschieden von einer Gesellschaft von Ameisen, Bienen oder Bibern oder anderer gesellig lebender Thiere; die in ihm gegebene Uebereinstimmung der Herrscher und der Beherrschten ist also eine unwillkürliche und soweit Bewufstlosigkeit im Menschen gedenkbar ist bewufstlose. Diese Herrschaft hat ein alter Weiser als das gerechteste Königthum bezeichnet, und inwiefern diese väterliche oder patriarchalische Monarchie die ursprünglichste Staatsform ist, sind wir berechtigt zu behaupten, dafs der Staat weder durch Usurpation noch durch Vertrag entstanden sei. Dies stellt sich auch noch in den Ursprüngen der kleinen Hellenischen Königthümer dar: nicht mit Gewalt, noch mittelst förmlichen Vertrages, wohl aber mit dem Willen der Beherrschten sollen die Pelopiden, die mächtigsten der Griechischen

Könige, ihre Herrschaft erlangt haben, und weit entfernt dafs den Hellenen die Tyrannis, das heifst die Gewaltherrschaft eines Einzelnen, als die ursprüngliche Staatsform gegolten hätte, ist selbst der Name des Tyrannen erst spät bei ihnen aufgekommen, und konnte erst spät aufkommen, weil er ein politisches Bewufstsein voraussetzt, welches sich erst auf einer höheren Bildungstufe entwickelt. Dagegen hat sich an jenes natürliche Recht der Herrschaft schon in den ältesten Zeiten eine Vorstellung geknüpft, die selbst jetzt noch nicht ganz verschwunden ist, obgleich schon der eigentliche Begründer der politischen Wissenschaft, Aristoteles, sonst dem Königthum nichts weniger als abhold, daran nicht mehr gedacht hat, weil er das Wesen der Dinge mit Abstreifung alles mythischen Glaubens zu erfassen bestrebt war. Was durch die Natur eingesetzt ist, das ist von Gott eingesetzt, der die Natur geordnet hat: die väterliche Herrschaft ist also ebensowohl dem göttlichen Gebote als dem Gebote der Natur gemäfs. Jene väterliche Herrschaft, und darum sogar die tyrannische, welche sich in deren Maske gekleidet hat, erschien daher, und zwar jene im Anfang ganz richtig, als gegründet auf göttliches Recht: die Monarchie war zugleich Theokratie. Die Götter selber haben den Königen die Macht gegeben, ja die Könige sind Abkömmlinge der Götter, von Zeus entsprossen und genährt, somit die Götter unter den Menschen und zugleich die geborenen Priester ihrer göttlichen Ahnherrn. Die bedeutendsten Griechischen Königsfamilien, die Pelopiden, die Herakliden, die Kretische Dynastie und andere stammen insgesammt von den Göttern und vorzüglich von dem König der Götter, dem Zeus; auch die Könige der Barbaren, die Achämeniden der Perser, die ältere Dynastie der Lyder, die Macedonischen Könige sind Spröfslinge des höchsten Gottes: Zeus selber hat durch Hermes dem Pelops das Zepter gegeben, welches sich auf seine Nachkommen vererbt; es ist das Zepter des Zeus selber, mit welchem Minos mächtig herrscht. Wer erkennt nicht, dafs durch solchen Glauben die Uebereinstimmung der Beherrschten mit dem Herrscher auf das wirksamste gefördert wurde, dafs hierdurch sogar die entschiedenste Gewaltherrschaft eine Rechtfertigung erhielt, jeder Widerspruch aber und jede Abweichung von dem Willen des göttlichen Machthabers in den Keimen erstickt wurde? Wenn nicht solche Vorstellungen, die im Laufe der Geschichte ihre Gültigkeit soweit

verlieren, dafs nur noch die allgemeine Wahrheit übrig bleibt, alle Obrigkeit wie alle Macht sei von Gott, dem Gewaltherrscher einen Ersatz für das ihm mangelnde wirkliche Recht geben, so ist in der Tyrannis nur dann, wo nicht Uebereinstimmung mit dem Herrscher, doch wenigstens etwas ihr ähnliches möglich, wenn die Masse, erkennend, dafs ihr wegen innerer Verderbnifs und Fäulnifs oder wegen der Zwietracht der Parteien die Freiheit unmöglich, die Gewaltherrschaft nothwendig geworden, sich geduldig einem Usurpator unterwirft, der so zu sagen sein eigenes Gewissen der Rettung des Ganzen zum Opfer gebracht, und der Bevölkerung Ruhe und eine gewisse Behaglichkeit des Lebens gewährt, die ihr freilich bald höher als die höchsten Güter gilt, oder wenn der Usurpator oder seine Vorfahren durch eigene Kraft das Land nach aufsen geschirmt und von noch schmählicherer Knechtschaft errettet und ihm fortdauernd Wohlthaten erwiesen haben: so wird das Volk, den Ursprung der Herrschaft vergessend, sich mit ihr aussöhnen und eine gewisse durch Gewohnheit befestigte Anhänglichkeit an sie gewinnen. So hat Octavianus Augustus das gesammte Römische Reich, nachdem es durch die bürgerlichen Kriege erschöpft war, seiner Alleinherrschaft unterworfen, ohne dafs das Volk oder die Provinzen dem neuen Zustande der Dinge abgeneigt gewesen wären: ja er erschien sogar vermöge seiner tribunicischen Gewalt als der Beschützer des Volks gegen eine übermüthige Oligarchie, welche früher drückend auf den Gemeinen lastete und sich sogar, wie jene Claudia, nicht entblödete zu wünschen, dafs das Volk in verlorenen Schlachten zu Grunde ginge, damit die Strafsen für ihr Fuhrwerk freier würden; so hatte früher Pisistratos unter dem Scheine ein Volksfreund zu sein die Tyrannis erlangt und sich ihrer nicht mafslos bedient, wogegen die späteren Aristokraten, zur Zeit der Dreifsigmänner, sich nicht scheuten, den Demos von Athen den verfluchten zu nennen; so wurde Theron der Sikelische Tyrann Retter und Wohlthäter seines Staates, und seine Usurpation hielt das wieder frei gewordene Volk nicht ab, ihn nach seinem Tode wie einen Heros zu verehren. Dagegen wüfste ich nicht, wie eine auf erträglicher Grundlage beruhende Uebereinstimmung des Herrschenden und der Beherrschten in der Monarchie eines Nebukadnezzar oder Xerxes sich denken liefse; wenn auch die Merkzeichen der Des-

potie, das ungebundene und leidenschaftliche Machtgebot des Herrn auf der einen Seite, und die sklavische Furcht auf der andern, sich zusammenstimmend entsprechen: und es giebt allerdings Seelen, die zu Knechten geschaffen scheinen, weil sie ein Vergnügen in der Knechtschaft finden, wenigstens wenn es ihnen verstattet ist wieder auf andere zu drücken wie der Satrap; aber in Wahrheit suchen diese nur den eigenen Vortheil, nicht den Vortheil des Herrn, und der edlere Herrscher verachtet sie, weil er nicht Sklaven gebieten will. Selbst die Ueberlegenheit des Geistes, durch die ein Monarch mächtig wirken kann, giebt nicht sowohl Uebereinstimmung als Vertrauen, welches alsbald schwindet, wenn die Erfolge nicht mehr den Erwartungen entsprechen. Aber auch die vorhin beschriebenen Arten der Uebereinstimmung sind für uns nicht die wahren, da die eine kaum eine bewufste, die andere kaum eine sittliche ist. Unsere Zeit drängt überall zum Bewufstsein, zum Denken und Erkennen, wenigstens in den Gebildetern, die im Lichte des Gedankens leben wollen, und dunkle und schwimmende Gefühle haben nirgends weniger ihre Stelle als in den Staatsverhältnissen. Geben wir auch zu, dafs nicht jeder sich zur Klarheit des Gedankens erheben könne, ja sogar, dafs wie der Dichter sagt, was kein Verstand der Verständigen sieht, ein kindliches Gemüth in Einfalt übe, so hat doch der Inhalt dieses gemüthlichen Fühlens erst dann seine Berechtigung, wenn er vor dem Gerichte des Verstandes und der Vernunft bestehen kann: wir müssen das Gefühl durch das Denken begreifen, und um mich eines glücklichen fremden Ausdruckes zu bedienen, gleichsam dem blinden Triebe Augen einsetzen durch den Begriff. Die Einheit der Herrschenden und der Beherrschten mufs daher auf anderem als dem bisher gesagten beruhen, wenn sie die ächte und wahre, eine sittliche und bewufste sein soll.

Wenn der uranfängliche Staat, von welchem ich ausgegangen bin, ein unmittelbares Naturgewächs und somit ein kunstloser ist, so ist der Staat, wie er sich auf der Stufe einer höheren Entwickelung der Menschheit ausbildet, ein Kunstwerk der Vernunft; die Form dieses Kunstwerks, der Ausdruck der staatlichen Vernunft, ist das Gesetz. Nicht als ob zwischen beiden Stufen ein ausschliefsender Gegensatz bestände: denn in jenem Naturstaate ist auch ein Gesetz, der Herrscher selbst als das beseelte, lebendige Ge-

setz, die Vernunft dargestellt in Einer Person; und der Vernunftstaat auf der anderen Seite wäre übel bestellt, wenn in ihm die Natur untergegangen wäre: vielmehr wie die Werke der bildenden Kunst und alle Poesie nur dann für vollkommen gelten, wenn sie unbeschadet ihrer Idealität zugleich ganz natürlich sind, so drückt das vernünftige Staatsgesetz nur die wahre Natur der sittlichen Dinge aus, die der ächte Gesetzgeber einzig und allein im Auge hat, während der falsche sich von Nebenrücksichten leiten läfst oder dem Eigennutze und Parteileidenschaften dient. Das Gesetz aber theilt jedem das Seine zu; dies hat der tiefe Sinn der Hellenen selbst in dem Worte ausgedrückt, womit sie das Gesetz bezeichnet haben, und unser erhabenes Königshaus hat mit ächt politischem Sinne den Wahlspruch erwählt: „Jedem das Seine". Wo das Gesetz, ich meine das vernünftige, nicht das von der Leidenschaft eingegebene, den ganzen Staat durchdringt, wo jedem also das Seine zukommt, sind nothwendig alle Theile des Staates in Harmonie, weil keiner über das Seine hinausgreift; da wird auch zwischen den beiden Haupttheilen des Staates, den Herrschenden und den Beherrschten, die vollste Uebereinstimmung sein. Gerechtigkeit und Gesetzmäfsigkeit ist die sicherste Grundlage der Eintracht. Dies ist so gewifs, dafs durch das vernünftige Gesetz und die Gerechtigkeit sogar die widersprechendsten Elemente verbunden werden können. Man hat oft gesagt, für die Eintracht des Herrschers und der Beherrschten sei nichts förderlicher als die Stammeinheit oder gleiche Volksthümlichkeit beider, weil nur bei dieser ein gleiches Gefühl und gleiches Bewufstsein über die wichtigsten Dinge möglich sei; aber besonders die Geschichte der neueren Staaten zeigt, dafs man es oft vorgezogen hat einen Fremden auf den Thron zu berufen, weil er aufser dem Bereiche der Parteien steht, und dafs verschiedene Stämme unter Einem Herrscher verbunden sein und mit einander in Freundschaft leben können, nur vorausgesetzt, dafs vernünftiges Gesetz und Gerechtigkeit sie zusammenhalte, nicht aber ein Stamm unterdrückt sei. Ist es auch naturgemäfs, dafs der Herrschende von demselben Volkstamme sei wie seine Unterthanen, Ein Volk Einen Staat bilde, Ein Staat einerlei Volksthum habe; so verwachsen doch auch fremde Herrscherfamilien, dem Gesetz und der Sitte des Volkes sich anbequemend, mit dem Volke bald so innig, dafs sie nur ihr neues

Land als ihr Vaterland anerkennen, und fast alle Staaten des Alterthums und der neueren Zeit, ja die Völker selbst sind aus verschiedenen allmälig vermischten Stämmen zusammengewachsen und dadurch sogar kräftiger und tüchtiger geworden, weil der eine den andern gestärkt und gleichsam befruchtet hat. Gehorchen die verschiedenen Volkstämme einem und demselben Oberhaupt, so wird ihr Zusammenwachsen dadurch noch mehr begünstigt, ohne dafs man freilich behaupten könnte, die Uebereinstimmung mit dem Herrscher werde, wie manche glauben, selber schon dadurch erzeugt, dafs verschiedene Stämme nur durch die Person des gemeinsamen Fürsten zu einem Gesammtstaat verbunden seien. Denn ist diese Uebereinstimmung nicht schon in den einzelnen Stämmen unabhängig von solchem Zusammensein aus irgend welchen Gründen vorhanden, so kann sie nicht unmittelbar daraus entstehen, dafs sie in Einen Staat zusammengeworfen werden; es mufs vielmehr hinzukommen, dafs sie dieses Zusammensein für sich erspriefslich finden. Erkennen sie nämlich einen Vortheil in dieser Verbindung, so wird durch diese Erkenntnifs, weil dieser Vortheil ihnen allein durch die Gemeinsamkeit der Herrschaft zutheil wird, allerdings eine bewufste Neigung zu dem herrschenden Hause und also Uebereinstimmung mit ihm begründet. Dies leitet mich auf die zweite Grundlage der wahren Eintracht der Herrscher und der Gehorchenden, den gemeinsamen Vortheil. Ist der Vortheil der einen und der anderen ein verschiedener, ist etwa gar das Gesetz, als ein unrichtiges, nur auf das Zuträgliche des Stärkeren berechnet, sind die Staatsangehörigen, wie sich Galba mifsbilligend ausdrückte, nur gleichsam die Erbschaft einer Familie, so ist eine ächte Uebereinstimmung der Unterthanen mit der Regierung nicht denkbar: Macht und Ehre des Herrscherhauses mufs auf der Macht und Ehre des Volkes beruhen, die geistige und äufsere Wohlfahrt des Volkes mit dem Wohlbestehen des Herrscherhauses an sich und im Bewufstsein beider verbunden sein, und beide müssen sich ausschliefslich auf einander stützen, nicht auf verschiedene oder gar auf fremde Elemente. Freilich wird hierbei vorausgesetzt, dafs das Volk in sich selber einig sei: ist es durch Parteien zerrissen, so überträgt sich der Zwiespalt dieser leicht auch nach der einen Seite hin auf die Person oder das Haus der Herrschenden, wenn diese selbst Partei ergreifen. Ah-

gesehen von ganz verderbten Reichen, wie das Byzantinische, wo die Parteien des Circus, die Blauen und die Grünen, in Verbindung mit dogmatischem Fanatismus und Entsittlichung den Staat zerrütteten, bleiben für alle Zeiten die hauptsächlichsten politischen Parteien die Aristokratie und die Demokratie: wo der Adel übermächtig, pflegte die Monarchie sich dem Volke zuzuneigen; wo dieses das Mafs seiner natürlichen Befugnisse in stürmischem Drange überspringend die Zügel der Herrschaft an sich zu reifsen drohte, stützte sie sich auf den Adel. Unstreitig ist es in bedenklichen Zeitläuften schwierig für die Monarchie, sich in der richtigen Mitte zu halten, am schwierigsten dann, wenn die Parteien zugleich nach aufsen schauen und, wie ich sagte, sich auf fremde Elemente stützen; aber es ist das schönste Vorrecht der Monarchie, in ungetrübter und wir dürfen sagen gottähnlicher Ruhe und Heiterkeit über den Parteien zu schweben, sie zu zügeln, sie zu vermitteln, und gewifs gelingt es ihr so, unterstützt von einer parteilosen und unverfälschten öffentlichen Meinung das Richtige zu treffen und selbst die schroffsten Parteiunterschiede zuletzt unter dem Banner der dem Fürsten und den Unterthanen gemeinsamen bewufsten Vaterlandsliebe zu vereinigen, wenn diese nicht durch Eigennutz und Eigenwillen von Grund aus ertödtet ist, was solange der Staat noch Lebenskräfte hat, nicht vorausgesetzt werden kann; es gelingt ihr so, die unter sich getrennten Parteien zu gleichmäfsiger Uebereinstimmung mit dem Herrscher zurückzuführen, in der Unterordnung und dem Gehorsam, ohne welchen kein Staatsleben möglich ist, zu erhalten, ja zur Hingebung und Selbstaufopferung, nicht in knechtischem sondern in freiem Dienste, zu begeistern. Nur eines ist schwer zu überwinden, die Verbrüderung politischer Factionen mit religiösen. Es ist daher ein grofses Gut eines Staates, wenn in ihm keine verschiedene Religionsbekenntnisse vorkommen und wenn das Herrscherhaus und das Volk ein und dasselbe Bekenntnifs haben; erfreut der Staat sich dieses Glückes nicht, so mufs es durch Duldung und Gleichberechtigung der Bekenntnisse möglichst ersetzt werden und der Herrscher die Mittel finden, die Anschürer des religiösen Zwistes und ihren Einflufs auf den Staat niederzuhalten und unschädlich zu machen.

Wie in aller Entwickelung, so ist im Staatsleben Stillstand der Anfang des Rückganges. Ist ein Volk oder Staat nicht so zu

sagen ein Zufälliges und Gleichgültiges, sondern hat einen Beruf in der Weltgeschichte, so mufs der Staat von Stufe zu Stufe bis zur Erfüllung dieses Berufes fortschreiten. Vollenden diesen Fortschritt nur die Herrschenden oder nur die Völker oder beide, sei es in Uebereinstimmung oder in Widerspruch? Man kann zuerst dem Volke oder Staate eine Bestimmung zuschreiben, die wie die Bestimmung der bewufstlosen Geschöpfe aus höherer Nothwendigkeit sich erfülle, was auch der Fürst und jeder Einzelne thun oder lassen möge; eine Vorstellung, die eine grofse Bestätigung durch jene Ironie der Weltgeschichte erhalten könnte, deren künstlerische Nachahmung die Ironie der Tragödie ist, dafs gerade die Absicht, Hoffnung und Zuversicht etwas zu fördern und zu erreichen oder zu vermeiden und zu hintertreiben, und die dafür in Thätigkeit gesetzten Mittel nicht selten das Gegentheil des Beabsichtigten und Erwarteten herbeiführen oder beschleunigen. Alle menschliche Klugheit und Kraft scheitert an der letzten Entscheidung der Vorsehung. Doch nicht ohne die Schuld der Sterblichen! Die ihren Standpunkt richtig genommen, ihr Geschick erkannt haben, werden nicht in die Speichen des Weltrades eingreifen, um es zu hemmen, sondern sie bewegen es selber mit in dem richtigen Laufe: der Mensch vollbringt aus selbsteigener Entschliefsung die Geschicke, der Fortschritt der Entwickelung der Völker und Staaten entspringt aus ihrer eigenen Thätigkeit und mehr oder minder nach ihrem Willen und mit Bewufstsein der Handelnden. Es mufs ein Treibendes in ihnen selber sein, wovon sie vorwärts bewegt werden, sowie ihr Rückgang von eigener Trägheit, Erschlaffung und Unverstand verschuldet wird: bedarf es hierzu des Beweises, so liefern ihn die weltgeschichtlichen Völker und Staaten des Alterthums, deren Geschichte, weil sie abgeschlossen vor uns liegt und von Anfang bis zu Ende sich überschauen läfst, ein sicheres Urtheil erlaubt, Persien und Hellas, die Macedonischen Dynastien und die weltherrschenden Römer in ihrem Wachsthum und in dem stufenweisen Verfall. Jene treibende Kraft mufs nun allerdings zu grofsem Theile im Volke liegen, weil mit diesem auch der beste Führer nichts vollbringen kann, wenn seinem Drange und Plane der Drang des Volkes nicht entsprechend begegnet; ja in Staaten, in welchen der Herrscher durch die Verfassung bedeutend beschränkt ist, wird die Trieb-

kraft des Volkes so überwiegen, dafs die Regierung ihr mehr folgt als sie leitet. Umgekehrt geht in anderen der wirksamste Austofs vom Herrscher aus; aber ich habe soeben bemerkt, dafs dieser dennoch wenig Erfolg verspricht, wenn der Trieb des Volkes nicht dieselbe Richtung hat. Nur die Einigkeit giebt Kraft. So werden wir auch für den Fortschritt der Völker und Staaten wieder auf die Uebereinstimmung des Herrschenden und des Volkes hingewiesen, ohne welche eine Mehrung des Gedeihens schwer oder unmöglich ist: wo dagegen jene vorhanden ist, drängt sich die ganze Triebkraft des Volkes in seinem Oberhaupt und Lenker wie die Strahlen in Einem Brennpunkt zusammen, und wiederum strömen von diesem aus Licht und Wärme erleuchtend und belebend dem ganzen Volke zu. Allerdings kann der Fürst oder das Volk dem anderen Theile voranschreiten oder gar voraneilen und einer von beiden zurückbleiben: mit anderen Worten, die Regierung kann besser sein als das Volk oder das Volk besser als seine Regierung. Der Genius eilt jederzeit den geringeren Geistern voran; und wir finden auch hier wieder ein edles und erhabenes Vorrecht der Monarchie, dafs der geniale und grofse Herrscher seinem Volke kühn, wenn auch eben darum nicht immer gefahrlos, weit vorauseilen und an den goldenen Fäden des Geistes dasselbe zu der Höhe des eigenen Sinnes hinaufziehen kann. Dieses Voranschreiten und Zurückbleiben findet endlich nicht blofs zwischen den Herrschenden und den Gehorchenden statt, sondern auch zwischen Staaten und Staaten im Verhältnifs zu der Entwickelung des gesammten menschlichen Geschlechtes, in welche jeder bedeutende Staat verflochten ist. Glücklich das Volk, welches auf dieser allen Völkern gemeinschaftlichen Bahn nicht zurückbleibt und auf ihr eben mit seinen Fürsten in Eintracht und Harmonie vorangeht! Indem ich im Begriff bin, hochansehnliche Versammlung, Sie bei diesem grofsen Gegenstande, den mit wenigen eigenen Worten zu besprechen ich keinesweges mich befähigt fühle, einige Augenblicke festzuhalten, tritt mir unwillkürlich vor den Geist, dafs ich heute vor einem Jahre an dieser Stelle die grofsen Heroen der Wissenschaft, welche diese Universität zunächst nach ihrer Stiftung zu den Ihrigen zählte, gleichsam als Zeugen für meine Worte aus dem Grabe heraufbeschworen habe; denn unter ihnen ist einer, dessen Seele ganz durchglüht

war von dem Feuereifer für den Fortschritt des menschlichen Geschlechtes, ein Mann, dergleichen dieses Jahrhundert noch keinen wieder gesehen hat — es ist unter ihnen Johann Gottlieb Fichte, der zweite Rector dieser Universität, den nur wenige von uns noch näher gekannt haben. Ich bin keinesweges ein Anhänger seiner Lehre noch durch sie oder von ihm gebildet: ja unsere besonderen Studien berühren sich näher fast nur in seiner Hochschätzung des klassichen Alterthums, da er gemäfs der Idealität seines Sinnes und seiner Zeit, die in reinem und unbefangenem jugendfrischen Streben nach dem Idealen die gegenwärtige zu übertreffen scheint, die Ueberzeugung hatte, es sei dem aufkeimenden Geiste räthlicher in dem heiteren Wehen der Schriftsteller des Alterthums als in der geprefsten Luft der modernen Denkart zu athmen, und nur durch das Studium der alten Sprachen komme die Jugend aus der Nebelwelt halbverstandener, nie bis auf den Kern untersuchter Vorstellungen heraus, in der das gewöhnliche Bewufstsein auch der sogenannten Gebildeten lebe: aber wer der ihn noch wirken sah oder seine Wirksamkeit aus Ueberlieferung kennt oder seine Schriften gelesen hat, weifs nicht, welchen Einflufs er auf seine Zeit und besonders auf seine nächste Umgebung als Mensch und Bürger, als Lehrer und Schriftsteller geübt hat? und wer dies weifs, wie könnte er sich wundern, wenn ich an diesem Tage und bei dieser Feier, die für uns alle eine Stärkung und Erhebung sein soll, an seinem Vorbilde mich stärke und erhebe? Er war gleich ausgezeichnet im Leben durch seine Catonische Strenge, Pflichttreue, Geradheit, Uneigennützigkeit, Unerschütterlichkeit und Unerschrockenheit selbst dem unerbittlichsten Feinde des Vaterlandes gegenüber, wie in der Wissenschaft durch die Einheit, Festigkeit, Folgerichtigkeit und Objectivität seines Denkens, welches den Gegenstand scharf ins Auge fafst, und ohne die Schlangenwege der Sophistik unverwandt und unbeirrt von Aeufserem und Zufälligem, in sich allein vertieft auf das Ziel losgeht. In ihm war die reine Sittlichkeit und tiefe Frömmigkeit mit der kühnsten Freiheit des Geistes vereint, die auch der Verfolgung nicht entging; die abgezogenste Theorie mit beständiger Hinsicht auf das sittliche Handeln, durch welche er auf ausgezeichnete Staatsmänner dieses Landes fruchtbar belebend eingewirkt hat; Entrüstung über die Mängel und Gebrechen der Gegenwart

mit einer seltenen Voraussicht in die Zukunft; die Vaterlandsliebe, die er durch Gefahren erprobt, mit dem Weltbürgerthum; der philosophische Gedanke mit der Gabe der Gemeinverständlichkeit, wenn es galt das Volk, wenigstens das gebildete, zu belehren. Seine Zunge ist ein flammendes Schwert, die Kraft seiner Rede zwingend, ihre Wucht erdrückend und zermalmend. Dieser Mann, mit diesen Eigenschaften gerüstet, kämpfte, wie ich soeben sagte, begeistert für den Fortschritt des Menschengeschlechtes. Hören wir, was ihm das letzte Ziel dieser Entwickelung ist. Wie ich oben, gestützt auf Thatsachen und unabhängig von ihm, das erste Staatsleben theokratisch nannte, sagt auch er: „Die Welt geht aus von einer geglaubten, und endet“, fährt er fort, „in einer durchaus verstandenen Theokratie. Gott wird wirklich allgemein herrschen, und er allein, ohne andere die Welt in Bewegung setzende Kräfte: nicht blofs mehr als Lehrer, sondern als lebendige und lebendig machende Kraft“. Wahrlich der erhabenste Gedanke, und ausgesprochen von einem Manne, den die Staats- oder Kirchenbehörde des Landes, worin Luther aufgestanden war, der Gottlosigkeit angeklagt hatte! Aber wodurch glaubte er werde dies erreicht und verwirklicht werden? Es mufs eine Zeit kommen, meint er, wo die Kirche aufhört, etwas für sich zu sein, und aufgenommen wird in den Staat, was von der Reformation schon begonnen haben möge, das Reich aber müsse im Sittengesetze bestehen und zu irgend einer Zeit sich den Christen die Aufgabe stellen der Gründung eines Staates nach dem Sittengesetze. Eine Vorbereitung für den vollkommenen Zustand ist es ihm, dafs „unser Geschlecht sich zu einem einigen in allen seinen Theilen durchgängig mit sich selbst bekannten, und allenthalben auf die gleiche Weise ausgebildeten Körper vereinige“. „Nachdem jenes erste Ziel erreicht sein wird, nachdem alles Nützliche, was an einem Ende der Erde gefunden worden, sogleich allen bekannt und mitgetheilt werden wird, dann wird ununterbrochen, ohne Stillstand und Rückgang, mit gemeinschaftlicher Kraft, und mit Einem Schritte die Menschheit zu einer Bildung sich erheben, für welche es uns an Begriffen mangelt.“ Durch die Errichtung eines in sich wahrhaft einigen Staates, in welchem kein Stand unterdrückt ist, werde der innerliche Friede fest begründet werden; leider fand er sich gedrungen zu sagen, den Fortschritt

zu diesem einzig wahren Staate könne man den Leidenschaften und der Verblendung der herrschenden Stände, auch wenn sie gewarnt würden, sehr ruhig überlassen. Sei nun jener wahre Staat erst entstanden, so sei zugleich der auswärtige Krieg, wenigstens mit wahren Staaten, seiner Möglichkeit nach abgeschnitten: nur ein Staat, der in seinem Innern ungerecht ist, kann auf Beraubung der Nachbarn ausgehen; und nachdem nur einige wahrhaft freie Staaten entstanden, müfsten diese um ihrer eigenen Sicherheit willen alles um sich herum gleichfalls in freie Staaten umschaffen, sodafs das Gebiet der Cultur und der Freiheit und mit ihm des allgemeinen Friedens allmälig den ganzen Erdball umschlingen werde. Dafs dieser Zustand des allgemeinen Friedens durch alle, als eine grofse freie moralische Gemeinde, hervorgebracht werde, erscheint ihm als der Endzweck der gegenwärtigen Welt. So schlofs er sich an Kant an, dessen philosophischer Entwurf zu einem ewigen Frieden keinesweges ein Entwurf zu einem Unding ist, sondern sehr wesenhafte und der Beherzigung werthe Dinge schon in den Präliminarien enthält, wovon ich nur beispielsweise den ersten Artikel anführen will, es solle kein Friedensschlufs wirklich dafür gelten, „der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden". In wie weiter Ferne nun auch die Erfüllung dieser der Menschheit gestellten Aussichten liegen mag, so läfst sich doch ein anderes irdisches Ziel unseres Geschlechtes nicht denken als jenes von unserem Kämpfer für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit bezeichnete, wenn das Geschlecht überhaupt einen solchen Endzweck oder Endziel haben soll. Zu dieser Verwirklichung des höchsten Gutes auf Erden, welche ohne die Verbindung der geistigen Freiheit mit der politischen unmöglich ist, und somit zu dem Fortschritt der Menschheit ist auch ihm eines der wichtigsten Mittel die Wissenschaft: denn wie er in den denkwürdigen Tagen kurz vor dem Ausbruche des Krieges, welchem er ein Opfer fiel, in der Rede, womit er seine Vorlesungen abbrach, zu seinen Zuhörern sagte, war er „durchdrungen von der Ueberzeugung, dafs dem Reiche des alten Erbfeindes der Menschheit, dem Bösen überhaupt, welcher Feind in verschiedenen Zeitaltern in den verschiedensten Gestaltungen erscheint, durch nichts so sicherer und gröfserer Abbruch geschieht als durch die Ausbildung der Wissenschaft im Menschengeschlechte".

Das Preufsische Volk, obwohl aus verschiedenen Stämmen bestehend, hat dennoch einen gemeinsamen und bestimmten Volksgeist, der in dem Germanischen Volksgeiste wurzelt. Seine Könige haben diesen Volksgeist erfafst, und dieser hat eingreifend in die verschiedenen Phasen der fortschreitenden Bildung des menschlichen Geschlechtes, welche durch den jedesmaligen Zeitgeist bezeichnet sind, inwiefern derselbe überhaupt einen Fortschritt darstellt, sich fortwährend entwickelt. Ist in dieser Entwickelung eine Uebereinstimmung des Volksgeistes und der Fürsten vorhanden, so wird jede der auf einander folgenden längeren Regierungen einer Stufe der Entwickelung entsprechen; welches aber diese Stufe sei, läfst sich erst nach dem Ablaufe nicht etwa schon einer einzelnen Entwickelungsperiode, sondern mehrerer mit einiger Bestimmtheit erkennen, weil der Charakter einer jeden erst lange nach ihrer Vollendung aus ihren Folgen und durch Vergleichung mit anderen, besonders den späteren, in ihrer Verschiedenheit von diesen und von den früheren sich herausstellen wird: die künftigen Zeiten sind die weisesten Zeugen und die Nachwelt richtet am sichersten. Dieser vorzugreifen kann niemand sich anmafsen: ist doch selbst für diese die Auffassung und Bestimmung jener Charaktere noch immer eine schwierige Aufgabe und vielen Irrthümern unterworfen. Gehen wir nur etwas über ein Jahrhundert in der Geschichte unseres Staates zurück, so finden wir in diesem Zeitraume zwei denkwürdige lange Regierungen, die nicht allein für Preufsen und Deutschland, sondern mit anderer Völker Bestrebungen zusammen für die Entwickelung der gebildeten Welt von Bedeutung gewesen zu sein scheinen, die Regierungen Friedrichs des Grofsen und Friedrich Wilhelms des Dritten: was aber ihr Charakter war und ihre Bedeutung innerhalb des Staates und über ihn hinaus, darüber ist selbst jetzo das Urtheil noch nicht völlig entschieden und abgeschlossen, sondern schwankt je nach der Geistesrichtung der Urtheilenden und wir dürfen sagen nach ihrer Parteistellung. Wie könnte man über die Gegenwart volle Verständigung aller erwarten? Aber gewifs ist mit Friedrich Wilhelms des Vierten, des huldreichsten Königs, Thronbesteigung eine neue Epoche dieses Staates eingetreten, und dessen politische Entwickelung hat seit diesem Zeitpunkte eine andere, vorwärts treibende Gestalt gewonnen, die freilich, zumal in der unvermeidlichen Verkettung mit den

übrigen Bewegungen des Zeitalters, nicht ohne Stürme und Schwankungen bleiben konnte: in Uebereinstimmung mit den Fortschritten des ganzen gebildetern Theils der Menschheit hat unter der Regierung dieses Königs, der an Erhebung des Geistes und edler Bildung von keinem übertroffen wird, die Weltstellung des Staates schon darum sich wesentlich verändert, weil wir immer näher und näher jenem ersten Ziele des Geschlechtes entgegengehen, dafs alles Nützliche, was an einem Ende der Erde gefunden worden, sogleich allen bekannt und mitgetheilt wird; unseres Herrschers erhabenem Sinne wohnt eine Idealität ein, welche uns Gewähr dafür leistet, diese werde auch im Volke nicht durch die stark hervortretenden materiellen Bestrebungen in den Hintergrund gedrängt werden; endlich erregt seine Richtung auf die Künste des Friedens, denen er aus reinem inneren Triebe um ihrer selbst willen, nicht aus äufseren oder eigennützigen Gründen hold ist, und sein milder, allen Klassen des Volkes gerechter Sinn unsere Seelen zu der trostreichen Voralnnung einer besseren Zukunft des Geschlechts. Aufser der allgemeinen Liebe zu dem erlauchten Königshause und der allgemeinen Anhänglichkeit an die Person des Landesvaters, die wir mit den übrigen Gliedern des Staates theilen, sind die Meister und Jünger der Wissenschaft, da gerade sie auf das Ideale und dessen Einpflanzung in den Staat, oder nach den Worten meines Gewährsmannes auf „die Verwandlung des Wissens, der Vernunft, der Weisheit, in das Leben selbst und in dessen höchsten Quell und Antrieb“ hingewiesen sind, mit unserem König und Herrn wo möglich noch inniger verknüpft. Mögen wir dessen alle stets eingedenk sein! In diesem Wunsche vereinigt sich alles Gute, was wir uns selber wünschen dürften; und alles, was wir für Volk und Staat erflehen können, vereinigt sich in der Volkstimme, die zum Himmel steigt: Gott segne den König und sein Haus!

VIII.
Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1855.

Der heutige Tag, diesem Lande ein Tag der allgemeinen heitersten Festlichkeit, hochansehnliche Zuhörer, ist den edlen Gefühlen der Verehrung und des Dankes gewidmet, welche wir dem Gefeierten schulden. Sind beide Gefühle nicht nothwendig mit einander verbunden, weil wir auch ohne empfangene Wohlthaten grofse Eigenschaften um ihrer selbst willen verehren, und weil wir für Wohlthaten auch derer dankbar sein müssen, die weder vermöge eines Bandes der Natur noch durch ihre erhabene Stellung noch wegen hervorragender Trefflichkeit unsere Verehrung in Anspruch nehmen; so ranken sich diese Gefühle doch untrennbar verflochten aus den Herzen empor zu einem Fürsten, dem eine solche Feier würdig begangen wird. Wir sind alle Kinder Eines Vaterlandes, welches nach uralter Anschauung denselben Dank und dieselbe Verehrung wie die Eltern von uns zu fordern berechtigt ist; diese Pflicht überträgt sich von jener unpersönlichen Gemeinschaft auf den persönlichen Inbegriff der staatlichen Gesammtheit, den König. Wir stehen alle ohne Unterschied in weiter Entfernung unter dem geheiligten Haupt, von welchem die meisten Wohlthaten, die das Vaterland gewährt, uns zufliefsen; auch darum treffen Verehrung und Dank gegen den König in Eins zusammen. Und wer erkennt nicht klar oder fühlt nicht tief, dafs dieses Königs nur von Wohlwollen beseeltes Herz und sein erhabener Sinn jede Scheidung jener Gefühle in uns ausschliefsen? Beide, Dankbarkeit und Verehrung, erweisen sich in Wort und That: überall aber ist dem Worte die That vorzuziehen, inwiefern von uns, den Lehrern und Schülern der Wissenschaft, eine That überhaupt geleistet werden kann. Denn unser Thun besteht im Erkennen und in dessen Mittheilung und Verbreitung: dafür ist uns der Platz angewiesen in dieser Vereinigung der Menschen zur Erreichung aller Zwecke des Geschlechts, welche wir Staat

nennen. Der König aber ist in einem reineren Sinn, als worin dieses Wort vor Zeiten ausgesprochen worden, der Staat: denn in ihm als dem Mittelpunkte vereinigen sich alle peripherischen Thätigkeiten des Staatslebens, die er mit seiner Weisheit central umfafst, ohne selber in die Peripherie zu treten. Das Vaterland nun ehren wir und sind ihm dankbar, wenn jeder im Staat an seiner Stelle nach bestem Wissen und Gewissen das Seine thut: eben dadurch also wird jeder sich dem Träger der Gesammtheit, dem Fürsten, als dankbarer Verehrer thätig erweisen. Dafs Friedrich Wilhelms des Vierten umfassender Geist gewachsen sei der atlantischen Bürde den gesammten Staat zu tragen, läfst sich nicht nach allen Beziehungen auseinanderlegen, ohne das Gebiet des Panegyrischen zu betreten, welches man in dem Mafse zu vermeiden sucht, in welchem man wahrhaft und tief empfindet, und uns geht zunächst seine Beziehung zur Wissenschaft an, deren Werth nur wenige Fürsten so erkannt haben wie er. Darum darf ich kein Bedenken tragen, in dieser feierlichen Stunde dabei zu verweilen, wodurch nach meinem Ermessen die Männer der Wissenschaft der bisherigen Entwickelung und dem gegenwärtigen Standpunkte derselben gemäfs das Ihrige thun und somit wie dem Vaterlande und dem Staat so dem erhabenen Fürsten thätig die Pflichten erfüllen, die jenen vereinten Gefühlen des Herzens entsprechen. Indem ich dies unternehme, fühle ich sehr wohl, dafs weder die Redeform, auf welche ich angewiesen bin, und die gewissermafsen herkömmlich zugemessene Zeit der Ausführung günstig ist, noch mein Gesichtskreis dem grofsen Ueberblick genügt, der hier erfordert wird: mögen Sie also, hochgeehrte Versammelte, mehr das Bestreben als den Erfolg beachten. Wir streben alle nach einem fernen Ziele, und wer es nicht erreicht, darf immerhin sich des Bewufstseins erfreuen, dafs er unverwandt darauf gerichtet ist.

Ueber die Stufen oder Stadien, in welchen sich das Erkennen und Wissen der Menschen entwickelt haben soll, am meisten aber über die Anfänge, hat man nicht etwa blofs in neueren Zeiten, sondern von Alters her die verschiedensten Ansichten. Legen die einen dem frühesten Menschengeschlecht eine thierische Roheit und Wildheit bei, wie schon die Griechen ersannen, zuerst habe in Arkadien der König Pelasgos erfunden, den Menschen durch

Hütten gegen Kälte und Regen und Hitze Schutz zu geben, aus Schweinsleder Kleider zu fertigen und statt grüner Blätter und Gräser und kaum efsbarer Wurzeln gute und geniefsbare Eicheln zu verspeisen; so setzen andere einen paradiesischen Zustand der ersten Menschen, der auch in den Mythen von dem Kronischen oder Saturnischen Leben dargestellt wird, und davon ist der Schritt nicht weit zu dem Gedanken, jene hätten sich nicht nur einer seligen Unschuld erfreut, sondern auch einer klaren und sicheren Anschauung oder Erkenntnifs der ewigen und übersinnlichen Wahrheiten, ja wohl gar der wichtigsten wissenschaftlichen Kenntnisse, die vielmehr erweislich im Laufe der geschichtlich bekannten Zeiten in langsamem Fortschritt entdeckt worden, und sie sollen dies alles entweder selbst erfunden oder mit den Anfängen der gesammten Bildung und mit der Sprache einer unmittelbaren Offenbarung und Anleitung des göttlichen Geistes, oder dem Unterrichte früherer mit einer höheren Vernunft begabter Naturen verdankt haben: denn selbst namhafte Denker, nicht blofs in hergebrachten Vorurtheilen befangene Gelehrte, haben es für undenkbar oder unmöglich gehalten, dafs dieses Geschlecht fähig gewesen sich ohne höhere Hülfe über seine thierische Natur zum Denken und zur Mittheilung des Gedachten, welche die erste Bedingung des geselligen und geistigen Verkehrs ist, zur sittlichen Gestaltung der Familie und des Staates, zu Recht und Gesetz, Religion und Kunst, kurz zum Vernunftleben zu erheben. Alle solche Ansichten beruhen auf einer Unterschätzung der menschlichen Natur. Sehen wir noch jetzt unter den Völkern wie bei den einzelnen Menschen eine sehr verschiedene Begabung, so ist man nicht berechtigt anzunehmen, die Urstämme unseres Geschlechts seien insgesammt von der Wildheit und Roheit gewesen, wie die wilden und verwahrlosten Stämme Amerika's, von welchen man den Schlufs auf den Zustand der ältesten Menschen gemacht hat; vielmehr haben unter diesen edlere Geschlechter hervorgeragt, und aus der eigenen innern Kraft ihrer angeborenen Natur sich über den thierischen Trieb erhoben. „Vieles Gewaltige giebt's, und nichts ist gewaltiger als der Mensch“, hat schon vor Jahrtausenden der weise Dichter gesagt. Das ist eben des Menschen Gewalt und Macht, dafs der natürliche Trieb oder Instinct, womit ihn der Schöpfer ausgerüstet hat, ein Instinct der Vernunft ist, der ehe diese er-

wachsen und erstarkt, das Schwierigste überwunden und gleichsam Wunder gewirkt hat: aber weil die Menschen sich ihre Bildung selber erworben haben, ist sie langsam und stufenweise erworben worden in Anfängen, die jenseits aller Geschichte liegen. Bleiben wir unserem Zwecke gemäfs bei dem stehen, was mit dem Gebiete der Erkenntnifs zunächst zusammenhängt, und schweigen von den kühnen und gewaltigen Werken einer staunenswerthen von grofsen Arbeitskräften unterstützten Technik; so dürfen wir uns aus dem ältesten, was in die unseren Augen wie im Dämmerlicht erscheinende fernste Zeit herüberreicht, eine Ansicht bilden über das so zu sagen urweltliche Wissen der Menschheit. In den ältesten Ueberlieferungen finden wir einen reichen Schatz bereits fertiger Vorstellungen über das Göttliche wie über alles Menschliche, Sittliche und Natürliche, bei vielen Völkern, vorzüglich des Morgenlandes, wozu ich auch Aegypten rechne, aber auch des Westens, dessen Völker, soweit sie zu dem Indogermanischen Sprachstamme gehören, mit einem grofsen Theile der morgenländischen von gemeinsamer urzeitlicher Herkunft sind, und besonders bei den Griechen, welche unter allen diesen Völkern die höchste Bildung erreicht haben. Ich meine den Schatz der sogenannten Mythen, der wahrscheinlich in Jahrtausenden aus den mannigfachsten Bestandtheilen erwachsen ist und gleichsam aus verschiedenen Schichten, die sich aus mehreren auf einander folgenden Bildungsprozessen niedergeschlagen und über einander gelegt haben, nicht ohne dafs der ursprüngliche Kern durch später angeschossenes oft bis zur Unkenntlichkeit verhüllt würde und die Schichten selber zu einem fast unscheidbaren Gemenge durch einander geworfen wären. Allen Haupterscheinungen des Mythos ist es gemeinsam, dafs sie das Aufserzeitliche in der Gestalt des Zeitlichen, und das Unpersönliche als Persönliches darstellen, sogar Zustände, Eigenschaften und Beschaffenheiten, Empfindungen, Gefühle und Gedanken: so wird das Unsinnliche in einem Sinnlichen verkörpert, wie die Idee in der Erscheinung. Gewifs hat die Erfindung der höheren Formen des Mythos grofse Tiefe der Anschauung, mächtige Phantasie und eine Fülle schöpferischer Thätigkeit erfordert, die dem religiösen Gefühle entstammte und sich in einer damit verschwisterten Dichtung ausbreitete: besonders von den Eindrücken der Natur ergriffen und begeistert erhob sich die Seele bis zur

Ekstase, zu welcher das frühere Menschengeschlecht und namentlich die Orientalen, jedoch auch die Griechen in ältern Zeiten sehr geneigt waren: weſshalb auf dieser Stufe der Bildung auch die Mantik und das Orakelwesen eine groſse Rolle spielt und einen bedeutenden Einfluſs übt. Gewiſs sind in diesen Mythen, selbst in denen, die mit Naturreligionen verknüpft sind, groſse und erhabene Ahnungen des Göttlichen enthalten, und in der Hellenischen Fortbildung wurde der Mythos noch dadurch veredelt, daſs die ursprünglichen Symbole der Naturreligionen einen geistigern Inhalt erhielten, wie Apollon aus einem Symbol des natürlichen Lichtes Symbol des geistigen wurde. Schon früh jedoch verlor der Mythos seine Bedeutsamkeit, und von dem Sinnbilde war nur das Bild im Volksglauben übrig geblieben; nur die ahnungsvollsten Mythen erhielten sich bis spät herab in den Mysterien, welche in Verbindung mit Weihen und Reinigungen, nicht zwar durch Lehre, aber durch heilige Anschauungen einen heitern und freudigen Blick aus dem Diesseits und dem Endlichen in das Jenseits und das Unendliche eröffneten und nach Cicero's Ausdruck eine bessere Hoffnung des Sterbens gewährten: wer sie geschaut, sagt der Dichter, weiſs des Lebens Ende, weiſs seinen gottgegebenen Anfang. Ja wie heftig auch die Hierophanten und Diener der Mysterien noch in den letzten Zeiten sich gegen das Christenthum sträubten, hat man doch nicht ohne allen Grund gemuthmaſst, daſs die in ihnen fortlebenden edleren und reineren Formen des Mythos dem Christenthum förderlich gewesen und die Gemüther für dasselbe empfänglicher gemacht haben. „Die Natur", bemerkt ein tiefsinniger Mann, „hat für menschliche Augen weislich durch die Einrichtung gesorgt, daſs sie nur durch Dämmerung zum vollen Tag übergehen"; diese Dämmerung, und zwar eine sehr lange andauernde, in der das innere Licht gleichsam gebunden war, ist für das Erkennen der Menschheit die ganze Zeit, in welcher die mythische Anschauungsweise vorherrscht. Aber schon vor den spätesten Ausläufern der letzteren war nicht zwar im Morgenlande, welches zu klarer wissenschaftlicher Erkenntniſs minder geneigt und der eigentliche Boden des Mythos ist, aber bei den Hellenen unter den Trägern des geistigen Lebens das Bedürfniſs eines bildlosen Wissens entstanden. Allmälig war die Reflexion herangereift, deren erstes Erstarken zusammentrifft mit dem ersten Gebrauch

der ungebundenen Rede statt der gebundenen in Werken der Litteratur; denn in derselben Zeit und in wesentlichem Zusammenhange damit beginnt sowohl die Geschichtschreibung als die Philosophie: man wollte jetzt die Thatsachen an sich, mit Abstreifung des Wunderbaren und Phantastischen erkennen, in welches sie die frühere Anschauungsweise unwillkürlich hineingezogen hatte, und die Gründe der Dinge in allgemeinen Bestimmungen erfassen, nicht durch und für die Phantasie, sondern durch und für den Gedanken. Der gemeinschaftliche Grundzug aller Hellenischen Philosophie ohne Unterschied der Lehre liegt von den Ionischen Physiologen an in dem Forschen nach den Urgründen oder Ursachen, bei geringem Umfang der ihnen zu Gebote stehenden Erfahrung meist nach selbstgeschaffenen Begriffen, uud grofsentheils mit Verwerfung des Urtheils der Sinne. Die Ioner fanden fast insgesammt den Urgrund der Dinge in der belebten Materie, die von einigen derselben allerdings nur empirisch nach einer unvollkommenen Erfahrung bestimmt wurde, während die weiter vorgeschrittenen auch den materiellen Urgrund nicht für sinnlich erkennbar hielten; erst Anaxagoras sonderte den Geist von der Materie und setzte ihn als Ordner der ungeordneten Stoffe. Die Eleaten haben das Verdienst den Begriff des einen und absoluten Seins, welches dem Denken gleich ist, im Gegensatz gegen das Nichtsein oder Werden des Vielen und Mannigfaltigen aufgestellt und dialektisch durchgeführt zu haben. Die Pythagorische Schule hat Wesen und Form der Dinge, selbst der sittlichen, in Mafs und Zahl, gleichsam als neuen Abbildern der Begriffe, nicht mehr solchen die wie die Mythen von der dichtenden Phantasie geschaffen waren, sondern von der mathematischen Anschauung und dem mathematischen Verstande, zu erfassen gesucht, und dadurch den ersten Grund der mathematischen Wissenschaften, der Arithmetik mit Einschlufs der Harmonik, der Geometrie und in einiger Beziehung auch der Astronomie gelegt, die wie alle besonderen, jedoch noch unentwickelten Wissenschaften, in der Philosophie einbegriffen waren. Diese Theorien bezogen sich mit geringen Ausnahmen auf die Natur, wenngleich die Pythagoreer die Verwirklichung eines sittlichen Lebens in ihrer Gesellschaft und in den Staaten, auf welche sie Einflufs hatten, praktisch erstrebten; erst Sokrates gab dem philosophirenden Geiste die Hauptrichtung auf die Sittenlehre und

zugleich auf die Betrachtung des eigenen Inneren, indem er den Menschen auf die Selbsterkenntnifs anwies. Um die übrigen Schulen, welche aus der Sokratischen Lehre wie Aeste aus einem Knoten entsprungen sind, zu übergehen, hat der tiefsinnige Platon die Einseitigkeit der früheren Systeme nicht in äufserlicher eklektischer Verbindung sondern mittelst innerer Verschmelzung der Principien aufgehoben, das Natürliche und das Sittliche, beides in Zusammenhang, obwohl mit Vorwiegen des Sittlichen umfafst, die gesammte Erkenntnifs auf die Vernunft als ihre Quelle und auf die Ideen der Vernunft zurückgeführt, jedoch damit die mathematischen Begriffe in Beziehung gebracht, die Mathematik als eine Leiterin der Seele zur Erkenntnifs des Seienden betrachtend; dagegen verschmähte er das Urtheil der Sinne in dem Mafse, dafs er weder dem Auge für die Astronomie noch dem Ohre für die Musik vertrauen will und sogar über die Musiker spottet, wenn sie die wirklich gehörten Töne und Accorde gegen einander messen und bei den Klängen die Ohren hinhalten, als ob sie einen Laut vom Nachbar ablauschen wollten, statt dafs sie vielmehr die Vernunft höher achtend als das Ohr suchen sollten, welche Zahlen die harmonischen seien und welche nicht und warum beides. Platons grofser Schüler Aristoteles, der das ganze Gebiet der Philosophie bestimmter eintheilte und alle Theile umfafste, ging zwar von der Idealität seines Lehrers bedeutend zurück und gab der Erfahrung mehr Recht; aber nichts desto weniger verfolgt auch er den Weg der begriffsmäfsigen rein philosophischen Speculation über die letzten Gründe. Auch die nächstfolgenden hauptsächlichsten dogmatischen Schulen bleiben sich bei aller Verschiedenheit der Ansicht in der speculativen Richtung gleich. Nachdem aber die im strengeren Sinn Hellenische Philosophie ihren Lauf vollendet hatte, entstand unter dem Einflufs schwärmerischer morgenländischer Vorstellungen die Neuplatonische, deren Gipfel Plotin ist; indem dieser durch die dem Denken vorgängige intellectuelle Anschauung das absolute Eine, den Grund und das Wesen aller Dinge erkennt und sich in dasselbe bis zur Identität versenkt, hat in ihm das Streben nach dem Uebersinnlichen und die Entfernung von der Erfahrungswelt ihre Spitze erreicht; zugleich aber fällt diese Schule ungeachtet aller Dialektik sowohl vermöge ihres ekstatischen Erkenntnifsgrundes als durch ihren

Zusammenhang mit Magie, Telestik und Mantik auf die mythische Stufe zurück: ja Proklos ging soweit in dieser Richtung, dafs er aufser dem Timäos und den Orakelsprüchen alle alten Bücher, wenn es in seiner Macht stünde, hätte vertilgen mögen, weil sie manchem schaden könnten. Die scholastische Philosophie des Mittelalters, die meinen Studien ferner liegt, mag es gestattet sein mit wenigen Worten zu berühren. Ihre Grundlage ist die geschichtliche Offenbarung mit der Aristotelischen Philosophie, da Platon nur wenigen bekannt war; letztere war theils nur Dienerin für die logische oder dialektische Entwickelung des Christlichen Dogma's, theils wurde sie freier neben die Offenbarungsphilosophie gestellt: die gesammte Scholastik bewegte sich aber eben wieder auf dem Gebiete der Speculation, die auch in einigen ausgezeichneten Geistern, nicht ohne der Verfolgung zu verfallen, einen erhabenen Aufschwung nahm: dagegen wurden Erfahrung, Natur und Geschichte und die geschmackvolle Ausbildung der Rede, welche die Alten mit der philosophischen Darstellung zu verbinden gewufst hatten, gänzlich vernachlässigt. Ungeachtet alles Scharfsinnes und der grofsen Geisteskräfte, die daran gesetzt wurden, hielt die Herrschaft der Scholastik über die Universitäten die Jahrhunderte ihrer Dauer hindurch die Geister in den Fesseln eines unfruchtbaren, auch überdies durch die Kirche gebundenen Formalismus. Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften theilten sich die philosophischen Ansichten grofsentheils wieder zwischen Aristoteles und Platon oder den neuen Platonismus; auch gesellten sich dazu von neuem mystische und schwärmerische Richtungen. Bald aber begann eine Reihe eigenthümlicher und selbständiger grofser Denker; von denen ich nur Descartes, Malebranche, Spinoza und Leibniz nenne, dessen tiefe Philosopheme von Chr. Wolf verflacht wurden: obgleich mehrere dieser mit grofsen mathematischen und empirischen Kenntnissen ausgerüstet waren, ist doch der Mittelpunkt und Kern ihrer Lehre speculativ. Und nachdem des grofsen und weitwirkenden Kant kritische Philosophie mittelst einer genaueren Untersuchung des Erkenntnifsvermögens der Erkenntnifs der Sterblichen engere Schranken gesetzt hatte, sind diese in der nächsten Folgezeit dennoch wieder weit übersprungen worden: mit welcher Kühnheit und bis zu welcher Höhe und Tiefe die Speculation ausgebildet worden durch die alle nun heim-

gegangenen Heroen der Philosophie, die gerade auf dieser Universität gelehrt haben, durch Fichte, Hegel und Schelling, brauche ich kaum zu erinnern. Diese Formen des Philosophirens haben auch auf die besonderen den Bedürfnissen und Zwecken der Gesellschaft dienenden Wissenschaften, die ich auf das Allgemeinere gerichtet nicht in den Kreis der Betrachtung ziehe, und auf die Gesammtbildung des Zeitalters einen mächtigen Einfluſs gehabt. Doch jeder bedeutenden Entwickelung des Dogmatismus ist ein dem jedesmaligen Standpunkt entsprechender, die Möglichkeit der Erkenntniſs in Frage stellender Skepticismus, von den Hellenischen Sophisten an gerechnet, gleichgegangen oder auf der Ferse nachgefolgt; und ohne daſs in unserer Zeit der Skepticismus eine schärfere wissenschaftliche Begründung erhalten zu haben scheint, glauben doch viele, daſs die Speculation, durch die äuſsersten Anstrengungen erschöpft, die Unfähigkeit ihre Aufgaben zu lösen durch die Probe erwiesen habe, und eine allgemeine Ermattung derselben eingetreten sei, von welcher sie sich nicht wieder erholen könne. So werden wir, wie es scheint, ganz auf die Erfahrung angewiesen, es sei denn daſs ein anderer Erkenntniſsgrund in die Wissenschaft eingeführt werde, der auſser dem Gebiete ebensowohl der gewöhnlichen Erfahrung als der Speculation der Vernunft liegt.

Die Erfahrung erstreckt sich auf zwei Gebiete, die Geschichte der Menschen und die Natur. Auf dem ersteren hat sich der jugendliche Geist des Menschen mit Bewuſstsein etwas früher versucht, nachdem er sich der mythischen Anschauung entwunden, hatte, die auch dieses Gebiet ursprünglich beherrscht und die Menschengeschichte meist ins Wunderbare hinübergespielt hatte, welches dem Mythischen unentbehrlich ist. Die Natur dagegen hat der Mensch zwar früh sich dienstbar gemacht und sich diejenigen Erfahrungen darüber erworben, welche für die praktischen Zwecke des Lebens nutzbar waren; in der Wissenschaft aber hat diese Empirie verhältniſsmäſsig später Eingang gefunden, als man bei der vorherrschenden Sinnlichkeit des Alterthums erwarten sollte; denn die Wissenschaft erstrebte Theorie, die in der Erfahrung nicht gegeben schien. Um Früheres zu übergehen, mit dessen Aufzählung ich nicht ermüden will, so hat eine ausgedehntere wissenschaftliche Empirie auf dem Gebiete der Natur erst

Aristoteles geübt, in einer Zeit, in welcher der ächt Hellenische Geist dem Verfall bereits stark entgegen ging, und das folgende Zeitalter der Alexandrinischen Gelehrsamkeit hat diese sowohl auf dem Gebiete der Menschengeschichte, wohin auch Sprache und Litteratur gehört, als auf dem der Natur, auf diesem in geringerem Maſse, am bedeutendsten noch in der Astronomie erweitert. Unstreitig ist, nach dem Rathschluſs der Vorsehung, der zeitweise einen Rückgang der Bildung zuläſst, doch nicht ohne daſs dieser selbst für die folgende Zeit fruchtbare Keime zeugte, der begonnene Entwickelungsgang durch das Mittelalter aufgehalten und unterbrochen worden, mehr noch für die Erfahrung als für die Speculation. Die Wissenschaft bedurfte einer Erneuerung. Das Organon aller Erfahrungswissenschaft ist die Induction, die nicht von Begriffen oder Ideen zum Einzelnen herabsteigt, sondern von den sinnlich beobachteten Thatsachen zu allgemeinen Gesetzen zu gelangen strebt; diese, obgleich dem Alterthum bekannt genug, ist doch erst nach Ueberwindung der mittelalterlichen Philosophie von Franz Baco, der hierin nur wenige und minder bedeutende Vorgänger hatte, zu der Ehre gebracht worden, daſs mittelst ihrer der ganze Bau der Erkenntniſs aufzuführen sei. Man kann nicht behaupten, daſs dieser Weg sich bloſs für die Naturwissenschaften eigne, vielmehr verfährt die geschichtliche und philologische Forschung auf ähnliche Weise: indessen hat man vorzüglich die Naturwissenschaften mit dem Namen der inductiven bezeichnet, und diese haben bis zu unserer Zeit, und besonders in dieser selbst, auf diesem Wege einen bewundernswürdigen Fortschritt gemacht, der für die Zukunft fast unbegrenzte Aussichten und Hoffnungen eröffnet; und durch eine anfänglich unvorhergesehene Fügung muſste dieser Empirie die Mathematik auf das wirksamste zu Hülfe kommen, welche, eine reine Erfindung des Geistes, ursprünglich der Empirie geradezu entgegengestellt wurde und darum von den entschiedensten Gegnern der Erfahrung empfohlen und gefördert worden war. Damit man jedoch diesen Fortschritt den geschichtlichen Studien gegenüber nicht überschätze, darf nicht unbemerkt bleiben, daſs auch diese auf ähnlichem Wege an Ausdehnung und Tiefe bedeutend gewonnen haben, indem nicht allein die Sprachforschung in Beziehung sowohl auf die klassischen und morgenländischen Sprachen als auf die allge-

meine und vergleichende Sprachenkunde, sondern auch die Kenntnifs der Litteraturen aller gebildetern Völker, des öffentlichen und Privatlebens, des Verkehrs, der Religionen, Wissenschaften und Künste und ihrer Denkmäler durch Sammlung, Auslegung und kritische Sichtung, endlich durch geschickte Combination auf eine Stufe gerückt sind, mit welcher der aus früheren Zeiten übernommene Bestand des Wissens keine Vergleichung aushält: nur dafs freilich dieser Theil der Erfahrungswissenschaften des mächtigen Hebels entbehrt, welchen die Naturforschung an dem Instrumentalen und dem Versuche hat, der von verständiger Absicht geleitet, bisweilen auch vom Zufall begünstigt, die Natur zwingt ihr verborgenes Inneres zu zeigen. Nichts kann der geschichtlichen Forschung einen Ersatz für Teleskop und Mikroskop und den übrigen Apparat der physischen Wissenschaften geben. Hat also, wie es scheint, in unserer Zeit die Speculation ihr altes Ansehen eingebüfst, so feiert dagegen über dem Grabe derselben die Erfahrung, auf den philosophischen Thron erhoben, ihre höchsten Triumphe, um so glänzendere Triumphe, nachdem die eine Seite der Erfahrungswissenschaften zu unzähligen Vortheilen, Erleichterungen und Bequemlichkeiten des Lebens der Sterblichen die Mittel erfunden und fast übermenschlich die Schranken des Raumes und der Zeit für Bewegung und Gedankenmittheilung zu überwinden gelehrt hat.

Wenn ich mir erlaubt habe, hochgeehrte Zuhörer, diese Hauptrichtungen des menschlichen Erkennens soweit zu bezeichnen, als es in einer allgemeinen Betrachtung, die nothwendig an Unbestimmtheit leidet, möglich schien; so drängt sich von selber und ungesucht die Frage auf, ob wir, nachdem wir es durch die Erfahrung so herrlich weit gebracht, jenes Erkennens, welches die Speculation sich angemafst hat, als eines völlig leeren und befriedigungslosen uns nunmehr völlig zu entschlagen haben oder nicht. In der That wäre das menschliche Geschlecht zu beklagen, wenn die Anstrengungen der edelsten und begabtesten Geister, zu welchen die tüchtigsten Träger der Speculation unbestritten gezählt werden, ein weiteres nicht gefruchtet und bewirkt hätten als die endliche Ueberzeugung, dafs ihre Bestrebungen nur den Beweis der eigenen Nichtigkeit geführt hätten. Geht man freilich davon aus, nur die sinnlichen Dinge seien wirklich, unser

Geist aber nichts als jene leere Tafel, auf welcher äufsere Eindrücke aufgefangen und abgemalt würden, dieser sei unfähig aus sich selbst in ihm wurzelnde Begriffe und Ideen zu erzeugen, und es gebe also für ihn keine Möglichkeit des Erkennens und also wohl auch keine des Handelns von innen heraus mit Selbstbestimmung, Selbstthätigkeit und Freiheit, so werden wir uns bei jener Bemitleidung der menschlichen Schwäche beruhigen müssen: aber ich meines Ortes bin überzeugt, dafs diese Ansicht eine oberflächliche ist, und sogar auf einem sich im Cirkelschlufs bewegenden Denken beruht. Alles Allgemeine und alle Einheit ist Werk des Geistes oder Gedankens, da die Sinne nur Einzelnes und Vieles darbieten, und jenes kann nicht von aufsen in den Geist kommen. Wer alles wegwirft, was die Speculation seit Jahrtausenden aus dem Geiste geschöpft hat, entzieht dem Erkennen der Sterblichen die schönsten und erhebendsten Blicke auf das Uebersinnliche, welches obgleich durch die Nebel getrübt, die selbst unser inneres Auge umgeben, dennoch von den ältesten Zeiten her wie aus einer idealen Welt zu uns herübergeleuchtet hat und das einzige Stetige und Seiende in dem Wechsel der Dinge, eine ewige nie versiegende Quelle unseres beschränkten Wissens ist. Allerdings enthält solche Blicke auch der Mythos; doch mufs die Wissenschaft diesen als überwunden betrachten: denn als Ahnung hat er seine Berechtigung nur für das Gefühl, nicht für das Wissen, es sei denn zur Anregung und bildlichen Ausschmückung oder als Gegenstand philosophischer und geschichtlicher Forschung und Erklärung. Aber dafs der schaffende Geist der reinen Wissenschaft sich nicht vermesse und überfliege, steht ihm die Erfahrung zur Seite; sie mufs den Gedanken bewähren, und wiederum wirft der Gedanke ein Licht auf das, was die Erfahrung beut. Beide müssen, wenn sie richtig sind, von verschiedenen Ausgangspunkten her in der Mitte zusammentreffen, die Idee vom Geistigen und Allgemeinen, die Erfahrung vom Sinnlichen und Besondern aus; beide müssen in einander leben, Erscheinung und Thatsache in den Gedanken aufgenommen, der Gedanke an die Erscheinung herangebracht werden: so giebt die Idee dem Wissen das Seelenhafte, die Erfahrung den Stoff und Leib, und in der Einheit und Durchdringung beider wie Seele und Leib verbundener hat die Wissenschaft ihre organische Ge-

staltung und ihr organisches Leben, in welchem der Gegensatz und Widerstreit der Speculation und der Erfahrung aufgehoben ist. Diese Vereinigung führt zugleich eine Reinigung der Speculation und eine Veredelung des erfahrungsmäſsigen Wissens herbei. Denn der Speculation hat sich häufig, und je tiefer sie in das Geheimniſs des Uebersinnlichen einzudringen suchte oder wähnte, desto mehr, die Superstition angehangen, deren Wesen darin besteht, daſs der Mensch was im natürlichen Gesetz und Gang der Dinge liegt, einer übernatürlichen Wirkung zuschreibt, sei es eines guten oder eines bösen persönlichen Princips, welches in einer dualistischen Weltansicht des Morgenlandes frühzeitig aufgestellt worden, oder daſs der Mensch aus solchen Einwirkungen als Thatsache ableitet, was gar nicht Thatsache ist, endlich daſs er solche übernatürliche Wirkungen sogar durch menschliche Mittel erzwingen zu können glaubt. Wie die Speculation durch solche Auswüchse verunreinigt werde, daran habe ich schon bei dem Namen des erhabenen Plotin mit drei Worten erinnert, und ähnliches kehrt fast in allen schwärmerischen Speculationen wieder: hat doch selbst der unsterbliche Kepler, dem wir die Entdeckung wichtiger Naturgesetze verdanken, sich von der astrologischen Mantik nicht losmachen können, die ebenfalls ein Erzeugniſs des Morgenlandes von den Chaldäern her ist. Wie traurig die Folgen solcher Verirrungen des menschlichen Geistes sind, zeigt eine Zeit, in welcher sich diese auch der Kirche und des Staates bemächtigt hatten und die Rechtsgelehrsamkeit die Formen für die grausame Bestrafung von Uebelthaten erfand, die nur in dem fanatischen Wahn roher und gemüthloser Eiferer ihre Bewährung hatten. Es ist ein groſses Verdienst vorzüglich der erfahrungsmäſsigen Naturkunde, die wilden Ausgeburten der Finsterniſs vernichtet zu haben; doch gebührt daran auch der geschichtlichen Forschung ihr Antheil, indem diese durch die Kritik das Glaubwürdige und Unglaubwürdige des Ueberlieferten aufdeckt. Ueberhaupt und ganz allgemein ausgedrückt wird die Speculation von der Erfahrung dadurch gereinigt, daſs ihr die falschen Thatsachen entzogen werden: denn da sie das Gegebene durch die Idee zu begründen sucht und von der Idee aus im Gegebenen endet, wird sie unrein, wenn das Gegebene falsch ist. So haben Platon und Aristoteles ihre physischen Speculationen auf die geocentrische

Astronomie hin gerichtet: jene würden ganz anders ausgefallen sein, hätten den Philosophen andere empirische Thatsachen über das Weltsystem vorgelegen. Von der anderen Seite wird die Empirie durch die Speculation oder Idee veredelt, weil alles vereinzelte Wissen dem Geiste befriedigungslos ist, der selbst nur Einer nach der Einheit strebt und alles Mannigfaltige als Theil eines Ganzen fassen will, in welches aufgenommen auch das Kleinste einen Werth erhält, den es für sich nicht hat: diese Einheit ist ohne die Idee nicht zu erreichen, und es bedarf dieser um so mehr, je massenhafter der Stoff heranwächst, damit der Geist nicht im Sinnlichen und Materiellen verkomme und untergehe. Der volle Lohn für die mühsame Beschaffung des Materials, dessen die Wissenschaft bedarf, wird uns eben durch das Bewufstsein zutheil, dafs die Bausteine, die wir zusammentragen, sich allmälig zu einem einheitlichen Kunstwerk und Prachtbau der menschlichen Erkenntnifs fügen, wenn auch dessen Vollendung wegen der Unendlichkeit der Wissenschaft in weiter Ferne liegt. Ist für die Aufrichtung dieses Baues die Theilung der Arbeit ein nothwendiges Gesetz, kann der Einzelne auch bei der gröfsten Begabung nicht das Ganze in der Ausdehnung umfassen, so wird doch wie der Zweck des bürgerlichen Staates von der Gesammtheit seiner Glieder, also der Zweck der Wissenschaft von der Gesammtheit des Gelehrtenstaates vollbracht: nur sollen, dem Wesen der Wissenschaft gemäfs, in diesem alle ebenbürtig und keiner blofs Handlanger sein, jeder vielmehr, wie er sich auch beschränke, in seinem begrenzten Gegenstande der Tiefe nach die Idee des Ganzen mikrokosmisch erkennen. Im Geiste dieser Durchdringung der Idee und der Erfahrung die Wissenschaft zu üben und zu lehren, ist zwar nicht seit gestern und heute der Beruf der Universitätslehrer, scheint es aber auf der jetzigen Bildungstufe ganz vorzüglich zu sein. Hiermit glaube ich nicht meine besondere, sondern Ihre allgemeine Ansicht, verehrte Amtsgenossen, auszusprechen, Ihre Ansicht, welcher einen Ausdruck zu geben mein Geschäft und mein Bestreben ist. Sie aber, die Studirenden dieser Universität, die Sie nach alter Deutscher Sitte, welche den schulmäfsigen Zwang von diesen Anstalten entfernt wissen will, aus freiem Willen uns zu Ihren Lehrern gewählt haben, darf ich daran erinnern und dazu ermahnen, auf diesem

von uns erprobten Wege sich der Wissenschaft zu bemächtigen und weder einer hohlen Speculation noch einem geistlosen Empirismus sich zu ergeben: ich darf zugleich, in den Anfang meiner Rede zurückkehrend, die Ueberzeugung aussprechen, daſs wir und Sie, wenn wir in diesem Sinne das Unsrige thun, uns als dankbare Verehrer des Königs unseres Herrn erweisen werden, dessen erhabener Sinn ebenso sicher nach der idealen Seite des Erkennens hin gerichtet ist als besonnen und klar das weite Reich der wissenschaftlichen Erfahrung zu würdigen versteht. Andere Ausgangs- und Endpunkte aber als die angezeigten sind für die Wissenschaft nicht vorhanden, und allgemein gültig für alle freie, nicht durch ein Positives gebundene Lehre ist der Ausspruch, den vor kurzem einer unserer trefflichen Lehrer über die Naturkunde gethan hat: „die Betrachtung aus fremdartigen, nicht im Zusammenhang ihrer eigenen Entwickelung sich bietenden Gründen zu irgend einem von auſsen her erwünschten Ziele führen zu wollen, ist und bleibt ein ohnmächtiges Bemühen." Wie weit ferner die gewonnene Erkenntniſs in die groſsen Kreise des Staates und Volkes hineinzubilden sei, diese Frage hat zunächst der Staatsmann zu beantworten. Für den Staat hat er sie längst beantwortet: wir selbst an dieser Stelle sind der lebendige Beweis, daſs der Staat die Wissenschaft als eines seiner Elemente anerkennt, und er thut dies, wie ich früher an demselben festlichen Tage gezeigt habe, nicht bloſs für die nothdürftige Ausbildung der Diener, die seine Geschäfte besorgen, sondern auch damit seine eigenen Grundsätze gereinigt und veredelt werden: wahrlich dies erkennt gewiſs niemand klarer als unser geistvoller König! Aber das Volk bis in die unteren Schichten herab zur Erkenntniſs zu führen, daran verzweifelte sogar der groſse Friedrich, wenn er die Vorurtheile die Vernunft des Volkes nannte. Auch ist dies unsere Aufgabe nicht. Doch neben der Bildung des Gefühles und Gemüthes, der Ausbreitung der Frömmigkeit und der Sittlichkeit, die zunächst den Religionslehrern obliegen, wird derjenige, welcher nicht den eigenen Vortheil und die eigene Erhebung auf anderer Kosten sucht, wird der ächte Menschenfreund das möglichste Maſs der Erkenntniſs durch das ganze Volk verbreitet wünschen: nicht bloſs die Bergspitzen und die hohen Gipfel will die Sonne bescheinen, sie will auch in die Tiefen der Thäler und der Klüfte dringen.

Lassen wir uns nicht erschrecken mit den Gespenstern, welche eine meist eigensüchtige Furcht vor der Volksbildung aus sich selbst heraus beschwört: der Mensch ist nicht das Schrecklichste in seinem Erkennen, aber das Schrecklichste in seinem Wahn. Wer möchte aber ein ächterer Menschenfreund sein als Friedrich Wilhelm der Vierte? Wer könnte weniger dem entgegen sein, dafs das Licht der Erkenntnifs soweit als möglich eindringe und durchdringe?

Hochansehnliche Versammlung! Die Wissenschaft, der wir uns widmen, hat auch ohne ihre Anwendung für Staat und Volk ihren Werth in sich; sie ist an sich selbst ein Bedürfnifs des Geistes, weil sie geistiger Natur ist: ja wer sie nur als Mittel für das Leben betrachtet, hat nicht von ihr die Weihe empfangen. Nicht im Geräusche der Welt bildet sich der wissenschaftliche Mann: er bedarf einer Zurückziehung, damit der Geist sich ungehemmter ausdehne, einer Sammlung, die er auf dem zerstreuenden Markt, in dem betäubenden Lärm des Lebens nicht gewinnen kann. Darum haben Staaten und Fürsten diese stillen Freistätten der Wissenschaft gegründet, in welchen wir, Lehrer und Lernende, vereinigt sind. Glücklich das Volk, dessen Fürst, selber einer edlen Sammlung des Gemüthes und der Vertiefung in das Heiligthum des Innern fähig, die Wissenschaft um ihrer selbst willen ehrt und pflegt! Wir geniefsen dieses Glückes ganz. Doch wäre es selbstsüchtig, wenn wir nur darum den König preisen wollten, weil er uns diese Mufse gewährt: wir preisen ihn, weil wir in ihm den edelsten Fürsten erkennen, und wir lieben ihn um seiner ganzen Trefflichkeit willen. Und darum flehen wir zu Gott, er möge ihn und sein gesammtes Haus, zu des Staates und Volkes Wohle, für welches er ihn zum Throne berufen hat, uns erhalten und alle seine Entschliefsungen lenken und hinführen zu dem erspriefslichsten Ziele der Vollendung.

IX.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1856.

Wir sind heute feierlich versammelt, hochgeehrte Zuhörer, um in dem Kreise der Universität ein Fest zu begehen, welches dem ganzen Lande gemeinsam ist, den wissenschaftlichen Körperschaften aber um so heiliger, je mehr sie der Huld des Königs theilhaftig geworden, dessen Geburt wir heute feiern, und vor allem unserer hohen Schule, die, in der Hauptstadt des Reiches und in der Nähe des Thrones wohnend, besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Solche Festversammlungen haben die Hellenen, die Lehrer der menschlichen Bildung, mit dem Namen der Panegyris bezeichnet, weil das ganze Volk zu ihnen zusammenflofs; in denselben entfaltete sich die Blüthe der gymnischen und musischen Künste im edelsten Wettstreit, und die Sieger dieser friedlichen Kämpfe wurden durch Lieder gepriesen, in welchen mit dem Lobe jener zugleich das Lob des Vaterlandes verkündet wurde. Eine nicht fröhliche, aber darum erhabenere Panegyris wurde durch die fromme Sitte der Athener hervorgerufen, Asche und Gebeine der im Kriege gefallenen in der heimischen Erde von Staatswegen zu bestatten; ihr Andenken zu ehren war das Geschäft nicht mehr des Dichters, sondern des Redners. So entstand die Rede, welche wir die panegyrische nennen. War von ihr das Lob derer, denen sie zunächst galt, unzertrennlich, so konnte doch der Redner sowenig als sonst der Dichter, ohne höheren Anforderungen zu entsagen hierbei stehen bleiben oder dies auch nur in den Vordergrund stellen: denn aufserdem, dafs der feinere Sinn es als gemein verwirft, das Lob stark aufzutragen, ein Sinn, der freilich den Panegyrikern der Römischen Kaiserzeit und vielen späteren verloren gegangen ist, verlangt die Rücksicht auf die Besonderheit der Versammlung, dafs ihr etwas geboten werde, was eine Beziehung auch auf sie habe. Es ist heute nicht das erste Mal, dafs ich diese meine Auffassung des

Berufes, an dem hocherfreulichen Geburtsfeste des huldreichsten Königs zu sprechen, der verehrten Versammlung andeute; aber ich mufs mir schon diese Wiederholung erlauben, da es anmafsend wäre zu glauben, alles, was ich früher an dieser Stelle gesagt, sei allen, die es gehört, noch erinnerlich, und da mit jedem Jahre die Schaar der Jünglinge sich wechselnd erneut, die wie zu unseren wissenschaftlichen Vorträgen, so zu dieser Feier versammelt sind. Bewufst und unbewufst mag auch manches andere wiederholt gesagt werden: stets neues liefse sich an diesem Tage nur dann hier erwarten, wenn unsere Körperschaft dem Beispiele der Athener folgte, die für jede ihrer panegyrischen Versammlungen jedesmal durch besondere Wahl einen Redner bestellten, der an Einsicht und Ansehen, wie jener Perikles, hervorragte; und je mehr ich den ein- für allemal mir eingeräumten Vorzug anzuerkennen weifs, desto überzeugter bin ich, dafs die Wahl dann würdigere treffen und dem Ausdruck mannigfaltigerer und vielseitigerer Ansichten die Bahn eröffnen würde. Möge es denn nicht befremden, wenn ich heute von einem früher wenigstens nicht unberührt gebliebenen Gegenstande spreche, der weit jenseits der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten liegt, wenn ich Sie zurückführe in die Zeit, in welcher der grofsherzige König zum Jüngling heranwuchs. Ich meine die Zeit der Gründung dieser Universität: ich beabsichtige an den Geist und Sinn zu erinnern, aus welchem die letztere entsprungen und in welchem sie gestiftet worden; ich hoffe, es werde auch ohne ausführlichere Nachweisung aus der Sache selber hervorgehen, dafs dieser Geist und Sinn dem Geiste des erhabenen Fürsten, zu dessen Verehrung wir heute versammelt sind, in dem Mafse entspreche, als ob er selbst ihr Stifter gewesen, und dafs wir darauf die feste Zuversicht gründen können, er werde sie zum Wohl und Frommen der Wissenschaft und des Landes fort und fort so erhalten, wie sein in Gott ruhender Vater, der sie ins Leben rief, unter dem Beirath hochsinniger und wissenschaftlich hochgebildeter Männer sie ursprünglich gestellt hat. Indem ich diesen Gegenstand der Betrachtung wähle, erreiche ich zugleich theilweise das vermifste und erwünschte, statt meiner würdigere sprechen lassen zu können. Dafs ich hierbei auf Personen, Sachen und Grundsätze kommen mufs, deren vor kurzem an dieser Stelle gedacht worden, und

dafs ich über diese in ähnlicher Weise mich werde erklären müssen, wie der verehrte Redner vom letzten dritten August, hat mich von der Wahl dieses Gegenstandes nicht zurückhalten können: vielmehr wird es mir zur Befriedigung gereichen, wenn man meinen heutigen Vortrag als eine weitere Ausführung und nähere Erläuterung einiger Aeufserungen und Andeutungen, die jene geistvolle Rede uns vorlegte, anzusehen veranlafst sein möchte.

In diesen Tagen läuft ein halbes Jahrhundert ab, seitdem die Universität zu Halle, die unter Friedrich Wilhelms des Dritten Fürsorge neben den benachbarten auswärtigen Universitäten Leipzig, Jena und Göttingen eine ehrenvolle Stelle einnahm und die übrigen Preufsischen ohne Vergleich überragte, von dem Sieger von Jena aufgelöst worden. Wurde sie auch von dem fremden Herrscher, dem dieser Landestheil zugefallen war, kurz darauf wieder hergestellt, so war sie doch für Preufsen verloren; die beiden Universitäten, welche dem Lande übrig blieben, konnten diesem auch in seiner verringerten Ausdehnung nicht genügen, die eine, zu Königsberg, schon wegen ihrer Entlegenheit, die andere, zu Frankfurt a. O., weil sie an schwer heilbaren Gebrechen litt. Kaum war, im Juli 1807, Halle durch den Tilsiter Frieden förmlich abgetreten, als die Stimmen mehrerer dem angestammten Landesherrn getreuer Lehrer der Halle'schen Universität Gehör fanden, die gleich im August in ihrem und anderer Amtsgenossen Namen um die Gründung einer Universität zu Berlin baten: es mufs anerkannt werden, dafs Schmalz, der vormalige Director der Universität Halle, der später seine hiesigen Amtsgenossen durch eine verhängnifsvolle Unbedachtsamkeit sich entfremdete, zuerst persönlich in Memel diesen Wunsch anbrachte, unterstützt durch Fr. Aug. Wolfs briefliche und Hufelands mündliche Mitwirkung. Bereits am 4ten September 1807 erliefs der König den Kabinetsbefehl, zu Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften eine Universität zu errichten, da es bei der neuen Einrichtung des Staates eine der ersten Sorgen sein müsse, den Verlust der Universität Halle, der früher wichtigsten und vollkommensten allgemeinen Lehranstalt Preufsens, zu ersetzen. Ich würde Ueberflüssiges thun, wenn ich hier ausführen wollte, welcher Geist die Regierung in den ersten Jahren der Verringerung der Preufsischen Macht beseelte, wie sie in der Ueberzeugung, dafs

man auch am Rande des Abgrundes Muth und Hoffnung nicht aufgeben dürfe, nach allen Seiten hin bestrebt war, den Staat, ohne zu zerstören was an dem Alten gut war, auf richtigeren Grundlagen neu aufzubauen, insbesondere aber die geistigen Kräfte zu wecken und zu stärken, und in dem obgleich schwer bedrohten Reiche zugleich dem übrigen, zumal dem protestantischen Deutschland einen Haltpunkt Deutschen Sinnes und Deutscher Bildung zu sichern; auch wissen die älteren unter uns aus eigener Erfahrung, mit welcher Aufmerksamkeit und Freude Preufsens grofsartige Bestrebungen zur Wiedergeburt im Deutschen Vaterlande aufgenommen und begrüfst wurden. Vollkommen wahr berichtete der Mann, dessen ich weiterhin ausführlicher gedenken werde, in seinem amtlichen Antrage an den König zur Herstellung dieser Universität vom 10ten Juli 1809: „weit entfernt, dafs das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preufsens auf wahre Aufklärung und geistige Bildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so sei es vielmehr gestiegen; man habe gesehen, welcher Geist in allen neueren Staatseinrichtungen Sr. Königlichen Majestät herrsche und mit welcher Bereitwilligkeit auch in grofsen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt und verbessert worden seien. Se. Königliche Majestät könnten und würden daher fortfahren, von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten und auf seine intellectuelle und moralische Richtung den entschiedensten Einflufs auszuüben.“ Zu diesem Vertrauen, urtheilt eben derselbe in demselben Bericht, habe der Gedanke der Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin sehr viel beigetragen, weil nur solche höhere Institute ihren Einflufs über die Grenzen des Staates hinaus erstrecken könnten; der König werde sich dadurch aufs neue alles, was in Deutschland an Bildung und Aufklärung Theil nehme, auf das festeste verbinden. Aehnlich äufserte sich Schleiermacher um dieselbe Zeit in seiner Schrift über die Universitäten. So wurde Preufsen trotz seiner Erniedrigung damals ein Hort und eine kaum noch gehoffte Freistatt des hart geknechteten Deutschen Geistes, und gewann zur Vergeltung die Macht der öffentlichen Meinung für sich, deren Werth sich in gefährlichen Zeiten erprobt und auch in gefahrlosen nicht ungestraft verkannt wird. Doch ich verweile hierbei nicht länger; es

ist mir wichtiger, den wissenschaftlichen Geist des Zeitalters ins Auge zu fassen, in welchem der Gedanke der Gründung dieser Universität entstanden ist. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Deutsche Bildung wesentlich verändert, vorzüglich durch zwei tief eingreifende Elemente, die Poesie und die Philosophie. Die erstere, seit Lessing von den Fesseln willkürlicher und pedantischer Gesetze allmälig befreit, und gehoben durch ein wenn auch noch sehr unvollkommenes, doch desto mehr begeistertes Studium des Alterthums, hatte in Goethe und Schiller eine ideale Höhe und Tiefe erreicht; die letztere hatte von Kant an mit Wegwerfung des alten Dogmatismus das Erkenntnifsvermögen selbst bei der Wurzel gefafst und auch auf die besonderen Wissenschaften, vorzüglich auf die Theologie und die Rechtslehre eingewirkt. Hiermit wurde die Periode der sogenannten Aufklärung, zu deren Sieg Friedrichs des Grofsen Regierung mächtig mitwirkte, in Deutschland gewissermafsen vollendet; ist diese Aufklärung durch seichte Köpfe, die sie verflachten, in Verruf gerathen, so sind ihre Folgen doch unermefslich geblieben, und nur das Hohle und Dürre derselben ist abgestorben, ihr Lebendiges aber hat edle Sprossen getrieben. Die Poesie und die Philosophie jener Zeit wurzeln in diesem lebendigen Grunde derselben, in der Freiheit des Denkens, und sind unvergängliche Denkmäler derselben. Eine Vermittlerin der Poesie und der Philosophie wurde die Philosophie des Schönen oder der Kunst; beider Befreundung zeigte sich besonders auf der Universität Jena und in einer und derselben Person vorzüglich in Schiller: unter dem Schutz des Weimarschen Fürstenhauses und in seinem Sitze entfaltete sich die Blüthe der Dichtung, und in der nahen kleinen Stadt überflog die Philosophie in freiem Schwunge die Grenzen rasch, die ihr vor kurzem gesteckt waren. Ich erinnere nur an Fichte, Hegel und Schelling, die dort ihre erste bedeutende Wirksamkeit hatten. Zur weiteren Ausbildung des philosophisch-dichterischen Geistes in jener Zeit wirkten sehr einflufsreich die beiden Schlegel, deren tiefere, mit mannigfacher Literaturkenntnifs verbundene Kritik die veralteten Ansichten niederkämpfte; sie und ihre nächsten Sinnesverwandten vermählten jener Bildung zugleich das Romantische und Mittelalterliche, ein geistreiches Gegengewicht gegen die gemeine Seite der Aufklärung, welches bald sogar eine

Hinneigung zum Katholicismus erzeugte, zu welchem auch mehrere der Stimmführer jener Zeit übergetreten sind. Der Universität Halle war die neue speculativ-ästhetische Richtung zuerst ziemlich fremd geblieben, während sie in Berlin hauptsächlich durch Fichte und die Gebrüder Schlegel unter den Gebildeten schon sehr verbreitet war; erst in den letzten Jahren vor Auflösung der Universität war sie mit Schleiermacher und Steffens dahin verpflanzt worden. Wo sie aber auch auftrat, wirkte sie auf die begabteren Schüler der Universitäten begeisternd ein, drängte den mechanischen und handwerksmäfsigen Betrieb der Studien, das Zusammenraffen der für die Erkenntnifs nur stofflichen Einzelheiten ohne Bewufstsein von dem geistigen Inhalte, und somit auch das Studiren zu blofs praktischen Zwecken, für welche man sich die Kenntnisse zu erwerben pflegte, in den Hintergrund, und wies die Lernenden auf das Allgemeine und Geistige hin, auf die Einheit, nach welcher alle ächte Wissenschaft strebt. Die Erkenntnifs wurde verklärt durch das Licht des Idealen; von dem Boden des freien Ideals aus wollte sie ihre Ranken himmelwärts treiben. Ich spreche es mit voller Ueberzeugung aus: das jugendliche Streben der Wissenschaft jener Zeit hatte einen höheren Charakter der Idealität als die Wissenschaft der Gegenwart. Man kann sagen, dafs unter dieser Richtung die nothwendige Erforschung des Besonderen bedeutend leiden mufste: aber es wurde doch keinesweges verkannt, dafs es eine tüchtige Empirie gebe, welche auch ohne philosophische oder begriffliche Construction durch angeborenen Instinct und sicheren Tact das Richtige treffe und der philosophischen Erkenntnifs auf halbem Wege entgegenkomme, und die Träger einer solchen Empirie, wie auf dem philologischen und geschichtlichen Gebiete Fr. Aug. Wolf und Joh. von Müller, fanden auch bei den Philosophen und Dichtern die höchste Anerkennung. Kaum wage ich es, das Verhältnifs jener Richtung zu den mir ferner liegenden Naturwissenschaften zu berühren; es scheint jedoch, wenn auch das titanisch kühne Unterfangen, das Reale auf Gedanken und Begriff, und die Natur auf den Geist oder die Identität beider zurückzuführen, auf mannigfache Irrwege gerieth, die Idealität der Betrachtung selbst auf diesem Gebiete nicht ohne einigen wohlthätigen Einflufs geblieben zu sein, und sie hat, wie ich glaube annehmen zu dürfen, auch auf einen

grofsen Lebenden, dem die Ausschweifungen der Naturphilosophie stets fremd geblieben, der aber durch Gröfse der Ideen, allseitige Bewältigung des Stoffes und künstlerische Darstellung hervorragt, damals anregend eingewirkt. In enger Verbindung mit den edelsten Geistern, die der Zeit jene Richtung anwiesen, stand der nicht mehr lebende Bruder des noch lebenden, auf den ich soeben hingedeutet habe, ich meine Wilhelm von Humboldt. Poesie und Kunst, Philosophie und vorzüglich die Philosophie des Schönen nährten die rein menschliche und ideale Richtung, welche seinem erhabenen Geiste ursprünglich war, und gingen in ihm in der vollsten Harmonie auf; aber es war nicht eine oberflächliche ästhetische Bildung, sondern der feinste Geschmack war mit dem schärfsten Urtheil und mit umfassenden und eindringenden Studien, besonders des Alterthums und der Sprachen verbunden, der letzteren in einem Umfange, der über den Gesichtskreis aller früheren Gelehrten hinausging: und wieder war die gründlichste und sorgfältigste Erforschung alles Einzelnen geadelt durch den über den Inhalt ergossenen Reiz des Ausdrucks und die sinnige Beziehung auf das Allgemeine und Geistige, ganz gemäfs der Bildungsperiode, deren schönste Seiten er verband, während ihn die ungetrübte Klarheit des Verstandes und Freiheit des Geistes vor ihren Fehlern bewahrte. Zugleich hat er mit seinem Beispiel den Beweis geliefert, dafs in ausgezeichneten Naturen weder die amtlichen Geschäfte den Sinn für Wissenschaft und Kunst schwächen oder gar ertödten, noch Hingebung an diese der praktischen Fähigkeit Eintrag thut, sondern dieser vielmehr durch die Erkenntnifs das würdigste Ziel vorschreibt und die höhere Weihe giebt: das würdigste Ziel der Praxis aber ist die Ausprägung der Idee in der Wirklichkeit, und war ein Mann geeignet, diese als ächter Staatsmann oder Staatskünstler, ja als Lenker der höchsten inneren und äufseren Staatsverhältnisse soweit zu vollbringen, als die allerseits beschränkenden Umgebungen und Umstände es gestatten, so war es Wilhelm von Humboldt in seiner für das Vaterland und die edlere Bildung gleich grofsen Begeisterung. Ruhig, geduldig, beharrlich, seinen Grundsätzen getreu, verlor er niemals sein Ziel aus den Augen, und mit der besonnensten und vorurtheilsfreisten, ja scheinbar kalten Würdigung der Dinge verband er Herz und Gemüth für die Personen.

Diesem Manne war in der denkwürdigen Zeit, da die schon früher beschlossene Gründung der Berliner Universität wirklich in Angriff genommen wurde, die oberste Leitung des Unterrichtswesens anvertraut; von seiner Hand ist der bereits erwähnte Antrag an den König vom Jahr 1809, und unter ihm nahmen an der Bearbeitung der wissenschaftlichen Angelegenheiten des Staates durch edle Bildung des Geistes und Herzens und einen freien und idealen Sinn ausgezeichnete Männer Antheil, von denen ich nur Nicolovius und Süvern nennen will: aber es bedurfte auch eines gleichgesinnten Finanzministers, um in der bedrängten Lage des Staates bereitwillig reichliche Geldmittel für die wissenschaftlichen Anstalten flüssig zu machen, und dieser fand sich in Altenstein, dessen innige Liebe und Verehrung der Wissenschaften in seiner späteren Verwaltung sich zu unserem höchsten Danke bethätigt hat. Unter solcher Männer Beirath setzte der weise und erfahrungsreiche König der neuen Universität nicht den geringeren Zweck, der sich, freilich nicht ohne die Gefahr des Verlustes der edleren Bildung, besser vielleicht durch Specialschulen erreichen liefse, Diener für die nothwendigen und nothdürftigen Geschäfte des Staates und die gewöhnlichen Lebensberufe einzuschulen oder gar abzurichten: es war auf eine Schule der ächten Wissenschaft abgesehen, deren Wirksamkeit sich über die Landesgrenzen ausdehnt, weil sie nicht unmittelbar auf die Bedürfnisse des besonderen Staates berechnet und nicht von diesen bedingt und bestimmt ist: es sollte, wie wir gesehen haben, eine geistige Eroberung gemacht werden. Es schwebte bekanntlich wohl auch der Gedanke vor, die Universität Berlin zu einer gegen die anderen Universitäten höheren Lehranstalt zu erheben, auf welcher die Studirenden den Schlufs des sogenannten akademischen Lernens machten und gleichsam die letzte Weihe empfingen: doch war dies nicht nur kaum ausführbar, sondern schlofs auch eine Anmafsung und Ueberhebung in sich, die keine der Deutschen Universitäten gegen andere sich darf zu Schulden kommen lassen, da sich alle vielmehr, frei von Dünkel und Selbstsucht, als gleiche Gemeinden des Gelehrtenstaates betrachten müssen. Allerdings mochte dieser Gedanke darin eine Berechtigung zu haben scheinen, dafs die Universität in einer Hauptstadt, die schon mit vielfachen Anstalten und Hülfsmitteln der Kunst und Wissenschaft ausgestattet war, mehr Gelegenheit

zu vollständiger Ausbildung bieten könne; aber wenngleich die in Berlin schon früher bestehenden Anstalten, namentlich die Akademie der Wissenschaften, auch damals einige ausgezeichnete Männer darboten, die für den Anfang freiwillig an der Universität wirkten, so konnte doch auf deren regelmäfsige Beihülfe nicht für die Dauer mit Sicherheit gezählt werden; und ist von Hülfsmitteln die Rede, welche in Sammlungen und zu bestimmten wissenschaftlichen Zwecken wohl eingerichteten Oertlichkeiten bestehen, so hat ein hochgestelltes und um die Wissenschaft hochverdientes ehemaliges Mitglied unserer Universität mit grofsem Recht es öffentlich ausgesprochen, „dafs noch in sehr neuen Zeiten Universitäten mit ganz ärmlichen Sammlungen ein reges geistiges Leben hervorgerufen haben, während die reichsten Sammlungen gegen Versinken des Unterrichts in gänzliche Leblosigkeit keinen Schutz gewähren", und es dürfe sich die Meinung nicht festsetzen, „dafs ohne Sammlungen vom ersten Rang eine Universität gleichsam nur zur zweiten Klasse der Lehranstalten gerechnet werden könne". Kommt viel auf reiche Hülfsmittel an, so kommt noch mehr an auf den Geist, der nicht an die Hauptstädte gebunden ist, ja oft in der Abgeschiedenheit eines kleinen Ortes sich am freiesten entwickelt. Ueberdies hängt es blofs von der Freigebigkeit der Regierungen ab, ob sie an kleineren Orten und aufser der Hauptstadt gröfsere Hülfsmittel anhäufen wollen, und wir würden anderen hohen Schulen zu nahe treten, wenn wir unsere Hülfsmittel ohne Ausnahme für die reichsten und vollkommensten halten wollten. Doch ich kehre zurück zu dem Grundgedanken, dafs hier eine Schule ächter Wissenschaft sollte eingerichtet werden, wobei also keinesweges die Gesichtspunkte der Fachgelehrsamkeit und des Lehrens und Lernens für den einzelnen Beruf vorwalteten. Wilhelm von Humboldt selbst hat es hervorgehoben, die Behörde des öffentlichen Unterrichts habe die Beförderung der allgemeinen Bildung ins Auge zu fassen, sie habe dafür zu sorgen, dafs die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äufseren Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, sondern vielmehr zur Erreichung des höchsten Allgemein-menschlichen in Einen Brennpunkt sammle. Indessen konnte es nicht die Absicht sein, den herkömmlichen Kreis der Universitätslehre zu schmälern und die Bildung von Gottesgelehrten und Seelsorgern,

Rechtsgelehrten und Beamten des Rechts und der Verwaltung und Aerzten davon auszusondern und dadurch den praktischen Einflufs der Universität zu verringern: das einseitige Verfolgen der Allgemeinheit wäre vielmehr in Widerspruch gewesen mit der Einbildung des Gedankens in das Leben, der Durchdringung der Theorie und der Praxis, die eine Forderung des Zeitalters in seiner Entwickelung war: nur sollte alles Fachstudium, dem Bestreben nach selbst das der minder fähigen Beiläufer, für die doch der Zuschnitt nicht gemacht werden darf, in den Aether der freien allgemeinen Wissenschaftlichkeit getaucht sein. Das freieste, umfassendste, allgemeinste Wissen ist das philosophische. Wenn die Staaten in der Regel, von den ältesten Zeiten her, der Philosophie abgeneigt waren, weil, um nicht mehr zu sagen, jene das Bestehende und Ueberlieferte festhalten wollen, diese aber das was sein soll erstrebt, so war damals dieser Gegensatz minder mächtig, weil der Staat selber im Begriffe war seine Verhältnisse nach Möglichkeit so zu gestalten wie sie sein sollen, und weil die Freiheit des Gedankens in Uebereinstimmung war mit dem Ringen des Staates seine eigene politische Freiheit wieder zu erlangen. So führt mich der Lauf der Betrachtung unwillkürlich, ja wider Willen, auch heute wieder auf die Philosophie und zunächst auf die Anerkennung, die sie damals fand, wie früher in Preufsen mit wenigen Ausnahmen von Leibniz bis auf Kant, ohne dafs ich, wenn ich dies hervorhebe, damit den übertriebenen Ansprüchen mancher Philosophen und ihrem Uebergreifen in Gebiete, auf denen sie nicht hinlänglich bewandert waren, das Wort zu reden gedächte. Die Philosophie ist dieser Universität von Anbeginn als das allbelebende Element eingepflanzt worden, und hatte in Fichte, Schleiermacher und Solger ausgezeichnete Vertreter. Was die beiden erstgenannten um die Zeit der Gründung unserer hohen Schule und in Beziehung darauf über das Wesen der Universitäten geschrieben haben, ist zu bezeichnend für den damaligen Sinn und Geist, als dafs ich davon schweigen dürfte; nur möge mich niemand der Einseitigkeit oder Ungerechtigkeit und sogar Unanständigkeit zeihen, als ob ich denjenigen Theil der Universität, dem ich zunächst angehöre, gegen die anderen hervorheben oder einen Rangstreit zwischen gleichberechtigten Körperschaften der Universität erneuern wollte, von dem ich soweit entfernt

bin, dafs ich gleich von vorn herein Schleiermachers Wort mifsbillige, die philosophische Facultät sei auch als letzte doch die erste, weil jedermann ihre Selbständigkeit einsehen müsse, und mich dagegen verwahre, auf meine Rechnung zu setzen, was ich als anderer Meinung mittheile, weil ich es nicht angemessen finde, mich selber über jeden Punkt aus meiner Person ausführlicher zu erklären. Fichte schrieb schon im Jahre 1807 auf Veranlassung des Geheimen Kabinets-Raths Beyme, der die Wissenschaften liebte und förderte, auf Fichte Vertrauen setzte und sich der Gründung der Universität eifrig annahm, einen damals amtlich eingereichten, zehn Jahre später im Druck erschienenen „deducirten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt". Es war ihm ganz frei gegeben, sich an das Alte und Ueberlieferte nicht zu binden, und er hat von dieser Freiheit um so mehr den vollen Gebrauch gemacht, als es die Aufgabe seines ganzen Lebens und Philosophirens war, die Vervollkommnung der Menschheit zu fördern und diese auf neuen Bahnen zum Fortschritt zu leiten. Er hatte früher auf zwei Universitäten, zu Jena und Erlangen, über die Bestimmung des Studirenden und des Gelehrten begeisternde und weitwirkende Vorlesungen gehalten; er hatte von dieser Bestimmung die höchste und würdigste Ansicht und legte sie ohne alle Rücksicht auf Beifall oder Mifsfallen dar. Der Gelehrte ist ihm der Bestimmung nach der Lehrer des Menschengeschlechtes, soll aber nicht blofs auf das Gegenwärtige, sondern auch auf das Zukünftige sehen, wohin jedesmal das Menschengeschlecht weiter schreiten müsse, wenn es nicht auf dem Wege zu seinem letzten Ziele stehen bleiben oder gar zurückgehen soll, und indem er es nicht auf einmal zu dem Zielpunkte fortreifsen kann, sondern es allmälig dahin führen mufs, wird ihm der Gelehrte der Erzieher der Menschheit. Der letzte Zweck dieser ist aber die sittliche Veredelung des ganzen Menschen, die nur vom Sittlichen ausgehen kann; also müsse der Gelehrte der sittlich beste sein und in sich die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung darstellen; eine Forderung der höchsten Idealität, hinter welcher die Wirklichkeit freilich leider oft zurückbleibt. Ferner ist ihm nur derjenige ein Gelehrter, der durch die gelehrte Bildung des Zeitalters hindurch zur Erkenntnifs der Idee wirklich gekommen ist oder wenigstens zu derselben zu kommen

lebendig und kräftig strebt, obgleich er nicht läugnet, dafs sich auch auf anderem Wege zur Idee gelangen lasse: wer nicht zur Erkenntnifs der Idee gelangt, ist ihm Gelehrter nur nach dem Schein und der blofsen Meinung. Der Beruf des Universitätslehrers mufste ihm daher dieser sein, die Schüler durch die in ihm mit klarem Bewufstsein ausgebildete Idee zur Empfänglichkeit für die Idee auszubilden, indem er diese, in den verschiedensten Gestaltungen und Wendungen ausgedrückt und gekleidet, an ihn heranbringt und sie an ihm versucht, wozu er eines künstlerischen Talentes bedarf. Die Universität erscheint ihm als eine Bildungsschule der Kunst des freien wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs, und zwar, um viele Nebenbestimmungen zu übergehen, in der Art, dafs die Wissenschaft dem Lernenden nicht Mittel für irgend einen anderen Zweck sei, sondern dafs er, in welcher Weise er auch künftig seine wissenschaftliche Bildung im Leben anwende, allein in der Idee die Wurzel seines Lebens habe, nur von ihr aus die Wirklichkeit erblicke und nach ihr sie gestalte, nicht aber die Idee nach der Wirklichkeit. Nun ist, sagt er, dasjenige, was die gesammte geistige Thätigkeit, mithin auch alle besonderen und weiteren Aeufserungen derselben wissenschaftlich erfafst, die Philosophie; von philosophischer Kunstbildung aus also müsse den besonderen Wissenschaften ihre Kunst gegeben, und was in ihnen bisher blofse, vom guten Glück abhängende Naturgabe war, zu besonnenem Können erhoben werden: mit dem entwickelten philosophischen Geiste müsse der ganze wissenschaftliche Stoff in seiner organischen Einheit aufgefafst und durchdrungen werden. Es genügt mir, seine Grundansicht angegeben zu haben, und ich füge nur wenige Nebenbemerkungen bei. Fichte entwirft mit seiner eigenthümlichen starren Folgerichtigkeit einen Plan, vermöge dessen er vieles von seiner höheren wissenschaftlichen Lehranstalt ausschliefsen mufs, namentlich die Theologie, falls sie nicht den Anspruch auf ein Geheimnifs feierlich aufgeben wolle; er gelangt dahin, dafs er mit einer fast naiven Ausschliefslichkeit für den Beginn der Anstalt einen einzigen philosophischen Lehrer fordert, aufser welchem kein anderer auf die Entwickelung des Lehrlings zum Philosophiren Einflufs haben soll, dafs er alles auf Encyklopädien als die ersten Grundlagen jeder Wissenschaft zurückführt, dafs Prüfungen, wenn auch, wie er sagt, nicht im

Geiste des Wissens, sondern im Geiste der Kunst, und Conversatorien eine sehr bedeutende Rolle bei ihm spielen, welche letzteren doch, wenn sie auch sehr wichtig sind, wie nun einmal die Lehrverhältnisse schon seit Platon und Aristoteles sich gestaltet haben, nicht als die vorwiegende Lehrform gelten können. So empfahl denn der freisinnigste Mann seines Zeitalters einen Organismus der höchsten wissenschaftlichen Anstalt, der in den gröfsten Mechanismus und Zwang für die Wissenschaft und selbst für den Staat, welcher mit den aus dieser Schule hervorgegangenen seine wichtigsten Aemter besetzen sollte, und in ein völliges Kastenwesen würde ausgeartet sein; ja er geht sogar bis auf das Aeufserste einer gemeinsamen Haushaltung, einer Eintheilung der Studirenden in Regulare und Irregulare und ein Mittelding zwischen beiden, die Novizen, endlich soweit, dafs er den Regularen eine Uniform beilegt, die niemand zu tragen berechtigt sein soll als sie und die ordentlichen Lehrer. Hat nun die Behörde solchen übertriebenen Rathschlägen mit Recht kein Gehör gegeben, so ist doch Fichte's Einflufs und mit ihm der Einflufs der Philosophie auf die Universität gleich von Anfang sehr bedeutend gewesen. Nicht lange nach ihm, im Jahre 1808, schrieb Schleiermacher seine „gelegentliche Gedanken über Universitäten in Deutschem Sinn, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende“, soviel mir bekannt, ohne amtliche Veranlassung, aber grofsentheils in Hinsicht auf die Gründung der hiesigen hohen Schule und sicherlich im Geiste derer, die kurz darauf Hand ans Werk legten, da er diesen eng verbunden war; sein Urtheil ist um so wichtiger, weil er nicht nur als Lehrer einen weitgreifenden Einflufs auf die Universität geübt, sondern auch etliche Jahre in der höchsten Unterrichtsbehörde gearbeitet hat. Die zum Behuf der Wissenschaft sich freiwillig vereinigen, sagt er, denen kommt es nicht sowohl auf die gehäuften Einzelheiten der Kenntnisse an, die der Staat allein zu achten und für seinen Gebrauch zu fördern pflegt, als auf „das Bewufstsein von der nothwendigen Einheit alles Wissens, von den Gesetzen und Bedingungen seines Entstehens, von der Form und dem Gepräge, wodurch eigentlich jede Wahrnehmung, jeder Gedanke ein eigentliches Wissen ist“; „so auch jeden Menschen, den sie sich ähnlich bilden wollen, führen sie, auch nur mäfsig ausgerüstet, gleich auf diesen Hauptpunkt wissen-

schaftlicher Einheit und Form, üben ihn in dieser Art zu sehen, und lassen ihn nur dann, nachdem er sich so festgesetzt hat, noch tiefer in das Einzelne hineingehen, weil er alles wirklich wissen soll im strengeren Sinne, und sonst alles Anhäufen einzelner Kenntnisse nur ein unsicheres Umhertappen wäre, was immer nur in Bezug auf eine bessere Behandlung einen vorläufigen Werth haben könnte". Indem er den Unterschied der Schulen, Universitäten und Akademien erörtert, findet er als Geschäft der Universität, „die Idee der Wissenschaft in den edleren mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntnifs, dem jeder sich besonders widmen will, sodafs es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen grofsen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntnifs, dafs sie lernen, in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewufst zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen, allmälig in sich herausarbeiten". „Die Idee des Erkennens, das höchste Bewufstsein der Vernunft, als ein leitendes Princip in dem Menschen," soll erweckt werden. Unserem Schleiermacher zufolge giebt es kein wissenschaftlich hervorbringendes Vermögen ohne speculativen Geist; dieses hänge bewufst oder unbewufst von einer speculativen Richtung der Vernunft ab. Für die Universität ist ihm also „der philosophische Unterricht die Grundlage von allem, was dort getrieben wird; und weil eben diese höchsten Ansichten vorzüglich mitgetheilt werden sollen, und zwar auf die individuellste Weise, so müssen sie auch in ihrer Differenz von allem, was gleichartiges neben ihnen besteht, dargestellt werden, daher auf und zwischen Universitäten vorzüglich die philosophischen Streitigkeiten ihren Platz haben und auf ihnen vornehmlich die philosophischen Schulen sich bilden". Aber „der wissenschaftliche Geist als das höchste Princip, die unmittelbare Einheit aller Erkenntnifs kann nicht etwa für sich hingestellt und aufgezeigt werden in blofser Transcendentalphilosophie, gespensterartig, wie leider manche versucht und Spuk und unheimliches Wesen damit getrieben haben":

„nur in ihrem lebendigen Einflufs auf alles Wissen läfst sich die Philosophie, nur mit seinem Leibe dem realen Wissen zugleich läfst dieser Geist sich darstellen und auffassen. Daher werden auf der Universität auch Kenntnisse mitgetheilt." Den vermeintlichen Gegensatz zwischen Vernunft und Erfahrung, Speculation und Empirie, will auch er aufgehoben wissen: ein Gesichtspunkt, den ich vor einem Jahre an dieser Stelle aus eigener Person näher erörtert habe. Und da die Wissenschaft auch der untergeordneten Talente als treuer und tüchtiger Arbeiter, noch mehr aber der Staat eben solcher bedarf, so sollen die Universitäten zugleich höhere Specialschulen sein für alles, was von nutzbaren Kenntnissen mit der eigentlichen wissenschaftlichen Bildung zusammenhängt, ohne dafs ihre beiden Bestimmungen äufserlich unterschieden würden. Doch es würde zu weit führen, wenn ich aus Schleiermachers Schrift auch nur das allerwichtigste, was mit dem gesagten im nächsten Zusammenhange steht, hier mittheilen wollte. Wenn übrigens in diesen Vorschlägen überall das Philosophische, das Allgemeine, die freie Bildung am stärksten hervorgehoben wird, so mufs ich nochmals erinnern, dafs die ächte und tüchtige Empirie und auch die Ausbildung für die praktischen Fächer darum nicht gering geachtet wurde, als das höchste Ziel der wissenschaftlichen Erkenntnifs aber die Durchdringung der Theorie und der Praxis, der Speculation und der Empirie, des Idealen und des Realen vorschwebte; worauf ich, der ich kein Philosoph vom Fach bin, wie Sie leicht ermessen werden, ein gröfseres Gewicht lege als auf jene damalige starke Hervorhebung der Philosophie selbst. Dies ist ein grofsartiges und erhabenes Ziel, was den Gelehrten für alle Zeiten vorschweben mufs, und was, ich bin dessen sicher und habe dies schon früher ausgesprochen, auch den jetzigen Lehrern dieser hohen Schule vorschwebt und von ihnen ihren Zuhörern vorgesteckt wird. Ist einer Anstalt bei ihrer Gründung ein edler Sinn und Geist eingepflanzt worden, so ist es ein grofser Gewinn für sie, wenn dieser Geist durch eine ununterbrochene Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird, und es ist keinesweges zu befürchten, dafs durch die Stetigkeit der Grundsätze sie altern und verrotten werde. Dieser Universität hat von Anbeginn ein tüchtiger Geist eingewohnt: das Festhalten an den alten Sitten der Körperschaft und das Wirken

in dem alten Geiste erscheint mir daher für sie das ersprieſslichste, wenn auch neue wissenschaftliche Entwickelungen sich bilden müssen und junge Kräfte an die Stelle der alten treten. Denn wie viele sind noch übrig, welche als Lehrer diese Universität in ihrer Jugendfrische gesehen haben? Bald wird der Tod sie alle weggerafft haben. Es ist heute nicht angemessen, Empfindungen der Trauer anzuregen: aber wenn ich von den ersten Zeiten dieser Hochschule rede, würden Sie es mit Recht vermissen, wenn ich des Verlustes nicht gedächte, den wir ganz vor kurzem erlitten haben. Der Mann, der uns zuletzt entrissen worden, war der älteste der Universität, ein Mann von altem Schrot und Korn, von gediegener Wissenschaft und edler Gesinnung, ganz durchdrungen von dem Geiste, der die jugendliche Universität beseelte, nicht schmiegsam noch immer allen bequem, aber doch voll Herz und Gemüth, aber in unerschütterlicher Treue und Festigkeit ein aus den alten Tagen herüberragendes Vorbild für das jüngere Geschlecht. Doch zurück zu unserem Gegenstande.

Die Universitäten sind im Laufe dieses Jahrhunderts öfter und von verschiedenen Seiten her als überflüssig auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, oder gar als schädlich angegriffen worden, als überflüssig, um hierbei allein stehen zu bleiben, besonders darum, weil die Mittheilung der Gedanken, die Verbreitung der Kenntnisse und deren Erlernung, in früheren Zeiten vorzugsweise auf mündliche Lehre angewiesen, in unserer Zeit, nachdem das Bücherwesen eine auſserordentliche Ausdehnung gewonnen hat, mittelst gedruckter Schriften, aus denen sich jeder durch die Schule einigermaſsen vorgebildete sicherer unterrichten könne, sich auf das hinlänglichste bewirken lasse. Wird aber die Bestimmung der Universität so gefaſst, wie sie bei Gründung unserer Lehranstalt gefaſst worden, so wird man kaum mit einigem Schein behaupten können, die Universitäten seien überflüssig oder hätten sich, wie manche sagen, überlebt. Drohten früher den Universitäten des Deutschen Vaterlandes, das in ihnen ein edles Besitzthum erkannte, äuſsere Gefahren, so sind diese für jetzt verschwunden, und es wird nur auf sie ankommen, daſs sie ihren inneren Werth bewahren, indem sie die höhere Einheit des Wissens nicht gegen das enge Fachstudium und die Rücksicht auf den vereinzelten Beruf, die freilich nicht

fehlen darf, zurücktreten lassen, und das Ideale nicht gegen das Reale und Materielle. Sage ich aber, es werde nur auf sie ankommen, so mufs uns doch viel daran gelegen sein, ob dieser Geist auch dem Sinne des Königs angemessen sei. Es liegt nicht unmittelbar in dem Wesen eines guten Landesherrn, dafs er die Wissenschaft als solche anerkenne; ja da die staatlichen Beziehungen und besonders auch der materielle Wohlstand des Landes seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich ziehen müssen, ist es eine natürliche und verzeihliche Einseitigkeit, wenn er die Wissenschaft nach ihren nützlichen Folgen für den Staatsdienst und das gemeine Leben schätzt. Damit er sie um ihrer selbst willen liebe und fördere, mufs er den Geist über alles achten; dies kommt aber nur demjenigen zu, der ganz durchdrungen ist von der Idee, dem göttlichen Urquell des Wissens, und ihre Verwirklichung im Volk und Staat erstrebt. Als einen solchen erkennen wir unseren erhabenen Herrn, den König Friedrich Wilhelm den Vierten, und darum habe ich im Eingange dieses Vortrages gesagt, diese Universität sei ganz in dem Sinne gestiftet, als ob sie von ihm selber gestiftet und aus seinem Geiste entsprungen sei. So, geehrteste Versammlung, feiern wir denn in ihm den hochsinnigen Erhalter dieser grofsen wissenschaftlichen Gemeinschaft nach ihrem ursprünglichen Zweck, für uns und an unserer Stelle, Lehrer und Lernende eng verbunden, und mit uns die edlen Gäste, die an unseren Angelegenheiten Theil nehmen, zugleich aber wie alle Gemeinden des Landes den huldreichen Vater des Vaterlandes. Möge die göttliche Vorsehung ihm und dem gesammten Königlichen Hause den Segen ferner spenden, welchen sie bisher in reichem Mafse über sie ausgegossen hat, und der Vater des Lichtes neben und über den äufseren Gütern das Licht der Erkenntnifs im ganzen Lande leuchten, und die wahre Tugend und Frömmigkeit, mit welcher die Erkenntnifs in Eintracht ist, in ihm mehr und mehr sich ausbreiten lassen.

X.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1857.

Der König, dessen Geburtsfest wir heute feierlich begehen, hochansehnliche Versammlung, steht wie in jedem gesunden Reiche, so in unserem Preufsischen zugleich als Träger der Majestät, von allen übrigen Gliedern des Staates geschieden, erhaben über alle, und zugleich steht er, und er allein, dennoch zu einem jeglichen durch ein festes Band, gleichsam durch ein Familienband, wie Eltern und Kinder mit einander verknüpft sind, in der engsten Beziehung. Darum nennen wir ihn den Landesvater oder den Vater des Vaterlands; der sprechendste Ausdruck dafür, dafs die Liebe, die zarteste und mächtigste Regung des menschlichen Herzens, alles Schönen und Guten Erzeugerin, Fürsten und Völker unauflöslich umschlingen soll. Streit und Freundschaft sind, wie ein Weiser gesagt hat, die in der Welt wirkenden Kräfte; aber der Streit, obwohl nothwendig, weil ohne ihn keine Bewegung wäre, zersetzt nur, und bringt nicht die Liebe die zersetzten und entgegengesetzten Grundstoffe in Uebereinstimmung, so kann kein Gebilde entstehen. Die Verbindung des Zwieträchtigen zur Einheit, durch Mafs und wechselseitige Begrenzung, giebt in der Natur und im Leben der Menschen allein Ordnung und Gestaltung, und läfst aus den chaotischen Massen die natürliche und sittliche Weltordnung, den Kosmos erwachsen. Derjenige hat im menschlichen Leben die edelste und schönste Bestimmung, der dazu berufen ist, in letzter und höchster Stelle die Einheit aller Glieder der Gesellschaft zu vermitteln. Diesen Beruf giebt die Krone: nicht der Glanz des Thrones und des Hofes, nicht die Geld- und die Heeresmacht, nicht das Gefühl einer mehr oder minder unbeschränkten Gewalt im Innern des Staates, kann dem Geist und dem Herzen des Fürsten eine solche Erhebung gewähren, wie das Bewufstsein dieses Berufes. Möge es mir denn gestattet sein, in dieser Stunde, die der Verehrung eines von Liebe zu seinem Volke erfüllten Königs gewidmet ist, von diesem

Berufe des Königthums zu sprechen, welches meines Erachtens vor allen anderen Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens zur Begründung jener Einheit geeignet ist. Was ich mir erlaube darzubieten, macht nicht Anspruch auf eine strenge und wissenschaftliche Erörterung des hochwichtigen Gegenstandes, welche, wenn ich ihr auch gewachsen wäre, der Feier nicht würde angemessen sein: es ist das Vorrecht des Redners, Gedanken leicht zusammenzureihen, um einer Stimmung zu begegnen, welche er voraussetzen darf, und anregend in sie einzugreifen: ich werde mich befriedigt finden, wenn auch nur einige meiner Andeutungen, denen andere im Zusammenhange dienen, der Stimmung der hochverehrten Versammlung einigermafsen entsprechen sollten. Leider ist diese Stimmung bei der heutigen Geburtsfeier nicht die der ungetrübten Freude und Heiterkeit. Nach dem Rathschlusse Gottes traf uns vor wenigen Tagen eine harte Prüfung: ängstliche Besorgnisse um das Leben des liebreichsten Königs haben das erhabene Fürstenhaus und alle getreuen Unterthanen mit Bekümmernifs erfüllt. Hat die Gnade des Herrn durch die günstigere Wendung der Krankheit Sr. Majestät einen Tropfen Balsams in unser wundes Herz gegossen, so klingt doch der Mifston der plötzlich eingetretenen und eben erst verschwundenen Gefahr in unserem Geiste nach, und in die Freude ob des neuen Hoffnungstrahls mischt sich das Gefühl der Wehmuth und der Gedanke an die Unstetigkeit alles Irdischen. „Rühme dich nicht des morgenden Tages", sagt der königliche Weise: „denn du weifst nicht, was heute sich begeben mag." Und ein Anderer: „Der Mensch vom Weibe geboren lebt kurze Zeit, und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten, und bleibet nicht." Selber von solchen Gefühlen im Innersten bewegt kann ich nicht voraussetzen, dafs Sie, hochansehnliche Anwesende, meinem Gedankengange heute mit ungetheilter Aufmerksamkeit folgen mögen; indem ich aber des Trostes lebe, dafs der Allmächtige dem besten König ein längeres wohlthätiges Wirken und eine längere Dauer seines Lebens zutheilen werde, welches wie das der übrigen Sterblichen voll Unruhe gewesen, wage ich es dennoch von der augenblicklichen Besorgnifs, die immer mehr einer fröhlichen Hoffnung weicht, mich nicht überwältigen zu lassen, und jenen Einblick zu versuchen in den segensreichen Beruf des Königthums,

dessen Erfüllung Friedrich Wilhelm der Vierte stets vor Augen gehabt hat. Es mag auch jetzt wie sonst an diesem Tage erlaubt sein, mit Besonnenheit und Fassung sich auf ein solches mit der erhabenen Person des Königs eng verknüpftes Allgemeines zu richten, dessen Betrachtung den Männern der Wissenschaft anheimfällt: der unschätzbare Werth des Königthums für Staat und Menschheit, von welchem ich zu sprechen gedenke, mag auch in dieser Zeit der Besorgnifs um ein theures Königshaupt, zumal nachdem die Furcht vor dem Aeufsersten verschwunden ist, nicht als ein unserer Feier fremdartiger Gegenstand erscheinen. Denn das dunklere oder bestimmtere Gefühl und noch mehr das klare und sichere Bewufstsein dieses Werthes, auf welches hinzuleiten ich beabsichtige, ist die erste und feste Grundlage der Liebe zu dem König und zugleich des Kummers, den wir bei einer ihm drohenden Gefahr empfinden, wenn auch diese Liebe und dieser Kummer erhöht werden durch die edlen persönlichen Eigenschaften des Herrschers, zumal durch sein liebevolles Gemüth, den tiefen Grundzug seiner wunderbar begabten Seele. Erlauben Sie mir also eine Betrachtung, die obgleich ursprünglich auf eine ungetrübtere Stimmung gegründet, ihre Bedeutung auch für die Zeit plötzlich eingetretener Bekümmernifs behält, ja deren Bedeutung vielleicht noch tiefer gefühlt wird in umdüsterten Tagen, in welchen der Träger der Majestät, der einheitliche Mittelpunkt, um welchen die verschiedenen Kreise der Gesellschaft sich bewegen, die Sonne des Landes, von dem Schattenwurf irdischer Hinfälligkeit verhüllt worden.

Die menschliche Gesellschaft hat von jeher aus verschiedenartigen Massen bestanden, die durch ihre Fähigkeiten, Beschäftigungen und daraus entstandenen Lagen und Verhältnisse, sowie durch Neigungen, Gewohnheiten, Bedürfnisse und Genüsse, kurz durch alles, was sie haben, entbehren und erstreben, getrennt sind, und während sie sich allerdings wechselseitig ergänzen, dennoch verschiedene Vortheile haben. Es ist daher frühzeitig die Aufgabe denkender Staatsmänner und auf den Staat gerichteter Denker gewesen, wie Einheit und Eintracht sich in der Gesellschaft herstellen lasse; diese Aufgabe wird aber immer schwieriger, je weiter das Volk fortschreitet: denn wenn auch gerade auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung die Trennung der Beschäf-

tigungen und Lebensverhältnisse am stärksten ist, wie in der Kastenverfassung des Morgenlandes, so beruhten jene Unterschiede auf einer natürlichen Nothwendigkeit, die einen Zwang und Gebundenheit nicht empfinden liefs, und vermöge des geringen Grades oder der gänzlichen Ermangelung des politischen Bewufstseins in jenem Traum- oder Pflanzenleben der Menschheit machten die geringeren Klassen keinen Anspruch an die Vortheile der bevorzugten. Erst wenn solche Fesseln gesprengt, jenes Bewufstsein und mit ihm jene Ansprüche erwacht sind, kann ein Zusammenstofs der verschiedenen Vortheile und daraus Zwietracht in der Gesellschaft entstehen. Ferner ist mit der fortgeschrittenen Bildung eine Steigerung der Arbeit, Vermehrung des Vermögens und Wachsthum der Bedürfnisse der Einzelnen und noch mehr der Gesammtheit bei vermehrter Volksmenge verbunden, und da nicht alle in gleichem Mafse erwerben und folglich auch nicht verzehren können, steigert sich zugleich der Unterschied zwischen Reichen und Armen immer mehr und mehr, und mit ihm der Unterschied der Lebensweise: es entsteht hierdurch eine schwer zu versöhnende Spaltung, zumal wenn der Luxus einen hohen Grad erreicht, und was fast unausbleiblich ist, das Elend in gleichem Mafse anwächst; es entsteht, da beide Theile sich nicht leicht mäfsigen, Neid und Erbitterung gegen die Höheren in den Geringeren, Geringschätzung jener gegen diese, und wenn die Geringeren emporstreben, Härte der Mächtigeren gegen sie, um sie desto sicherer niederzuhalten, oder wenn die Geringeren siegen, gleicher Uebermuth und Roheit gegen jene. Bildet sich, was allerdings ein Glück ist, zwischen beiden Aeufsersten ein Mittelstand, der diese Kluft ausfüllen könnte, so wird auch dieser leicht in den Streit hineingezogen, indem er von beiden Parteien zur Gegenpartei gerechnet werden kann, von den Höheren um so mehr, wenn er nahe an sie heranreicht und so ihr Ansehen zu gefährden droht. In den denkwürdigsten Zeiten und Staaten erscheint dieser Kampf als Kampf des Adels, der eine herrschende Geschlechtsaristokratie bildet, und der Gemeinen, oder der Reichen, die als Geldoligarchen eine plutokratische Macht erlangt haben, und der Armen, welche die Demokratie erstreben; beide, die Adelsaristokratie und die Oligarchie der Reichen, sind ursprünglich und häufig in denselben Personen vereinigt gewesen, trennen

sich aber oft im Laufe der Entwickelung und bilden dann einen neuen Gegensatz. Und dies sind noch nicht die einzigen Gegensätze. Der Staat bedarf auf einer höheren Entwickelungstufe eines stehenden Heeres, mag dasselbe geworben oder mittelst Verpflichtung aller oder der meisten zum Dienste, aus den Bürgern gebildet werden; und der Kriegerstand, der schon in den kastenmäfsig geordneten Staaten entweder allein oder neben der Priesterschaft ein Uebergewicht hatte, setzt sich leicht den übrigen entgegen, und gewinnt eine Gewalt und Macht, die am vollständigsten in dem Römischen Reiche sich geltend machte. Der Staat bedarf einer grofsen Anzahl von Dienern oder Beamten, die sich eine besondere Bildung, besondere Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben müssen: auch diese scheiden sich häufig als vorzüglich einsichtige oder solche Einsicht sich beilegende und bevorrechtete von der übrigen Gesellschaft ab. Sind sie wahrhaft tüchtig, so bilden sie eine geistige Aristokratie. Diese geistige Aristokratie wird bisweilen noch in höherem Mafse von den Verwesern der göttlichen Dinge im Staate angestrebt: dringen sie völlig durch, so bildet sich eine Hierarchie, deren Begriff ein ungeschickter Sprachgebrauch auch auf die Beamten übertragen hat; und diese strebt nicht blofs nach der Herrschaft über die minder einsichtigen, die sie auf einer niederen Stufe der Entwickelung erspriefslich ausgeübt hat, zumal da ihre Vertreter auch im vorzugsweisen Besitze des Wissens waren, sondern sie will auf ihrem Gipfel auch allem Wissen, nachdem sich dieses für sich selbständig gestaltet hat, gebieten und ihm Gesetze geben und Grenzen setzen, während sie zugleich die bürgerlichen Verhältnisse und Einrichtungen nach ihren Anschauungen ordnen will. Nur die Träger der Wissenschaften und Künste, in ihrer körperschaftlichen Verbindung, scheinen nach staatlicher Herrschaft nicht zu streben, seltene Ausnahmen abgerechnet, von denen der Pythagorische Bund im Alterthum das denkwürdigste Beispiel sein möchte: denn obwohl schon Platon das Heil der Menschheit nur dann erwartete, wenn die Philosophen Herrscher oder die Herrscher Philosophen würden, hat sich die Wissenschaft doch ihrer Natur nach, da sie ihren Zweck in sich selbst hat, und sich weder der Massen bemächtigen kann noch andere Mittel der Herrschaft besitzt, darauf beschränken müssen, durch Ausbreitung der Erkennt-

nifs, und namentlich reinerer und milderer Grundsätze, das Leben der Gesellschaft zu verbessern und zu veredeln. Aufser allen jenen Gegensätzen entspringen endlich selbst innerhalb der besonderen Gebiete wieder neue Spaltungen. Der erwerbende Stand trennt sich, wenn seine Thätigkeit sich wie in unsern Tagen bedeutend gehoben hat, auch abgesehen vom Unterschiede zwischen Reichen und Armen oder Herrn und Arbeitern, in feindliche Lager, die Grundeigenthümer, die Geldbesitzer, die Fabrik- und Handelsherrn. Ueber die göttlichen Dinge ferner haben verschiedene Völker nicht allein, sondern auch Theile eines und desselben Volkes oder Staates verschiedene Vorstellungen; es bilden sich besondere Bekenntnisse und Sekten meist unter begeisterten Führern, wodurch selbst eine vorhandene Hierarchie aufgelöst oder zersplittert wird, und ganz wider das Wesen der Religion, welche vorzüglich geeignet ist, in der Verehrung des einzigen Gottes brüderliche Liebe und Eintracht zu erzeugen, wird um Glauben, Dogmen und Gebräuche Hader und Hafs ausgesät und durch weltliche Vortheile und Bestrebungen genährt und verstärkt: dieser fanatische Eifer hat leider gerade in Zeiten, da das religiöse Gefühl erweckter war, die Gesellschaft mit gleich grofsen oder noch viel schaudervollern Uebeln heimgesucht als die politischen Parteikämpfe. Es kommt in manchen Staaten noch die Verschiedenheit der Völkerstämme hinzu, die wider die Natur mit einander verbunden worden, und ihr natürlicher Widerstreit ist schwer zu überwinden. Doch genug der Beispiele, von wie vielen Gegensätzen die Gesellschaft zerrissen werde. Wie viel ist also in derselben zu versöhnen und zu vereinigen, wenn nicht diese Zerrissenheit selbst ihr Gesetz bilden soll, sondern vielmehr die Eintracht, durch welche, wie ein altes Wort sagt, das Kleine wächst, während durch Zwietracht selbst das Grofse zerfällt.

Bereits als noch nicht die ganze Summe dieser Gegensätze sich angehäuft hatte, und vollends in dem laufenden Jahrhundert, in welchem sie vollständiger und einflufsreicher hervorgetreten sind, hat die Theorie, anknüpfend an gegebene Erscheinungen oder an die Uebel, welche zum Vorschein gekommen waren, einen Weg gesucht, wie dieses Unheil von der Wurzel aus vertilgt werden könne. Ich meine die Theorien des Socialismus und Communismus, unter welchen Namen ich mit einem ausgezeichneten

Meister alle Bestrebungen begreife, „welche die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft, Eigenthum und Familie, wesentlich reformiren oder durch ganz andere ersetzen wollen“. Denn „bei ganz rücksichtloser Entfaltung kommen sie alle, bewufst oder unbewufst, dem Ideale der Güter- und Weibergemeinschaft nahe“. Wenn das Eingehen auf diese Ansichten von dem nächsten Zwecke meines heutigen Vortrages, den wohlthätigen Beruf des Königthums darzulegen, mich zu entfernen scheint, so ist vielmehr ihre Beseitigung um so gerechtfertigter, je feindseliger sie gerade in unseren Zeiten gegen die königliche Herrschaft gerichtet worden, deren Segnungen wir, soweit es heute möglich ist froh zu sein, freudig anerkennen. Jenes Ideal hat zuerst Platon in seinem vollkommenen Staat für einen besonderen Theil der Gesellschaft entworfen; aber als ein Mann von der feinsten Bildung und Geschmack hat er wohl gefühlt, dafs der Gegenstand sehr geeignet sei, Scherz und Spott daran zu hängen, wie schon Aristophanes gethan: der Philosoph hat daher, wie es scheint, obgleich er die Sache ernstlich meint, einen heiteren Ton angestimmt, und gleich im Voraus einige Selbstverspottung beigemengt, überdies auch gegen die Ausführbarkeit des Ideals bedeutenden Zweifel erhoben; nur meint er, der Bildner eines Staatsideals brauche die Möglichkeit desselben ebensowenig nachzuweisen, als ein Maler, der ein vollkommenes Urbild eines Mannes gezeichnet hätte, würde aufzeigen müssen, dafs es einen solchen Mann auch geben könne, und er bemerkt, dafs er nicht einsehe, wefshalb nicht eine der beiden von ihm aufgestellten Grundbedingungen der Verwirklichung dieses Staates, die ich übergehe, oder auch beide möglich seien; das Beste sei das was er sage, falls es möglich sei; er giebt zu, es sei schwer, dafs es ins Werk gesetzt werde, doch sei es nicht unmöglich. Platon will die Bürger seines Staates glauben machen, sie seien zwar alle Brüder, aber der Gott, der sie bildete, habe bei ihrer Geburt denen, welche zum Herrschen befähigt sind, Gold, den übrigen Hütern des Staates oder wie er sie nennen will den Helfern, das heifst seiner abgesonderten, vollkommen gebildeten streitbaren Macht Silber, den Ackerbauern und übrigen Arbeitern aber Eisen und Erz zugemischt, und der Gott gebiete, für nichts mehr Sorge zu tragen, als dafs diese verschiedenen Geschlechter der Bürger nicht vermischt würden, aufser dafs die

vom höheren Stande, wenn irgend einer erz- oder eisenhaltig geboren sei, ohne Mitleid unter die Ackerbauer und übrigen Arbeiter geworfen, wenn aber einer vom geringeren Stande gold- oder silberhaltig sei, in den höheren erhoben werde. Von dem höheren Stande nun, dessen Weiber auch zum Kampf und Herrschen gleich den Männern sollten ausgebildet werden, darf keiner unbewegliches oder bewegliches Eigenthum besitzen; sie sollen, wie Heere im Felde, gemeinsam speisen und auch zusammen wohnen, und ihnen vom geringeren Stande als Lohn für den Schutz das Erforderliche geliefert werden; und damit in diesem höheren Stande keine Art von Trennung stattfinde, sollen aufser der Besitzlosigkeit, welche, da dieser Stand gemeinsam von den übrigen unterhalten wird, der Gemeinschaft der Güter gleichkommt, jenen Männern Frauen und Kinder gemeinsam sein, weit entfernt jedoch von jeder Ausschweifung, indem diese Gemeinsamkeit mannigfach von den Oberen geregelt wird, sowohl in andern Beziehungen, als um stets das gleiche Mafs der Bevölkerung zu erhalten, worauf die Alten sehr viel Gewicht legten. Wenn so der höhere Stand in sich selber ganz einträchtig sei, hofft der Philosoph, würden die übrigen Bürger weder mit jenem noch unter einander sich entzweien. Es ist eine merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses vollendeten Communismus, dafs er nur auf ein aristokratisches Element des Staates berechnet ist, damit die Häupter nicht in Zwietracht geriethen, von deren Einigkeit, freilich kaum mit Recht, die Einigkeit auch der Geringeren erwartet wird; denn letztere besitzen, wie der Anfang des vierten Buches zeigt, Ländereien eigenthümlich, bauen sich schöne und grofse Häuser und richten sie geziemend ein, bringen den Göttern eigene Opfer dar, empfangen Gastfreunde, und besitzen Gold und Silber und alles andere, was gewöhnlich zur Glückseligkeit des Lebens gerechnet wird: alles dieses deutet auf getrennten persönlichen Besitz der Geringeren, und man mufs sich über Aristoteles wundern, wenn er behauptet, Platon habe nichts darüber bestimmt, ob die Geringeren gemeinsamen Besitz und Frauen und Kinder gemeinsam haben sollten oder nicht. Es ist nicht zu läugnen, dafs manche Grundzüge des Platonischen Entwurfs in dem Leben einiger Hellenischen Staaten und barbarischen Völkerstämme ganz oder nahe ausgeführt waren. Jenes Ideal hatte schon ein Vorbild in dem

alten Dorischen Leben, welches in der Pythagorischen Gesellschaft veredelt erscheint; und es war den Hellenen nicht unbekannt, dafs bei verschiedenen barbarischen Völkern ähnliches verwirklicht war. Ich würde diese in Vergleich mit den neueren Systemen des Communismus nicht unmerkwürdigen Erscheinungen, und noch spätere derselben Art, selbst innerhalb des Christenthums, genauer hier aufzählen, wenn nicht der Ernst des Augenblicks mich davon zurückriefe.

Aristoteles hat das Verdienst, mit seinem klaren Geiste den Platonischen Communismus, der den Staat selber nicht aufheben will, gründlich beseitigt zu haben. Um nur weniges aus ihm zu wiederholen, bemerkt er, der Staat würde, je weiter er zur Einheit fortschritte, desto weniger Staat bleiben, indem die Familie mehr eine Einheit ist als der Staat, und der Einzelne mehr als die Familie, der Staat aber aus verschiedenen, nicht aus ganz gleichen besteht; was als das höchste Gut für den Staat angesehen wird, jene vollkommene Einheit, hebt also den Staat vielmehr auf: dieser soll nicht eine Homophonie aus gleichen Tönen sein, sondern eine Symphonie aus verschiedenen. Ferner, wenn alles gemeinschaftlich sei, werde sich niemand viel darum kümmern, da die Menschen sich gewöhnlich nur um das Eigene kümmern, noch werde eine enge Freundschaft und Liebe die vereinigen, denen das Familienband kein besonderes, sondern ein ganz allgemeines alle umfassendes sei. Es würden hierdurch überdies manche Tugenden vernichtet, und der gemeinsame Besitz und Gebrauch entzweie die dazu verbundenen weit mehr als die sich entzweien, deren Besitz getrennt ist. Uebrigens unterscheidet Aristoteles in Rücksicht der Gemeinsamkeit des Besitzes, wobei an Grundbesitz gedacht ist, dreierlei: die Gemeinsamkeit der Grundstücke und des Ertrages, die Gemeinsamkeit des Ertrages bei abgesondertem Eigenthum, die bei einigen Volkstämmen vorkomme, und die Gemeinsamkeit des Landes und seiner Bearbeitung mit Vertheilung der Früchte zum abgesonderten Gebrauch der Einzelnen, was ebenfalls bei einigen der Barbaren vorkomme; er findet aber, das bestehende Verhältnifs der Sonderung sei das beste: der Besitz müsse eigener sein, durch die Tugend aber erreicht werden, dafs für den Gebrauch anderen mitgetheilt werde, und dahin habe der Gesetzgeber zu streben;

auch sei dies in einigen Staaten bereits theilweise verwirklicht und dürfte sich noch mehr verwirklichen. Mit diesem gesunden Urtheile schliefse ich die Betrachtung des antiken Communismus. Mehrfach verschieden von jenem ist der in unserem Jahrhundert in Schwang gekommene: denn auf diesen führte vorzüglich die bedrängte Lage der arbeitenden Klasse und die höhere Anerkennung jeder menschlichen Persönlichkeit und ihrer freien Entwickelung; Gesichtspunkte, welche den Alten ferner lagen, weil die Arbeit gröfstentheils einer staatlosen Menschenklasse, den Sklaven zufiel, denen eine freie Individualität nicht zuerkannt wurde. Diesem Ursprunge gemäfs ist der moderne Communismus demokratischer Natur, während der antike in seinen Haupterscheinungen aristokratisch war, sucht vorzüglich die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit zu brechen und den Unterschied zwischen Armen und Reichen zu vertilgen: doch ist auch dieser neue Communismus von gemäfsigteren socialistischen Ansichten aus in seiner Fortbildung auf die Grundsätze des alten getrieben worden, zu der Auflösung des Eigenthums und der Familie in Verbindung mit einer sogenannten Emancipation der Frauen und allerlei religiösen und philosophischen Vorstellungen, die sich stark dem Materialismus zuneigen; selbst die bescheidenere Forderung, das Eigenthum solle zwar nicht aufhören, aber statt vermöge eines Geburtsrechtes überzugehen, vielmehr vermöge eines Rechtes der Fähigkeit nach der Arbeit übertragen werden, steht einer Vernichtung des Eigenthums sehr nahe. Diese Systeme, in deren Einzelheiten einzugehen ich weder Anlafs noch Beruf finde, haben ungeachtet der ausschweifendsten Seltsamkeiten die Wichtigkeit erlangt, dafs manche davon die Heilung aller Uebel der Gegenwart und die zukünftige Erlösung des Menschengeschlechts gehofft haben oder noch hoffen und dieselben Hoffnungen nicht ungefährlich in der besitzlosen Klasse erregen. In unserer Versammlung, hochgeehrte Zuhörer, darf ich als zugestanden annehmen, dafs selbst die mäfsigste und von sittenzerstörender Uebertreibung freie Ausführung einer Gemeinschaft der Art nur in einer kleinen Gemeinde möglich sein würde, in solchen untergeordneten Formen aber, um mich eines Schleiermacherschen Ausdrucks zu bedienen, die Geschicke des menschlichen Geschlechts nicht erfüllt werden können, sondern nur durch grofse bürgerliche Vereine;

ferner dafs eine ausgedehntere Verwirklichung solcher Grundsätze, wenn überhaupt möglich, nicht ohne die furchtbarsten Umwälzungen und Uebelthaten möglich wäre; wie denn die Verbreitung dieser Grundsätze zuallernächst auf den Umsturz des Königthums, ja auf die Vertilgung der Fürstenhäuser berechnet war: endlich dafs jene Verwirklichung nur das Gegentheil des durch sie beabsichtigten hervorbringen würde, statt der Freiheit eine mafslose Despotie durch Einmischung der Obern, deren auch eine solche Gemeinschaft nicht entbehren kann, in alles und jegliches Thun jedes Einzelnen, statt der Erhebung der geringeren Klasse allgemeine Verarmung und Herabsetzung aller, statt gröfserer Sittlichkeit vielmehr Entsittlichung, Gemüthlosigkeit und den Verlust der höchsten Güter des Wissens, da bei so völliger Gleichmachung keiner über die anderen sich geistig bedeutend erheben könnte, ein Nachtheil, den der Platonische Communismus doch noch glücklich vermieden hat. Wir werden uns also verbitten, in einer solchen unterschiedlosen Gemeinschaft die Einheit der Gesellschaft zu suchen, womit auch gar nicht mehr ein Staat gesetzt, sondern der Staat selber verneint wäre. Wir bleiben vielmehr darauf angewiesen, die Vereinigung oder Vermittelung der Gegensätze im Staate selber zu finden, welchen die Menschheit als das gröfste Kunstwerk und die höchste Form der Gesellschaft sich aufgebaut hat. In diesem ist die Versöhnung der entgegengesetzten Elemente zu vollziehen.

In welcher Staatsform nun läfst diese Versöhnung sich am sichersten erreichen? Offenbar in einer solchen, in welcher der Träger der höchsten Staatsgewalt von allen einander widerstrebenden Theilen der Gesellschaft getrennt, und nicht durch gemeinsamen Vortheil und Nachtheil mit irgend einem derselben vorzugsweise so verbunden ist, dafs er selber in die Parteibestrebungen verwickelt wird, wodurch der Rifs zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nur noch entschiedener werden müfste: vielmehr mufs der Träger der Staatsgewalt, erhaben über die Gegensätze, sein Bestehen in dem Bestehen des Ganzen haben, mit dem Ganzen sich gleich fühlen, nicht irgend ein Stand des Staates sein, noch einem solchen Stande angehören oder seine Richtung haben: er mufs der grofsen Zahl der Unterschiede gegenüber der unterschiedlose Mittelpunkt und der einzige

seiner Art im Staate sein. Dies trifft weder in der Aristokratie, sie mag eine Aristokratie des Adels, der Grundbesitzer oder der Geldoligarchen sein, noch in der Demokratie zu: denn in diesen Staatsformen steht die herrschende Macht innerhalb des Gegensatzes, wird also zur Aufrechthaltung des eigenen Vortheils die anderen unterdrücken, und sobald diese anderen zum Bewufstsein kommen, wird wiederum ihr Bestreben dahin gehen, sich der Herrschenden zu entledigen und sich an ihre Stelle zu setzen: so wird ein beständiger Kampf der Parteien und eine jezeitige Parteiregierung entstehen, die sogar in eine Regierung von Hetärien ausarten kann, in welcher wieder einzelne übermächtige Führer die Zügel an sich reifsen. Denn die Aristokratie wird selten eine ideale der Gerechtesten und Weisesten sein, und die Demokratie selten die Herrschaft eines durch die Hoheit seines Geistes alle überragenden einzigen Mannes, wie zu Athen unter Perikles, durch welche Idealität der Herrscher freilich der Druck auf die Beherrschten gemildert werden würde, sondern gewöhnlich ist die Aristokratie hart und streng, und liebt es, das gemeine Volk zu völlig abhängigen Hörigen zu machen, und nur die Geldoligarchie hat es oft zweckmäfsig gefunden, durch Spenden, wie sie in Rom herkömmlich geworden, das städtische Volk zu füttern, damit es die Herrschaft leichter ertrage; ein Mittel, die Oligarchie milder erscheinen zu lassen, welches nicht sowohl politisch als dynasteutisch ist: die Demokratie aber ist auf ihrer Höhe rücksichtlos gegen die Begüterten in Ueberbürdung mit Lasten, und greift sogar, wie wir an Athen sehen, zu häufigen Einziehungen des Vermögens, um die Masse zu ernähren, sodafs sie sich der Gütergemeinschaft nähert. Auch in der Hierarchie ist die herrschende Macht einer der Gegensätze, also unfähig diese zu versöhnen, so lange Staat und Kirche getrennte Sphären sind: dafs beide in einander aufgehen, gehört bis jetzt zu den frommen Wünschen. Nur die Monarchie der Krone ist geeignet, über allen Gegensätzen der Gesellschaft, von diesen unberührt und ihrem Streit entnommen, selbständig in seliger Ruhe zu schweben, wenn sie ihren Beruf als Vertreterin der ungetheilten Idee des Staates erkennt. Damit sie von jenen Gegensätzen unberührt bleibe, ist sie nicht allein lebenslänglich, sondern auch erblich, nach ihrer einmaligen ersten Einsetzung unabhängig von Wahl,

von welcher Parteibestrebungen schwierig fern zu halten sind; sie wird erhalten und bewahrt nicht durch Gewalt und List des Herrschers, sondern durch Treue und Liebe des Volks, das mit einer Familie, in welcher die Herrschaft erblich ist, sich einlebt und verwächst. Alle Parteien zollen ihr im gesunden Zustande des Staates jene Ehrerbietung, die ihr als der Trägerin des Staates in ihrer Erhabenheit über jede Volksklasse gebührt, und damit dieser Ehrerbietung auch die äufsere Erscheinung entspreche, umgiebt sich der Thron mit seinem Glanz. Alle Parteien sind geeinigt in der Treue und Anhänglichkeit für den Träger der Staatsidee, und ihre besonderen Neigungen und Abneigungen gehen auf in der Liebe zu ihm. Der Aristokratie und der Demokratie ist eine allgemeine Begeisterung für das Haupt des Staates fremd, und Neid und Streit darin vorherrschend; sie kennen nicht die gemüthliche Theilnahme an seinem Wohl oder Weh, nicht das Mitgefühl für den Fürsten, welches in Zeiten der Noth oder Gefahr des Staates wunderbar wirkt, und wie jetzt bei einer ihm persönlich drohenden Gefahr lebhaft hervorbricht. Freilich ist die Monarchie selbst von sehr verschiedener Art, und ich meine nicht jede Art derselben: ich meine nicht die despotische Monarchie, welche vorzüglich dem Morgenlande eigen ist, wo der Monarch der einzige Freie ist, alle übrigen Sklaven sind und Sklaven von Sklaven, die man Satrapen nennt; eine Form des Herrschens, die nur bestehen kann, wenn und solange das Volk selbst sklavischer Natur ist: ich meine eine Monarchie wie die unseres vielgeliebten Königs, eine durch Verfassung gemäfsigte Monarchie über freie Menschen, die gerade in dem Monarchen die Gewähr ihrer Freiheit gegen einander haben sollen. Denn jene despotische Monarchie herrscht wieder nur zu eigenem Vortheil, sieht ihren Zweck nicht in der Vertretung der Staatsidee, bezieht den Herrscher nicht auf den Staat, sondern den Staat, wenn er noch so genannt werden kann, auf die herrschende Person, ist also selbstsüchtig und ermangelt der Liebe zu Volk und Staat. Was aber die Alleinherrschaft über Freie betrifft, so kann diese, ausgenommen die gefährlichsten Zeiten, in welchen der Staat der absoluten Macht des grofsen Mannes bedarf, nicht eine rein persönliche sein, noch weniger eine eigensinnige und willkürliche, eben weil sie eine Herrschaft über Freie ist: sie mufs eine Herrschaft

der Weisheit sein und nach dem Gesetz, durch Ausübung der Gerechtigkeit, die jedem das Seine giebt. Wie dieses Gesetz gefunden oder gemacht werde, und wie durch ebendasselbe dem Königthum es möglich zu machen sei, der bürgerlichen, politischen und religiösen Freiheit der Unterthanen unbeschadet die Einheit der Gesellschaft zu bewirken und zu erhalten, das ist die Sache der Staatsweisheit, welche ich nicht zu lehren gedenke: es genügt mir, dahin geführt oder gewiesen zu haben, dafs dies die Bestimmung des Königthums sei, und spricht man ihm diesen Beruf ab, oder macht es zu dessen Erfüllung unfähig, so ist es nur ein Scheinkönigthum und keine Wahrheit mehr. Man mag dagegen einwenden, die Monarchie stütze sich je nach den Umständen auf einzelne Volksklassen, bald auf die Gemeinen gegen die Grofsen des Reichs, bald auf den Adel gegen die Gemeinen, bald auf ein Kriegsheer gegen die waffenlose Menge, bald auf ein Beamtenheer gegen die Regierten, bald auf Kirche und Klerus gegen die Weltlichen, oder auf diese gegen drohende Hierarchie, und dergleichen mehr; ja es ist sogar zuzugeben, dafs die Monarchie zu ihrer und des Staates Erhaltung zeitweise und vorübergehend des engeren Anschlusses an einen wirksamen Theil der Gesellschaft bedürfe, bei ungemäfsigter Bewegung und ungezügelter Lust an Neuerungen des Anschlusses an ein stetiges und erhaltendes Element, welches ohnehin auch in ruhigen Zeiten dem Staate nothwendig ist, und umgekehrt in Zeiten der Versumpfung und Verrottung des Anschlusses an ein beweglicheres, dessen der Staat ebenfalls fortwährend bedarf, bei einbrechender Gehorsamlosigkeit und Sittenlosigkeit des Anschlusses an die bewaffnete Macht, Beamtenthum, Geistlichkeit: aber eben daraus, dafs das Königthum thatsächlich bald der einen bald der anderen Seite des Gegensatzes sich hat bedienen müssen oder bedient hat, geht hervor, dafs seinem Wesen nach keine dieser Seiten ihm enger verknüpft oder vor den übrigen die Stütze des Thrones sei, sondern nur ein ungesunder Zustand des Staates führt oder nöthigt zu einer solchen Parteiverbindung. Selbst dafs das Königthum gemäfs dem Ursprung und der Bildungstufe seiner Träger und also auch in Ansichten oder Urtheilen und Vorurtheilen dem höchsten Stande der Beherrschten am nächsten steht und der König als Kriegs-

herr wenn nicht nothwendig doch in der Regel kriegerischen Geist haben wird, kann nicht entscheidend sein für eine in das Wesen des Königthums zu setzende Neigung nach bestimmten Seiten hin, da die Geschichte lehrt, dafs die Elemente, welche hier in Betracht kommen, keinesweges unbedingt und unter allen Umständen der bestehenden Herrschaft ergeben sind, und die vom höchsten Stande sogar leicht geneigt werden, zur Erwerbung eigener Sonderherrschaft im Staate die Rechte der Krone zu schmälern oder an sich zu reifsen. Das Königthum ist seiner Idee nach frei von allen solchen einseitigen und ausschliefslichen Richtungen: in ihm laufen vielmehr alle Fäden der Gesellschaft in Einen Mittelpunkt zusammen, und werden von ihm in Eins zusammengefafst mit starker Hand zum Heil des Ganzen.

Das Königthum hat dieses Landes Blüthe und Ruhm gegründet: seine Fürsten haben eben mit dieser starken Hand die Zügel ergriffen, und nicht blofs für die Dynastie gesorgt, gearbeitet, gekämpft, sondern für das Volk mit dem Volke; sie haben von kleinen Anfängen das Reich durch Weisheit der Regierung und Verwaltung, durch Entwickelung aller Kräfte des Landes und Volkes, mit rechtzeitiger Wegräumung althergebrachter Hemmungen, und durch wohlgeordnete und tapfere Heeresmacht allmälig zu seiner jetzigen Höhe erhoben, vermöge deren es unter den bedeutendsten Staaten Europa's eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Sie haben dies, abgerechnet wenige in Zeitverhältnissen und im Geist der Zeiten gegründete Ausnahmen, nicht mit Bevorzugung irgend eines Standes oder einer besonderen Richtung gethan, sondern durch Ausgleichung und Verschmelzung der Unterschiede, die mir in diesem Lande nicht wenig vorgerückt zu sein scheint, wenn auch nicht alle Parteibestrebungen verschwunden sind. Sie haben namentlich durch Aufhebung der Unfreiheit, die eine grofse Masse des Volkes niederhielt, durch Volksunterricht und Verallgemeinerung der Bildung die geringere Klasse zu heben gesucht, deren äufsere Lage durch Erziehung und Belehrung verbessert werden mufs, da sie durch Unwissenheit und Verfinsterung am sichersten verschlechtert wird, obgleich nicht gesagt werden kann, dafs jene der Armuth und dem Elend vollständig abhelfen; aber diese müssen gemildert

werden durch die Tugend der andern, wie schon Aristoteles angedeutet hat, durch die daraus entspringende Mittheilung und den Sinn der Wohlthätigkeit, der mir gleichfalls in diesem Lande nicht gering zu sein scheint und vom Throne herab durch das wirksamste Beispiel genährt wird. Die Fürsten dieses Landes haben nicht einseitig einzelne Erwerbszweige befördert, sondern allen gleichmäfsig ihr Recht angedeihen lassen, dem Ackerbau, der Industrie der Gewerbe, der Fabrikthätigkeit, dem Handel und freien Verkehr. Sie haben in der letzten Entwickelung, als die Zeit dafür gekommen war, den Bürger- und Kriegerstand durch die gerechteste und weiseste Ordnung des Heerwesens verbrüdert. Sie haben den äufseren oder sogenannten materiellen Wohlstand und die geistige Bildung in demselben Mafse gepflegt, und wenn auch einzelne Stimmen gegen die Industrie, einzelne gegen die Verbreitung der Erkenntnifs sich erheben, scheint mir. nicht ohne den Einflufs unseres königlichen Herrn, nirgends mehr als in diesem Lande die Einsicht befestigt, dafs beide Richtungen sich nicht widersprechen, sondern der Gewerbfleifs den Geist durch die Unterwerfung der Materie immer mehr von den Fesseln des Materiellen befreit, und wiederum der Geist selber es ist, der die materielle Arbeit beherrscht, fördert, erleichtert, veredelt. Die Regierung Sr. Majestät Friedrich Wilhelms des Vierten, zu dessen Verehrung wir heute in unserem Kreise, wie andere Theile der Gesellschaft in den ihrigen, mit inniger Liebe und Anhänglichkeit an die Person des Landesherrn versammelt sind, ist durch das Zusammentreffen vieler heilsamer und vieler verderblicher Dinge eine der denkwürdigsten geworden; sie hat die unglücklichen Verhältnisse der Zeit mit Gottes Beistand und mit väterlicher Milde glücklich überwunden, und die eingetretenen günstigeren Umstände mit Mäfsigung zur Beruhigung und inneren Befestigung des Staates benutzt. Möge es der göttlichen Vorsehung gefallen, die Blüthe des Reiches unter der Leitung des durch die Güte des Herzens wie durch die erhabene Richtung seines Geistes gleich hervorragenden Fürsten vor jedem Erkranken und Hinwelken und vor jedem äufseren oder inneren Sturme zu hüten und zu wahren! Unser stetes Flehen ist: „Gott segne und erhalte den König und sein Haus!“ Aber dieses Gebet, welches öffentlich so oft in feier-

lichen Stunden ertönt und wiederhallt in der Brust der Getreuen und das gemeinsame aller zu aller Zeit ist, wird heute inbrünstiger empfunden und steigt wie lodernde Opfergluth feuriger zum Himmel empor, nachdem der Allmächtige unsern Wohlthäter aus der nahen Gefahr errettet und uns vergönnt hat den heutigen Tag mit neuer Hoffnung zu begehen. Erhöre der Herr über Leben und Tod dieses unser Flehen: „Gott segne und erhalte den König und sein Haus!“

XI.

Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1858.

Allgemein gültig für die Monarchie, hochansehnliche Versammlung, ist der Grundsatz, den Sie alle mit mir anerkennen werden: Der König stirbt nicht. Um so weniger erlischt seine Herrschaft, wenn er bei seinem Leben durch Krankheit oder durch die Nothwendigkeit der Erholung gedrungen oder bewogen wird, einem Gliede seines hohen Hauses die Wahrung der königlichen Geschäfte zu übertragen. Wenn einem getreuen Volke beide Fälle betrübend sind, der eine dafs der persönliche Träger der Krone ihm durch den Tod entrissen werde, der andere dafs er bei Lebzeiten die Herrschaft nicht mehr in eigener Person ausüben könne; so tröstet in beiden der Gedanke, in der Einheit der Dynastie lebe und herrsche der König fort. Glücklich das Volk, welches dem lebenden mit voller Seele huldigen kann, ohne ob des Nachfolgers und um dessen willen ob der eigenen Zukunft Sorge tragen zu müssen, und wenn ein natürliches Mifsgeschick dem lebenden nicht gestattet die Zügel der Regierung selbst zu führen, sie in den Händen eines würdigen und geliebten Prinzen sieht! Wir sind auch heute noch in der Lage, den Gesundheitszustand des geliebten Königs, zu dessen sonst so erfreulicher und heiterer Geburtsfeier wir versammelt sind, beklagen zu müssen, und nur mit halbem Herzen und getrübtem Gefühl uns der Festlichkeit hingeben zu können: aber wir verehren die Majestät, auch wenn sie zurückgezogen und abgeschieden von der Unruhe und den Wirren des Staatslebens, nicht in eigenem Wirken auf uns herabstrahlt, um nichts weniger innig; ja wir müssen es in Ehrfurcht und Dankbarkeit anerkennen, wenn der König zum Besten des Landes und zur Beruhigung der Gemüther, für die Zeit bis er die Pflichten seines königlichen Amtes wiederum selbst werde erfüllen können, die volle königliche Gewalt auf den grofser Ahnen würdigen, edelgesinnten nächstberechtigten Erben des Thrones als

verfassungsmäfsigen Regenten übertragen hat. Zugleich erkennen wir vorzüglich bei solchem Anlafs den Werth, welchen die Dynastie für den Staat hat, indem in ihr als einer untheilbaren und geschlossenen Einheit die Regierung den festen Bestand erhält, die Liebe zu dem König sich auf das ganze Herrscherhaus verbreitet, und die Hoffnungen für dasselbe und von demselben sich bis auf die ferne Zukunft hinaus erstrecken. Im Laufe gerade dieses Jahres hat das Land und vorzüglich unsere Hauptstadt einen ebenso rührenden als glänzenden Beweis der mit der Anhänglichkeit an die Person des Königs innigst verwachsenen Anhänglichkeit an die Dynastie gegeben; nicht erkünstelt, nicht durch bekannte häufig in Anwendung kommende Mittel hervorgerufen, nicht aus knechtischem Sinn oder feiler Schmeichelei und Verstellung hervorgegangen, sondern ungeheuchelt, aufrichtig, frei war die allgemeine Theilnahme des Preufsischen Volkes und namentlich aller Körperschaften und Genossenschaften dieser Stadt an der Vermählung des hohen Paares, auf welches sich die spätere Zukunft dieses Landes gründet, und an der Freude, welche die erhabenen, nicht ungeprüften Eltern des neuvermählten allgeliebten Prinzen an dieser glücklichen Verbindung empfinden; und wir sind Zeugen gewesen, dafs die aus dem Volksherzen entsprungenen Huldigungen in den Herzen derer, welchen sie dargebracht wurden, einen ihnen selbst und dem Volke wohlthuenden Wiederklang fanden. Verbindet nicht solche Zusammenstimmung der Gefühle das Herrscherhaus und das Volk, was ist dann selbst die mächtigste Monarchie? Im glänzendsten Schimmer des Thrones steht die Herrschaft dann verödet, nicht erquickt von der wärmenden Sonne der Liebe, der Liebe die aller edlen Herzen Bedürfnifs ist; verödet trotz seiner grofsen Zahl steht auch das untergebene Volk, weil es sich nicht verbunden fühlt mit seiner anderen Hälfte, die mit ihm den Staat bilden soll. Möge jener Glückstern, der nach dem sturmbewegten Wogengang einer überwundenen Vergangenheit dem Schiffe dieses Staates wie das Licht der Dioskuren an des Mastes Spitze leuchtet, dasselbe beständig auf der gefahrumhüllten Fahrt begleiten und niemals erlöschen oder hinschwindend erbleichen!

Wer an dem heutigen Tage vor Ihnen, hochgeehrte Versammelte, sprechen soll, dem drängen sich, zumal wenn er wie ich

der gewöhnliche und amtlich bestellte Festredner ist, mannigfache Gedanken heran, nicht immer in den verschiedenen Jahren dieselben, aber doch häufig nahe verwandte, deren viele er abweisen mufs, um nicht früher gesagtes noch einmal zu sagen, oft freilich auch ganz andere, weil die Verhältnisse andere geworden sind; und die Stellung des Festredners an diesem Orte hat die besondere Unbequemlichkeit, dafs ein Mitglied des Gelehrtenstaates vor einer Versammlung von Gönnern, Meistern und Schülern der Wissenschaft sprechen soll, aber nicht über gelehrte Dinge seines Faches: denn wer würde es nicht unpassend finden, heute hier einen fachlich wissenschaftlichen Vortrag zu halten? sondern vielmehr über die grofsen alle berührenden Verhältnisse des Staates, auf welche die Person des gefeierten Fürsten selbst hinleitet. Aus solcher Verbindung entspringt etwas Zwitterhaftes, ein halb gelehrtes und halb politisches, und wer die Halbheit nicht liebt, möchte daher vor einer solchen Aufgabe zurückschrecken, wenn er sich nicht rechtzeitig erinnerte, dafs alte Urweisheit das Halbe für mehr als das Ganze erklärt hat. So drängt sich mir im Anschlufs an die Worte, mit welchen ich meinen und Ihren Gefühlen für das Königliche Haus soeben einen wenn auch schwachen Ausdruck aus bewegter Seele gegeben habe, heute für diese halb politische Betrachtung der Werth der Verbindung des Dynastischen mit dem Volksthümlichen auf, den ich auch wohl anderwärts schon berührt habe; nur gedenke ich ihn jetzt nicht in seinem ganzen Umfange zu erwägen, sondern in der beschränkten Beziehung auf die Massen und die Ausdehnung der Staaten, vorzüglich im Hinblick auf die in der Weltgeschichte oft wiederkehrenden Bestrebungen zu einer die Grenzen des Volksthümlichen überschreitenden Gesammtherrschaft, welche zu allen Zeiten die Feindin der Volksthümlichkeit und der mit dem Volke in innigerem Verkehr stehenden Dynastien ist, und bald näher und stärker bald nur in weiter Ferne und mehr in Worten und Ansprüchen als mit Thaten droht. Und selbst in dieser Beschränkung werde ich, da der Stoff nicht gering ist, mich oft mit leichten Andeutungen begnügen müssen.

Die Vereinigung der Dynastien mit dem Volke erscheint in zwei verschiedenen Stufen. Abgesehen von den früh entstandenen grofsen Reichen des Morgenlandes sind die meisten Völker ur-

sprünglich in kleinere Stämme zertheilt gewesen, die jeder ihrem besonderen Machthaber folgten, wenn überhaupt und solange sie eine der monarchischen Regierung gleiche oder ähnliche Verfassung hatten. Wie weit diese Zersplitterung ging, davon giebt das kleine Land, welches nicht blofs durch äufsere Macht, sondern auch durch die geistige Bildung für die Menschheit bestimmend geworden, ein Beispiel, ich meine Attika, welches ursprünglich in zwölf kleine Gemeinden gesondert war, die ihre eigenen Behörden hatten und einzeln für sich Rath pflogen, aufser den Zeiten der Gefahr nicht mit dem allerdings gemeinsamen König zu Rathe gingen, ja sogar unter einander sich bekriegten. Dieses Verhältnifs, welches wir bei dem gebildetsten Volke des Alterthums finden, ist unter den minder gebildeten das gewöhnliche gewesen. Je weiter zurück, desto mehr Vereinzelung selbst innerhalb desselben Volkes. Kommen gewisse Umstände hinzu, auf die ich jetzt nicht näher eingehe, so entstehen auf diesem Wege viele kleine Patrimonialstaaten, in denen ohne genaue oder richtige Scheidung des Privatrechtlichen und des Staatsrechtlichen der Dynast gleich einem Gutsherrn ist und der ganze Staat als ein Familienerbtheil erscheint, welches auch, wie in Deutschland geschehen, von dem Vater unter mehrere Söhne vertheilt werden kann, statt dafs der wahre Staat untheilbar ist und in ihm die höchste Gewalt nur von Einem auf Einen übergeht: die alte Zersplitterung wird durch solche Theilungen noch gröfser, und entsteht dennoch durch Uebermacht eines der Dynasten ein gröfserer Staat, so bleibt auch dieser oft lange Zeit mit der Eigenschaft des Patrimonialen behaftet. Obgleich nun dieses ein edles hausväterliches Verhältnifs zu sein scheint, welches unter edelsinnigen Herrn auch den Unterthanen behagt, so lassen sich doch in diesem die höheren Bedürfnisse des menschlichen Geschlechtes nicht befriedigen; vielmehr sind diese kleineren Staaten meist ohne Lebenskraft und nicht einmal im Stande sich und die Ihrigen genügend zu schützen: und da die eine Seite dieser Staaten nicht ein Volk, nicht eine volle Einheit ist, gewöhnlich kaum ein durch merkliche Unterschiede von nahe verwandten Stämmen gesonderter Stamm, sondern nur ein zufälliger kleiner Bruchtheil eines Volkes, der blofs durch die Verschiedenheit der Dynastien von den anderen Bruchtheilen getrennt ist, so findet in solchen Staaten

keine wahre Entsprechung des Volksthümlichen und des Dynastischen statt: das Volksthümliche reicht weit über die Grenzen der Dynastie hinaus, und was dynastisch geschieden ist, fühlt sich volksmäſsig eins. Dieses Uebergreifen des Volksthümlichen nebst der Nothwendigkeit sich gegen Mächtigere zu schützen führt zunächst zu einer Bundesgemeinschaft, in welcher die volksmäſsig gleichen kleinen Staaten sich zu einem Ganzen verbinden; da aber diese Verbindung auf der Einheit des Volksthums, nicht auf dynastischer Einheit beruht, so eignet sich eine Bundesverfassung oder genauer bestimmt ein Bundesstaat mehr für Republiken als für monarchische Staaten, weil in jenen das Trennende, die Dynastien, gar nicht vorhanden sind, sondern nur das Einigende, das gleiche Volksthum. Treten Dynastien in eine solche auf der gleichen Volksthümlichkeit ihrer Unterthanen beruhende Verbindung, so wird es wenigstens Zweck der Verbindung sein müssen, das worauf sie beruht, die Einheit des gesammten Volkes, zu wahren und zu stärken, seinen Bedürfnissen und Rechten gerecht zu werden, nicht aber die dynastischen Vortheile in den Vordergrund treten zu lassen und die Dynastien allein, nicht die Völker zu schützen. Doch erweisen sich, dies ist eine Lehre der Geschichte, diese Bundesverhältnisse meistens unwirksam, wenn sie nicht durch eine übermächtige Hegemonie zusammengehalten werden, das heiſst durch dasjenige wodurch der Bund selbst eine Täuschung wird, der aus gleichberechtigten bestehen soll; und die Hegemonie, soll sie wirksam sein, wird selten der Gewalt und des Druckes entrathen können, wodurch die schwächeren Glieder verletzt und erbittert werden. Uebrigens drängt der Lauf der geschichtlichen Entwickelung mehr und mehr zur Auflösung oder richtiger gesagt Verschmelzung der kleinen Staatsgemeinschaften in gröſsere volksmäſsige Massen oder vielmehr Organismen unter Einer Dynastie, eine Verschmelzung, die in den meisten Europäischen Staaten längst erreicht ist, namentlich in Frankreich, England, Spanien; am weitesten sind darin Italien und Deutschland zurückgeblieben, das letztere trotz dem Kaiserthum, unter welchem es, nach dem Ausdruck früherer Politiker, zu einer Germanischen Republik vereinigt schien. Die Völker nähern sich immer mehr, und die geringeren Unterschiede gleichen sich bis auf einen gewissen Grad aus. Dieser Drang entspricht dem Geiste der Ge-

sammtbildung der neueren Zeit: ich wage es als einen Hauptgegensatz der alterthümlichen Bildung und der modernen hinzustellen, dafs jene, auf ihrer Höhe und in den Völkern, in welchen sie sich vollkommen ausdrückt, auf das Hineinbilden in das gesonderte Einzelne und Individuelle hinarbeitet, daher auch die politische Idee im Alterthum in der Erscheinung der Stadt verwirklicht oder der Staat gleich der Stadt war und selbst das gröfste Reich, das Römische, in dem Begriff der ewigen Stadt aufging; dafs dagegen die neue Zeit, in welcher wir leben, wir wissen nicht gerade in welchem Stadium derselben, aber wahrscheinlich noch weit vom Ablaufe derselben, die besonderen Unterschiede in einer verhältnifsmäfsig gegen die antike universalen Bildung aufzuheben strebt, und also auch im Staatsleben gröfsere Ganze, allgemeinere und umfassendere Gemeinwesen bildet, als deren denkbares Aeufserstes, in unendlich ferner Zukunft liegendes die Einheit des ganzen menschlichen Geschlechtes erscheint, wenn es nicht in dem Weltplan liegen sollte, dafs hier wie überall die richtige Mitte, also die Verschmelzung des Individuellen und Universalen wie des Realen und Idealen in einer höheren die besonderen Unterschiede nicht aufhebenden Einheit, das wahre und dauernde sein soll. Erlauben Sie mir, hochverehrte Versammelte, zunächst bei jenem Aeufsersten, oder vielmehr, da ein zukünftiges Eintreten desselben selbst die, welche dieses annehmen, nicht vor dem Verlaufe vieler Jahrtausende möglich finden werden, also vielmehr, sage ich, bei den Annäherungen an dasselbe oder den Versuchen zur Herstellung der gröfsten und umfassendsten Staatsallgemeinheit zu verweilen; eine Betrachtung, die vor funfzig Jahren freilich zeitgemäfser sein mochte, während sie damals zugleich gefährlich war, die aber auch jetzt noch, obgleich gefahrlos, nicht ganz verspätet kommt. Eine Annäherung wie ich sie meine liegt theoretisch schon in dem Gedanken des Kosmopolitismus. Allerdings haben sich die Bildner dieses Wortes und Begriffs durch seine Annahme nicht aus dem Verband ihres besonderen Staates ausscheiden wollen, sondern beides zu vereinigen gewufst: „Staat und Vaterland ist mir Rom", sagt M. Antoninus, „inwiefern ich Antoninus bin; aber beides ist mir die Welt, indem ich ein Mensch bin": immerhin jedoch liegt darin die Hinweisung auf eine allgemeine bürgerliche Verbrüderung des menschlichen

Geschlechts, auf einen allgemein menschlichen Staat, und wenn das Gefühl des gemeinsam menschlichen Bürgerthums allmälig das Uebergewicht über den Politismus gewinnen und die in jenem Worte angedeutete Theorie sich verwirklichen sollte, wie denn die Theorie oft der Wirklichkeit lange vorangeht und letztere doch zuletzt allem Widerstreben zütrotz nachfolgen mufs, so gelangte die Menschheit fürwahr zu einer allumfassenden menschlichen Gemeinde, deren Gliederung freilich schwer zu begreifen ist. Derjenige, dem dieses Ideal am klarsten vorschwebte, hat sie sich doch nur als eine Summe abgesonderter, aber unter einander in ewigem paradiesischen Frieden verbundener freier Gemeinden gedacht, in denen Dynastien keinen Platz zu finden scheinen. Eine nicht theoretische sondern thatsächliche Annäherung zu jenem Aeufsersten ist aber jeder Versuch einer Universalmonarchie. Keiner dieser Versuche hat sich zwar bis jetzt auf alle Völker der Erde erstrecken können; aber auch die Herrschaft über einen bedeutenden Theil der Völker eines oder mehrerer Welttheile, zumal über eine grofse Anzahl gebildeter und schon einzeln genommen mächtiger Völker pflegt man mit diesem Namen zu benennen. Fast alle Versuche der Art sind das Werk leidenschaftlicher, ehrgeiziger, kriegslustiger, eroberungssüchtiger Machthaber und Weltstürmer gewesen, die sich selbst nicht beherrschend über alle anderen herrschen wollten; und hatten sie einmal ihre Laufbahn eröffnet, so drängte eine Eroberung zur andern, und ihr Werkzeug das Heer nöthigte die Führer, um es zu beschäftigen und zu befriedigen, immer weiter und weiter zu gehen. Die ältesten Bestrebungen der Art finden sich in Asien, neben Aegypten dem Urlande menschlicher Bildung und zugleich dem Sitze der soweit unser Auge reicht ältesten Despotien: durch die Verbindung der Macht des Landes in Einer Hand und den unbedingten Gehorsam einer knechtischen Bevölkerung wurden ausgezeichnete Despoten in den Stand gesetzt als Eroberer früher getrennte Völkerstämme und Reiche zu grofsen Ganzen zu vereinigen. Schon dem mythischen Ninos wird die Unterwerfung der Völker vom Nil bis zum Tanais zugeschrieben, seiner Semiramis aber Züge und Unterjochungen bis nach Libyen und Indien, soweit man in beiden Richtungen die Erde kannte; in den folgenden Assyrischen Monarchien erscheinen dieselben Bestrebungen: nachdem aber diese

Herrschaft in mehrere Reiche zerfallen, unter welchen das Babylonische durch Nebukadnezzar, eine ungeachtet seines Wahnsinns weltgeschichtliche Person, eine weite Ausdehnung erhielt, verbindet die Persische Monarchie Ober- und Unter-Asien nebst Vorder-Asien und Aegypten, vom Indus bis an das Mittelmeer, vom Iaxartes bis zur Wüste Libyens zu Einem Reich, welches in dem irdischen Leben, zumal im Hofstaat, die himmlische Ordnung abbilden sollte. Weitere Plane vereitelte schon unter Cyrus der Widerstand der nordischen Völker, unter Kambyses, der auch die Aethiopier, Ammonier, Karthager unterjochen wollte, der Hunger, der Sand, die Eidesfestigkeit der Phöniker gegen ihre Abkömmlinge, unter Darius die Skythen und unter demselben und seinem Sohne Xerxes der Heldenmuth der Hellenen, welche ein Schutzwall für Europa wurden; aber die vereitelten Versuche selbst beweisen, dafs der König der Könige die Unterwerfung der gesammten ihm bekannten Erde bezweckte. Bald sollte derselbe Versuch auch von Europa aus unternommen werden: Alexander der Grofse unterwarf sich mit Anfangs geringer Macht das verfallene Perserreich, während er zugleich die thatsächliche Obergewalt über das gebildetste Volk der Erde und die Herrschaft über sein angestammtes Land und die benachbarten Barbaren hatte, und er trug seine siegreichen Waffen auch ostwärts über die Grenzen des Perserreiches hinaus. Ihm war es vorbehalten, die staatliche Weltherrschaft zu erringen, wie sein Lehrer Aristoteles für weit längere Zeit die geistige errang. In dem kühnen Geiste des Jünglings entwickelte sich nach den grofsen Erfolgen der Waffen der Gedanke die Europäische und die Asiatische Menschheit zu versöhnen und zu einigen durch gemeinschaftliche Heeresordnung, Vermischung der Völker und der Sitten; und es läfst sich kaum bezweifeln, dafs er unbefriedigt von dem gewonnenen Besitz Afrika umschiffen, Arabien, Libyen und Karthago unterwerfen, bis zu den Säulen des Hercules und Gadeira dringen, und sich in Sicilien und Italien festsetzen, nordwärts aber gegen die Skythen und benachbarten Völker wenden wollte: auch hatte er bereits in Babylon Gesandtschaften der entferntesten Völker, der Italer, wahrscheinlich auch der Römer, und der Kelten und Iberer empfangen. Hier haben wir daher den Entwurf eines weitgreifenden Universalreichs. Nach der Zersplitterung der Macedo-

nischen Herrschaft bildete das demnächst als erobernder Staat auftretende Rom einen westlichern Europäischen Mittelpunkt für ein gleichfalls westlicher gerücktes Weltreich, zuerst das freie Rom unter mächtigen meist oligarchischen Führern, dann das Kaiserthum, welches vom Atlantischen Ocean bis an den Euphrat im ganzen Umkreise des Mittelmeers die blühendsten Länder Europa's mit Einschlufs des Britannischen Insellandes, Nordafrika und das westliche Asien beherrschte. Das Römische Volk, später der Römische Imperator, betrachtete sich als Herrn der Erde, der die Kronen zu vergeben habe. Nachdem sich dieses grofse Reich in zwei Kaiserthümer getrennt hatte, wurde zuerst das abendländische eine Beute der nordischen Völker; das morgenländische suchte den Anspruch auf die Weltherrschaft noch eine Zeitlang zu behaupten; und als der Papst Leo III. zu Rom dem Fränkischen König Karl, der als Römischer Patricius Schirmvogt der Kirche war, zu seinem eigenen Frommen und unter dem Jubel des Römischen Volks und selber vor ihm niederfallend, die Kaiserkrone aufsetzte, wurde dieser der Erbe der früheren Römischen Kaiserwürde im Abendlande. Dieses erneuerte Kaiserthum war mit einem Gebiet verbunden, welches dem Umfang des vorigen weströmischen Reiches einigermafsen entsprach; die an dieser Krone haftende Würde der alten Römischen Imperatoren ging dann auf den Deutschen Thron über, inwiefern der Deutsche König sich in Rom krönen liefs, und wie die westliche Christenheit unter Einem religiösen Oberhaupt ein Ganzes bildete, galt in der Meinung der Römische Kaiser als heilige kaiserliche Majestät für den weltlichen Schirmherrn desselben Ganzen. Entsprach auch diesem Glanze nicht immer die Macht, so lag darin doch der ideale Anspruch an ein politisches Uebergewicht, welcher dem Anspruch an eine Universalherrschaft über die westliche Christenheit sehr nahe kommt. Ich übergehe ähnliche für einige Zeit nicht erfolglose weit ausgebreitete Herrschaften, wie, um nur eine zu nennen, die der Kalifen, die sich von Asien aus durch Afrika bis nach Spanien ausdehnte, und bemerke nur noch, dafs nachdem das oströmische Reich von den Osmanen vernichtet worden, sich später ein gewisser Anspruch an das Griechische Kaiserthum sehr natürlich auf das bekenntnifsverwandte mächtige Herrscherhaus fortgepflanzt hat, welchem ein grofser Theil des

Ostens Europa's bis an unsere Grenzen heran und ein Theil von Asien unterthan ist. Im sechzehnten Jahrhundert schien ferner Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, im Besitz der Deutschen Krone, von Spanien, Neapel und Sicilien, Oesterreich und Burgund, Mexico und Peru die Selbständigkeit der einzelnen Völker und Staaten zu bedrohen. Später haben aufser dem durch die Kronen von Böhmen und Ungarn verstärkten Habsburgischen Hause vorzüglich England und Frankreich die Europäischen Geschicke bestimmt, jenes zugleich im Besitz eines ungeheuren Asiatischen Gebietes und zahlreicher Colonien, dieses durch Entwickelung grofser Heereskräfte, mit denen endlich zu Anfang dieses Jahrhunderts Napoleon fast ganz Europa überwältigte und in der That eine neue Weltherrschaft zu begründen schien. So hat das Anstreben zu einer Universalmacht, in welcher die Dynastie die Grenzen des Volksthümlichen rücksichtlos überschreitet, von den frühesten Zeiten bis in unser Jahrhundert sich wiederholt, und noch hat Europa in seinem angeblichen Gleichgewicht keine sichere Bürgschaft, dafs nicht ein neuer Versuch der Art von der einen oder der anderen Seite aufgenommen werde. Aber aufser der politischen Weltherrschaft ist noch eine andere hervorgetreten, die mit jener theils Hand in Hand gegangen ist, theils mit ihr sich entzweit hat, die Herrschaft eines Religionssystems. Meist Hand in Hand gingen beide im Islam; im Christenthum, welches mehr als jede andere Religion die Religion der Liebe ist, verwandelte sich die Einigkeit bald in Zwietracht. Die ganze Christenheit sollte unter der Oberherrschaft des Papstes zu Rom, im alten Sitz der äufseren Weltherrschaft, geistig vereinigt sein; ihr Schirmvogt war der Kaiser. Aber bald wollte der Papst über dem Kaiser sein. Der Römische Bischof beanspruchte und gewann die Alleinherrschaft über die Gewissen, über die Gemüther, über die Geister und ihren Glauben und ihr Erkennen, und diese Herrschaft war sehr wohl geordnet und mächtig gegründet. Sie griff in das Weltliche vielfach und gewaltig ein: denn wer die Geister in seiner Gewalt hat, wird auch die weltliche Macht bestimmen und beschränken. Müssen doch selbst heutzutage noch die Grenzen und Befugnisse der weltlichen und einer fremdländischen geistlichen Macht durch sogenannte Concordate geregelt werden, und drängen sich doch selbst heut-

zutage noch die Unterschiede der Bekenntnisse in einzelnen Staaten soweit in das Politische ein, dafs nach ihnen sogar politische sogenannte Fractionen benannt sind; und wenn diese Einmischung des Bekenntnifsmäfsigen in das Politische recht kunstgemäfs geübt, und unter der Form des Religiösen Hafs und Zwietracht gesät und entflammt wird, können wir wieder in die Zustände des dreifsigjährigen Krieges zurückversetzt werden, der das gröfste Unheil über das Deutsche Vaterland gebracht hat. Jene geistige oder eigentlich geistliche Universalmonarchie nun erlitt frühzeitig einen Bruch durch die Trennung der Römischen und der Griechischen Kirche, und in die bedeutendere Hälfte, die Römische Hierarchie, brach die Reformation einen neuen Rifs. Dennoch hat die hierarchische Universalherrschaft ihre Grundsätze und Bestrebungen niemals aufgegeben, sondern fortwährend, zwar mit klugem Ermessen der Umstände und jedesmaligen Möglichkeiten, also zeitweise auch zurücktretend, aber dennoch mit hergebrachter Zähigkeit stetig verfolgt und verfolgt sie noch.

Die Staaten sind, obwohl eine entwickelnde Bewegung in ihnen sein mufs, doch zur Sicherheit, zum Schutz und zur Ruhe der menschlichen Gesellschaft, also dem Endzweck nach auf den Friedenszustand berechnet, und der Menschenfreund mufs daher ihre Einigkeit, wo möglich die Einigkeit des ganzen menschlichen Geschlechts wünschen. Aber die Universalmonarchie ist dazu nicht das richtige Mittel. Die Versuche sie zu erreichen können fruchtbringend sein, wenn daraus die Gesittung roher und ungebildeter Völker entspringt, diesen dadurch eine überwiegende Bildung zugebracht und eingeimpft wird, wie von den Hellenen den sogenannten Barbaren, und mit der Bildung zugleich eine gröfsere bürgerliche Freiheit, während sie doch in der Regel durch vermehrten Despotismus gerade härtere Knechtung mit sich bringt, und nur zufällig und nebenbei einzelne freiere Einrichtungen durch sie eingeführt werden, dergleichen selbst die Napoleonische Herrschaft in einigen Ländern verbreitet hat; übrigens kann sie fast nur in der Form der Gewaltherrschaft durch Satrapien oder Römische Statthalterschaften oder Paschaliks bestehen. Ferner kann sie der Verbreitung milderer Religionsgrundsätze dienen, der Erweiterung des Gedankenkreises, dem vermehrten Austausch alles dessen was jedes Volk bedarf, also der Förderung

und Belebung des Handels und Verkehrs und der Künste des Gewerbfleifses, auch der wissenschaftlichen Mittheilung. Aber sie schwächt die Spannkraft der einzelnen Volkstämme durch Zerstörung ihrer in der Natur selbst wohlbegründeten Unterschiede und löst die lebenskräftigen Besonderheiten in ein flaches Allgemeines auf, wenn sie nicht, wie schon öfter geschehen, gerade daran scheitert. Nicht dieses Allgemeine ist das Ideal der Bildung, sondern das Gleichgewicht des Allgemeinen und des Besondern; letzteres soll nicht vertilgt werden durch das erstere, sondern gehoben, gereinigt, idealisirt. Dazu bedarf es der richtigen Mitte in der Staatenbildung. Das Bewufstsein eines bestimmten Volksthums soll nicht untergehen, unbeschadet der Befreundung der verschiedenen Volkstämme. Einigt sich nun dieser Volksgeist und eine Dynastie, so sind beide mit einander und durch einander am meisten gesichert. Ich bezeichne den Volksgeist etwas näher. Dieser erweist sich in den Sitten überhaupt, in dem Recht, in der Religion, endlich ganz vorzüglich in der Sprache. Um Sitten und Recht zu übergehen, so scheint freilich nach dem Christlichen Standpunkte die Religion keiner Volksthümlichkeit fähig zu sein, da sie ja eben eine allgemeine sein soll, und ich selber habe vor vielen Jahren an eben dieser Stelle gezeigt, dafs die von manchen angenommene Uebereinstimmung des Katholicismus mit dem südlichen und des Protestantismus mit dem nördlichen Volkscharakter wenigstens für Deutschland auf Täuschung beruht. Indessen kann das Bekenntnifs von langer Zeit her mit einem bestimmten Volke so verwachsen sein, dafs es sich mit dem Volksbewufstsein verschmolzen hat, und entstehen innerhalb eines Staates oder Volks dennoch religiöse Zerwürfnisse, so sind diese sicherlich ein grofses Hindernifs seiner innern Einigkeit und sogar seiner Festigkeit und Sicherheit nach aufsen: das einzige Mittel gegen dieses Unheil besteht darin, das Bekenntnifs von dem Einflufs auf das Staatsleben fernzuhalten, den Glauben soweit er nicht staatswidrig ist und die Gewissen frei zu lassen und die religiösen Leidenschaften oder den Fanatismus nicht zu begünstigen und aufzureizen, sondern zu mäfsigen und möglichst zu entfernen, wie es die Religion der Liebe ohnehin gebietet. Die Sprache dagegen ist das sicherste Kennzeichen des Volksgeistes, der Ausdruck seines innersten Weseus und seiner Erkenntnifs; die Erhaltung der Sprache ist also

eine Grundbedingung für den Bestand des Volkes und eines volksthümlichen Staates. Aber auch in der Sprachgeschichte kommen jene beiden Aeufsersten in Betracht, die wir in Bezug auf das politische Leben erwogen haben. Ursprünglich finden wir eine grofse Vielheit verschiedener Sprachen wie verschiedener kleinen politischen Gemeinden; im Laufe grofser Zeiträume werden jene allmälig von einigen vorwiegenden Sprachen verschlungen und fast der Vergessenheit übergeben: ist doch selbst die Sprache des Volkstammes, von welchem dieses Reich benannt ist, ausgestorben. Noch mehr: hat sich in einem Ländchen eine ältere früher weiter verbreitete Sprache noch nothdürftig erhalten, so ist eine mumienhafte Bewahrung derselben kaum erfolgreich und ebensowenig erspriefslich, und legt der Bildung des Völkleins eher Hemmnisse in den Weg, als dafs es sie förderte. Wie die kleinen politischen Gemeinden allmälig meist in gröfsere oder ich will lieber sagen mittlere übergegangen sind, so mufste auch ein Uebergang der nicht mehr lebensfähigen Sprachen in die lebenskräftigen stattfinden und der kleine Stamm sich an den festen Kern eines gröfseren anschliefsen. Es kann jedoch der Drang zum Universalen denkbarer Weise die Sprache soweit ergreifen, dafs auch die gröfseren sprachlichen Individualitäten verdunkelt oder aufgehoben würden. Was auf dem staatlichen Gebiete das Kosmopolitische ist, das ist auf dem Sprachgebiete der Gedanke einer Universalsprache. Eine solche, wie man wohl gedacht hat, auf wissenschaftlichem Wege zu bilden wird schwerlich je gelingen, und gelänge es, so würde diese Universalsprache nur eine Summe algebraischer Zeichen sein, in welcher für die edelsten Sprachgebilde, die rednerischen und dichterischen, kein Ausdruck zu finden wäre. Dagegen könnte eine der lebenden Sprachen allerdings eine Universalherrschaft gewinnen, wie die Griechische durch das Macedonische Weltreich und das Lateinische durch Roms weltliche und geistliche Macht, und darauf hätten nicht gerade die vollkommensten Sprachen den Anspruch, sondern die zerfallenen, unorganischen, gemischten, die verschliffensten und klanglosesten, in welchen das wenigste Eigenthümliche mehr erhalten ist, die freilich einigen sogar selber die vollkommensten scheinen. „Welche Sprachen", sagt ein unverächtlicher Forscher, „sind die welche bestimmt zu sein scheinen, in den Banden der

Verbrüderung alle Völker der Erde zu einigen? Es sind die Englische und die Französische.“ Diese findet er wundersam gebildet, um alle neue Ideen auszudrücken, welche der Gewerbfleifs und die Wissenschaft täglich aufblühen läfst, die man vorzugsweise lerne und spreche und mit der gröfsten Leichtigkeit: diese hätten die gröfste Zukunft; das Spanische und Portugiesische nehme für den Augenblick nur den dritten Rang ein; auch die Slavischen Mundarten hätten eine grofse Zukunft; das Deutsche und das Italienische seien vielleicht am meisten dem ausgesetzt verschlungen zu werden von den Sprachen, die von stärkeren Volkstämmen gesprochen würden, zwischen welchen sie eingeschlossen sind. Solche Weissagungen können Fingerzeige sein für unser Volk, aufdafs es seine Sprache in Ehren halte, ausbilde, auch von entbehrlichen fremden Eindringlingen reinige: es ist schon genug gefehlt, dafs das Französische Hofsprache und statt des allen Völkern ungefährlichen Lateinischen, Sprache der Diplomatie geworden; ein Vorzug, der die Ansprüche des Volks an ein ihm gebührendes Uebergewicht wesentlich fördert. Hoffen wir, dafs jenes der Deutschen Sprache, die in ihrer Bildsamkeit für den Ausdruck aller neuen Ideen vorzüglich geeignet ist, und mit ihr dem Deutschen Volke gestellte ungünstige Horoskop sich nicht bewahrheite: in unserer Sprache liegt die Gewähr unseres noch lebendigen und kräftigen, auch der Ausdehnung nach keinesweges engbegrenzten Volksthums und somit zugleich die Gewähr eines Germanischen Staats.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, sei es mir gestattet über das Verhältnifs der Wissenschaft und ihrer Vertreter zum Volksgeiste einige Worte zu sagen. Die Wissenschaften sind ein Gemeingut der gebildeten Menschheit, und wenn auch die verschiedenen Volksgeister unwillkürlich in dieselbe einen gewissen Unterschied hineintragen, wie man vorzüglich an der Philosophie sehen kann, so stellt sich doch auch darin bald mehr und mehr eine Ausgleichung ein, und nirgends hat die volksthümliche Scheidung eine geringere Berechtigung als in der Wissenschaft. Der Gedankenverkehr einigt noch mehr als der Handelsverkehr; die ächte Wissenschaft, der es gleichgültig ist von welchem Volke ihre Förderung kommt, mufs der Versöhnung der Völker ganz vorzüglich den Weg bahnen. Das erweist sich auch in der

wechselseitigen Anerkennung der Gelehrten und vorzüglich der gelehrten Gesellschaften der verschiedenen Völker sogar während politischer Zerwürfnisse. Sind also die Männer der Wissenschaft am gleichgültigsten gegen die Besonderheit des Volkes und am ersten einer Universalmacht hold? Untergraben sie das Volksthum statt es zu stützen? Ich denke nicht. Im Gegentheil faſst der Mann von ächt wissenschaftlichem Geist das Eigenthümliche seines Volkes, was in diesem fast unbewuſst lebt und wirkt, in sich mit Bewuſstsein zusammen, und empfindet tiefer und erkennt klarer seines Volkes Tugenden und Vorzüge, seine Mängel und Gebrechen, seine Erhebung und seine Erniedrigung. So werden die Männer der Wissenschaft sammt der von ihnen erzogenen und begeisterten Jugend in gefährlichen Zeiten die Vorkämpfer des Volksthums und des Staates gegen die Unterjochung. Das hat sich vor ohngefähr einem halben Jahrhundert bei uns glänzend bewährt: die Deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter sind dem fremden Machthaber als Widersacher erschienen, die ebenso gut wie die Heere im Felde, bekämpft werden müſsten. Damals war es ihre Pflicht und Sendung, die edlen Gefühle der Vaterlandsliebe zu nähren und zu beleben gegen eine Tyrannei, die Vaterland und Freiheit, auch die Freiheit des Gedankens bedrohte: andere Zeiten erfordern ein anderes Verhalten. Es muſs der Deutschen Wissenschaft und namentlich den Deutschen Universitäten, die zu Hause weniger Anerkennung gefunden als sie verdienten, zur Genugthuung gereichen, wenn noch im April des laufenden Jahres ein ausgezeichneter Französischer Gelehrter in einem der angesehensten Pariser Tagesblätter sagt: „Zu Boden geschlagen auf zwanzig Schlachtfeldern, zertreten durch die Eroberung, hat Deutschland auf den Universitäten sich wieder gestählt und gelernt sich zu erheben unter der Hand, die es erstickte. Vom Jahre 1804 bis 1813 waren es die Professoren und die Gelehrten, die den Germanischen Geist wieder erweckten, und die, ohne davon immer das Bewuſstsein zu haben, diesen Kampf der Idee gegen die Gewalt unternahmen, dessen Erfolg damals niemand geahnet hätte.“

Ich habe gesagt, wenn mit dem Volksgeiste sich eine Dynastie einigt, seien beide mit einander und durch einander am meisten gesichert. Indem ich noch dies betrachte, hochgeehrte

Versammlung, kehre ich in den Anfang meines Vortrages zurück und gelange zugleich zum Ende. Was der Volksgeist auch ohne eine Dynastie wirken könne, davon giebt die Geschichte grofsartige Beispiele; aber diese lasse ich bei Seite liegen, da ich in dieser Betrachtung eine Monarchie voraussetze. Wenn in einem volksmäfsigen nicht zu geringen Staat zugleich eine Dynastie vorhanden ist, erhöht diese die Volkskraft: wie hätte Macedonien je eine bedeutende Macht werden können ohne Dynastie, wie Brandenburg oder Preufsen je zu dieser Höhe steigen können ohne Dynastie? Wahrlich weder durch die Städte noch durch den Landadel. Die Bewunderung eines grofsen Fürsten, die Begeisterung für ihn wirkt Wunder der Begeisterung. Ja selbst einen Volksgeist kann der Herrscher wo nicht ganz von vorn erzeugen, doch aus dem Schlummer wecken, in den er versenkt war, und beleben und heben. So hat Friedrich der Grofse einen Preufsischen Volksgeist erweckt oder vielleicht gar geschaffen, und er hat diesen, trotz seiner persönlichen Hinneigung zu Französischer Bildung, als den Deutschen erkannt; als solcher ist dieser Volksgeist immer mehr hervorgetreten, wenn auch nicht ohne das Widerstreben eines Particularismus, welcher sich erst allmälig ganz besiegen läfst. Allerdings stofsen wir hier auf einen Punkt, an dem vieles von dem bisher gesagten scheitern und unsere Folgerichtigkeit Abbruch leiden könnte: denn die Preufsische Dynastie greift über das Volksthümliche hinaus, indem sie, um kleineres zu übergehen, auch Slavische Elemente umfafst, und das Deutsche Volksthum, welches die Grundlage des Preufsischen Staates ist, greift weit über die Preufsische Dynastie hinaus. Diese Widersprüche mufs ich auf sich beruhen lassen; der zweite wird einigermafsen durch das Bundesverhältnifs gehoben, in welchem freilich durch den Anschlufs Deutscher Bundestheile an auswärtige zwar kleine, aber dennoch anmafsende Reiche wieder andere Widersprüche hervortreten, deren Lösung Deutschland bis jetzt vergeblich gehofft hat. Doch um wieder zu den Vortheilen zurückzukommen, welche eine Dynastie gewährt, so sind Volksthümer, die mit einer solchen verknüpft sind, gesicherter gegen Vertheilung oder Zutheilung an andere Staaten: die erblichen Dynastien werden in der Regel von den übrigen erblichen Dynasten geachtet und geschont, und mit ihnen das Volksthum,

während man sich weniger gescheut hat ein Wahlreich zu vertheilen und Republiken und geistliche Fürstenthümer den Dynastien zur Entschädigung hinzuwerfen. Ueberdies sind die Dynastien durch ihre Familienverbindungen darauf angewiesen sich und ihre Staatseinheiten wechselseitig zu schützen und zu erhalten. Und wiederum wird die Dynastie von dem Volksgeiste getragen; wird sie es aber nicht, was allerdings auch vorkommt, so ist sie Wechseln unterworfen und Ansprüchen von Prätendenten, wodurch die Ruhe und Wohlfahrt des Staates erschüttert und untergraben wird, und wo solcher Wechsel häufig eintritt, gewöhnt sich die Bevölkerung gleichgültig bald diesem bald jenem Machthaber zu folgen und den Staat als eine Beute des Kühnsten und Mächtigsten zu betrachten. Nur wenn das Volksmäfsige und die Dynastie innig verwachsen sind, ist eine sichere Gewähr vorhanden für die Dauer beider gegen übermüthige Eroberungsucht. Doch müssen beide, der Volkstamm und die Dynastie, wenn sie einer fremden Uebermacht widerstehen wollen, stark, muthig, tapfer, aufopferungsfähig sein. Die Stärke beruht aber nicht blofs auf der Heeresmacht, die durch Verzehrung der Kräfte das Land sogar schwächen kann: sie beruht auch auf der persönlichen Kraft der Lenker des Staates, dafs sie nicht vor jeder drohenden Gefahr zurückbeben, dafs sie in einer solchen die ganze Macht des Landes einsetzen, nicht aus Kleinmuth das Ansehen und die Würde des Staates und der Dynastie aufopfern, und Staat und Dynastie in eine untergeordnete Stellung herabsinken lassen; sie beruht auch auf Weisheit und Intelligenz, auf dem Geiste, der verbreitet und vorgezogen werden mufs, und auf der freisinnigen Ordnung aller Staatsverhältnisse. Darum bedarf der Staat auch der Wissenschaft, und zwar nicht der einschläfernden und todten, sondern der frischen und lebendigen, durch die Preufsen in den schlimmsten Zeitläuften vieles ersetzt und einen Glanz erworben hat, der ihm zugleich die Herzen der Deutschen gewann. Möge auch darin dieses Land sich niemals überflügeln lassen! Möge Preufsen stets jenes Zusammenwirken des Volksgeistes und der Dynastie darstellen, die es, vorübergehende Verdunkelung der Grundideen abgerechnet, bisher dargestellt hat! Erkennen wir ja doch in diesem Zusammenwirken den ganzen Werth einer edlen Dynastie für das Vaterland, er-

kennen was wir dem erhabenen Hause der Hohenzollern verdanken, dem muthigen, tapfern, weisen. Möge endlich der Allgütige dem schwer geprüften Träger der Majestät die volle Genesung angedeihen lassen, Ihn erhalten uud den erhabenen Prinzen Regenten, auf welchem die nächste Hoffnung des demselben in Verehrung und Liebe treu ergebenen Volkes sicher ruht, erhalten das gesammte blühende Haus der Königlichen Dynastie der Hohenzollern für unsere Gegenwart und für die nähere und fernere Zukunft des Vaterlandes, reichlich ergiefsen über das Herrscherhaus und das Volk seine Gnade, ohne die alles Menschliche ein schwaches Rohr im Sturme der Zeiten schwankt, und so dem Staate das Beste verleihen, Recht und Eintracht im Innern und Festigkeit nach aufsen!

XII.

Rede zur Eröffnung der eilften Versammlung Deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, gehalten zu Berlin am 30. September 1850.

Hochzuverehrende Herren! Drei Jahre sind nunmehr verflossen, seitdem unfern der Grenze der Germanischen Bildung und jenseits der Grenzen des Deutschen Staatenverbandes, aber in einer Stadt, welcher die Deutsche Volksbildung und die mit ihr innig verbundene Deutsche Wissenschaft, insbesondere die Deutsche Philologie, vieles und grofses verdankt, zu Basel, von unserer Gesellschaft beschlossen worden, sie wolle im nächsten Jahre hier zu Berlin tagen. Wenn Basels Ansprüche, aufser der eifrigen Pflege unserer Studien in der Gegenwart, auf eine glorreiche Vergangenheit bis zurück zu den Vorfahren in den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, ja sogar durch seinen Römischen Ursprung gegründet waren; so ist Berlin dagegen eine verhältnifsmäfsig neue Schöpfung, kann sich nicht rühmen in der Zeit des Wiedererstehens regerer wissenschaftlicher Thätigkeit, wie Basel durch einen Verein seltener Talente und durch ausgedehnten Betrieb der damals noch jungen Buchdruckerkunst mächtig und heilsam auf die allgemeine Bildung und besonders auf die Studien des Alterthums eingewirkt zu haben: aber heutzutage zumal, wo sich das Neue gegen das Alte vorzüglich geltend macht, dürfen wir die jüngere Blüthe der Wissenschaft unserer Stadt ohne Bedenken gegen das Gewicht der Ahnen in die Wagschale legen. Wenn es jedoch bedenklich scheinen konnte, diese Versammlung in das Gewühl einer grofsen Hauptstadt zu berufen, in welchem das gemüthliche Zusammensein wo nicht unmöglich, doch vielfacher Störung unterworfen sein möchte; so sind wir Ihnen Dank schuldig, dafs Sie dieses Bedenken überwunden haben, welches sich mir freilich weniger bedeutend als manchen darstellt, da es ja lediglich an uns liegt, ob wir uns stören und zerstreuen lassen wollen oder nicht.

Leider ist der zu Basel gefafste Beschlufs durch die Ungunst der Zeitläufte, durch verhängnifsvolle Stürme, die sich ungeachtet aller Vorzeichen und Ahnungen doch nicht in ihrem ganzen Umfange hatten voraussehen lassen, für die nächsten Jahre vernichtet worden. Bereits waren die erforderlichen Einleitungen zu dem Empfange der Versammlung gegen Ende Septembers des Jahres 1848 getroffen, als die Märzbegebenheiten die mit der Leitung der Angelegenheit betrauten Männer erkennen liefsen, dafs die Zusammenkunft des Vereines in Berlin zu dem gedachten Zeitpunkte unmöglich sein würde; das Jahr 1849 brachte neue Zerwürfnisse, weniger im Innern dieses Landes als in dem gemeinsamen Deutschen Vaterlande, und wir folgten nur den von aufsen her uns vielfach zugekommenen Wünschen, wenn wir auch für das zuletzt genannte Jahr die Versammlung aussetzten und sie mit Hoffnung auf bessere Zeiten einstweilen vertagten. Nicht ohne tiefen Schmerz mufs ich es aussprechen, dafs auch im laufenden Jahre die Deutschen Verhältnisse sich keinesweges so gestaltet haben, wie es nach meinem Gefühl und meiner Einsicht eine Versammlung Deutscher Gelehrten wünschen mufste, die wesentlich in dem Bewufstsein der Einheit des Deutschen Volksgeistes wie der Deutschen Wissenschaft und Gelehrsamkeit wurzelt, von dieser Einheit getragen wird, und eben diese mit den übrigen wissenschaftlichen Männern an ihrer Stelle und auf ihrem Gebiete, das heifst ohne alle politische Beziehung, längst verwirklicht hat: denn in der Deutschen Wissenschaft ist das geistige Band und die innere Einheit des Volkes längst gegeben und jede Sonderbestrebung aufgehoben gewesen, ja in sie hat sich der Deutsche Geist hineinflüchten, in dieses sichere und unverletzliche Asyl sich zurückziehen und in ihm verbergen müssen, als äufsere Macht ihm den Untergang geschworen hatte. Ist aber auch unseren Hoffnungen nicht diejenige Erfüllung zutheil geworden, die einen Ersatz für die Leiden der Vergangenheit hätte gewähren können, und wird dadurch die Begeisterung etwas gedämpft, mit welcher wir Sie unter günstigeren Verhältnissen empfangen zu können gehofft hatten, so ist doch die Ruhe wieder eingetreten, welche die erste Voraussetzung für das Dasein und zumal für das gesellige Wirken eines wissenschaftlichen Vereines ist: hiermit war der Grund weggefallen, welcher der früheren Berufung der ver-

ehrten Versammlung in diese Hauptstadt entgegenstand, und die Königliche Regierung hat mit der gröfsten Bereitwilligkeit und Theilnahme, in Uebereinstimmung mit der allgemein anerkannten Liebe Seiner Majestät des Königs zu den Wissenschaften, die erforderliche Unterstützung uns angedeihen lassen. Willkommen also in diesen Mauern, verehrte Genossen unserer Gesellschaft! Empfangen Sie den herzlichsten Dank für das Vertrauen, welches Sie mir und den übrigen Mitgliedern des Vorstandes durch Ihre Wahl bewiesen haben, die soweit es in unseren Kräften steht zu rechtfertigen unser innigster Wunsch ist und unser eifriges Bestreben sein wird. Unbeirrt von den Wirren der Zeit wollen wir freudig unser Werk beginnen, dessen nächster Zweck erreicht werden wird, wenn auch diese Versammlung, wie frühere, dazu beiträgt, das Band der Gemeinsamkeit durch Besprechung der allgemeinen Verhältnisse unserer Wissenschaft und des Unterrichtes und durch Verhandlung besonderer Gegenstände enger zu knüpfen. Diese Gemeinsamkeit beruht, wie schon der Name des Vereines lehrt, in einem doppelten: dafs wir Philologen und dafs wir Deutsche sind. Wenn ich das letztere nur ausspreche und nicht dabei verweile, weil ich unbeschadet unserer innigen Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes jede politische Beziehung absichtlich fern halte, so sei es erlaubt, der anderen Seite dieser Gemeinsamkeit einige Worte zu widmen, ohne allen rednerischen Schmuck oder Pomp, der, obwohl der Panegyris recht eigentlich zukommend, doch zur Eröffnung dieser wissenschaftlichen Festversammlung und für meinen Gegenstand wenig geeignet ist.

Unsere Gesellschaft nennt sich „Verein Deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten". Ist diese Verbindung eine wohlüberlegte, so müssen wir, da die Schulmänner das zweite Glied dieser Trias bilden, dabei voraussetzen, dafs die Richtung der letzteren vorzüglich die philologische sei, und es beruht also diese Zusammenfassung, die in früheren Jahrhunderten niemand hätte anfechten können, auf einer nicht mehr ganz vollgültigen Grundlage: aber wenn auch Schulmänner, deren Fach dem Philologischen entfremdet ist, nach Wort und Sinn der ursprünglichen Stiftung unserer Verbindung angehören sollen, so hat sich doch thatsächlich und nach der Natur der Sache das Verhältnifs so gestaltet, dafs Schulmänner, welche sich ausschliefslich etwa mit der Mathema-

tik und den Naturwissenschaften ohne alle Verbindung mit philologischen Studien beschäftigen, nicht leicht sich uns zugesellen oder thätig unter uns auftreten; vielmehr ist der eigentliche Vereinigungspunkt dieser Gesellschaft die klassische und orientalische Philologie geworden, und zwar sowohl deren wissenschaftlicher oder theoretischer Betrieb, als die praktische Anwendung des Philologischen für den Unterricht, und die dahin einschlagende Methodik. Diese, zusammen mit der alles in sich begreifenden Philosophie, mit der Philologie des Mittelalters und der neueren Europäischen Völker, sowie mit dem von der Philologie kaum trennbaren Geschichtstudium, endlich mit der Mathematik und den Naturwissenschaften, umfassen das ganze Gebiet des wissenschaftlichen Erkennens, und die sogenannten Facultätswissenschaften, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Medicin sind in Wahrheit nur Anwendungen derselben in mannigfacher Zusammensetzung. Sicherlich ist die Philosophie mit gutem Vorbedacht bei der Bildung des Vereines in ihn nicht hineingezogen worden; die mittelalterliche und moderne Philologie nebst der Geschichte sind zwar nicht bestimmt ausgeschlossen, vielmehr die letztere, wenigstens in Bezug auf die Schulmänner, ausdrücklich zugelassen: aber abgesehen von dieser praktischen Anwendung des Geschichtstudiums als Zweiges des Unterrichts, sollen die Geschichtforscher und Geschichtschreiber, inwiefern sie nicht alte Geschichte behandeln, gewiſs nicht als Mitglieder des Vereines betrachtet werden; und da der mittelalterlichen und modernen Philologie in dem Statut nicht besonders gedacht ist, kann es mindestens zweifelhaft scheinen, ob ihre Aufnahme in unseren Kreis beabsichtigt war, indem man unter Philologie meistens nur das klassische Alterthumstudium versteht. Man urtheile indeſs hierüber und über die Richtigkeit dieser Absonderungen wie man wolle, so kommt es obwohl für die Wissenschaft, doch wahrlich nicht für die Bildung eines solchen Vereines auf ganz begriffmäſsige Scheidungen und Verbindungen an, sondern darauf, welche Massen sich in der Wirklichkeit angezogen und geschichtlich gebildet haben, was eben auch nicht rein zufällig, sondern aus Ursachen entstanden sein wird, die in der Natur der Wissenschaften liegen, und dieselben Ursachen haben unstreitig die Abgrenzung erzeugt, welche der Verein sich theils von Anbeginn gegeben, theils in

seiner Entwickelung angenommen hat. Wenn nun auch innerhalb dieser Grenzen noch ein doppelter Gegensatz liegt, der eine des Morgenländischen und des Klassischen, der andere des Wissenschaftlichen oder Theoretischen und des Methodischen oder Praktischen: so ist zwar zuzugeben, dafs dieser zur Bildung besonderer Abtheilungen berechtigt, wie sie auch bereits vorhanden sind; aber die Verwandtschaft jener gegensätzlichen Glieder ist so grofs, dafs es zu bedauern sein würde, wenn sie einander nicht vielmehr anzögen als abstiefsen, und wenn nicht, wie alle Harmonie aus der Verbindung des Verschiedenen entsteht, diese Gegensätze in einer höheren Einheit aufgehoben würden. Der eine dieser Gegensätze, ich meine den des Theoretischen und Praktischen, verschwindet bei näherer Betrachtung sogar ganz. Obgleich nämlich die theoretische Philologie im Schulunterrichte zu einer bestimmten Anwendung kommt, indem sie den Schülern eine allgemeine Bildung gewähren soll, so ist doch hier der Unterschied des Wissenschaftlichen und seines praktischen Gebrauches ganz anderer Art als auf den Gebieten, in welchen das theoretisch ermittelte auf die Bedürfnisse des Lebens übertragen wird: denn die Anwendung der Wissenschaften überhaupt und also auch des philologischen Wissens für den Unterricht oder für die allgemeine Bildung besteht eben nur darin, dafs die Anfangsgründe des Wissens selbst gelehrt werden, welche, während sie dem Zwecke dienen jene Bildung hervorzubringen, zugleich die Progymnasmen des Wissens selbst sind, sodafs die für den Schulunterricht so wichtige Methodik des Lehrens zugleich die Methodik des Erlernens der ersten wissenschaftlichen Gründe selbst, oder die Praxis hier nichts anderes ist als der Anfang der Theorie und die Methodik des Unterrichts nichts anderes als die Methodik des Wissens selbst in seinen ersten Elementen; dagegen ist in der Anwendung bestimmter Wissenschaften auf das Leben aufserhalb des Unterrichts die Praxis keinesweges einerlei mit den Anfängen der Theorie, sondern folgt dieser nach. Was wir das Praktische der Philologie genannt haben, ist also eigentlich das Elementarische derselben, und da dieses von dem übrigen nicht geschieden werden kann, so hebt sich jener Gegensatz völlig auf. Nicht einmal soweit ist er haltbar, dafs etwa die ergründende Behandlung der Elemente eine mindere Befähigung erforderte; denn wie schon Quin-

tilian bemerkt, sind selbst die Anfänge der Grammatik, wenn man in ihr Heiligthum eingedrungen ist, nicht blofs den Geist von Knaben zu schärfen, sondern die tiefste Gelehrsamkeit und Wissenschaft (*altissimam eruditionem ac scientiam*) zu beschäftigen geeignet: die wahre Einsicht in die wissenschaftlichen Gegenstände beruht gerade in der Zurückführung auf die einfachsten Gründe (die ἀρχάς), in der Auflösung des gesammten Stoffes in seine einfachsten Bestandtheile, und es ist des gröfsten Meisters nicht unwürdig sich den ersten Elementen zu widmen, wie umgekehrt nichts nachtheiliger ist, als wenn nicht selten Männer, welche der Wissenschaft nicht mächtig sind, mit grofser Anmafsung und Ueberhebung sich zu Reformatoren der Methode aufwerfen. Der andere der Gegensätze, welche ich erwähnt habe, ist der des Morgenländischen und des Klassischen. Die Zeit ist längst vorüber, da sich das Studium der morgenländischen Sprachen und morgenländischen Litteratur blofs an unsere heiligen Bücher und also an die Theologie anschlofs; allmälig hat sich unserem Blicke der ganze Orient entfaltet: neben den Semitischen und anderen unserer Sprachbildung ferner liegenden orientalischen Sprachen haben wir, als dem Klassischen und Germanischen näher verwandt, einen reich gegliederten Sprachstamm kennen gelernt, dessen edelster Zweig das Sanskrit ist, und besonders an letzterem in Verbindung mit den Sprachen des klassischen Alterthums und mit unserer Muttersprache hat sich die vergleichende Sprachforschung hervorgebildet. Gleichzeitig sind wir tiefer in das Phönicische eingedrungen, und man hat endlich auch zu den geheimnifsvollen Schriftzeichen der Aegypter, sowie zu ihrer Sprache, zugleich mit näherer Kenntnifs ihrer Kunstdenkmäler, den Schlüssel gefunden, wenn er auch noch nicht immer eben leicht und vollkommen schliefst. Wie verschieden auch das Morgenländische und das Klassische sein mag, kann sich bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Sprachforschung die Grammatik der klassischen Sprachen nicht mehr der Verbindung mit der vergleichenden Grammatik der Indo-Germanischen Sprachen entschlagen: schon hierin ist eine Gemeinschaft der morgenländischen Philologie mit der klassischen hinlänglich begründet; und um die Streitfrage bei Seite zu lassen, welchen Einflufs das Morgenland und vorzüglich Aegypten auf die klassischen Völker des Alterthums

gehabt, mufs auf jeden Fall zugegeben werden, dafs nicht nur die spätere Geschichte des Morgenlandes, besonders seit der Herrschaft der Perser in den östlichen Küstenländern des Mittelmeeres, mit der Geschichte der klassischen Völker verweht ist, sondern dafs auch wie die Sprachen, so die ältesten Vorstellungen der vorgenannten morgenländischen und der klassischen Völker unbeschadet der streng ausgebildeten Hellenischen Eigenthümlichkeit vielfache Berührungspunkte haben, am deutlichsten in Religion und Mythologie, und dafs die Geschichte der klassischen Kunst, welche wir als einen Theil der Philologie in Anspruch nehmen, von der Kenntnifs der morgenländischen Kunstdenkmäler nicht getrennt werden kann: ja ich möchte behaupten, wie sich die vergleichende Sprachenkunde gebildet hat, ebenso dürfte sich eine vergleichende Culturgeschichte des gesammten Alterthums mit der Zeit als eine Hauptaufgabe der philologischen Wissenschaft herausstellen. Statt also einen Gegensatz zwischen den morgenländischen und den klassischen Studien setzen zu wollen, mögen wir vielmehr das in unserem Vereine dargestellte Band derselben freudig begrüfsen. Jedes dieser beiden Gebiete ist freilich wieder viel umfassend und in sich sehr mannigfaltig, und besonders das Morgenländische zerfällt in viele nach den Volk- und Sprachstämmen gesonderte Zweige, von denen fast jeder der ungetheilten Thätigkeit eines Gelehrten reichlichen Stoff bietet. Auch die klassische Philologie, um bei dieser, die mir zunächst liegt, noch einen Augenblick stehen zu bleiben, begreift, wenn die Philologie, wie ich sie mit den meisten fasse, die historische Construction des gesammten Lebens, also sämmtlicher Bildungskreise und Erzeugnisse eines Volkes in seinen praktischen und geistigen Richtungen sein soll, eine Unendlichkeit von Gegenständen, die kein Einzelner alle mit gleicher Tiefe wird ergründen können, wenn er auch den Geist eines Aristoteles oder Leibniz und ihre den meisten von uns fehlende Mufse hätte. Aber diese Unendlichkeit, welche die Philologie mit aller Wissenschaft theilt, ist gerade die Bedingung und der kräftigste Sporn des muthigen Strebens nach Erkenntnifs, welches erschlaffen und endlich aufhören würde, wenn nicht jenseits jedes erreichten Zieles ein neues entfernteres gesteckt wäre: und was Sokrates vom Eros sagt, er sei ein Philosoph, weil er, ein Sohn des Poros

und der Penia, des Wissensreichthums noch nicht theilhaftig sei, sondern nach dem Wissen strebe, leidet auch auf den Philologen seine Anwendung; ja, wie der Philosoph eben von der Liebe zur Weisheit genannt ist und nach der Ansicht dessen, der dieses Wort erfunden hat, freilich nicht mit voller Uebereinstimmung derer, die alles Wissen fertig gemacht zu haben und vollkommen zu besitzen glauben, die Sophia fort und fort erstreben soll, ohne jemals befriedigt zu sein, so ist auch in dem entsprechenden Namen der Philologie mit feinem Sinne nicht der vollständige Besitz sondern die Erstrebung des Logos in nie versiegender Liebe zu demselben ausgedrückt. So ist unsere Philologie eine unendliche Aufgabe, deren Lösung wir durch Annäherung entgegengehen, und wenn nicht aus anderen Gründen, wird sie schon aus diesem niemals aufhören und untergehen, weil sie niemals erschöpft und geschlossen werden kann. Eben darum kann sie auch nicht in eines Einzelnen Geist in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet werden; nach ihrer vollen Bedeutung ist sie nur in der Gesammtheit ihrer Bekenner ideell verwirklicht, in unzähligen Geistern mannigfach vertheilt und mehr oder minder vollkommen dargestellt, und doch in allen, die dazu berufen sind, ebendieselbe, wie die Idee der Menschheit in unzähligen Individuen sich wiederholt. Diese Vertheilung und Zersplitterung hat unstreitig in unserem Zeitalter sehr überhand genommen, in welchem der gefeierte Grundsatz von der Theilung der Arbeit sich auch in der Wissenschaft in hohem Grade zur Geltung gebracht hat: daher sind eine Menge, ja wir können sagen eine Fluth monographischer Schriften entstanden, welche alle kennen zu lernen schwierig ist, die aber gewifs zur Erweiterung unserer Kenntnisse sehr viel beitragen; und ist von dieser Richtung das Mikrologische nicht ganz fern zu halten, so hat dieses, wenn nur das Gröfsere nicht darüber vernachlässigt wird, eben darin seine Rechtfertigung, dafs nichts in der Wissenschaft so klein ist, um ohne Schaden übersehen zu werden, und man darf der Philologie, die nur mit unbewaffnetem Auge des Geistes sehen kann, ihre Mikrologie ebensowenig verargen als der Naturforschung die Mikroskopie, wenn letztere auch wichtigeres als erstere an das Licht bringt. Dennoch wird bei aller nothwendigen Gliederung durch eine zu grofse Theilung der Arbeit bis in zu kleine Mas-

sen hinein unser Wissen gefährdet werden können, weil jede Einzelheit erst in dem Zusammenhange eines gröſseren Ganzen die richtige Beleuchtung gewinnt und zur Ergründung jedes Besonderen ein Wissen von sehr vielem anderen erforderlich ist; wie bei der Theilung der mechanischen Arbeit der Theil, welcher jedem Arbeiter zufällt, eine voraus festgesetzte Uebereinstimmung mit jedem der anderen Theile hat, wie zum Beispiel bei den Aegyptern die einzelnen Glieder gröſserer Bildwerke, obwohl von verschiedenen Personen, doch nach einem gegebenen Kanon gefertigt wurden, so muſs der monographische Arbeiter zwar nicht nach einem ihm von auſsen gegebenen Gesetz, was nur für die mechanische Arbeit dienen kann, wohl aber nach der ihm selber einwohnenden Idee des Ganzen hinblicken und dieses niemals aus den Augen verlieren. Daſs aber diese Idee lebendig erhalten werde, dazu möchte es vorzüglich dienlich sein, wenn je nach dem jedesmaligen Fortschritt der Wissenschaft einer und der andere mit philosophischem Geiste das Ganze oder groſse Theile desselben construiren und dadurch zeigen wird, wie alles Einzelne darin nothwendig sei; nur nicht ohne daſs er sich vorher selber im Einzelnen erprobt und bewährt habe, da er sonst Gefahr läuft, leere Fächer und Schematismen statt lebensvoller Gestalten hinzustellen. Wird jene organische Einheit aller Theile lebendig erkannt, so verschwinden denn auch von selber die feindseligen Bekämpfungen der verschiedenen Richtungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie, wie der grammatischen, der sogenannten sachlichen, der kunstarchäologischen und dergleichen, weil alle diese als gleichberechtigt und für die Philologie als gleich sachliche erscheinen.

Obgleich nun wir zusammen eine enge Gemeinschaft des wissenschaftlichen Lebens bilden, so kann uns doch nicht einkommen, uns von der übrigen Wissenschaft abzuschlieſsen oder auszusondern. Der innige Zusammenhang aller Zweige des Erkennens und der gemeinsame Vortheil, der für jede Verbindung, sie sei politischer oder anderer Art, die sicherste Gewährleistung der Eintracht ist, legt allen wissenschaftlichen Männern die Pflicht auf, sich als Glieder der groſsen und Einen Gelehrtenrepublik zu fühlen, in welcher die besonderen Vereine sich nur wie die einzelnen Staaten eines Völkerbundes verhalten. Will man auch

den philologischen Uebermuth, welcher unser Wissen oft über alles andere erhoben, welcher der Philologie in einer ihrer Hauptthätigkeiten, in der Kritik, sogar eine besondere Göttlichkeit durch den doch sehr selten bewährten Ehrentitel *„diva critica“* beigelegt hat, will man diesen, sage ich, auch der Begeisterung eines jeden für sein Fach, die nicht nur erspriefslich sondern nothwendig ist, zu Gute halten: so ist doch der wahrhaft sittliche Standpunkt der Gelehrten jedes Faches der einer wechselseitigen Anerkennung und Annäherung, mit dem Bewufstsein, dafs wie verschieden auch die Wege der verschiedenen Wissenschaften seien, jede ihre Berechtigung habe und jede das Ihrige thue. Diese sittliche Anforderung wird jederzeit den Sieg davon tragen: die Philologie hat daher in den Lägern der Wissenschaft keinen Feind und von dieser Seite her nichts zu befürchten. Allerdings sind die Philologie und die Philosophie schon ihren vielumfassenden Namen nach zunächst und als die allgemeinsten Richtungen des Erkennens einander nebengeordnet und dadurch zugleich geschieden und entgegengesetzt, wie bereits Plotin und seine Schüler ausgesprochen haben: aber dessenungeachtet sind thatsächlich beide sich meist befreundet geblieben, und weit entfernt dafs jener Gegensatz ein unauflöslicher sei, wage ich vielmehr zu behaupten, dafs beide, auf dem Gebiete des Geistes und abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden Naturphilosophie, von einem entgegengesetzten Ausgangspunkt zu demselben Ergebnifs führen müssen, wenn beide den richtigen Weg gehen, und wenn die Philologie, wie sie meines Erachtens soll, vom Einzelnen und durch dasselbe sich zur Idee und über eine rohe Polyhistorie erhebt, und die Philosophie, nicht in blofse Abstractionen verloren, mit der Idee das Einzelne durchdringt. Hat ein grofser Philosoph uns die Schmach angethan, die Philologie ein Aggregat zu nennen, so hat er ihr wohl in manchen Beziehungen nicht Unrecht gethan; statt darob zu zürnen, steht es uns besser an zu bewirken, dafs dieser Aggregatzustand durch wissenschaftlichere Behandlung des Ganzen aufgehoben werde. Ebensowenig wird die Philologie als Wissenschaft jemals von den Naturwissenschaften beeinträchtigt werden können: denn diese liegen auf einem ganz anderen Felde, und es ist undenkbar, dafs die Philologie, welche die Geschichte des Geistes zu ihrer Aufgabe hat, durch die Be-

trachtung der Natur je könne verdrängt werden, da der Geist nie darauf verzichten wird, sich in seinen eigenen früheren Entwickelungen kennen zu lernen. Ich will nicht damit ermüden, dafs ich auch die anderen Zweige des Wissens in derselben Beziehung betrachte: aber ich glaube keinen Widerspruch zu finden, wenn ich sage, dafs fast jede Wissenschaft bei der Philologie, und die Philologie bei jeder sich Rathes erholen könne und müsse; und um nur bei dem zweiten dieser Sätze stehen zu bleiben, so scheint mir der Philolog recht eigentlich darauf angewiesen zu sein, wie Sokrates bei den Meistern jedes Faches umherzugehen, nicht wie dieser um zu sehen, ob sie weiser seien als er oder nicht, sondern um von ihnen das zu lernen, was ihm als Element für sein eigenes grofses Werk zu wissen nothwendig ist.

Wenn also von keiner wissenschaftlichen Seite eine Beeinträchtigung der Philologie zu besorgen ist, wie kommt es, dafs dennoch nicht wenige der Philologen selbst Befürchtungen für sie hegen? Die Antwort ist ganz einfach: giebt es irgend eine begründete Besorgnifs vor einer der Philologie feindseligen Macht, so kann diese Macht nur eine unwissenschaftliche sein, für deren Bezeichnung das Wort „Barbarei“ das umfangreichste und gewichtigste ist. Wie finstere Gewalten auch auf unserer Zeit lasten, bekenne ich doch, weder vor zwanzig Jahren, als zuerst eine trübe Weissagung von drohender allgemeiner Barbarei erscholl, noch in den letztverflossenen hiervon erschreckt worden zu sein, und in beiden Fällen hat schon die nächste Zukunft die prophetischen Stimmen Lügen gestraft. Unstreitig sind aber einzelne aufser der Wissenschaft liegende Elemente vorhanden, welche besonders gegen die philologischen Studien gerichtet sind, und zwar zunächst gegen die klassischen, gegen diese nur darum mehr, weil sie einen gröfseren Einflufs auf die Jugendbildung haben, während sie grundsätzlich ebensowohl die morgenländische Philologie befeinden müssen und sie in den Fällen auch befeindet haben, wo sie ihnen begegnete und in den Gesichtskreis kam. Als die gefährlichen Träger dieser feindseligen Elemente dürfen wir nicht sowohl den grofsen Haufen der völlig ungebildeten und unwissenschaftlichen ansehen, denen die geistigen Waffen ganz fehlen, womit sie Wissenschaft und Gelehrsamkeit befehden und bekämpfen könnten, als vielmehr die keines-

weges talentlosen und sogar sehr beredten Halbwisser und Halbgelehrten, welche ohne sich in irgend eine Wissenschaft vertieft zu haben und diese an sich zu würdigen und zu lieben, es sich zum Geschäfte machen, die Beziehungen der Wissenschaft auf den Staat, das Volksleben, den sogenannten Geist der Zeit und seine Erfordernisse und Bedürfnisse je nach ihrer eigenthümlichen Richtung festzustellen, um danach den Werth oder Unwerth der Wissenschaften zu messen; zwitterhafte Wesen zwischen Gelehrten und Politikern, erfüllt von dem Drange das ganze Leben der Menschheit umzugestalten und eine neue Bildung auf neuen Grundlagen aufzubauen. Von hier gehen fast alle Angriffe auf die Philologie aus; ich würde ohne Einschränkung sagen „alle", wenn nicht noch einer von ganz entgegengesetzter Seite käme, nämlich der, dafs das Studium des klassischen Alterthums dem Christenthume Eintrag thue. Jene anderen dem Anscheine nach heutzutage wirksameren Geschosse, welche gegen die Philologie abgesandt werden, lassen sich auf folgende drei zurückführen: erstlich, alle Bildung müsse volksthümlich und darum auch ganz vorzüglich auf die geringeren Klassen berechnet sein, wozu diese pedantische und todte Gelehrsamkeit nicht tauge; zum anderen, das Wohl des Volkes beruhe in den sogenannten materiellen Interessen, wozu diese unsere Gelehrsamkeit nichts beitrage noch hinzufüge; drittens, unseres Zeitalters und Volkes Bildung stehe schon für sich auf festen Füfsen und könne der antiken Bildungsmittel entbehren, nachdem sie bereits überboten seien, überhaupt aber müsse eine noch nicht dagewesene und über alle Vorzeit erhabene freie Bildung errungen werden. Obgleich ich mir nicht zutraue, dieser erleuchteten Versammlung irgend etwas darbieten zu können, was nicht jeder von Ihnen ebenso gut oder besser weifs als ich, möge es mir gestattet sein, noch einige ins kurze gezogene Bemerkungen an diese Punkte anzuknüpfen, ohne dafs ich Ihre Geduld zu lange in Anspruch zu nehmen gedächte. Der zuerst angeführte Vorwurf des Antichristlichen entspringt weniger aus der Stimmung dieses Zeitalters als aus einem seine Grenzen überschreitenden Glaubenseifer, der dem Christenthume sowenig ausschliefslich eigen ist, dafs er sogar schon den Anytos und Meletos gegen Sokrates, wie viele andere im Alterthum gegen die Lehren der Wissenschaft aufregte; der wissenschaftlichen Theo-

logen werden aber wenige sein, die sich an diesem Vorwurfe betheiligten, und wir sind vielmehr sowohl der Kirche des Mittelalters zum Danke verpflichtet, dafs sie uns die edlen Schätze des Alterthums erhalten und überliefert hat, als der Kirchenverbesserung des sechzehnten Jahrhunderts, dafs sie ganz vorzüglich diese Studien gefördert und gepflegt und in die Schulen eingeführt hat. Allerdings, denke ich, nähren diese Studien die Freiheit des Geistes; aber eine Kirche, die diese nicht ertragen könnte, würde nicht die Kirche im Geist und in der Wahrheit sein. Anderseits ist das gesammte Alterthum ungeachtet aller Verirrungen so erfüllt von religiösen Empfindungen, Gedanken und Anschauungen, und fühlte ein so tiefes religiöses Bedürfnifs, dafs weit mehr dieses als die Abgestorbenheit und der Ueberdrufs des Polytheismus die Alten selbst für die reineren und innigeren Lehren des Christenthums empfänglich machte. Ferner wer dürfte für eine ächt volksthümliche Bildung sich eher begeistern als die Bekenner der klassischen Philologie, da gerade sie ein Volk täglich gleichsam vor Augen haben, in welchem sich eine rein volksmäfsige, von fremdem Einflufs möglichst unabhängige Bildung vollendet hatte, und welches alles von ihm aufgenommene Fremde alsobald in sein eigenes Wesen und sein eigenes Fleisch und Blut umwandelte? Freilich mufs man zugeben, dafs aus dem Grundsatz, die Bildung solle eine volksthümliche sein, sich der Gebrauch der klassischen Alterthumstudien zur Erreichung derselben nicht ableiten lasse, folglich wenn dieser Gebrauch gerechtfertigt sein soll, andere Gründe dafür vorhanden sein müssen: wenn jedoch zu irgend welchem Zweck aufser dem Einheimischen ein anderes sprachliches, litterarisches, geschichtliches, überhaupt im weitesten Sinne des Worts philologisches Bildungsmittel angemessen befunden wird, so ist gewifs keines dem Volksthume ungefährlicher als das Antike, weil damit nicht die Bildung eines anderen gleichzeitigen Volkes bewufst oder was noch schlimmer unbewufst übertragen wird, wie die Französische lange Zeit in die Deutsche eingeschwärzt worden, sondern das Antike eben nur die gemeinsame Wurzel und Grundlage aller Europäischen Bildung ist. Dafs unsere Studien sich in keiner Weise für den niederen Volksunterricht eignen, dabei brauche ich kaum zu verweilen; denn so wichtig dieser auch

ist und so sehr er aus allen Kräften und mit allen möglichen Mitteln gefördert werden mufs, wefshalb wir selbst seine Träger alle gern in unseren Kreis gezogen hätten, so würde es doch mit den Wissenschaften sehr übel bestellt sein, wenn sie nach dem Mafse der Anwendbarkeit auf diesen geschätzt werden sollten. Jene weitverbreitete Richtung der Zeit auf das, was dem praktischen Leben, dem Verkehr und Erwerb und Privatwohlstand Nutzen bringt, ist vortrefflich: denn sie erleichtert, fördert, schmückt das irdische Leben: doch wenn sie das Geistigere uns verkümmern, verbannen, ertödten will, ist sie banausisch und stöfst edlere Seelen um so mehr von sich ab, als sie sich mit ihrer Aphilokalie sogar noch brüstet; sie wird dann nothwendig misologisch und kann also freilich keine Philologie dulden, am wenigsten die des klassischen Alterthums, welches gerade jener banausischen Gesinnung längst den Stempel aufgedrückt hat, den sie verdient. Mögen doch jene ausschliefslichen Lobredner des sogenannten Nützlichen bedenken, dafs es auch ideale Güter giebt, mit deren Verluste zugleich die anderen ihren Werth verlieren! Und sollten wir etwa zu anmafsend sein, wenn wir mit einem grofsen Theile dieser uns zu beschäftigen behaupten? Was endlich diejenigen Aufstellungen und Forderungen betrifft, welche ich unter dem letzten der oben berührten Punkte zusammengefafst habe, so bin ich zwar weit entfernt zu glauben, es seien bereits alle Perioden der menschlichen Entwickelung abgelaufen und das Menschengeschlecht habe in keine neue Phase derselben mehr einzutreten: aber wie der grofse Platon, sogar während er im Begriffe steht ein völlig neues Ideal der Staatsgemeinschaft zu entwerfen, doch bescheiden genug ist zu gestehen, es sei schwer, eine bessere Erziehung ausfindig zu machen, als die von langer Zeit her gefunden worden, so halte ich es für eine titanische Auflehnung gegen die Weltgeschichte, wenn selbst der weiseste Mann oder das gebildetste Volk oder Zeitalter alles Alte im Sturmschritt der Emancipationswuth niederwerfen und alle Lehren der Vorwelt verschmähend allein aus sich eine neue Welt des Wissens und Handelns aufbauen wollte: vielmehr, wenn es nicht zu verwegen ist, über den künftigen Gang der Menschengeschichte zu weissagen, dürfte nach der etwas kühn so ge-

nannten Dialektik der Weltgeschichte die dritte grofse Weltperiode eine solche sein, in welcher die ächten Elemente des Antiken und des Modernen zu einer höheren Einheit innigst verschmolzen wären. Doch um dies dahin gestellt sein zu lassen (denn ich lege mir keine Sehergabe bei), so ist vermöge des Entwickelungsganges, welchen die Europäische Menschheit nicht ohne die Vorsehung genommen hat, unser ganzes Wissen mit tausend und aber tausend Fäden in das Antike so verschlungen und verwachsen, dafs man nicht willkürlich dieses eine herausschneiden kann, ohne das ganze Gewebe zu zerstören; und finge man erst an, die ältere Hälfte der Menschengeschichte und alles was das Alterthum uns vorgearbeitet hat zu vernachlässigen, so würden wir, um auf eigenen Füfsen zu stehen, den Füfsen den Boden entziehen, auf welchem sie gehen gelernt haben, oder die Grundmauern zerstören, nachdem wir bis zum Baue des Daches gekommen zu sein uns vorstellen. Ob übrigens das Alterthum, wie viele glauben, wirklich von uns soweit übertroffen sei, dafs wir dieses Bildungsmittels enthoben sein könnten, erlaube ich mir unbeschadet der Verehrung für alles Edle und Schöne und Grofse, was die neuere Welt erzeugt hat, bescheiden in Abrede zu stellen, und nur daran zu erinnern, dafs es eben noch nicht lange her ist, seitdem unsere Poesie, Philosophie und Plastik sich an dem Alterthum wieder erneut und sich eine höhere Weihe gegeben haben, und dafs es Thorheit wäre zu glauben, hiermit sei der Born des frischen Lebens erschöpft, welcher aus dem Alterthum zu uns herüberquillt und alle folgenden Zeitalter bis zu uns herab getränkt und erquickt hat. Fragen wir uns, worin die grofsen Fortschritte unserer Zeit liegen, so werden wir unbefangen kaum eine andere Antwort geben können als die, welche ich bei anderer Gelegenheit vor kurzem zu entwickeln versucht habe, dafs wir grofs geworden sind durch die Empirie, dafs aber die Grundideen des schöpferischen Geistes und die Urformen des Schönen eine alte Prometheische Mitgabe für die Menschheit sind, und das Alterthum, weil es diese mit jugendlicher Begeisterung erzeugt und kräftig ausgeprägt hat, einen unvergänglichen Werth für die gesammte Nachwelt behält. Dies haben unsere Vorfahren erkannt, dies und ähnliches, was damit zu-

sammenhängt, die gebildetsten unserer älteren Zeitgenossen, die Schöpfer unserer vaterländischen Litteratur, selbst diejenigen, deren eigener Charakter sich von dem Alterthum am meisten entfernt. Wer könnte weniger antik sein als Jean Paul? Desto gewichtiger ist es, wenn dieser feinfühlende Humorist sagt: „die jetzige Welt versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der grofsen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkte des späteren Lebens nähme“. Und hätten nicht auch wir Staatsmänner gehabt und hätten sie noch, welche die hohe Bedeutung der klassischen Bildung für uns erkannt und diese in sich aufgenommen und ihre Verbreitung durch den Unterricht gewollt haben, so müfsten wir beschämt zurücktreten, wenn ein Französischer Staatsmann, wenn Thiers uns belehrt: nicht blofs Worte seien es, welche der Jugend mit dem Latein und dem Griechischen gelehrt würden; es seien edle und erhabene Dinge, es sei die Geschichte der Menschheit in einfachen, grofsen und unauslöschlichen Bildern; und in unserem Jahrhundert die Jugend von der Quelle des einfachen antiken Schönen zu entfernen, sei nichts anderes als unsere sittliche Erniedrigung beschleunigen. „Lassen wir die Jugend im Alterthum, wie in einer sturmlosen, friedlichen und gesunden Freistatt, die bestimmt ist, sie frisch und rein zu erhalten!“ Solange noch solche Stimmen erschallen (und sie sind nicht so vereinzelt, und werden sich, je mehr die Ruhe in die Gemüther zurückkehrt, noch mehren), solange ferner die Philologen selber das Ihrige thun, und die grofsen Häupter der Wissenschaft, unter denen wir seit der Zeit der letzten Zusammenkunft den Tod des edlen Gottfried Hermann zu betrauern haben, durch verwandte kräftige Geister werden ersetzt werden, vertraue ich, die Besorgnisse für unsere Studien nicht besonders theilend, jener urkräftigen Macht des Alterthums ebenso sicher, als Ovid der Unsterblichkeit des Aratos, die, obgleich dieser kein Stern erster Gröfse an dem Himmel antiker Bildung ist, sich dennoch glänzend bewährt hat. Haben diese Studien weit schlimmere Zeiten, haben sie die Völkerwanderung und das ganze Mittelalter, haben sie den dreifsigjährigen Krieg überdauert, in welchem fast gänzlich erloschen, sie dennoch bald wieder zu schöner Blüthe erstanden

sind, so werden sie auch die Zeit der neuesten Wirren überdauern, denen selber sie, zumal für das zerrissene Deutsche Vaterland, ein heilsames Gegenmittel in der leider zu oft überhörten politischen Weisheit des Alterthums bieten können. Meine Herren, theilen Sie dieses Vertrauen, diese Hoffnungen mit mir, so kann die Stimmung unserer Versammlung, soweit sie durch die Aussichten für unsere Studien bedingt ist, nur eine heitere und freudige sein!

XIII.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 9. Juli 1835.

Die Feier von Gedächtnifstagen verdienter Männer, der lebensvollste Ausdruck der jedem edlen und empfänglichen Gemüthe einwohnenden Dankbarkeit gegen die Abgeschiedenen, welche gesäet was wir ernten, hat nach der Verschiedenheit der Gefeierten und des Vermächtnisses, welches sie uns hinterlassen haben, eine sehr verschiedene Bedeutung. Gröfsere oder kleinere Gemeinden, Körperschaften, Anstalten haben Geschenke und Wohlthaten empfangen, deren Genufs den folgenden Geschlechtern zugute kommt; aber so bleibend die Wirksamkeit der nützlichen Stiftung ist, geht dennoch von dem Stifter, aufser seinem Namen und guten Sinn, wenig auf die Nachwelt über, weil weder aus dem gegründeten Werk eine grofse Persönlichkeit des Gründers hervorstrahlt, noch ein anderer das gewöhnliche Mafs überragender Einflufs auf die Gestaltung der Dinge ihm eine geschichtliche Bedeutsamkeit gesichert hat. Solchen wird man Gedächtnifstage weihen, nicht allein um dem eigenen Dankgefühl zu genügen, sondern damit ein wohlverdientes Andenken nicht erlösche, welches dadurch noch nicht erhalten sein würde, dafs in dem Namen der Stiftung etwa der Name ihres Urhebers fortdauert. Andere haben sich durch selbständige Geisteskraft als nothwendige Glieder gesetzt jener Kette der Entwickelungen, in welchen sich der menschliche Geist fortschreitend offenbart; ihr eigenstes inneres Wesen ist unmittelbar übergegangen in die Bildung der folgenden Zeit: sie leben weltgeschichtlich fort, und können nicht vergessen werden, selbst wenn ihr Gedächtnifs verpönt wäre: sie zu feiern ist vielmehr das eigene Bedürfnifs des späteren Geschlechts, welches sich in ihren Strahlen sonnt, an ihrem Vorbilde kräftigt und erhebt. Leibniz gehört zu den letzteren. Wie es seinen

Ruhm nicht verminderte, dafs seiner Leiche niemand als sein getreuer Eckhart folgte, wie sein Ruhm um keinen Zoll gewachsen wäre, wenn der ganze dazu geladene Hof ihm die letzte Huldigung erwiesen hätte; so konnte er um nichts gröfser oder geringer werden, wenn unsere Akademie Leibnizen diesen Ehrentag einsetzte oder nicht einsetzte: ja damit, dafs sie diesen Tag zu begehen erst angefangen hat, nachdem mehr als ein volles Jahrhundert die Gröfse des Gefeierten anerkannt, hat sie selber ausgesprochen, sie ehre sich in einem Namen, zu dessen Ehre nichts mehr hinzuzufügen blieb, und ein Bekenntnifs abgelegt, in seinem Geist wirken zu wollen, damals vielleicht nicht ohne stillschweigende Beziehung auch darauf, dafs die Akademie wieder, nach seiner ursprünglichen Absicht, eine Deutsch gesinnte Gesellschaft der Wissenschaften sein sollte; doch freilich nicht mit feindlicher Stellung gegen ausländisches Verdienst, da Leibniz der ganzen wissenschaftlichen Welt angehörig, Europens Gesammtbildung in sich vereinigte, und einer aus falscher Vaterlandsliebe entspringenden Parteilichkeit um so abholder sein mufste, je empfindlicher sie, oder der Anschein einer solchen, ihm selber geworden war. Und wahrlich, auch ohne dafs er das erste Haupt des wissenschaftlichen Vereins gewesen wäre, aus welchem sich die Akademie hervorgebildet hat, konnte sie einen würdigern nicht wählen, den sie, gleichwie fast jede Körperschaft des Alterthums einen heroischen Ahnherrn verehrte, in welchem die Einheit der Verbundenen, und das Wesen ihrer Verbindung, zu einer einzigen Person verschmolzen sich abbildete, so als ihren eigenthümlichen, ihren Begriff in einer ungetheilten Persönlichkeit und lebendiger Bewegung erschöpfenden Heros hinstellte. Denn Leibniz war nicht etwa nur, wie Herder sagt, Mitarbeiter und Präsident der Gesammtakademie aller Europäischen Wissenschaften, sondern vielmehr er allein und an sich eine ganze Akademie, und zwar eine solche, welche mit der reichsten Fülle des wissenschaftlichen Lebens in die Bildung der Mitwelt und Nachwelt eingriff: eine solche stellt er sowohl in seiner Aristotelischen, nicht etwa im Allgemeinen sich ergehenden, sondern in das Einzelnste aller Zweige des Wissens vertieften Umfassung, als in der Weise seiner Beschäftigung und Wirksamkeit vor. Gleichzeitig mit einem grofsen Nebenbuhler Erfinder mathematischer Formen, auf welchen

jene früher ungeahneten Erweiterungen und Fortschritte dieser Wissenschaft ruhen, in der Physik, Chemie, Geologie auf der Höhe, welche damals erreichbar war, entwickelte er zugleich zwar kein schulgerechtes philosophisches System, aber eigenthümliche Philosopheme, welche ein System in sich schliefsen; und sind auch die besondern Bestimmungen, in welchen er das ewig Wahre zu fassen suchte, sind seine Monaden und seine prästabilirte Harmonie nicht in dieser Form schlechthin gültig geblieben, so fühlt doch jedes tiefere Philosophiren sich seinem Erkennen nicht minder als dem Platonischen befreundet, weil es in demselben trotz späterer Verflachung und Verunstaltung eine höhere und ächt speculative Richtung entdeckt: denn er suchte, nach eigenem Ausdruck, erhaben über Sinne und Einbildungskraft, den Ursprung der Erscheinungen in dem intellectuellen Gebiete. „Ich schmeichle mir", sagt er irgendwo, „hiervon einige Ideen zu haben, aber dieses Zeitalter ist nicht gemacht, sie aufzunehmen"; ein Ausspruch, der ebensowohl auf seine historischen und sprachwissenschaftlichen Plane, und auf seine religiösen und kirchlichen Ueberzeugungen und Entwürfe Anwendung leidet, deren einige erst unsere Zeit in ihrem vollen Umfange zu verwirklichen beginnt, andere nach kleinen Anfängen noch der Zukunft vorbehalten bleiben. Er hatte den Platon und Aristoteles in der Ursprache gelesen, und ihre Vereinigung sich frühzeitig zum Ziele gesetzt; seine ausgebreiteten Kenntnisse in der übrigen klassischen Philologie lassen sich, obgleich ihre Früchte nicht vorliegen, aus seinen jugendlichen, theils unausgeführt gebliebenen, theils untergegangenen Versuchen zu Ausgaben des Petronius und Martianus Capella ermessen; seine Absicht, über die Nachahmer des Lipsius zu schreiben, zeigt eine ächt philologische Aufmerksamkeit auf die Formen der Darstellung, und seine dichterische Beschreibung des neu entdeckten Phosphors ist des Lucretius nicht unwürdig. Selbst mit Römischen Münzen und Griechischen Inschriften beschäftigte er sich, und löste wenigstens in letzteren auch schwierigere, kaum den Männern vom Fach durchdringliche Aufgaben. Die Etymologie sowohl an sich als in Bezug auf Ursprung und Zusammenhang der Volkstämme, und insbesondere die Alterthümer der Muttersprache beschäftigten ihn vielfältig. Mit jenen grofsartigen Unternehmungen für Geschichte und Urkunden-

kenntnifs verband er die Rechtslehre und die Thätigkeit des Publicisten, mit den höchsten theologisch-philosophischen Betrachtungen wie später Lessing ein Bibliothekariat; und von der Erforschung des göttlichen Weltplans herab, senkte sich sein Blick bis zur Verbesserung der Kutschen, zum Maschinenwesen, zu Bergbau und Zucht des Seidenwurms, welche er in seinem Garten betrieb. Ganz akademisch, hat er niemals öffentlich gelehrt, sondern nur seine Gönnerinnen, jene hochgesinnten und geistreichen Fürstinnen, sind unmittelbar in seiner Schule gebildet; an allen gelehrten Bestrebungen des Zeitalters hat er den Antheil einer vollständigen Akademie genommen, und einen gröfseren Briefwechsel als eine solche mit allen Personen von wissenschaftlicher Bedeutung unterhalten: selbst die Farbe des Hofnamens, die öfter zum Gespötte gedient hat, entsprach wenigstens der früheren Stellung der Akademien, und entrückte ihn der Pedanterei der Gelehrten seiner Zeit, die niemand für akademisch halten wird. Immer fafste er grofse Entwürfe, einige weder ihm noch anderen ausführbar; manche erforderten einen Verein von Kräften und fortgesetzte Bestrebungen vieler, wie gerade eine Akademie sie leisten könnte: er entdeckte die Lücken der Wissenschaften, gab zu ihrer Ausfüllung Ermunterung und Rath, und zeichnete die Plane vor. Gemeinsamen Studien zugethan, sehnte er sich nach dem Aufenthalt in einer grofsen Hauptstadt wie London oder Paris, um zu helfen und sich helfen zu lassen; denn viele Dinge, sagt er, können nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden. Darum erfüllte ihn der Gedanke, umfassende wissenschaftliche Vereine zu gründen, in welchen viele zusammenwirkend leisteten, was Einem zu bewirken versagt ist, und welche zugleich durch briefliche Mittheilung den allgemeinen Zusammenhang aller wissenschaftlichen Völker beförderten, und gleichsam ein einziges Universalreich der Erkenntnifs vorbereiteten: dieser Gedanke reizte ihn fortwährend, in verschiedenen Hauptstädten Deutschlands, zu Berlin, Dresden und Wien die Stiftung von Akademien zu betreiben; und es gelang ihm zu Berlin.

Obwohl bedeutendere Geisteserzeugnisse Seiten haben, welche Anfangs verborgen, erst im Laufe weiterer Entwickelung heraustreten, wie das Gedicht und jedes ächte Kunstwerk manchen Sinn einschliefst, welchen der Künstler nicht mit Bewufstsein

hineinlegte; so läfst gewöhnlich doch das menschliche Werk nach seiner ersten Geburt, gleichsam noch nackter und durchsichtiger, und von allem Schmuck und Beiwerk, womit es nachher behangen wird, entblöfst, sein inneres Wesen klarer durchscheinen. Dies gilt auch von den Akademien, namentlich von der, welche Leibnizen ihr Dasein verdankt. Dem ehrenwerthen Bestreben unserer Zeit, welches für alles einen Grund verlangt und das Bestehende nicht darum anerkennen will, weil es besteht, lag es nahe, die Lebensfrage aufzuwerfen, wozu denn diese Akademien zumal in Deutschland dienten, und warum sie vom Staate eingesetzt und unterhalten würden; sie hätten der Wissenschaft wenig erspriefsliches gebracht, die Berliner, sagt ein ehemals viel gelesener Schriftsteller über die Preufsische Monarchie unter Friedrich dem Grofsen, noch weniger als viele andere: und allerdings hat die Französische Akademie eine Herrschaft erlangt, wie keine Deutsche sie erringen konnte, weil sie viele und fast alle Lichtpunkte in der einen grofsen Hauptstadt vereinigte, und die Universitäten Frankreichs allmälig untergeordnete Anstalten wurden, während in Deutschland die letzteren, in vielen und getrennten Landschaften zerstreut, mit grofser Kraft und Lebensfrische sich des wissenschaftlichen Einflusses bemächtigten. Wollte man die Akademien nicht als Gegenstand eitlen Glanzes, als einen entferntern Anhang des Hofstaates betrachten, so rettete man sie als Vertreterinnen der Wissenschaft in den Hauptstädten, von welchen man die unruhigen Universitäten ferne hielt. Doch die Verlegenheit, jenen noch eine bedeutsame Stelle in dem Reiche der Wissenschaft anzuweisen, mufste wachsen mit der Verpflanzung der Universitäten in Hauptstädte, wo sie noch mehr hervorleuchteten. Es kommt darauf an, jeder von beiden Anstalten einen unterschiedenen und gültigen Werth beizulegen. Die Ansicht, welche sich zunächst darbietet, die Universitäten halte der Staat als Lehranstalten zur Bildung seiner Diener, in der Akademie erkenne er, und dies von Rechtswegen, die reine Wissenschaft ohne alle Staatszwecke an, leiht dem Staate für die Akademie diejenige Freisinnigkeit, welche seiner würdig ist, nimmt sie ihm aber in seinem Verhältnifs zu den Universitäten. Auch diese soll der Staat um der reinen Wissenschaft willen halten, weil die Wissenschaft selber schon, ohne besondere Zwecke, das

Lebenslicht des menschlichen Geschlechtes ist und dieses Licht von den niedern und höhern Schulen aus auch den Staat durchdringen mufs; wird auf hohen Schulen manches Praktische gelehrt, so treiben ja dergleichen auch Akademien der Wissenschaften, und jenen sowenig als diesen ist das blofs Praktische die Hauptsache, sondern nur besondern und geringern Schulen, in welchen Diener zugerichtet und zugestutzt werden sollen. Dafs wenigstens die Deutschen Universitäten selbst, die ihre Bestimmung doch am besten erkennen möchten, ihre Stellung unangefochten von einsichtsvollen Staatsmännern als eine rein wissenschaftliche begriffen haben, dafür giebt den entscheidendsten Beweis die reine Wissenschaft selbst, die Philosophie, welche sich nach Leibnizens Anstofs durch alle ihre Stufen durch von Christian Wolf bis auf unsere Zeiten herab ausschliefslich auf den Universitäten entwickelt hat: nicht zu gedenken, dafs die Universitäten von Anbeginn nur im Staate, aber völlig unabhängig von dessen besondern Zwecken gewesen sind. Ueberdies ist jene Ansicht, die Akademie sei nur die Anerkennung der reinen Wissenschaft im Staate, nicht sehr verschieden von derjenigen, welche Friedrich der Grofse beseitigen wollte, wenn er sagte, „dafs die Akademie nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein solle"; denn die Aufstellung einer Körperschaft als blofse Anerkennung, ohne die Forderung einer eigenthümlichen Leistung, wie eine solche an die Universitäten gerichtet wird, dafs sie die gesammte Wissenschaft, welche ihnen mit der Akademie gemein ist, durch Lehre ausbreiten sollen, kommt doch einer Paradeaufstellung sehr nahe. Leicht erzeugt auch die genannte Ansicht ein negatives, mehr oder minder unthätiges Verhalten und vornehmes Abschliefsen; und wenn bei dem gegenwärtigen Zustande des Reiches der Wissenschaft die mannigfachen beurtheilenden Zeitschriften dasjenige vorstellen, was im Staatsleben die öffentliche Meinung und freie Presse ist, die Universitäten aber derjenigen Staatsgewalt vergleichbar sind, welche aus dem bewegten Elemente des Volkes hervorgeht, so dürfte wohl ein jener vornehmen Ueberzeugung lebender Akademiker glauben, er lasse sich auf dem bequemen Sessel einer wissenschaftlichen Pairie nieder.

Leibniz war weit entfernt von dergleichen Vorstellungen. Freilich huldigte er und der Stifter der Preufsischen Gesellschaft

der Wissenschaften nicht den Grundsätzen einer gemeinen Nützlichkeit, und es scheint fast bedeutsam, daſs diese bald in Verfall gerathene Stiftung, von welcher er sich indeſs längst zurückgezogen hatte, dennoch erst im nächsten Jahre nach seinem Tode, um völligem Untergang zu entgehen, ein medicinisch-chirurgisches Collegium für Feldscheerer errichten muſste: aber ihm schwebte doch ein positiver Charakter einer Akademie mit einer eigenthümlich bestimmten wissenschaftlichen Thätigkeit vor, und zwar sein eigener, den er auſser sich in einer Gesellschaft vieler dauernd verwirklichte: und hierin liegt das Unterscheidende einer Akademie oder öffentlichen gelehrten Gesellschaft gegen andere wissenschaftliche Anstalten und zunächst gegen die hohen Schulen. Die Akademien und Universitäten verfolgen gemeinsam die Erweiterung und Ausbreitung der gesammten Wissenschaft mittelst lebendiger Gemeinschaft und Mittheilung ohne einschränkende Beziehungen; der Staat setzt und unterhält beide, weil die Erreichung sämmtlicher sittlichen Zwecke des Menschen, also auch des höchsten, der Erkenntniſs, seine Aufgabe ist, und die umfassendsten wissenschaftlichen Anstalten unter den gegebenen Verhältnissen ohne seine Beihülfe ihre Bestimmung nicht vollständig erreichen können; dafür nimmt er von beiden jenen auch von Leibniz nicht gering geachteten praktischen Nutzen hin, welchen die ächte Wissenschaft für alle Zweige und Kreise des menschlichen Lebens reichlich abwirft. Aber die Art der Gemeinschaft und Mittheilung ist verschieden; die Universitäten enthalten eine Gemeinschaft der Meister mit Schülern, die Akademien der Meister mit den Meistern; welche letztere als eine eigenthümliche Gestalt des höchsten wissenschaftlichen Lebens ihre Berechtigung so gut wie die andere in sich, und folglich unabhängig von dem gröſseren oder minderen Bedürfniſs der Zeitalter auf Gültigkeit Anspruch hat, sobald das Bedürfniſs überhaupt einmal erwacht ist und lebendig bleibt. Dieses wird aber niemals ersterben. Wie eine Encyklopädie aller Wissenschaften und wieder jedes besonderen Hauptfaches nöthig ist, so bedarf das wissenschaftliche Leben einer umfassenden Gesellschaft der Meister, damit die einzelnen Glieder in lebendigem Zusammenhange bleiben; denn nur wenigen Geistern ist es vergönnt, wie Leibniz den ganzen Körper des menschlichen Erkennens zu tragen und zu beherrschen. So-

dann fördert zwar, wie man täglich hört, auch in der Wissenschaft die Theilung der Arbeit, welche auch Leibniz beabsichtigte; aber je gröfser die Theilung wird (und sie beginnt fast bedenklich grofs zu werden), desto nothwendiger ist den einzelnen Arbeitern gemeinsame Berathung und die vielseitigste Berührung, damit sie nicht über ihren Besonderheiten das Allgemeine und Ganze aus den Augen verlieren. In auserwählter Gemeinschaft mifst der Meister sich am Meister; sie hält einen Spiegel der Selbsterkenntnifs vor, dafs auch der Gröfste, sich nicht überschätzend, stets das Bewufstsein gegenwärtig habe, sein Wissen sei nur ein beschränkter Theil des gelehrten Volksvermögens. Tiefe Blicke und Erfindungen sind allerdings die Frucht einsam geheimer Empfängnifs des Geistes; aber auch die äufsersten wissenschaftlichen Verirrungen werden in der Abgeschiedenheit ausgebrütet, und sind niemals von wissenschaftlichen Gesellschaften ausgegangen. Gemeinsamkeit der Studien vermindert und heilt den Irrthum; und dafs in dieser Gemeinsamkeit der Meister gerade das Akademische liege, haben diejenigen an ihrem Beispiele gezeigt, welche, wie mehrere unserer abgeschiedenen schmerzlich vermifsten Amtsgenossen, vorzugsweise und mit Vorliebe als Akademiker thätig waren. Ganz besonders aber sind die Akademien auf jene Dinge angewiesen, welche, wie Leibniz sagt, nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden können; sei es, dafs verschiedene Kenntnisse und Fähigkeiten dazu erfordert werden, oder die Sammlung des Stoffes und die Beschaffung der Hülfsmittel, selbst durch Reisen, wie sie Leibniz selber auch wieder unternahm, die Kräfte Einzelner übersteigt, oder der Bearbeitung des Gegenstandes die Mufse eines Einzigen nicht gewachsen ist: und gerade heutzutage bedürfen grofse und kostspielige Unternehmungen um so mehr der Unterstützung, je mehr die Litteratur in unendlichem Kleinhandel sich zersplittert. Gewifs hat unsere Akademie seit ihrer letzten Wiederherstellung in allen diesen Beziehungen und in den verschiedensten Zweigen des Wissens ihre Bestimmung nach Kräften erfüllt; hat sie ein anderes gemeinsames Werk, welches ihren Gesetzen nach ebenfalls in ihrer Bestimmung liegt, eine aus den Berichten ihrer Mitglieder zusammenzustellende fortlaufende Uebersicht des Zustandes und der Fortschritte der Wissenschaften, bis jetzo nicht geliefert, so liegt die

Ursache hiervon in ihren unzureichenden Mitteln. Endlich erweist sich der aufgestellte Zweck der Akademien insbesondere im Gegensatze gegen die hohen Schulen darin, dafs sie die Gemeinschaft der Meister über die Grenzen ihrer besondern Wohnsitze hinaus erweitern, theils indem sie alle Gelehrten zur Lösung bedeutender Aufgaben anreizen und ermuntern, wohin bei uns die akademischen Preisaufgaben gehören, welche wir an diesem Tage zu verkündigen pflegen, nicht ohne dafs unsere Absicht öfter schon mit dem günstigsten Erfolge für die Ausfüllung bedeutender Lücken der Wissenschaft gekrönt worden, theils indem sie durch auswärtige Mitglieder und gegenseitige Mittheilungen eine freundliche Verbindung unter sich und einen allgemeinen wissenschaftlichen Weltverkehr unterhalten.

Wenn alle von Staaten oder Fürsten gestifteten akademischen Vereine von der Platonischen Akademie zu Florenz an, und weiter zurück von dem Alexandrinischen Museum an, auf welches sich die Preisschriften beziehen, die wir nachher betrachten müssen, denselben Zweck, je nach den Verhältnissen und dem Geist der Zeiten verschiedenartig abgewandelt, verfolgt haben; so ist er auch bei Gründung der Gesellschaft der Wissenschaften, welche Leibniz durch Fürsprache der feinsinnigen Königin Charlotte bewerkstelligte, auf die besondere Weise der Zeit, theils ungemein naiv ausgesprochen worden. Der König, heifst es unter anderem, wollte eine gemeinsame Werkstatt anlegen, wo mit gesammter Hand an der Wissenschaft gearbeitet werden möge; denn zu deren fernerem Anwachse zu gelangen, dazu dienten Gesellschaften besser als einzelne Menschen, weil der Mangel des einen durch den andern ersetzt werde: ja man möchte nicht nur eine Gesellschaft der Personen, sondern auch der Völker wünschen, aufdafs ihre verschiedenen Eigenschaften und Geisteskräfte einander ergänzten. Obgleich nach der vaterländischen und frommen Gesinnung des Königs als Hauptzwecke angegeben sind, erstlich die Ansarbeitung und Erhaltung der Deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, zur Ehre und Zier des Deutschen Volkes, was schon aus jenem Gemenge von Deutsch und Latein, worin dies vorgetragen wird, sich als eine zeitgemäfse Forderung erweist, sodann die Behandlung der Deutschen, und insbesondere der Preufsischen, weltlichen und kirchlichen Geschichte,

endlich der Betrieb der morgenländischen Sprachen zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen; so umfaſste die Gesellschaft dennoch bereits den gröſsten Theil des Wissens in vier Abtheilungen, einer für Physik, Chemie, Arzneikunde und ähnliches, einer für Mathematik und ihre Anwendungen, einer dritten für die vaterländische Sprache und Geschichte, und einer vierten für die Litteratur, besonders die morgenländische: ob Leibniz die Philosophie ausschloſs, weil er dafür keine wirksame Theilnahme voraussetzte, oder weil er ihre Förderung von einer Gemeinsamkeit der Studien nicht erwartete, oder ob äuſsere Gründe bei dieser Ausschlieſsung obwalteten, ist ungewiſs. Jedenfalls verdient Friedrich der Groſse Dank, daſs er auch jene zufügte, weil sie, wie mächtig auch die Hindernisse gemeinsamer Verständigung in der Philosophie gewachsen sind, in jeder wissenschaftlichen Gesellschaft durch unvermerkten Einfluſs auf alle übrigen Bestrebungen wohlthätig einwirkt: schloſs er dagegen die Poesie und Beredtsamkeit aus, so wird die Folgezeit vielleicht auch diese aufnehmen. Auch die Erwerbung mannigfacher Hülfsmittel und die Anknüpfung von Verbindungen mit dem Auslande wurden schon unter Friedrich dem Ersten nicht vergessen, und besonders auf groſse wissenschaftliche Unternehmungen im Osten aufmerksam gemacht; Gedanken, die jenem Zeitalter, welches von der höchsten Wiſsbegierde beseelt war, Ehre bringen, und in den folgenden und dem jetzigen, wenn auch auf andere Weise, ihre Ausführung erlangt haben. Es ist bekannt, sagt der König, in was für einem besondern guten Vernehmen wir mit dem Moscowitischen Czaren stehen, und wie dieser Fürst zu den Natur- und Kunstwerken, sonderlich aber zur Schiffahrt groſse Lust bezeige: weil nun derselbe wegen seiner groſsen Macht und weitläuftigen Lande zu dem durch Aufrichtung der Gesellschaft erzielten gemeinsamen Zweck ein Groſses beitragen könne, solle bei Gelegenheit mit ihm Handlung gepflogen werden, daſs von den Preuſsischen Grenzen bis China nützliche astronomische und geographische Beobachtungen angestellt, und Bemerkungen über Völker, Sprachen, Sitten und unbekannte Natur- und Kunstgegenstände gemacht und der Gesellschaft zugesandt würden. Namentlich wird hierbei auf die Veränderung der Abweichung der Magnetnadel nach Orten und Zeiten hingewiesen; dieser Punkt könne so vom Rheine bis

an die Memel und weiter im Norden und Osten der Erde untersucht, und bei dieser Gelegenheit unter den barbarischen Völkern bis China das Licht des Christenthums angezündet werden, wozu der König vor andern Fürsten den Vortheil habe, den Bernstein zu besitzen, welcher unter allen Europäischen Waaren fast allein, in China hochgeschätzt und verlangt werde. Leibnizens Aufmerksamkeit auf die Abweichung der Magnetnadel, wovon er später in Torgau den Czar unterhielt, und auch seine Chinesischen Studien machen es trotz der scheinbar seltsamen Verbindung sehr ungleichartiger Dinge wahrscheinlich, dafs auch dieser Plan auf seiner Eingebung beruhte, und man erkennt auch in diesem seinen immer ins weite und der Gegenwart kaum erreichbare strebenden Geist. Wahrlich keine schönere Fügung, kein günstigeres Vorzeichen künftiger Blüthe konnte der Akademie zutheil werden, als dafs sie in diesem Geiste empfangen worden; und solange sie dieses Vorbildes würdig und dem Sinne getreu bleiben wird, welchen sie bei ihrer letzten Wiederherstellung durch nichts bestimmter als durch die Einsetzung unserer heutigen Feier kund gethan hat, wird sie, selbst nach dem beklagenswerthesten Verluste der schönsten und ihm verwandtesten Zierden, mit welchem auch die Wissenschaft der Hinfälligkeit alles Endlichen den schuldigen Tribut zahlt, unter dem Schutze eines edlen Königshauses in stets erneuter Jugendkraft aus gesundem Stamme frische Zweige und Blüthen treiben, und Früchte tragen zum Genufs der Mitwelt und für spätere Saat.

XIV.

Etwas über Wilhelm von Humboldt, gesprochen in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 9. Juli 1835.

Litteratur und Wissenschaft haben in der letzten Zeit in rascher Folge so viele und unersetzliche Verluste erlitten, dafs den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete unwillkürlich die öfter ausgesprochene Betrachtung sich aufdrängen mufste, die herrlichen Geister, welche den jetzigen Stand unserer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befestigt haben, und an deren mächtiger Kraft sich unser Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit so plötzlich abgerufen, dafs, während das jüngere Geschlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindestens zur Hoffnung derselben erstarkt sei, eine Kluft zwischen der Vergangenheit und Zukunft bleibe.

Der Freiherr Wilhelm von Humboldt, welcher unserer Akademie, unserem Staate, der gesammten gebildeten Welt vor kaum drei Monaten entrissen worden, hatte unter jenen Helden auf dem Felde der Wissenschaft und des ganzen geistigen Lebens keine geringere Stelle als im Staat errungen; bei seinem Grabe öffnete sich von neuem jene beklagenswerthe Kluft: wer unter uns lebenden berechtigte schon jetzt oder liefse hoffen, als sein Nachfolger und Ersatzmann zu gelten für das laufende oder das folgende Menschenalter? Gesetzt auch, die mannigfachen Richtungen, welche er in seiner Person vereinigte, könnten einzeln mit demselben oder ähnlichem Glück verfolgt, und so was er zu seinem Ziel gestellt, fortgesetzt, vielleicht auch in Kleinigkeiten noch vollständiger erreicht werden, weil die neuen Arbeiter jeglicher sich auf einen kleinern Theil des geistigen Gebietes beschränkten und dieses bis ins besonderste zu vollenden suchten: wiewohl Humboldt von den umfassendsten und allgemeinsten Ansichten

mit seltener Hingebung und Geduld bis in die geringsten und feinsten Einzelheiten hinabstieg, und gerade dieses mit zu seiner Eigenthümlichkeit gehörte, dafs er aus der Gesammtheit des unzähligen Mannigfaltigen den allgemeinen Gedanken hervorbildete, und ebenso diesen wieder bis in das besonderste organisch gliederte, den gesammten Stoff, welcher für andere todt da lag, mit Leben und Geist durchdrang, befruchtete und beseelte: doch gesetzt auch, säge ich, die Richtungen, welche er verband, würden in ihrer Trennung nicht ohne Glück verfolgt, so wird doch die grofse Persönlichkeit nicht wiederhergestellt, welche den vielseitigen Bewegungen die Einheit gab, die Einheit, in welcher zugleich die fruchtbarste Wechselwirkung verschiedener und gewissermafsen entgegengesetzter Thätigkeiten auf einander möglich wurde. Wenn der eine die Logik, der andere die Poetik oder Rhetorik, der dritte die Politik oder Erziehungslehre, der vierte die Thiergeschichte oder die Anatomie oder die Meteorologie vortrefflich behandelt und weiter fördert, so schreiten zwar die Wissenschaften für sich fort, aber alle diese einzelnen wissenschaftlichen Männer geben uns nicht den Geist des Stagiriten wieder, in welchem das Gesammte des menschlichen Wissens begriffmäfsig gestaltet seinen Mittelpunkt gefunden hatte, während die bedeutendsten Vertreter einzelner Lehren doch immer nur als Punkte in der Peripherie stehen: hier fehlt die gegenseitige Beleuchtung, welche der eine Theil des Erkennens dem andern zuwirft, und das Grofsartige, welches eben darin liegt, dafs in diesem einen Geiste unendlich viele Strahlen des Wissens als in Einem Brennpunkte zu dem stärksten Lichte versammelt und in die Monas einer einfachen Seele gleichsam zu unendlicher Dichtigkeit zusammengedrängt sind. Dasselbe wendet sich ohne weitere Ausführung von selber an auf die Verbindung der Thätigkeiten des Staatsmannes und Gelehrten, eine Verbindung, deren Wichtigkeit um so mehr einleuchtet, je mehr die gewöhnliche Geschäftsthätigkeit für idealere Betrachtung, und wissenschaftliches Leben für den Betrieb öffentlicher Geschäfte abstumpft. Wenn nun freilich letztere Vereinigung heutzutage nicht mehr in demselben Grade wie ehemals unstatthaft scheint, weil das wissenschaftliche Erkennen aus früherer Abgeschiedenheit herausgetreten ist und sich dem Kampfplatze des Lebens genähert hat, die-

Staaten aber empfänglicher für die Herrschaft des Gedankens geworden sind; worin wir einen wesentlichen Fortschritt des menschlichen Geschlechts finden zu dürfen glauben: so hat in neueren Zeiten doch schwerlich irgend einer die öffentlichen Verhältnisse zugleich und die Wissenschaft mit solcher Gröfse des Geistes und solchem Geschick gehandhabt als Wilhelm von Humboldt. Er war, wie wir alle wissen, nicht etwa blofs das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, der nur einer sehr untergeordneten Einsicht als Staatsmann gilt: obgleich er wie in der Wissenschaft, so in seiner öffentlichen Wirksamkeit auch dem Kleinen und Besondern Genauigkeit und Sorgfalt widmete: er war ein wirklicher, von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann, und wir wagen es zu sagen, und es wird in den verschiedenen Beziehungen, die in dem Worte liegen, verstanden werden, er war ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes. In der Wissenschaft zeigte er, wie viele Seiten und Theile derselben er auch in sich verknüpfte, nirgends sich etwa nur als vornehmen Liebhaber, noch fand man etwa den gewöhnlichen Fachgelehrten, sondern das Freie, Leichte und Zwanglose des erstern, der nur zu eigener Ergetzung sich mit der Wissenschaft beschäftigt, und die Gründlichkeit und Ausdauer des letztern; und überall unverwandt den Blick auf das Edlere und wahrhaft Menschliche, und dadurch sein ganzes Erkennen geläutert und zum Idealen erhoben. Philosophie und Poesie, Redekunst, geschichtliche, philologische, linguistische Gelehrsamkeit waren in ihm zu einer durch keinen Mifsklang gestörten Harmonie, und zu jenem wunderbaren Ebenmafs verschmolzen, welches das Gepräge der besonnensten Meisterschaft ist. Klarheit und Tiefe, hoher Verstand und eindringender Scharfsinn und lebendige Einbildungskraft, Würde und Anmuth, Bewältigung eines ungeheuern mit unermüdlichem Fleifse zusammengebrachten Stoffes, der mit strenger Technik für den Gedanken verarbeitet ist, und wieder der feinste Geschmack und ein zarter Sinn für vollendete Kunstform, mit Gewandtheit und antiker Plastik der Darstellung, geben seinen Werken ebensosehr dauernden Werth als eigenthümlichen Reiz. Genährt durch das klassische Alterthum blieb er diesem stets mit gleicher Liebe und Bewunderung zugewandt; seine reifere Jugend griff ein in die alles damals belebenden dichterischen, ästhetischen und specula-

tiven Richtungen der grofsen Bildner unserer Litteratur und Philosophie; aber wie Platons frühere dichterische Studien auch über seine späteren philosophischen Werke einen wundervollen Glanz verbreiten, so verklärt Humboldts nachmalige Forschungen über die Sprachen der gesammten Menschheit, in welchen er den ganzen Erdkreis in dieser Beziehung umspannend, früher kaum geahnetes in einem Mafse leistete, welches die Kraft des Einzelnen zu übersteigen scheint, die Glorie einer von dem Urbilde der Schönheit ursprünglich erfüllten Seele. Diesen Studien hat er neben erheiternden Poesien bis an das Ende seines Lebens mit einer schöpferischen Kraft gelebt, die selbst von grofser Körperschwäche nicht überwältigt werden konnte; und das letzte Werk hat er der Akademie, welcher er stets seine regste Theilnahme gönnte, als ein theures Vermächtnifs zurückgelassen. Nur als Einleitung zu dem, was hiervon heute mitgetheilt werden soll, spreche ich diese Worte; einer spätern Versammlung bleibt es vorbehalten, die akademische Pflicht gegen das Andenken des grofsen Mannes in einer ausführlichern Darstellung zu erfüllen. Das Werk, von welchem ich rede, und dessen Besorgung für den Druck der Verewigte dem Hrn. Dr. Buschmann übertragen hat, führt den Titel: Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Es besteht aus drei Büchern und einer Einleitung, welche den zweiten Band der Schriften der Akademie aus dem Jahre 1832 bilden werden; zugleich wird die Einleitung noch einzeln erscheinen. Das erste bereits gedruckte Buch, neun und dreifsig Bogen stark, handelt über die Verbindungen zwischen Indien und Java, und enthält eine grofse Anzahl Untersuchungen über Ursprung, Geschichte, Sprache, Religion, Mythologie, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inschriften, Sitten und Zustände der Javaner, und über den Indischen Einflufs auf dieselben, namentlich in Beziehung auch auf den Buddhismus. Das zweite Buch giebt die Grammatik der Kawi-Sprache aus dem in Raffles' Geschichte von Java abgedruckten Theile des Kawi-Gedichtes Brata-Yuddha, überall im Vergleich mit der Grammatik der übrigen Sprachen des Malayischen Stammes, unter welchem Namen mit der Bevölkerung von Malacca die Bewohner aller Inseln des grofsen südlichen Oceans zusammengefafst werden, deren Sprachen mit der im engern Sinne Malayisch genannten auf Malacca zu einem und dem-

selben Stamme gehören. Dieses Buch wird etwa vierzig Druckbogen einnehmen. Das dritte, ungefähr zwanzig Bogen stark, geht näher ein auf die Grammatik mehrerer Malayischen Sprachen, der Madekassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen, Neuseeländischen und anderer, und schliefslich auf die Sprachen der Austral-Neger. Die auf etwa funfzig Druckbogen angeschlagene Einleitung betrachtet die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einflufs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts; hier hat der Verewigte die Grundzüge seiner Ansichten über die Sprache zusammengefafst. Mit der Lesung eines Bruchstückes aus dieser Einleitung wird die heutige Sitzung würdig beschlossen werden.

Wilhelm von Humboldt war unter seinen Zeitgenossen derjenige, welcher die meisten Sprachen grammatisch studirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er so, als wäre sie der einzige Gegenstand seiner Forschungen gewesen, widmete jeder die Aufmerksamkeit, welche ehemals nur Sprachen zutheil wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur sich herabsenkt. Er war zugleich der, welcher den Zusammenhang aller Sprachformen und ihren Einflufs auf die geistige Bildung der Menschheit am sinnigsten und lichtvollsten bestimmte. Das hinterlassene Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen der Erkenntnifs geweihten Leben ein mächtiger Geist die zerstreuten Quellen des Wissens zusammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Ansichten schöpfen, und den verschiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Gesetzen der Intelligenz beherrschend unterwerfen kann.

XV.

Zur Begrüfsung des Herrn Steffens als neu eingetretenen Mitgliedes der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Sitzung derselben zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 9. Juli 1835.

Wenn gerade ich, verehrter Herr, im Namen der Akademie Sie als neu aufgenommenes Mitglied begrüfse, so verdanke ich diese Ehre nur meiner amtlichen Stellung zu Ihnen, inwiefern wir beide der philosophisch-historischen Klasse angehören, nicht, wie derjenige Sprecher, welcher vor mir unsere neuen Amtsgenossen bewillkommt hat, der Einsicht in das Gebiet, auf welchem der gewählte vorzugsweise sich bewegt. Sie, verehrter Herr, haben den gröfsten Theil Ihrer Studien der Erforschung der Natur geweiht, der Natur in ihren einzelnen Erscheinungen, welche sich der Beobachtung und dem Versuche offenbaren, und der Natur in ihrer Ganzheit, welche Sie mit grofsartiger Anschauung und Erkenntnifs als Philosoph begreifen. Sie haben zugleich, aus diesem Reiche der Nothwendigkeit heraustretend, das geistige und geschichtliche Leben der Menschheit, welches sich mit Freiheit und Gemüth gestaltet, Ihrer Betrachtung unterworfen, auch hier dieselbe grofsartige Weltanschauung entwickelt, die ächten und die krankhaften Richtungen unserer eigenen Zeit mit dem Auge des Weisen verfolgt und kräftig auf das Bessere hingewiesen. Sie haben auch jenseits der Grenzen derjenigen Wissenschaften, denen unsere Akademie gewidmet ist, den dichterischen Sinn, der Ihr ganzes Wesen durchdringt und erhebt, in freiem Spiel entfaltet. In allen diesen Beziehungen mufs ich Ihrer Thätigkeit fremd erscheinen. Aber es giebt eine geheime Uebereinstimmung der Geister, die auch Männern, welche sich auf ihren wissenschaftlichen Wegen selten oder nie begegnen, eine wechselseitige Berührung des Innern gestattet. Während Sie andern unter uns durch genauere Verwandtschaft der Studien näher stehen und von die-

sen besser gewürdigt werden mögen, fühle ich Ihnen dem Geiste und der Gesinnung nach mich nahe genug, um der Akademie Glück zu wünschen, dafs wir Sie unter die Unsrigen rechnen können; ich fühle mich Ihnen um so weniger entfernt, als ich selber in meiner Jugend von Ihnen mit jener Begeisterung erfüllt worden bin, die aus der Tiefe Ihrer Seele hervorquillend den empfänglichen Zuhörer mit magischer Gewalt ergreift; und mit den meisten der Unsrigen habe ich Ihren für alles Edle, Gute und Schöne glühenden Sinn in andern Verhältnissen zu sicher erkannt, als dafs wir nicht alle erfreut sein sollten, durch das akademische Band Ihnen noch enger verknüpft zu werden. Welchen Werth Ihrerseits auch Sie auf diese neue Verbindung legen, haben gewifs wir alle eben jetzt mit Genugthuung vernommen. Allerdings streben wir nach gediegenen Leistungen: aber die Hoffnung der Vollendung in der Wissenschaft ist ein jugendlicher Traum. Täglich erzeugt neue Forschung neues; der Riesenbau der menschlichen Erkenntnifs steigt immer höher und höher durch die unermüdliche Arbeit des Geistes. Das Kunstwerk entspringt aus dem Geiste des Bildners wie Pallas aus dem Haupte des Zeus in Einer unmittelbaren Erzeugung soweit fertig, dafs der Künstler nur noch das erfafste Bild mit der formenden Hand dem Blicke zu versinnlichen braucht, und hat in sich seine unabänderliche, keiner Nachhülfe bedürftige Vollendung; die Wissenschaft ist durch so viele Einzelheiten bedingt, dafs sie stets weiterer Vervollkommnung fähig bleibt. Aber was in der Wissenschaft vollendet sein kann, der Geist, der sie durchweht, das vollendet der Genius, der auch dem Kunstwerke die Weihe giebt: und in Ihnen regt sich der Genius.

XVI.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelms III. am 4. August 1836.

Unter den Sitzungen, welche unsere Akademie, ungeachtet auch bei ihren gewöhnlichen Vorlesungen eingeführten Fremden der Zutritt nicht unverstattet ist, förmlich als öffentliche bezeichnet, ist die heutige, wenn wir auf den Anlafs und die Bedeutung der Feier sehen, unstreitig die wichtigste. Leibniz freilich und Friedrich der Grofse, denen die beiden andern feierlichen Versammlungen der Akademie gewidmet sind, haben jener für die gesammte Wissenschaft und wieder für die meisten ihrer Theile, dieser für unser Land und mittelbar für das ganze Europäische Staatensystem, insbesondere aber für den freien Aufschwung des Geistes so aufserordentliches gewirkt, dafs wenige ihnen verglichen werden können; aber wenn wir die Früchte ihrer Saaten auch immer noch ernten, überwiegt doch der Einflufs der Gegenwart. Denn wie im Gebiete der Erkenntnifs die Gleichzeitigen, indem sie ohngefähr auf demselben Standpunkte stehen und sich auf die allen gemeinsame Grundlage des vorhandenen Gedankenreichthums stützen, einander durch neue wissenschaftliche Entdeckungen und Ansichten mächtiger anregen, ohne dafs die Wirkung der Vergangenheit verloren ginge, weil was an dieser unsterblich war, in das Erkennen der Nachfolgenden übergegangen ist: ebenso fühlen wir auch die Segnungen der gegenwärtigen Regierung am unmittelbarsten und lebhaftesten, obgleich ein nicht geringer Theil derselben ein Werk auch der Vorgänger ist, durch deren gewaltige Kraft das Reich erstarkt und in die Reihe der bedeutenden Mächte eingeführt, durch deren Geist ihm die Richtung auf das Edle und Schöne gegeben war. Auch dürfte es kaum der Wahrheit angemessen sein zu sagen, wenn Friedrich dem Ersten oder dem Vollstrecker seines Willens Leibniz, und später wieder Friedrich dem Zweiten die

Akademie ihre Stiftung verdankt habe, sei Friedrich Wilhelm der Dritte nur als ihr Erhalter zu verehren; vielmehr ist sie, ihrer gegenwärtigen Einrichtung und Wirksamkeit nach, und weil sie während der unglücklichsten Jahre des Preufsischen Staates ihrer Auflösung nahe gewesen, als eine neue Schöpfung anzusehen; ja wir können zuversichtlich behaupten, dafs in jener Zeit, da der König die geistigen Kräfte des Staates mit allen zu Gebote stehenden Mitteln und in allen Richtungen, unter denen die akademische eine wesentliche und eigenthümliche ist, zu heben sich vorgesetzt hatte, zugleich mit der Universität eine Akademie der Wissenschaften würde gestiftet worden sein, hätte sich eine solche nicht von Friedrich her schon vorgefunden, welche nur durch eine zeitgemäfsere Verfassung umzugestalten Bedürfnifs war. Niemals war man weiter entfernt von dem Grundsatze der gemeinen Nützlichkeit, welcher die Wissenschaft dienen solle; eine Forderung, der eine Akademie selbst bei der lebendigsten Thätigkeit in der Weise des Wirkens, welche ihr gebührt, weniger als irgend eine andere wissenschaftliche Anstalt würde genügen können, weil sie, der Wissenschaft allein hingegeben, nicht einmal durch Unterricht der Jugend in das gewöhnliche Leben eingreift; anderseits hatte man gewifs auch nicht die Absicht, etwa nur solche Bildungsanstalten zu gründen, welche den damaligen politischen Zwecken dienen konnten, wozu ohne Zweifel die Akademien der Wissenschaften zu jeder Zeit die unbrauchbarsten Werkzeuge sind, zumal wenn sie, wie die unsrige, sich mit allen Dingen mehr als mit politischer Wissenschaft, es sei denn in rein geschichtlicher Hinsicht, befassen; sondern der König und seine Rathgeber waren von dem reinsten Eifer für die ächte geistige Bildung und deren Förderung nach allen Seiten hin durchdrungen, ohne irgend eine Rücksicht auf dieses oder jenes dem Erkennen fremde, durch welche die Würdigung des wissenschaftlichen Lebens ebensosehr getrübt und den wissenschaftlichen Anstalten eine falsche Richtung würde gegeben worden sein, als die religiösen und kirchlichen Verhältnisse verwirrt und verkehrt werden müfsten, wenn man sie zu Staatszwecken gebrauchen und nach diesen ordnen und modeln wollte. Aus diesem Geiste, welcher zwar damals erweckter als kurz vorher war, aber seitdem nicht wieder erloschen ist, sondern unter günstigern Zeitumständen lebendig fortwirkt, entstand auch die neue Einrich-

tung der Akademie der Wissenschaften, welche, hätte man nicht in ihrem besondern wissenschaftlichen Leben eine nothwendige Stufe der geistigen Bildung erkannt, bei der damaligen fast gänzlichen Umgestaltung der ihr zunächst verwandten Verhältnisse leicht als ein überflüssiges und der aufgeregtern Zeit nicht entsprechendes ganz beseitigt werden konnte. Wenn indessen diese neue Stiftung, wie wir glauben sie nennen zu dürfen, der Akademie eine rein wissenschaftliche Stellung sicherte, so wurde zugleich ein um so wirksamerer Einfluſs auf die Wissenschaft selbst wenigstens stillschweigend als nothwendig vorausgesetzt, der jedoch nicht durch Geschäfte gewonnen werden sollte, welche der akademischen Thätigkeit fremd sind, wohin wir ebensowohl das Lehren als jede Art der Verwaltung rechnen, welche der älteren Akademie oblag, sondern durch unmittelbare Förderung und Erweiterung der in ihrem Kreise liegenden Zweige des Wissens und der Gelehrsamkeit. Sollte dies nun allein durch die Thätigkeit der Mitglieder erreicht werden, so hätte die Akademie ihrem gröſseren Theile nach aus Gelehrten zusammengesetzt werden müssen, welche, wie viele der frühern Akademiker, bloſs auf diese Stellung angewiesen, und weder durch Lehr- noch Staatsämter bedeutend in Anspruch genommen wären, sondern ihre ganze Muſse der wissenschaftlichen Forschung widmen könnten. Wenn aber aus Gründen, deren Erörterung hier nicht gegeben werden soll, gerade umgekehrt als früher dieses Loos, welches für denjenigen, der es zu gebrauchen weiſs, allerdings sehr beneidenswerth ist, nur sehr wenigen zutheil geworden, vielmehr ein groſser Theil derer, welche diese gelehrte Gemeinschaft bilden, mit mannigfachen Geschäften so überhäuft sind, daſs ihnen die Erfüllung ihrer akademischen Pflichten nur mit Anstrengung und Mühe möglich wird; so muſste die Akademie, wenn sie jenen Einfluſs dennoch behaupten sollte, als ein Mittelpunkt für wissenschaftliche Unternehmungen angesehen werden, welche von ihr oder unter ihrer Mitwirkung, keinesweges nothwendig und ausschlieſslich von ihren Mitgliedern selbst, begonnen und durchgeführt würden, und es muſsten ihr Mittel zu Gebote stehen, um solchen Unternehmungen wirksam zu Hülfe zu kommen. Es ist daher, wenn auch eben nicht gleich Anfangs, doch in der weiteren Entwickelung der neuen Stiftung von der Akademie selbst als einer ihrer Zwecke gesetzlich festgestellt wor-

den, dafs wissenschaftliche Arbeiten und Unternehmungen von ihr ausgehen sollten, wodurch sich die jetzige Akademie vor der früheren, einzelne nicht sehr bedeutende Leistungen der letztgenannten abgerechnet, wesentlich unterscheidet, und man hat aus ihrem Einkommen einen Theil abgesondert, welcher einzig hierzu bestimmt ist. Was die Akademie hierdurch nach Mafsgabe ihrer Mittel leistet, kann sie nicht sich selber zum Verdienste anrechnen, noch haben es diejenigen, welchen es zugute kommt, ihr zu verdanken, sondern unserem erhabenen Beschützer; die Akademie betrachtet sich als Verwalterin und Spenderin dessen, was des Königs Huld ihr verliehen hat, um es nach bester Einsicht zu verwenden. Darum hat sie sich die Verpflichtung auferlegt, gerade an diesem feierlichen Tage abwechselnd durch einen Secretar der einen oder der andern Klasse einen Jahresbericht nicht blofs von den eigenen Leistungen dieser bestimmten Klasse, sondern vorzüglich von den durch dieselbe veranlafsten und unterstützten wissenschaftlichen Arbeiten und Unternehmungen, mit Ausschlufs der Preisaufgaben, erstatten zu lassen. Und in der That, wenn dieser Tag den fähigen auch dazu einladet, den Fürsten, dessen vieljährige weise und milde Regierung den Staat durch die verhängnifsvollsten Zeiten glücklich hindurch geleitet und ihm selber die allgemeine Liebe des Volkes erworben und gesichert hat, nicht blofs in irgend einer beschränkten Beziehung, sondern nach dem ganzen Umfange dessen, was durch ihn oder unter ihm gewirkt worden ist, zu preisen; so würde doch, wenn jede einzelne Gemeinde oder Körperschaft bei seinem jedesmaligen Geburtsfeste Rechenschaft von den Wohlthaten gäbe, welche im Laufe des vorhergegangenen Jahres ihr vom Throne zugeflossen, die Summe dieser Rechenschaften ohne allen Aufwand glänzender Beredtsamkeit, welche der Einfachheit und Anspruchlosigkeit wenigstens dieser akademischen Einleitungsworte ferne liegt, der schönste Lobspruch für den Fürsten und dessen Regierung sein.

Wie ich soeben bemerkt habe, soll sich der heutige Berichterstatter auf dasjenige beschränken, was sich auf die Klasse bezieht, zu welcher er gehört, und theils von deren akademischen Leistungen im engern Sinne, worunter nur die gehaltenen Vorträge verstanden sind, theils von den Arbeiten sprechen, welche zunächst durch diese Klasse mit Uebereinstimmung der Gesammtakademie veranlafst worden. Vor kurzem hat jedoch die Akade-

mie eine Einrichtung getroffen, welche es überflüssig macht, von ihren Leistungen den vorgeschriebenen Ueberblick zu liefern, indem sie jetzo regelmäfsig monatliche Berichte bekannt macht, welche nur dem Bedürfnifs einer raschen Verbreitung des ermittelten dienend, ohne allen Prunk, sondern vielmehr in einer sehr bescheidenen Form, gedrängte Auszüge aus den gehaltenen Vorträgen geben. Die wissenschaftlichen Unternehmungen aber, welche eine Akademie hervorzurufen und zu unterstützen hat, sind in der Regel solche, welche nicht im Laufe eines oder zweier Jahre vollendet werden können; gröfsere Arbeiten, welche aufserordentliche Vorbereitungen, kostspielige Herbeischaffung eines bedeutenden und weit zerstreuten Stoffes und mühevolle selbst bei ungewöhnlicher Ausdauer langsam fortschreitende Verarbeitung desselben erheischen, endlich sogar zur Bekanntmachung der Beihülfe bedürfen, weil auch diese einen grofsen Aufwand erzeugt, dessen baldige Ersetzung sich nach den gegebenen Umständen kaum erwarten läfst, solche weitaussehende Plane, deren allmälige Ausführung vielleicht in den ersten Jahren noch nicht einmal ein schon reifes Ergebnifs liefert, was sich sofort vollständig aufweisen liefse, sind es eigentlich, für welche die Unterstützung einer Akademie mit vollem Rechte in Anspruch genommen wird, wodurch die Erreichung des Zweckes zugleich von der Persönlichkeit eines Einzelnen unabhängig gemacht und sicher gestellt wird. Eben weil die Akademie mit richtigem Sinne diesen Gesichtspunkt gefafst hat, kann ein Berichterstatter nicht bei dem jedesmaligen laufenden Jahre stehen bleiben, sondern mufs in die Vergangenheit zurück- und in die Zukunft vorausgreifen. Die früheste Unternehmung der Klasse, welcher ich anzugehören die Ehre habe, war das *Corpus Inscriptionum Graecarum.* Wenn diese schon damals, als sie begonnen wurde, nicht als eine vorübergehende betrachtet wurde, weil der Stoff, immer wieder aus der Erde zuwachsend, sich niemals erschöpfen läfst, so hat die unerwartete Wiederherstellung eines Griechischen Staates der Vollendung des Werkes auf eine gewifs nur erfreuliche Weise noch ein ferneres Ziel gesteckt, dessen gänzliche Erreichung einen jüngern Schnellläufer erfordert, als der Sprecher dieses ist. Die Wichtigkeit und Zeitgemäfsheit des Unternehmens ist allgemein anerkannt worden. Doch, wie bekanntlich mehrere ausgezeichnete Holländische Philologen, welche Hauptwerke zu liefern sich vor-

gesetzt hatten, zu diesen selbst nicht gekommen sind, weil sie nicht, nach Homerischer Weise, sich alsbald in die Mitte der That hinein begaben, sondern erst entferntere Vorbereitungen, ja zu den Vorbereitungen wieder Vorbereitungen machten, wovon das einleuchtendste Beispiel Ruhnken gegeben hat, wenn er, um den Platon herauszugeben, erst das dürftige Wörterbuch des Timäus bearbeitete, und dann wieder die Scholien, ohne doch die Erklärung auch nur dieser zu Stande zu bringen; so war denn ein Holländer auch der Meinung, die Akademie hätte nicht gleich ein vollständiges Werk liefern, sondern vorbereitungsweise die Inschriften als fliegende Blätter einzeln ausgeben sollen, weil die unterdessen eingetretene Befreiung Griechenlands eine bedeutende Vermehrung der Masse erwarten liefse. Aber abgerechnet, dafs allerdings der politische Seherblick mangelte, um mehrere Jahre vorher die Umgestaltung jenes Landes zu erkennen, die überdies erst seit kurzem anfängt für die Entdeckung neuer Denkmäler bedeutenderes zu leisten, würde der Erfolg eben nur der gewesen sein, dafs das Werk nicht etwa blofs später, sondern für das gegenwärtige Zeitalter gar nicht erschienen sein würde, und ein Hauptvortheil, den es gebracht hat, wäre verloren gegangen, dafs nämlich, nachdem die Akademie eine feste und planmäfsig geordnete Grundlage gegeben hat, alles was jetzo neu gefunden wird, sich an das Vorhandene leicht anschliefsen und aus der geleisteten Zusammenstellung und Erläuterung des letztern sicherer beurtheilen und verstehen läfst. Diesem noch nicht geschlossenen Unternehmen (denn ich rede nicht von früher ganz vollendeten, worunter die Hebung jenes Schatzes der Römischen Rechtskunde, der Institutionen des Gaius, stets einen ehrenvollen Platz behaupten wird) reiht sich wenigstens nach Gedanken und Zweck das kühne Vorhaben an, ein grofses *Corpus Inscriptionum Latinarum* zusammenzubringen, welches Hr. Dr. Kellermann, vorzüglich bekannt durch seine vortreffliche Ausgabe der sehr lehrreichen Inschriften über die Römischen Vigiles, in Verbindung mit dem Professor Sarti zu Rom, und mit besonderer Hülfe des Grafen Borghesi zu San Marino, eines anerkannten Meisters in diesen und verwandten Fächern, zu leisten verspricht. Wenn nun auch die Ausarbeitung dieses Werkes nicht so mühselig sein dürfte als die des Griechischen Inschriftenwerkes, so übertrifft dagegen die Menge des Stoffes jenen andern

vielleicht um das Fünffache, und da, um den Mängeln, an welchen die Inschriftenkunde noch krankt, gründlich abzuhelfen, die Herausgeber soviele Inschriften als möglich mit eigener Hand abschreiben oder durch zuverlässige Gelehrte neue Abschriften davon besorgen lassen und überdies die mit den schriftlichen verbundenen bildlichen Denkmäler, welche bei dem akademischen Werke vorzüglich der Kosten wegen nicht mitgetheilt werden, hinzufügen wollen, so ist ohne öffentliche Unterstützung die Ausführung dieses Planes, für welche es übrigens den Unternehmern an Rüstigkeit nicht fehlt, gewifs nicht zu erreichen. So wie nun zu hoffen ist, die Päpstliche Regierung werde ein Werk, welches Roms Ehre so nahe angeht, nicht ohne thätliche Begünstigung lassen, und wie die Königl. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen und die dortige Akademie der schönen Künste mit demjenigen Eifer für die Beförderung der Alterthumstudien, welche der Dänischen Regierung eigen ist, zu den erheblichen Kosten bereits Beiträge zugesagt haben: so durfte unsere Akademie der Aufmunterung der Herausgeber sich um so weniger entziehen, je mehr die philosophisch-historische Klasse das Bedürfnifs eines solchen Werkes, welchem durch Joh. Casp. Orelli's fleifsige Sammlung nicht vollständig abgeholfen ist, seit langer Zeit gefühlt hat, und sogar anerkennen mufs, dafs Hr. Kellermann dem öfter geäufserten Wunsche mehrerer ihrer Mitglieder entgegenkommt, die schon selber auf ein Unternehmen der Art würden angetragen haben, wenn sie Gelehrte hätten angeben können, von welchen sich die zweckmäfsige Ausführung erwarten liefse. Wenn umfassende Inschriftenwerke nicht blofs für irgend ein bestimmtes Fach der Alterthumskunde, sondern für die tiefere Einsicht in das gesammte Leben der Alten und somit zugleich für das Verständnifs der Schriftsteller, für die Kenntnifs der Sprache und Schrift, und für beinahe alle einzelnen Zweige der alterthümlichen Studien fruchtbare Folgen bringen; so können wir ebendasselbe von der Herausgabe des Aristoteles behaupten, welche gleichfalls unter die noch laufenden Unternehmungen der Akademie gehört: denn auch Aristoteles wirft, da er fast das ganze Gebiet der Erkenntnifs umfafste, nach allen Seiten Licht in die verschiedensten Fächer der Alterthumstudien. Auch dieser Beschlufs, eine neue Ausgabe der gesammten Werke dieses gewaltigen Geistes besorgen zu lassen, ist

ebenso sehr aus der Schwierigkeit, die dazu erforderlichen Vergleichungen der Handschriften und die Commentare der alten Erklärer zusammenzubringen, hervorgegangen, als aus dem Bedürfnisse der Zeit, welche, nachdem Platons Schriften und Lehren viele Bewunderer und glückliche Bearbeiter gefunden hatten, durch die neue Wendung der Philosophie endlich auch wieder dem Aristoteles jene Aufmerksamkeit zu widmen begann, die länger als ein Jahrtausend an ihn gefesselt war. In diese gewissermaßsen neue Richtung der Philologie und Philosophie hat diese Gesellschaft auf eine würdige Weise eingegriffen; enthält ihre Ausgabe auch keine eigenen Erläuterungen, sondern mufsten wir diese den Bearbeitern einzelner Schriften überlassen, weil diejenigen Gelehrten, welche das Ganze umfafsten, nicht zugleich allem Einzelnen die Sorgfalt angedeihen lassen konnten, die zur Abfassung ausführlicher Commentare erforderlich ist, so hat das Unternehmen doch zur Belebung und Begründung der Aristotelischen Studien wesentlich beigetragen, und reichhaltigen Stoff für die Kritik aller Aristotelischen Schriften dargeboten, welcher vielfach benutzt, wenn auch nicht immer nach Verdienst anerkannt worden ist. In einem Anhange werden wir, sobald es die Umstände erlauben, auch noch ungedruckte Griechische Erklärer aufser denen, welche, wie vieles aus den Schriften des Alexander von Aphrodisias, schon in dem unter der Presse befindlichen vierten Bande enthalten sind, namentlich des Syrianus Commentar über die Aristotelische Metaphysik in der Urschrift nachliefern. Der seinen Freunden und der Wissenschaft zu früh entrissene Niebuhr, einst eine Zierde unserer Verbindung, in welcher er, solange er hierselbst wohnte, zu gröfsern und nur mit vereinten Kräften ausführbaren Arbeiten mit dem ihm eigenen Eifer antrieb, und auch die ersten Unternehmungen der Art, namentlich das *Corpus Inscriptionum Graecarum* und die Herausgabe des Gaius, theils mit andern theils allein veranlafst hatte, unternahm späterhin, als er seinen Wohnsitz in Bonn gewählt hatte, unabhängig von der Akademie das neue *Corpus scriptorum historiae Byzantinae*, welches noch nicht vollendet ist. Nach seinem von uns allen herb empfundenen Hinscheiden stellte sich auch hier wieder die Nothwendigkeit einer öffentlichen Unterstützung heraus; das gleichsam verwaiste Werk, dessen Fortgang gefährdet schien, wurde daher von der Akademie übernommen;

mehrere Mitglieder legten selber Hand an dasselbe, und zu der nothwendigen Vergleichung der Handschriften wurde das erforderliche Geld angewiesen. Fern von einseitiger Vorliebe für dieses oder jenes Fach, welche am wenigsten einer Akademie ziemt, beschränken wir uns aber keinesweges auf die Förderung Griechischer und Römischer Philologie. Der Althochdeutsche Sprachschatz, welcher von einem unserer Mitglieder nach vieljährigen grofsen Vorarbeiten dem Druck übergeben wird, hatte schon ehe dessen Bearbeiter unserem Verein angehörte, die Aufmerksamkeit der Akademie auf sich gezogen, und sie hat das Ihrige gethan, um die Erscheinung desselben möglich zu machen. Ein noch junges kaum heranreifendes Studium ist die Aegyptische Philologie; ausgezeichnete Gelehrte Englands, Frankreichs und Italiens haben indefs wichtige Beiträge zu ihrer Aufhellung gegeben; die ehemals mit vielem Pompe angekündigten Leistungen einiger Deutschen sind dagegen von sehr zweifelhaftem Werth und Erfolg geblieben. Die Akademie konnte daher nicht Anstand nehmen, einen viele Hoffnungen erregenden jungen Mann, den Dr. Lepsius, welcher sich der Anbauung dieses weiten Feldes besonders widmet, auf den Reisen zu unterstützen, die er, um sich in den Besitz eines reichen Schatzes von Hülfsmitteln zu setzen, im vorigen Jahre angetreten hat. Schon jetzo hat er allein in Paris Abdrücke von beinahe viertausend noch nicht herausgegebenen Hieroglyphenschriften zusammengebracht, hiernächst in Turin von den kolossalen Bildsäulen, woran die dortige Sammlung besonders reich ist, ebenfalls sorgfältige Abdrücke der Bilder und Schriften genommen, welche mit Ausnahme der von Champollion für die Geschichte der achtzehnten Dynastie unter ungünstigen Umständen und darum ungenau benutzten, bis jetzo noch völlig unbekannt sind, ebenso eine sehr bedeutende Sammlung von Copien aller andern dort befindlichen Aegyptischen Denkmäler, und namentlich der gemalten und der Papyrusrollen angelegt, an deren Zahl die Turiner Sammlung alle ähnlichen in London, Paris, Leiden und anderwärts bei weitem übertrifft: unter andern hat er das grofse mehr als hundert halbe Folioblätter füllende vollständige Todtenritual und eine Menge geschichtlicher demotischer und hieratischer Schriften abgezeichnet. In Pisa hat er von dem Prof. Rosellini, dem umfassendsten Kenner des Aegyptischen Alterthums seit Champollions Tode, mit der uneigennützigsten Liebe zur Wis-

senschaft das ganze von diesem gesammelte Rüstzeug der Aegyptischen Studien zur freiesten Benutzung mitgetheilt erhalten, ferner die beiden kleinen aber ausgewählten Sammlungen zu Florenz, und zu Livorno und Rom drei andere vorübergehend daselbst befindliche, zu seinem Zwecke ausgebeutet. Um das meiste dessen, was er aufserdem beabsichtigt, zu übergehen, bemerke ich nur, dafs er, nachdem er die zahlreichen Koptischen Handschriften in Rom und Neapel benutzt haben wird, um seine Kenntnifs der Aegyptischen Sprache zu erweitern, alsdann in den nächsten Jahren eine Koptische Grammatik auszuarbeiten gedenkt, wie sie den hieroglyphischen Studien zum Grunde gelegt und durch diese wiederum zu einer allgemeinen Aegyptischen Grammatik ergänzt werden mufs. Fast am meisten ohne Zweifel bedarf endlich, namentlich in Deutschland, die Kunstarchäologie einer Nachhülfe von Seiten öffentlicher Anstalten, weil die Bekanntmachung der Denkmäler einen aufserordentlichen Kostenaufwand erfordert. Des Königs freigebiger und allem Schönen offener Sinn hat hierselbst diesem Studium durch die Errichtung des Kunstmuseums eine neue Anregung gegeben; um dieser aber zu folgen, müssen auch von denjenigen Kunstgegenständen, die nicht erworben werden können, Abbildungen zur Hand sein. Etruriens Boden ist in den letzten Zeiten besonders ergiebig gewesen an wichtigen und merkwürdigen Ueberresten der alten Kunst, namentlich Todtenkisten, gemalten Gefäfsen und den für die Kunstgeschichte sehr erheblichen Metallspiegeln; Hr. Gerhard, den wir jetzo unter unsere Mitglieder zählen, hat von der Akademie hierzu unterstützt, innerhalb mehrerer Jahre eine sehr bedeutende Sammlung Tuskischer Denkmäler bewerkstelligt, deren baldiger Beendigung und Herausgabe wir entgegensehen. Rechnen wir zu allem diesem noch, dafs die Akademie für ihre nicht um des Erwerbes willen, sondern vielmehr mit grofsen Opfern zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke angelegte Druckerei mit bedeutendem Aufwand eine Menge Typen angeschafft hat, an denen die Hauptstadt des Reiches früher einen nicht nur empfindlichen, sondern man darf sagen unanständigen Mangel litt, und zwar namentlich für Griechische Inschriften, für das Etruskische, Hebräische, Syrische, Arabische, Koptische, Alt-Slavische und Russische, Sanskrit und Zend, und fügen wir dazu die nicht geringen Leistungen der physikalisch-mathematischen Klasse, über

welche zu berichten einem kundigeren obliegt; so dürfen wir behaupten, nach Maſsgabe unserer Mittel auch auſser dem Kreise der von den einzelnen Mitgliedern angestellten Forschungen weit mehr gewirkt zu haben, als man von Deutschen Akademien gewöhnlich erwartet, denen heutzutage meistens viel weniger Einfluſs auf die Wissenschaft beigelegt wird als sie wirklich ausüben, weil ihr eigenthümliches Wesen und ihre besondere Stellung in dem wissenschaftlichen Leben des Vaterlandes ihnen andern Anstalten gegenüber eine gewisse Zurückgezogenheit angewiesen hat. So haben wir an dem Ruhme ausgebreiteter Wissenschaft und Gelehrsamkeit, welchen Preuſsen gegenwärtig unter dem besten Herrscher nach allgemeinem Urtheil mehr als je erlangt hat, nicht bloſs den Antheil, welchen dieser oder jener durch eigene Geisteskraft erworben haben mag, sondern durch besondere Begünstigung den noch schönern, als Werkzeuge der Königlichen Freigebigkeit miteinzugreifen in die Förderung des Wissens, auch inwiefern sie durch äuſsere Mittel und thätige Aufmunterung erreicht werden kann: einen Antheil, welcher, selbst wenn die Pflicht der Dankbarkeit gegen den groſsmüthigen Beschützer unseres Vereines es nicht geböte, dennoch um so mehr hervorgehoben werden müſste, nach je geringerer Schätzung jeder Einzelne, wie es dem edlern Manne ansteht, seine in der Gesammtheit verschwindenden persönlichen Leistungen und Verdienste zu messen geneigt sein wird.

XVII.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Grofsen, am 25. Januar 1838.

Einer der ausgezeichneten Geister, die Friedrich verehrte, und mit welchen er jenen ihm zum Bedürfnifs gewordenen wundervollen Briefwechsel führte, um alles, was seine grofse Seele und sein leicht erregbares Herz erfüllte, aus innerem Trieb und für seine eigene Befriedigung auszugiefsen und mit gleichgesinnten zu gemeinsamem Genufs oder Schmerz zu theilen, d'Alembert sagt in seinem Versuch über die Gelehrten: Karl der Fünfte, König von Frankreich, einer der weisesten und folglich der besten Fürsten, die jemals regiert hätten, obgleich minder berühmt in der Geschichte als viele Könige, welche nur glücklich oder mächtig waren, habe einige Anstrengungen gemacht, um in seinen Staaten den Geschmack für die Wissenschaften zu beleben; denn Karl sei ohne Zweifel aufgeklärt genug gewesen, um mitten in den Verwirrungen, welche sein Reich bewegten, zu erkennen, dafs der Betrieb der Gelehrsamkeit eines der unfehlbarsten Mittel sei die Ruhe der Monarchien zu versichern, aus einer Ursache, die umgekehrt ebendenselben den Freistaaten schädlich machen könne, wenn derselbe zu hoch gesteigert werde, nämlich defshalb, weil der mit den Wissenschaften verbundene Reiz die Menschen so zu sagen von der Gesellschaft absondere, und für jeden andern Gegenstand kalt und unempfindlich mache. Dieser Grundsatz, dessen Wahrheit ich weder ganz bekämpfen noch ganz vertheidigen möchte, hat unstreitig einen Beigeschmack von Machiavells Fürsten, und könnte in d'Alemberts Munde als halber Spott erscheinen, wenn es nicht glaublicher wäre, dafs mit derselben Unbefangenheit, womit Machiavell die seiner Meinung nach den Fürsten nützlichen Lehren aufstellte, auch d'Alembert das, was wir eben gehört haben, als ein seiner besten Einsicht nach erfahrungsmäfsig wah-

res aussprach, ohne sich weiter darauf einlassen zu wollen, ob dieser Grund die Wissenschaften zu heben, wiewohl er etwas anders gestellt für die Beherrschung noch wenig gebildeter Völker und deren zügelloser und unbändiger Leidenschaften seine Geltung hat, des ausgebildeten Staates und seiner Beherrscher würdig sei, und einen Gerichtshof nicht scheuen dürfe, welcher von allgemein menschlichem und sittlichem, und folglich wahrhaft politischem Standpunkt aus über die Beweggründe das Urtheil spricht, aus denen die Lenker der Staaten den Künsten und Wissenschaften ihre Gunst haben angedeihen lassen. Wendet man jenen Grundsatz ganz so, wie d'Alembert ihn ausgesprochen hat, auf gebildete Völker an, welche nicht erst entwildert werden sollen, so erscheinen Künste und Wissenschaften als ein Mittel dem Volksgeiste die Schwingen zu lähmen, indem sie für alle wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten gleichgültig machen sollen: woraus nothwendig eine Entnervung der Edelsten des Volkes hervorgehen müfste: sie sind die Weiberkleider, der Jungfrauenschmuck, die Bäder und Salben, deren jener kleine Italisch-Griechische Tyrann die Jünglinge statt der männlichen Tracht, männlicher Leibesübungen und männlicher Lebensweise sich zu bedienen nöthigte, damit er leichter herrsche; Erkenntnifs und Wissenschaft, das Edelste was der Mensch erstreben mag, werden als Schlaftrunk eingegeben, als Wiegenlied zum Einlullen vorgesungen. Wird aber dieser Zweck gründlich erreicht, so werden die Folgen nicht lange zögern: haben sich erst die Besten aus Liebe zur wissenschaftlichen Mufse von den gemeinsamen Angelegenheiten zurückgezogen, oder sind durch die Gelehrsamkeit entmannt und eingeschläfert, so wird das Vaterland in die Hände der Unwissenden und Schlechten gerathen, deren Leitung den Herrscher wie die Beherrschten unvermeidlich zum Untergang führt. Denn wer mögen doch jene Männer sein, welche durch die Wissenschaft und Gelehrsamkeit von der Gesellschaft abgesondert und für alle anderen Gegenstände gleichgültig gemacht werden sollen, damit die Monarchie sicherer bestehe? Natürlich diejenigen, welche, wären sie nicht gleichgültig, ihr gefährlich werden könnten: aber ebendieselben, welche als Gegner Gefahr bringen, sind als Freunde die wirksamen Helfer; wer also durch die Wissenschaften die Gefährlichen unschädlich machen wollte, indem er dadurch ihre Neigung und Theilnahme

für das gemeine Wesen schwächte, müfste nothwendig diejenigen dem Staatsleben entfremden, deren Wirksamkeit in demselben am erspriefslichsten ist. Freilich trennt sich die Thätigkeit der Menschen in diese zwei Hauptrichtungen, die theoretische und die praktische, und die unverhältnifsmäfsige Vermehrung der einen mufs der andern Abbruch thun; auch ergreifen je ihrer Anlage und Fähigkeit gemäfs die einen mehr jene, die andern mehr diese Thätigkeit, in welcher sie ihren Beruf zu finden oder den bedeutenderen Erfolg zu haben glauben, und sie werden auch durch die Ausübung der gewählten für die andere abgestumpft und mehr oder minder untauglich, abgerechnet wenige, die sich in diesen entgegengesetzten Beschäftigungen mit gleicher Tüchtigkeit und Leichtigkeit bewegen können, oder sich wie Friedrich nach den Lasten der Regierung im Schoofse der Wissenschaften erholen und erquicken: aber der Staat, dessen Glück ohne Unterschied der Verfassung zu grofsem Theil auf dem Gleichgewichte der in ihm vereinigten Kräfte gegründet ist, wird sicherlich fehlgreifen, wenn er die wissenschaftliche Richtung auf Kosten der Theilnahme am Gemeinwesen heben wollte. Auch beruht der d'Alembertsche Grundsatz, inwiefern er aus der Erfahrung gezogen scheint, theilweise gewifs auf einer Verwechselung der Wirkung mit der Ursache. Als der Römische Staat, von den verderblichsten Bürgerkriegen erschöpft, endlich Einem Oberhaupt unterworfen war, verbreitete sich bei verminderter Theilnahme an dem Staatsleben der Geschmack für die schönen Wissenschaften immer weiter, nicht ohne Fürsorge des Augustus, welchem vorzüglich die Dichter ein brauchbares Werkzeug, nicht zwar der Befestigung seiner auf kräftigeren Stützen ruhenden Macht, aber doch der Verherrlichung seiner Herrschaft und so mittelbar der Vermehrung seines Ansehens waren: die Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Leben, welcher sich viele hingaben, war jedoch nicht die Folge erhöhter Liebhaberei für Wissenschaft und Kunst, sondern die Gewalt der Begebenheiten hatte diese Männer von dem Schauplatz der Staatswelt verscheucht, und die Umstände machten gegen den Staat gleichgültig. Horaz vertauschte das Schwert mit der Lyra, weil jenes nicht mehr für das alte Vaterland geführt werden konnte, und feierte mit dieser einen Fürsten, in dessen Gunst er ein sorgenfreies und behagliches Leben geniefsen konnte. Der Ueberdrufs am Staat,

in welchem sie keine Befriedigung mehr fanden, entfernte in jeder Zeit Männer von Geist und festem Sinn von der Staatsverwaltung, und führte sie einer wissenschaftlichen Mufse zu, welche ihnen Ersatz für das Verlorene, und Trost im Leiden gewährte; sie vergruben ihren Schmerz in der Einsamkeit eines betrachtenden und forschenden Lebens, und linderten ihn durch das edelste Heilmittel, die Studien. Platon räth dem Philosophen alle Theilnahme an dem Staate ab: nicht als ob die Philosophie gleichgültig gegen das Gemeinwesen und Gemeinwohl mache: sondern auch hier war die Empfehlung der Abgezogenheit vom öffentlichen Leben nur die Folge des Ueberdrusses an den bestehenden Verhältnissen, oder der sich aufdringenden Ueberzeugung, dafs eine Wirksamkeit, wie sie der Philosoph wünschen müsse, unter den gegebenen Umständen unmöglich sei, während doch Platon selbst den gröfsten Theil seines Lebens hindurch, auch nach dem Mifslingen der beabsichtigten Einwirkung auf mächtige Fürsten, sich mit keinem Gegenstande der Philosophie eifriger als mit dem Staate beschäftigte. Die Gleichgültigkeit gegen den vorhandenen Staat war in diesen Fällen, welche bedeutsam genug heraustreten, und denen viele ähnliche angereiht werden könnten, Ursache der Zurückziehung auf die Wissenschaften, nicht Wirkung der Liebe zu denselben. Nirgends und in keiner Zeit blühten Künste und Wissenschaften, letztere freilich nur in derjenigen Gestaltung, welche der Entwickelungsgang des menschlichen Geschlechts auf jener Stufe mit sich brachte, schöner als in Athen unter Perikles, und der Geschmack für dieselben war gewifs weit genug verbreitet: aber weil der Attische Freistaat sich noch eines kräftigen Lebens erfreute, darum hat die Liebhaberei für Kunst und Erkenntnifs in der grofsen Mehrheit der Gebildeten damals den Gemeinsinn nicht im mindesten geschwächt, sondern selbst die Dichter, welche doch am meisten in einer selbstgeschaffenen Welt leben, verschmähten es nicht, vorzüglich in der Tragödie und Komödie, das Staatsleben und die öffentlichen Verhältnisse wie aus einem Spiegel zurückstrahlen zu lassen, und sogar mit scheinbar völlig unabhängigen Kunstwerken die Bürger für besondere politische Ansichten, Zwecke und Plane zu bestimmen.

Vor beinahe einem Menschenalter hat sich das Entgegengesetzte des d'Alembertschen Grundsatzes herausgekehrt; man hatte

damals die Ueberzeugung gefafst, die Volkskraft und Macht des Staates beruhe zu grofsem Theil auf Erkenntnifs und Einsicht, und werde insbesondere gestärkt durch die Wissenschaft, welcher ein erregendes Vermögen, nicht jenes beruhigende zugeschrieben wurde. Ein und dasselbe Ding kann allerdings entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, je nachdem die Umstände verschieden sind; und da die Wissenschaften selber vielfach sind, und auf sehr verschiedene Weise behandelt werden, so können auch die Erfolge der wissenschaftlichen Thätigkeit mannigfach sein, auch ohne dafs der Wissenschaft erst mit Absicht und von aufsen her eine besondere Richtung gegeben wird. Die Erkenntnifs beruhigt die Leidenschaften; warum sollte also die Wissenschaft nicht auch im Staate zur Erhaltung der Ruhe mitwirken? Aber die Erkenntnifs weckt zugleich die schlummernden Kräfte und beflügelt den Geist: sie ist also allerdings geeignet, ein versumpftes Leben wieder zu erfrischen, das Erstarrte in Flufs zu setzen, die angehende Fäulnifs zu heilen, und ein in dumpfe Gleichgültigkeit versunkenes Volk über sich und seine Zustände zum Bewufstsein zu bringen. Sogar Richelieu, bemerkt d'Alembert, fühlte ungeachtet der despotischen Grundsätze, von welchen er ganz erfüllt war, und die er überall soweit als möglich ausführte, dafs die demokratische Form mehr als irgend eine andere dem Gelehrtenstaat angemessen sei, der nur von seiner Freiheit lebt, und er führte daher eine solche Verfassung in der Französischen Akademie ein: ist aber die Freiheit der Lebensgeist der Wissenschaften auf ihrem eigenen Gebiete (und gewifs ist sie es, nicht allein weil äufsere Beschränkung den Gedanken hemmt, sondern weil sogar schon die Besorgnifs derselben den Gedanken in der Geburt erstickt), so müssen die Wissenschaften, solange sie selber nicht etwa erschlafft und verderbt sind, aus ihrem innern Wesen hervor die Liebe einer gesetzmäfsigen Freiheit im Leben der ganzen Menschheit auch über das Gebiet der Wissenschaften innerhalb seiner engsten Grenzen hinaus durch unmerklichen Einflufs unbeabsichtigt fördern, um so mehr als das Gebiet der Erkenntnifs überhaupt kein bestimmt begrenztes, sondern in Rücksicht der unter die Betrachtung fallenden Gegenstände völlig unbeschränkt ist. Ferner bedarf es keiner Ausführung, dafs diejenigen Wissenschaften aufregender wirken können, welche sich unmittelbarer auf die allge-

meinen Angelegenheiten des Staates und der Menschheit beziehen; die Ablenkung von letzteren durch Befördern und Mehren des wissenschaftlichen Betriebes wäre daher nur insofern denkbar, als man die Gelehrten auf solche Wissenschaften einzuschränken suchte, welche von jenen Angelegenheiten entfernter sind, und also in dem einen und untheilbaren Körper der Wissenschaft die edelsten und wichtigsten Theile, ja auch die Seele dieses Körpers selbst verkommen liefse, um auch das übrige zu einem siechen Leben zu verdammen. Endlich wird ein handwerksmäfsiger und pedantischer Betrieb jeder Wissenschaft, der in dem Kleben am Einzelnen und in der Erfahrung Gegebenen, ohne Begeisterung und Kraft Gedanken zu erzeugen, und in der blofsen Ueberlieferung des Hergebrachten für das Gedächtnifs besteht, mit Einem Wort die todte Wissenschaft, kein Leben erwecken, also die Geister eher niederdrücken als anregen, und in dem Grade als ein Herrscher, eine Regierung, Gesellschaft oder Anstalt das gelehrte Handwerk, welches zuweilen unter dem Namen gründlicher Gelehrsamkeit empfohlen wird, an die Stelle des lebendigen Wissens setzt, erstirbt die geistige Regsamkeit in dem Volke, welches den Einflüssen einer solchen Bildung nachgiebt. Nur wo alles Einzelne in sein Allgemeines aufgenommen ist, der Stoff in Gedanken verwandelt, der Gedanke mit Begeisterung ergriffen wird, wohnt der Wissenschaft Leben ein, und sie gelangt alsdann durch schöpferische Kraft und Reflexion zu weiterem Fortschritt. Friedrich, der aufser der Bildung des Geschmacks das geistige Vorwärtsgehen wollte, tadelt daher in der kurzen Uebersicht der Fortschritte des menschlichen Geistes, welche er der Geschichte seiner Zeit eingewebt hat, an den meisten Deutschen Gelehrten, dafs sie Handwerker, und an den Professoren der Universitäten aufser ihren unfeinen Sitten, dafs sie Pedanten seien; Wolf, dessen Schriften er als Jüngling eifrig studirt hatte, ist ihm zuwider, weil er nur Leibnizens System wiederkäute, und weitschweifig wiederholte was dieser mit Feuer geschrieben hatte; selbst eine auf das Kriegswesen bezügliche Schrift beginnt er mit den zwar einfachen, aber unübertrefflichen Sätzen: „Was hilft es zu leben, wenn man nur ein Pflanzenleben führt; was hilft es zu sehen, wenn es nur geschieht, um Thatsachen in seinem Gedächtnifs aufzuhäufen; was hilft mit Einem Worte die Erfahrung, wenn sie nicht geleitet wird durch die Reflexion!“

Aber die Reflexion, bisweilen sogar schon die nackte Erzählung der Thatsachen, wenn jene oder sogar auch diese abweicht von einer besondern Richtung, wohin man sie gelenkt wissen will, kann einen beklagenswerthen Zwiespalt hervorbringen zwischen dem freien Erkennen und gewissen Staatszwecken und Grundsätzen, deren unbedingte Anerkennung von der herrschenden Macht geboten wird. Sind letztere richtig, so ist jenes Wissen, wenn es mit denselben nicht übereinstimmt, ein falsches und sophistisches; indessen liegt es im Wesen des Fortschrittes, dafs ihm das Frühere, bis dahin als gültig Anerkannte, widerstrebt: in diesem Kampfe, der nicht jünger ist als die Wissenschaft selbst, fällt die Entscheidung meistens den folgenden Zeitaltern anheim, in welchen die Wahrheit ihren Triomph feiert, häufig erst nachdem sie unter schweren Prüfungen ihrer Bekenner die Feuerprobe der Anfechtung bestanden hat, in welcher sich die Schlacken vom Golde scheiden. Aber unstreitig ist es Pflicht der Gesellschaft, den Sieg der Wahrheit nicht aufzuhalten; und wenn einerseits der Gelehrte, um nicht mehr zu sagen mit Sokratischem Muthe auf jedem Gebiete des Erkennens ohne Menschenfurcht seine Einsicht vertreten soll, weil er einen gröfseren Schaden nicht erleiden kann, als welchen er durch Lüge an seiner Seele erleiden würde, so wird anderseits die Staatsgewalt der Wahrheit den Sieg erleichtern, wenn sie die Wissenschaft nicht blofs als Hebel oder gar als niederdrückendes Gewicht anwendet, sondern sie um ihrer selbst willen schätzt, und ihr folglich den freien Lauf vergönnt, in welchem der Irrthum weit rascher seine Erledigung findet, als wenn Kräfte, die aufserhalb der Wissenschaft liegen, störend auf den Gang der letzteren einwirken. Die Wissenschaft ist dem Staate ohne Zweifel nützlich; aber sie soll keinesweges um des sogenannten Nutzens oder des Bedürfnisses willen geübt, und ebensowenig darum allein gefördert werden, weil sie sonst wirklich gar nicht gefördert wird. Sie ist nicht eher entstanden als sich der Mensch über das Bedürfnifs erhoben hatte; und erst nachdem sie kräftig herangewachsen war, wurde sie selbst wieder der menschlichen Bedürftigkeit hülfreich. So würde, um mich des deutlichsten Beispiels zu bedienen, die Mathematik niemals entstanden sein, wenn das Bedürfnifs mafsgebend gewesen wäre, sondern man hätte sich alsdann, wie nach Cicero's Bemerkung

die Römer, mit der Nothdurft des Messens und Rechnens begnügt: aber nachdem sie frei die Höhe eines von allem Bedürfnifs unabhängigen Wissens erstiegen hat, spendet sie von dieser Höhe herab der Gesellschaft noch ergiebigeren Nutzen. Die Einwirkung der Geschichte und der Philosophie und aller ihrer Theile, wozu von jeher auch die Staatslehre mit dem vollsten Rechte gehört hat, auf die Läuterung der Begriffe und Lebensansichten, auf die Verbesserung der Gesetze und Regierungsgrundsätze und folglich auf das allgemeine Wohl, werden sich, zumal wo sie im Bunde mit reinen und ächten Religionsgrundsätzen gestanden haben, nie zu hoch anrechnen lassen; und dennoch würde man irren, wenn man behaupten wollte, dafs jene Fächer zunächst dem unmittelbaren Bedürfnifs des gemeinen Lebens hätten dienen wollen.

Ich habe mir erlaubt, die Bemerkung, welche ein mit Friedrich innig verbundener einflufsreicher Gelehrter über die Begünstigung der Wissenschaften in der Monarchie aufgestellt hat, zu beleuchten, um in Vergleich damit das Verhältnifs des grofsen Königs zur Wissenschaft anzudeuten, ohne Anspruch auf genaue Erörterung, wozu ein tieferes und umfassendes Eingehen in die bewundernswürdig reiche litterarische Thätigkeit des vielbeschäftigten Fürsten und Feldherrn erforderlich ist, und welche daher demjenigen anheimfallen mufs, der einst Friedrichs Gesammtwerke in ächter Gestalt herausgeben wird: ein Unternehmen, das freilich der Akademie selber höchst würdig und von der Akademie, Friedrichs geliebtester Schöpfung, auch zu erwarten wäre, wenn unsere Lage mit Erfolg Hand anzulegen verstattete. Friedrich liefs am 27. Januar des Jahres 1772 in unserer Akademie seine Denkschrift über die Nützlichkeit der Wissenschaften und Künste in einem Staate vortragen. Die Veranlassung zu derselben gaben Rousseau's entgegengesetzte Ansichten, und sie ist bedingt durch ihre polemische Richtung dagegen; in edlem Zorn darüber sagt der König gleich zu Anfang, er schäme sich in dieser Akademie zu sagen, dafs man die Frechheit gehabt habe in Frage zu stellen, ob die Wissenschaften nützlich oder schädlich für die Gesellschaft seien, eine Sache, worüber niemand sollte zweifelhaft sein können. Mit d'Alemberts Grundsatz haben die Bemerkungen des Königs sowenig gemein, dafs dieser im Gegentheil diejenigen, welche durch die Wissenschaft gebildet sind, in das Staatsleben vorzüg-

lich hineinziehen will, während man sie nach d'Alembert, wenn anders folgerecht verfahren werden soll, soviel möglich davon geschieden und entfernt halten müfste, weil sie ja gleichgültig gegen das öffentliche Leben sein sollen. „Der umfassendste Geist, entblöfst von Kenntnissen," sagt Friedrich, „ist nur ein roher Demant, der erst seinen Werth gewinnt; nachdem er von den Händen eines geschickten Künstlers geschliffen ist. Also wie viele der Gesellschaft verlorene Geister! und wie viele grofse Männer in jeder Gattung, erstickt in ihren Keimen, sei es durch die Unwissenheit oder durch den niedrigen Stand, in welchen sie sich gestellt fanden! Das wahre Wohl des Staates, sein Vortheil, sein Glanz erfordern also, dafs das Volk, welches er enthält, so unterrichtet und aufgeklärt als möglich sei, um dem Staate in jeder Art eine Anzahl tauglicher Personen zu liefern, welche fähig seien, sich mit Geschick den verschiedenen Geschäften zu unterziehen, die er ihnen anvertrauen mufs." „Falsche Politiker," sagt er, „eingeschränkt auf ihre kleinen Ideen, hätten gemeint, es sei leichter ein unwissendes Volk als ein aufgeklärtes zu regieren, während die Erfahrung beweise, je dummer ein Volk, desto eigensinniger und widerspenstiger sei es, und es habe viel gröfsere Schwierigkeiten die Hartnäckigkeit eines solchen zu überwinden, als von gerechten Dingen ein Volk zu überzeugen, welches hinlänglich gebildet sei um Vernunft anzunehmen." Der König setzt hiernächst den Nutzen der Naturwissenschaften und besonders verschiedener Theile der angewandten Mathematik auseinander, den Nutzen der Geschichte für die Heerführer, die Beamten, den Herrscher selbst; die Dialektiker aber sind ihm die Donnerkeile gegen die Irrthümer und den Aberglauben, den er unausgesetzt bekämpfte. Beredt weifs er sogar die Mythen als sinnvolle Dichtungen und Allegorien in Schutz zu nehmen; und man müsse eine harte Seele haben, meint er, um das menschliche Geschlecht der Tröstungen und des Beistandes berauben zu wollen, welche man aus den schönen Wissenschaften schöpfen kann gegen die Bitterkeiten, womit das Leben erfüllt ist: „befreie man uns von unserem Unglück, oder gestatte, es zu lindern." Er vergifst nicht die schönen Worte, mit denen Cicero, „der philosophische Consul, der Vater des Vaterlandes und der Beredtsamkeit," die Litteratur empfiehlt. Wenn Friedrich allerdings auch den gemeinen Nutzen der Wissenschaf-

ten stark genug hervorhebt, so leuchtet dennoch ein, dafs er einen höheren Werth derselben nicht nur in seinen Schriften anerkannte, sondern auch in seinem Leben bewährte. Mit Anstrengung hatte er von Jugend auf nach Weisheit und Wahrheit gestrebt; der Fortschritt des menschlichen Geschlechts in der Gesittung, in Reinigung, Milderung, Veredelung der Grundsätze, das Wahre und Schöne an sich, mochte es durch Philosophie oder Naturkunde oder Poesie und Beredtsamkeit im weitern Sinne, oder wodurch immer hervorgetrieben sein, das rein Geistige und Menschliche zog ihn vor allem an. „Die Wissenschaften", sagt er, „gewähren uns die Freuden des Geistes, welche dauernder sind als die des Körpers; sie sänftigen die rohesten Sitten; sie verbreiten ihre Reize über den ganzen Lauf des Lebens; sie machen unser Dasein leidlich und nehmen dem Tode seine Schrecken." Sein scharfer und durchdringender Verstand, obgleich mit einer reichen Einbildungskraft gepaart, verwarf alles Unklare, alle eitle Phantasterei, deren Wiederkehr selbst in der Naturforschung er befürchtete; für die Aufklärung begeistert achtete er aber dennoch die religiöse Ueberzeugung mehr als gewöhnlich behauptet wird, und wollte niemanden Aergernifs geben, ohne freilich defshalb seine Worte ängstlich abzuwägen: übrigens stellte er sich, wie jeder grofse Mann sein Zeitalter erkennend, an die Spitze der geistigen Bewegung, und leitete und förderte sie, statt sie erfolglos zu bekämpfen. Glaubte er dennoch zu früh in die Welt hineingeschickt worden zu sein, so wird man wenigstens zugeben, dafs er ungeachtet seines hohen Alters zu früh für den Weltlauf aus ihr hinwegging. Auch seine Irrthümer und Vorurtheile, denen selbst der Gröfste unterworfen ist, waren eine Folge seines Bildungsganges und der damaligen Zustände: doch bedarf sein Geschmack für das Französische jetzo kaum noch einer Entschuldigung: er liebte nur Ausgebildetes und Klassisches, was er in seiner Jugend in Deutscher Zunge nicht vorfand; gegen die Italiener und Engländer war er gerecht, und vorzugsweise verehrte er das Alterthum; ja er würde es gewifs über die Französische Bildung gesetzt haben, hätte er davon eine vollkommnere Kenntnifs gehabt. Zog er die Henriade dem Homer vor, hielt er die schöne Gabriele für nicht weniger werth als die Prinzessin Nausikaa, so fragen wir, wie viele in seiner Jugendzeit, die für seine Geschmacksrichtung entscheidend war, zu

sagen wufsten, wefshalb Homer und Nausikaa dichterischer sind als Voltaire und Gabriele. Reichlich entschädigt für ein solches Urtheil seine Bewunderung für alles Grofse und Edle im Alterthum. Dort suchte er seine Ideale, Titus, Traian, Marc Aurel; er preist in der genannten Denkschrift die merkwürdigen Zeiten, als Griechenland einen Thukydides, welchem er anderwärts auch keinen Franzosen zur Seite setzen mag, einen Euripides, Xenophon, Platon, Aristoteles, Perikles, Alexander hervorgebracht habe; die Zeiten, wo der Stoiker Cato mit der Freiheit unterging, wo Cicero gegen Verres donnerte, seine Bücher von den Pflichten, die Tusculanen, sein unsterbliches Werk von der Natur der Götter, Varro seine *Origines* und sein Gedicht über die bürgerlichen Kriege schrieb (hier hat Friedrich, wie öfter in solchen Dingen, einiges verwechselt), wo Cäsar durch seine Milde anstilgte, was seine Usurpation gehässiges hatte, wo Virgil seine Aeneide, Horaz seine Oden dichtete, und Livius der Nachwelt die Geschichte aller grofsen Männer überlieferte, welche den Freistaat verherrlicht hatten. Die eigene schriftstellerische Thätigkeit des Königs ging eben auch aus reinem Triebe nach Erkenntnifs und aus der innersten Seelenstimmung ohne Ansprüche der Eitelkeit hervor. „Die Liebe zu den Wissenschaften", schreibt er schon zweiundsechzigjährig, „wird meine letzte Leidenschaft sein"; er verfafste seine Kleinigkeiten, wie er sagt, zu seiner Unterhaltung, dachte über Gegenstände der Philosophie nach, um sich zu unterrichten, dichtete, um seine Empfindungen auszusprechen, legte aber selber auf seine dichterischen Versuche keinen so hohen Werth, um für einen Dichter gelten zu wollen: doch standen ihm die meisten Eigenschaften eines guten Schriftstellers, Witz und Laune, Anmuth und Fülle, Kraft und Hoheit des Ausdrucks wie der Gedanken, reichlich zu Gebote. Vorzüglich indefs giebt das ächt Menschliche seinen litterarischen Bestrebungen einen Werth, der seine Bildung über viele gelehrte Herrscher, und namentlich über Iulius Cäsar, August, Hadrian und ähnliche erhebt, wenngleich diese in manchen Beziehungen vollkommener ausgebildet waren. So sehr aber war das Wissenschaftliche ihm Herzensangelegenheit, dafs durch dieses auch seine theuersten Freundschaften bestimmt wurden; und da die Hauptrichtungen, auf welchen der Fortschritt des Zeitalters beruhte, mit der eigenen des Königs übereinstimmten, so ent-

stand jenes beneidenswerthe Verhältnifs der Einigkeit zwischen der Regierung eines grofsen Fürsten und der Gesinnung der freiesten und ausgezeichnetsten Denker der Zeit, die ihm huldigten, während er, soweit er sie kennen lernte, auch gern sie anerkannte. Selten lebte ein König in so inniger Verbindung mit wissenschaftlichen Männern wie Friedrich; selten erwies ein Fürst einem gelehrten Verein solche Theilnahme als Friedrich der Akademie. Denn stellte seine Umgebung statt eines Hofes einen Kreis von Freunden dar, wovon ein grofser Theil wissenschaftliche waren, so erscheint die Akademie wiederum als ein um jenen engeren herumgezogener, weiterer concentrischer Kreis, in welchen er mit seinen vertrauten, auch den Ministern und Waffengenossen, gern heraustritt; in der Akademie läfst er manche seiner kleinen Schriften oder Theile eines gröfseren Werkes zuerst lesen, und sie in ihrer Geschichte oder in ihren Abhandlungen bekannt machen; ohne Bedenken tritt er sogar unter der Benennung eines Berliner Akademikers in einem die Akademie nahe berührenden wissenschaftlichen Streite mit jener Heftigkeit, welche aus sittlicher Entrüstung über einen boshaften persönlichen Angriff entspringt, als Mitkämpfer auf. Die Akademie war ihm, sowie die Wissenschaft selbst, eine Quelle des Vergnügens, ein Mittel der Anregung und Befriedigung: erreichte sie diesen Zweck, so kommt wenig darauf an, wie viel sie aufserdem unserem Vaterlande geleistet hat, weil was er selber für die Herrschaft des Geistes leistete, alles übertrifft, was eine Akademie wirken mag. Er hatte das Geschick und die Bestimmung dieses Reiches begriffen, durch Kühnheit des Gedankens nicht minder als der That zu wachsen und zu bestehen, und wie Pallas streitbar zu sein mit beiden. Mögen beide; wie unter seiner Führung, verbündet Ein Ziel verfolgen, und niemals sich die Eintracht auflösen zwischen der Macht, welche auf die Waffen gegründet ist, und der langsam, aber weit hinaus wirkenden Macht einer lebendigen Erkenntnifs!

XVIII.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 4. Juli 1839.

In einem der zahllosen Briefe, in welchen sich Leibniz über alle Gegenstände des Wissens ergiefst, und weil Briefwechsel sich immer auf gegebene Umstände bezieht, frei von den Fesseln einer bestimmten Theorie über die verschiedensten Verhältnisse der Wissenschaft seine Ansichten darlegt, äufsert er in Bezug auf Cartesius, diejenigen täuschten sich, welche ihrer Trägheit fröhnend in einem noch so grofsen Schriftsteller den Inbegriff der Weisheit suchten, oder vielmehr mit dieser sich brüsteten. Freilich ist dieser Weg zur Weisheit der kürzeste, und in allen Zeiten sind ihn die Anfänger gegangen, obgleich sie erkennen mufsten, dafs der Meister seine Weisheit anders gefunden habe. Es sind der Blüthen viele, an welchen sich die Menschheit ergetzt, der Früchte viele, von denen sie sich nährt; und je weiter die Anlagen eines jeden reichen, je gröfser die Fülle seines eigenen Geistes ist, desto weiter streckt er seine Fühlfäden aus, desto mehr und mannigfaltigeres ist er fähig einzusaugen und in sich aufzunehmen, ohne Gefahr es nicht gehörig in sich zu verarbeiten, nicht in sein eigenes Blut und Fleisch zu verwandeln. Erhalten die einzelnen Wissenschaften, weil plötzlich oder allmälig bedeutende äufserliche oder mechanische Hülfsmittel die Thätigkeit vermehrt, oder gröfsere Zugänglichkeit der Quellen und eine allgemeinere Verbreitung ausgebildeter und regelrechter Kunstübung auch die grofse Anzahl Minderbegabter in den Stand gesetzt haben, das wissenschaftliche Kapital mit irgend einem bemerkenswerthen Beitrage zu mehren, durch unverhältnifsmäfsig rasche Anhäufung des Stoffes eine so grofse Erweiterung, dafs es schwierig wird mehrere gröfsere Fächer vollständig zu umfassen, wie dieses in unsern Tagen un-

streitig auf mehr als einem Gebiete der Erkenntnifs geschehen ist; so wird allerdings die Beschränkung nicht etwa auf ein bestimmtes System, sondern auf einen engern Kreis der Wissenschaft näher veranlafst und triftiger gerechtfertigt, als durch blofse Liebhaberei oder Beschränktheit. Aber in einem solchen Zustande der Wissenschaften, wo sie alle in mehr oder weniger Theile auseinandergegangen sind, erregt es dem Betrachtenden ein wie aus einer fremden Welt ihm anfliegendes Gefühl, wenn er Leibnizen von philosophischen Sätzen, von mathematischen Erfindungen, von Gesetzen der Natur, von religiösen Streitfragen, von Gegenständen des Rechtes, von philologischen und geschichtlichen Forschungen und Sammlungen gleichsam in Einem Athem nicht mit der Oberflächlichkeit des zu seiner und anderer Unterhaltung an allen Tischen zu Gaste gehenden Liebhabers, sondern als Kenner sprechen hört. Wäre es also rathsam, aus irgend eines grofsen Mannes Schriften ausschliefslich den Inbegriff aller Weisheit zu schöpfen, so war Leibniz für die ihm nächstfolgende Zeit der geeignetste, dafs er allein viele nährte und in Anspruch nahm. Aber auch für die später folgenden Zeitalter bleibt sein Beispiel ein treffliches Gegengift wider die allzugrofse Vereinzelung der wissenschaftlichen Bestrebungen: und welchem besondern Fache sich einer gewidmet haben, oder von welchem er immer handeln mag, wird er irgend einen Berührungspunkt mit Leibniz finden. Den Gesetzen der Akademie gemäfs verkünden wir an dem Leibnizischen Jahrestage den Erfolg der von uns veranlafsten Preisbewerbungen: die philosophisch-historische Klasse der Akademie hat vor zwei Jahren hierzu einen Gegenstand gewählt, welcher einerseits die Geschichte der Philosophie und somit die Philosophie selbst betrifft, anderseits philologisch-kritischer Natur ist. Der erstere Gesichtspunkt liegt der Leibnizischen Hauptthätigkeit so einleuchtend nahe, dafs wir dabei nicht verweilen; eher verlohnt es sich bei diesem Anlafs von Leibnizens Ansichten über die philologische Kritik zu reden, welche, wenn sie als gelegentliche Aeufserungen auch eben weder sehr eigenthümlich noch besonders tief geschöpft sind, und in gewisser Beziehung sogar etwas veraltet erscheinen, immer doch diesem Haupttheile der philologischen Kunst und den philologischen Bestrebungen und dem Studium des Alterthums überhaupt eine nicht unwichtige Anerkennung gewähren.

Leibniz *) war erfreut über das auf höhere Veranlassung erfolgte Unternehmen, die Lateinischen Schriftsteller zum Gebrauch des Dauphin herauszugeben, und dadurch, wie er sagt, die fliehenden schönen Wissenschaften zurückzurufen, das Licht des fast im Sterben begriffenen Alterthums wieder zu erwecken, und den vortrefflichsten Schriftstellern nun schon das dritte Leben zu verleihen, da nach Verlauf kaum eines Jahrhunderts die Geringschätzung derselben zurückgekehrt und eine neue Art der Barbarei eingetreten sei, und die grofsen Alten wieder ihre Augen zu schliefsen anfiengen. Hat der Erfolg jenes Unternehmens der Wissenschaft keinen erheblichen Vortheil gebracht, so benimmt dieses dem Urtheile selber nicht seinen Werth; und ebenso gegründet ist das andere, welches er hinzufügt, wenn ein junger Fürst von solchen Hoffnungen, zu einem so grofsen Geschicke bestimmt, eingeweiht werde in die Geheimnisse ächter Bildung, so werde auf einige Jahrhunderte für die Nachwelt gesorgt sein: denn wie viel eines einzigen Fürsten Beifall vermöge, habe König Franz der Welt durch sein Beispiel gezeigt, dessen Frucht noch immer lebe. Leibniz erkannte vollkommen, wie viel das Studium des Alterthums für die Ausbildung des tüchtigen Sinnes der Herrschenden und der Beherrschten beitrage, von welcher Art des Einflusses freilich nur noch sehr wenige Spuren zum Vorschein kommen, und wie unentbehrlich es in der Kette der menschlichen Erkenntnifs sei. Wollte man sagen, dieses sei nicht zu verwundern, weil zu seiner Zeit die Deutsche Sprache und Litteratur noch ungebildet gewesen, er würde aber heutzutage, nachdem wir es so herrlich weit gebracht, anders sprechen: so müfsten wir erwiedern, dafs die gebildetsten Europäischen Völker, auch nachdem sie ihrer eigenen Sprache einen hohen Grad von Vollendung gegeben hatten, nicht aufhörten das Alterthum hochzuschätzen, dafs die Franzosen gerade in dem gepriesenen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten und unmittelbar darauf sich mit grofsem Eifer diesen Studien gewidmet, dafs die Engländer neben ihren vortrefflichsten Schriftstellern und grofsen Dichtern niemals die Verehrung des klassischen Alterthums verloren haben, dafs in der schönsten Zeit der Italienischen Lit-

*) Briefe an Huet, Sylloge nova epistolarum varii argumenti, Bd. I. S. 837 ff. Nürnberg 1760. 8.

teratur Machiavell, welchen statt aller andern seines Volkes zu nennen genügt, wenn er sich anschickte die Alten zu lesen, eigens hierzu seine Staatskleider anzog. Insonderheit in Bezug auf die Philosophie und sogar auf die Mathematik hat Leibniz sich den Stimmen derer entgegensetzt, welche, wie er sagt, alle Ehrfurcht vor dem Alterthum ablegten, und von Platon und Aristoteles wie von elenden Sophisten sprachen: die metaphysische und sittliche Lehre des Platon, sagt er, welche wenige aus den Quellen schöpfen, ist heilig und richtig, und was er von den Ideen und ewigen Wahrheiten sagt, bewundernswerth; die logischen, rhetorischen und politischen Schriften des Aristoteles sind von der gröfsten Nützlichkeit für das Leben, wenn sie einem guten und durch Erfahrung gebildeten Kopfe in die Hände fallen; auch seine Physik lobt er, und wer den Archimed und Apollonius verstehe, fährt er fort, werde die Erfindungen der ersten Männer neuerer Zeit sparsamer bewundern. Auch in dieser Beziehung ist er seiner und der nächstfolgenden Zeit weit vorausgeschritten, und namentlich sind Platon und Aristoteles mehr als ein Jahrhundert später, als er jene Worte schrieb, erst wieder zu der Anerkennung gekommen, welche er ihnen gezollt hatte. Insbesondere bedauert er, dafs einige die Erinnerungen und Klagen grofser Männer, eines Baco, Galilei, Cartesius zur Vertilgung der alten Weisheit mifsbrauchten und zur Bemäntelung ihrer Unwissenheit, um den Schein zu haben, als ob sie von Rechtswegen Dinge verachteten, die nicht verdienten gewufst zu werden, sich selber und soviel an ihnen liege die Welt um alle Hülfsmittel und Erfahrungen sovieler Jahrhunderte betrügend. Wohl seien jenen bedeutenden Männern einige Aeufserungen in diesem Sinne entfallen, als ob wir zur richtigen Erkenntnifs einer grofsen Umänderung und Erneuerung bedürften, wenn wir dem Baco, oder einer leeren Tafel des Geistes, wenn wir dem Cartesius glauben; doch während diese selber grofse Erfindungen aus dem Ihrigen darböten, müsse man ihnen verzeihen, wenn sie zu ungemessen loszögen gegen die Verkehrtheit ihrer Zeiten und den faulen Götzendienst der überlieferten Lehrsätze: aber die kleinen Jünger, die nichts erfunden, und nicht weniger als vorher, nur mit Veränderung des Meisters, wieder einem Ueberlieferten anhiengen, erhöben kaum auf ein leichtes Gerücht, welches sie von der Lehre empfangen, ein leidenschaftliches

Geschrei, und trügen damit bei zur Verderbnifs der wahren Bildung, weil die Jugend von so süfser und stattlicher Unwissenheit eingenommen gern die dargebotene Farbe annähme, soviele Dinge vornehm nicht zu wissen. Befremdlich knüpft er daran den Gedanken, würden mit Vernachlässigung aller andern Studien nur Versuche und die Sprachen und Geschäfte unserer Zeit behandelt, so laufe die Religion Gefahr, deren Wahrheit entweder durch die Wunder der Gegenwart oder durch die Orakel des Alterthums bekräftigt werde. Indem er denselben Gedanken anderwärts weiter verfolgt, erklärt er sich zugleich über die Gelehrsamkeit und die Kritik. Was er aber unter Gelehrsamkeit (*eruditio*) versteht, ist im Wesentlichen grofsentheils nichts anderes als was man Philologie nennt, den Ausdruck in seiner ursprünglichen und wahren Bedeutung genommen; eine Behauptung, welche sich auch aus dem Sprachgebrauche jener Zeit leicht rechtfertigen liefse: doch hat er, obgleich nicht mit klarer Entwickelung und ohne bestimmte Scheidung, unter dem Begriffe der Gelehrsamkeit auch mehr oder weniger von der empirischen Naturkunde mitbefafst, welche niemand zur Philologie rechnet.

Scheiden wir dasjenige aus, was Leibniz, eben weil er nicht genau sonderte, aus diesem Gebiete in seinen Begriff der Gelehrsamkeit hineinzuziehen scheint, so befafst er unter dieser nach seinen eigenen Worten alles, was wir von den Menschen lernen, im Gegensatze gegen das, was aus dem Geiste erfunden wird; sie unterscheidet sich ihm von der Philosophie, wie das was thatsächlich ist (*quod est facti*), von dem, was Sache der reinen Erkenntnifs oder des Rechtes ist (*quod est rationis sive iuris*). Zwar können, sagt er, auch Theoreme, die auf rein geistigem Wege gefunden sind, ebenso gut wie Geschichten und Beobachtungen auf die Nachwelt überliefert werden, und insofern, setzen wir hinzu, wird er sie dem Gebiete der Gelehrsamkeit nicht abgesprochen haben; aber es kommt hierbei für die Wissenschaft an sich, ohne Rücksicht auf die Gelehrsamkeit, nicht auf das Ansehen des Buches an, sondern die immer noch einleuchtende Sicherheit des Beweises bewährt den Satz. So ist für die reine Wissenschaft nichts daran gelegen, ob Archimed der Verfasser des Schriftchens *de aequiponderantibus* sei; aber wenn es sich von Geschichte handelt, giebt das Denkmal selbst den Beweis für die Wahrheit. Leibniz hat

in diesen, obgleich etwas unordentlich hingeworfenen Worten das wahre Wesen der Philologie treffend bezeichnet und besser erkannt als andere Philosophen und als die meisten Philologen vom Fach. Er spricht nicht davon, konnte es aber auf seinem Standpunkte gewifs nicht verkennen, dafs beide, Philosophie und Gelehrsamkeit, oder um statt dieser in Bezug auf die Geschichte aller geistigen Thätigkeit und die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes die Philologie, und in Rücksicht der Natur die empirische Naturkunde zu nennen, auch wenn sie begriffmäfsig vollkommen von einander gesondert und in dieser Sonderung folgerecht durchgeführt werden, keinen absoluten Gegensatz bilden, und im Ergebnifs sich ebensowenig als Grund und Thatsache widersprechen dürfen, wenn nicht die eine oder die andere falsch sein soll, sondern dafs die wahre Gelehrsamkeit vom Thatsächlichen aus zum Gedanken, und die Philosophie vom reinen Erkennen und innern Grunde auf das Wirkliche, welches dem Thatsächlichen gleich ist, gelangen soll, dafs also beide in ihrer höchsten Vollendung gedacht, die freilich vor der Hand nur noch Ideal bleibt, von entgegengesetzten Ausgangspunkten in der Mitte zusammentreffen müssen, und jede von beiden die Probe der andern ist.

Daraus nun, dafs im Geschichtlichen, wie Leibniz sagt, das Denkmal selbst dem Ueberlieferten die Bewährung geben mufs, ist die Kritik entstanden: diese, meint er, sei von der göttlichen Vorsehung wieder erweckt und mit Hülfe der erfundenen Buchdruckerkunst gekräftigt worden, vorzüglich um die Christliche Religion ins Licht zu setzen. Man könne von der Geschichte und Gelehrsamkeit keinen gröfsern Nutzen als eben diesen erwarten; ja das ganze Studium des Alterthums scheine ihm fast diesen einzigen Nutzen zu gewähren, dafs wir die alten Urkunden unserer Glückseligkeit und so zu sagen unseres Adels, den wir als Wiedergeborne auf Christus zurückzuführen hätten, von Zweifel und Verderbnissen befreiten. Es müsse gezeigt werden, dafs die heiligen Bücher, welche wir haben, ächt und in der Hauptsache unverderbt auf uns gekommen seien; dies zu thun vermöge nur wer die Geheimnisse der kritischen Kunst, die Glaubwürdigkeit der Handschriften, die Eigenthümlichkeiten der Sprache, den Geist jener Jahrhunderte und die Folge der Zeiten kenne. Dafs der Urheber so grofser Dinge vom Himmel gesandt worden, bewiesen

die Weissagungen und Wunder, die unvergleichliche Heiligkeit seiner Lehre, die Festigkeit der Märtyrer und der Triumph des Kreuzes: dafs dieses aber alles so geschehen sei, liefse sich nur zeigen, wenn die ganze heilige und nicht heilige Geschichte aufs genaueste festgestellt werde; dazu bedürfe es der Sammlungen, Handschriften, Münzen, Inschriften und der andern Rüstzeuge der Gelehrten, wodurch der Geschichte Glauben verschafft werde: wefshalb er oft Sammlungen gewünscht habe, wie er sie von Marq. Gudius für die Inschriften, von Ezech. Spanheim für die Münzen erwarte; die Geschichte der Handschriften vermifst er noch insofern, als die besten aufzuzählen sein würden, die noch jetzo in Europa vorhanden seien, vorzüglich die, aus welchen die Schriftsteller abgedruckt worden, und die einzigen oder seltenen. Allerdings könne Religion und Vorsehung im Allgemeinen mit sichern Beweisen auch derjenige erhärten, der mit dem nächsten besten Versuch jene ordnende Kraft des Geistes in Verbindung bringe, welches die Sache des Philosophen sei: da nämlich jede Ursache aus jeder ihrer Wirkungen erschlossen werden könne, so liefse sich Gott aus jeder Erscheinung beweisen; denn Beweise seien nichts anderes als Ordnungen von Gedanken, welche den Zusammenhang der Dinge zu erkennen gäben: aber wenn es sich, wie für die Wahrheit der Christlichen Religion, von dem Verderben und der Erneuerung des menschlichen Geschlechtes, von den Unterschieden der Völker, von den ältesten Schriften handle, so bedürfe man des Gelehrten. Grofs sei der Nutzen der Geschichte, um edle Beispiele zur Erweckung der Menschen aufzustellen, damit sie auch selber Denkwürdiges zu leisten unternähmen, um die Grenzen der Reiche zu bestimmen, um wichtige Streitfragen im Staate zu erledigen, endlich um uns an der wundervollen Uebersicht der Begebenheiten zu ergetzen: doch insoweit könnten wir die Gelehrsamkeit missen, und ganze Völker mifsten sie, ungeachtet sie ihr Leben mit ziemlicher Bequemlichkeit führten: aber um die Wahrheit der Religion festzustellen sei Geschichte und Kritik durchaus nothwendig. Ginge die kritische Kunst verloren, so würden auch die menschlichen Hülfsmittel des göttlichen Glaubens zugleich damit zu Grunde gehen, und es würde nichts Tüchtiges mehr übrig bleiben, womit wir einem Sinesen oder Juden oder Muhamedaner unsere Religion beweisen könnten. Gesetzt die Fabelgeschichten

von Dietrich von Bern, womit in Deutschland die Kinder von den Ammeñ in Schlaf gebracht werden, liefsen sich nicht mehr unterscheiden von den Erzählungen des Cassiodor,* des gleichzeitigen Geschichtschreibers, der Theodorichs Kanzler war; gesetzt es käme die Zeit, wo man im Zweifel wäre, ob nicht Alexander der Grofse, wie die Türken glauben, des Königs Salomon Heerführer gewesen sei; gesetzt es wären uns statt Livius und Tacitus nur einige zierliche, aber possenhafte Büchelchen übrig, wie sie heutzutage über die Liebschaften grofser Männer geschrieben werden; gesetzt endlich, es kämen jene nur aus den Mythologien bekannten Zeiten wieder, wie sie vor Herodot bei den Griechen waren, so wird alle Gewifsheit von den Dingen verloren sein, und weit entfernt, dafs man zeigen könne, die Bücher der heiligen Schrift seien göttlich, wird nicht einmal mehr feststehen, dafs sie ächt seien. Das gröfste Hindernifs für die Ausbreitung der Christlichen Religion im Morgenlande sei jener Völker Unkunde in der allgemeinen Geschichte. Er beklagt daher, dafs der Kritiker immer weniger würden: zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts habe die kritische Richtung geblüht und beinahe an ihrer Fruchtbarkeit gelitten, weil niemand für gelehrt gehalten wurde, der nicht oft gesagt habe: „Ich tilge aus; ich verbessere; ich habe eine alte Handschrift; diese Stelle haben die Abschreiber verderbt.“ Wie es kein Uebel gebe, was nicht irgend eine Frucht bringe, so sei, wenn man die Wahrheit sagen wolle, diese Richtung von den Streitigkeiten über die Religion genährt worden; denn weil von dem Sinne der Schrift, von der Uebereinstimmung der Alten, von ächten und untergeschobenen Büchern niemand urtheilen könne, der nicht in jeglicher Art von Denkmälern wohl bewandert ist, so sei in den Bibliotheken nichts unberührt geblieben. Jacob, der König von Grofsbritannien, und die ersten Männer in Kirche und Staat hätten sich fast über das Mafs mit diesen Händeln abgemüht. Nachdem diese aber in Krieg und Blutvergiefsen übergegangen, sahen die Verständigern ein, es werde mit diesem Geschrei nichts erreicht, und nach wiederhergestelltem Frieden ergriff viele ein Ekel an diesen Fragen und dieser Art der Gelehrsamkeit. So begann eine neue Periode der Wissenschaften: Galilei, Baco, Cartesius, Gassendi und andere, in Deutschland der einzige, welcher mit jenen zusammengestellt werden könne, Joach. Jungius, erregten die Hoff-

nung, die Natur werde sich mit Hülfe der Mathematik erkennen lassen. Warum die Schüler auch dieser Männer mit sovielen Mitteln sowenig leisteten, lasse er jetzo bei Seite liegen; aber das Studium des Alterthums und die tüchtige Gelehrsamkeit sei von jener Zeit an hier und da in Verfall gekommen, soweit dafs einige sich schämten Schriftsteller anzuführen, theils damit sie nicht schienen nicht alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben, theils zur Begünstigung ihrer Trägheit: dafs die Seuche dieser Vernachlässigung nicht weiter um sich greife, dafür müfsten die Menschen erinnert werden, es sei um der Religion willen von Wichtigkeit, die gründliche Gelehrsamkeit zu erhalten.

Auch der gröfste Mann, der überlegenste Geist, ist den Einflüssen seiner Umgebung, des Volkes, unter welchem er erzogen und gebildet worden, des Zeitalters, in welchem er herangewachsen, wo nicht unterworfen doch ausgesetzt: so tragen denn auch diese Aeufserungen stark das Gepräge ihrer Zeit. Aber aufserdem mufs man bedenken, dafs Leibniz dieses an Huet bei Gelegenheit des von letzterem herausgegebenen Werkes über die Wahrheit der Christlichen Religion schrieb; und ohne unehrlich zu heucheln (denn seine Seele war von Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllt und von ächter Religiosität geweiht, obgleich der Pöbel ihn für einen Unchristen hielt und kein Geistlicher ihn zur Gruft begleitete), also ohne Gleifsnerei war er doch gewohnt, mit eigenthümlicher Milde und Billigkeit, ja mit feinem fast hofmännischem Weltton sich den Personen anzupassen, und jedesmal die ihnen angemessenste und angenehmste Seite herauszukehren. Dabei hat er indefs keinesweges unterlassen, die Betrachtung ins Allgemeine zu spielen, und arbeitet sichtbar darauf hin, der Gelehrsamkeit überhaupt weit über die Grenzen der von ihm hervorgehobenen unmittelbaren Anwendung von Seiten des Eifers für die Religion Freunde und Beschützer zu gewinnen. Im Verhältnifs zu gewissen heutzutage ziemlich verbreiteten Ansichten finde ich unsern Leibniz in vielfältigem Widerspruch. Man hört auch in unsern Tagen, freilich nicht im Schoofse dieser Akademie, welche im Sinn allgemeiner Wissenschaftlichkeit und somit in Leibnizens Geist alle Richtungen des Wissens gleichmäfsig pflegt, und nicht etwa blofs ihrer Verfassung gemäfs sondern in der innern Ueberzeugung aller ihrer Mitglieder davon durchdrungen ist, dafs in

harmonischer Ausbildung aller Gebiete der Erkenntnifs und in gegenseitiger Anerkennung aller die Blüthe der Wissenschaften gedeihe, hier also nicht, wohl aber sonst von Einseitigen und Mindergebildeten hört man ohngefähr dasselbe, was schon Leibniz hören mufste, dafs das Studium der Alten nichts mehr fruchte; und gerade wie damals soll der neue Aufschwung der Naturwissenschaften, zumal in Verbindung mit ihrem gewaltigen Eingreifen in das praktische Leben, diesem eingeschränkten Urtheile zur Begründung dienen. Es hat sich damals nicht gerechtfertigt, obwohl es von gröfsern Männern veranlafst war; um so weniger mögen wir jetzo dabei verweilen. Aber noch auffallender ist ein anderer Gegensatz der Leibnizischen Ansichten gegen heutiges Gerede. Gewisse Fromme fürchten vom Heidenthum für die Religion; Leibniz fand in der alterthümlichen Gelehrsamkeit und in der ungetrübten kritischen Erkenntnifs der gesammten Geschichte der menschlichen Entwickelung einen Stützpunkt für ebendieselbe. Doch wer sollte nicht den Kopf schütteln, wenn Leibniz der Kritik eine positive Mitwirkung zur Beglaubigung der Christlichen Religion zutraut, nachdem die Erfahrung scheint gezeigt zu haben, wie jene immer mehr und mehr verneine und ausrotte? Ueberhaupt spricht man fast immer nur von der Kritik als einer aufhebenden und vernichtenden Thätigkeit. Der Form nach tritt sie allerdings häufig so auf: aber es kommt nur darauf an, ob sie richtig geübt wird, und also das erreicht, was sie will, das Wahre, und sie wird alsdann nicht verneinen und zerstören, sondern bejahen und aufbauen. In der Wahrheit liegt das ächte Positive, und der Irrthum ist die eigentliche Verneinung, wie positiv er sich auch zu gebehrden versteht. Zu allen Zeiten, nicht blofs im Heidenthum, hat menschlicher Irrthum für göttlich erklärt, was der reifer gewordene menschliche Geist nicht blofs als ungöttlich, sondern sogar nicht mehr für menschlich erkannt hat, und der blendende falsche Schein der Göttlichkeit ist um so gefährlicher, da er in Verbindung mit andern Vorurtheilen, mit Schwäche des Verstandes und Roheit des Gemüthes, untermengt mit weltlichen und eigensüchtigen Zwecken, unterstützt von den Leidenschaften und Begierden der Menschen sogar zu Verbrechen führt, die lange Zeit von Staats- und Rechtswegen begangen worden sind und leider selbst jetzo noch an ungeordneten, wild und fanatisch erhitzten

Köpfen Vertheidiger finden. Man kann gegen die Lobsprüche, welche Leibniz der Kritik ertheilt, noch einwenden, diese werde gröfstentheils gar nicht an den heiligen Schriften, sondern an ganz andern Gegenständen geübt. Aber dieses hat er nicht übersehen; vielmehr weiset er wiederholt auf einen viel weiter um sich greifenden Gebrauch derselben hin, und besteht gerade darauf, bei der engen Verbindung der gesammten Litteratur und Geschichte sei auch über die heiligen Bücher zu urtheilen nur der im Stande, welcher in jeder Art von Denkmälern wohl bewandert sei, fordert also nicht etwa eine sogenannte *Critica sacra*, welche besondern und von der übrigen Kunst abweichenden Grundsätzen zu huldigen pflegte, sondern eine kritische allgemeine Gelehrsamkeit. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dafs diese auch durch das ermittelte Thatsächliche für die heiligen Bücher von Nutzen sein könne; aber höher dürfte etwas anderes anzuschlagen sein. Auslegung und Kritik wird mit unverkümmerter Freiheit und Unbefangenheit an den nicht heiligen Schriften gelernt und geübt, während sie in Bezug auf heilige oft lange Zeit einerseits durch vorgefafste Meinungen, welche in gebotenen Lehrsätzen befestigt worden, auf einen vorausbestimmten Punkt gebannt, anderseits durch sogenannte Neologie, welche die Quellen nur wieder einer andern ebenfalls vorgefafsten Ansicht willkürlich unterordnet, leicht irre geleitet wird. Ist aber auf einem freieren Gebiete das Urtheil erst erstarkt, so überträgt sich später die ausgebildetere Methode mit gröfserer Sicherheit und Geschick auch auf heilige Schriften. Wenn sich endlich Leibniz in einer Stelle ziemlich so ausgedrückt hat, als habe Gelehrsamkeit und Kritik ihren einzigen Nutzen für die Religion, so leitete ihn dahin, allerdings in einigem Widerspruche mit ihm selber, nur die Adresse dieser Briefe. Lessing, der auf diese Briefe an Huet aufmerksam gemacht und einiges von ihrem Inhalte ausgezogen hat, hielt aufser andern durch unvollständige Mittheilung bewirkten Milderungen auch die Weglassung jener stärksten Stelle für zweckmäfsig; er sah unstreitig, dafs die Gelehrsamkeit und Kritik der ganzen Geschichte des Menschengeschlechtes gewidmet ist, und fand die Leibnizische Erinnerung, ganz streng in der Beziehung, wie sie ihr Urheber gegeben hat, nur darum vorzüglich bemerkenswerth, weil sie ihm bei dem damaligen Zustande der Gottesgelahrtheit noch viel nöthiger schien, da wie er beifügt,

kaum noch Schatten von den Gelehrten vorhanden seien, welche zu Leibnizens Zeit blühten, und besonders die Gottesgelehrten, welche sich die Erhaltung gründlicher Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen sein lassen, das allerwenigste davon verständen: eine Saite, die er gern anschlägt, nicht aus Gehässigkeit gegen Religion oder Christenthum, sondern aus Widerwillen gegen jede Art von Mittelmäfsigkeit und Seichtigkeit, und gegen eine damals anfangende oberflächliche Aufklärerei, die sehr verschieden war von seiner eigenen Weise der Aufklärung und Duldung.

Geschichte, Auslegung und Kritik sind die einzigen menschlichen Hülfsmittel, die Quellen der positiven Religion in ihr wahres Licht zu stellen; an ihrer Hand mufs zugleich die weitere Entwickelung der Lehre und der Verfassung durch alle Zeiten verfolgt, müssen die Verunstaltungen des Ursprünglichen, die unwillkürlichen Irrthümer oder absichtlichen Entstellungen und Täuschungen, die menschlichen Anmafsungen aufgedeckt und zurückgewiesen werden: aber jene können dieses im Kampfe gegen grofse Hemmungen nur langsam im Laufe von Jahrhunderten leisten, und nur in dem Grade erfolgreich, als sie nicht im voraus bestimmten kirchlichen oder politischen Grundsätzen dienen sollen, sondern völlig frei sind. Bei seiner Empfehlung der Gelehrsamkeit hatte Leibniz, denke ich, auch diese Erwägung im Hintergrunde. Seine Richtung war, angemessen seiner Vielseitigkeit, überall vermittelnd und versöhnend: er hatte in sich die Gegensätze des Gelehrten und des Philosophen, der Empirie und der Speculation mehr als irgend einer aufgehoben; in der Philosophie selber benutzte er im Widerspiel mit Cartesius die früheren Systeme, und suchte das Entgegengesetzte derselben auszugleichen, was eben auch durch eine besondere Art philosophischer Kritik geschieht, wie schon Platon die Gegensätze der ältern Philosopheme, ihre Einseitigkeit aufweisend, zu innerlicher Durchdringung verband: auch Vernunft und Offenbarung fand Leibniz in Uebereinstimmung. Seine ganze Seele wie sein System war Harmonie. Diesen versöhnlichen Sinn übertrug Leibniz auch auf die Religion und setzte ihn in Thätigkeit zur Vereinigung der Christlichen Religionsparteien, wofür Gelehrsamkeit und Kritik dem eben angedeuteten zufolge nothwendige und erspriefsliche Hülfsmittel sind, wenn man nicht abgeneigt ist Vernunft zu hören; Unwissenheit und starrer, jederzeit mit ir-

gend einer Art von Unfreiheit verbundener Dogmatismus sind dagegen das unübersteiglichste Hindernifs. Leibniz äufsert gerade in einem der Briefe, von welchen wir reden, er glaube diejenige Glückseligkeit der Zeiten nunmehr zu erkennen, dafs er beinahe hoffe, es werde kirchlicher Friede und Eintracht zu Stande kommen; er gründete diese Hoffnung vorzüglich auf die Weisheit und Mäfsigung der damaligen Fürsten, namentlich dessen, welchem er diente, vom Hause Braunschweig-Lüneburg, und des damaligen Oberhauptes der Römischen Kirche. Indessen spricht er auch von Zurückweisung; und stelle man Forderungen und Bedingungen, die zu gewähren nicht in unserer Macht stände, so könne dieses uns nicht angerechnet werden: er fürchtet zugleich, wenn jetzo nichts erfolge und die Gelegenheit verloren gehe, werde die öffentliche Freude um etliche Jahrhunderte hinausgeschoben werden. Die Absicht war edel und heilig: denn wer wollte für alle Zeiten die Religion der Liebe zum Kampfplatz des Hasses, die Lehre der geistigen Freiheit zur Knechtung der Seelen bestimmen? Jede Entzweiung in der allgemeinen Entwickelung dient nur als Stufe zur Wiederherstellung der Einheit auf einem höhern Standpunkte. Sowenig aber Leibniz sich im Zweck irrte, ebensowenig überliefs er sich übertriebenen und zu sichern Hoffnungen auf den Erfolg; vielmehr erkannte er mit vorhersehendem Geist, dafs, wenn die damaligen Versuche mifslängen, die Menschheit noch Jahrhunderte lang der Segnungen des kirchlichen Friedens nicht im vollen Mafse würde theilhaftig werden.

XIX.

Zur Begrüfsung des Herrn Neander als neu eingetretenen Mitgliedes der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Sitzung derselben zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 4. Juli 1839.

Sie haben, verehrter Herr, nach kurzer Berührung einiger Beziehungen, welche Sie als persönliche bezeichnen, und in welchen Sie nur jene Bescheidenheit hervortreten lassen, welche dem wahren Gelehrten eigen ist, das Verhältnifs der Theologie als positiver Wissenschaft zu den allgemeinen Wissenschaften dargestellt, und auf den engen Zusammenhang hingewiesen, in welchem besonders das von Ihnen vorzugsweise bearbeitete Gebiet der Theologie zur allgemeinen Geschichte der Menschheit steht. Bedürfte die Wahl, durch welche die Akademie Ihren wissenschaftlichen Verdiensten, Ihrer Gelehrsamkeit, Ihrem Scharfsinn, Ihrer geistigen Freiheit andern Bestrebungen des Zeitalters gegenüber, kurz Ihrer ganzen Eigenthümlichkeit als Gelehrter und Mensch, diejenige Anerkennung gegeben hat, welche allein sie geben kann, bedürfte, sage ich, diese Wahl einer Rechtfertigung vor irgend jemand, so würden Ihre Worte dieselbe vollständig geleistet haben. Niemand kann lebhafter als ich, der ich die Ehre habe Sie im Namen der Akademie heute öffentlich als den Unsrigen zu begrüfsen, davon durchdrungen sein, dafs die Wissenschaft des Göttlichen und die Geschichte der Entwickelung des religiösen Geistes und Lebens, freigehalten von den Hemmungen menschlicher Satzungen und hierarchischer Herrschaft, die edelste und erhabenste Beschäftigung des Gelehrten und die Blüthe der allgemeinen Wissenschaften sei, denen die Akademie ihren Gesetzen gemäfs gewidmet ist, und die Akademie kann sich dieser Ansicht um so weniger entziehen, als wie Sie bemerkt haben, die Theologie durch drei Elemente, das philosophische, philologische und geschichtliche, mit den allgemeinen Wissenschaften ebenso innig verbunden ist als die Rechts-

gelehrsamkeit, deren Meister zu den Ihrigen zu zählen sie niemals Bedenken getragen hat. Kein Zweig des menschlichen Wissens greift stärker und umfassender, segensreicher oder störender, in die Gesammtbildung der Völker ein als die positive Religionslehre; ihre wissenschaftliche und geschichtliche Betrachtung ist also einer der bedeutendsten Theile der Philosophie und Geschichte, zu deren Förderung diese Gesellschaft verbunden ist. Ja es darf bei diesem Anlafs und am heutigen Tage nicht übergangen werden, dafs jene Königliche Gesellschaft der Wissenschaften, welche als erste Form dieser Akademie auf Leibnizens Anregung und Betrieb gestiftet worden, nicht ohne besondere Rücksicht gerade auf das von Ihnen mit der gröfsten Auszeichnung angebaute Feld der kirchlichen Geschichte ins Dasein gerufen wurde; und es mag als ein günstiges Zusammentreffen angesehen werden dürfen, wenn sich mir, der ich heute als Organ der Gesammtakademie über Leibniz gesprochen habe, ein Gegenstand der Betrachtung darbot, der Ihren Studien, verehrter Herr, ebenso nahe als den meinigen liegt, und als ein einleuchtendes Beispiel dienen kann, wie wenig Ihre wissenschaftlichen Leistungen und Bestrebungen einer Akademie fremd seien, welche unter allen Philosophen und Gelehrten den einzigen Leibniz als ihren wissenschaftlichen Stammherrn verehrt. Habe ich selber, was mein Bestreben war und mir die Pflicht des Vorsitzenden zu sein scheint, in meiner Eröffnungsrede den Geist und die Gesinnung dieser Gesellschaft einigermafsen getroffen, und irre ich nicht, wenn ich mir schmeichle, der Sinn meiner Rede sei auch mit den von Ihnen soeben vorgetragenen Worten und mit der ganzen Richtung Ihrer edlen Seele in Einklang: so stimmen auch Sie in den Geist der Akademie so vollkommen ein, dafs uns nichts zu wünschen übrig bleibt, als dafs Sie unserer Gesellschaft mit der Treue und dem uneigennützigen Eifer, der Sie als hochverehrten und mit inniger Liebe und herzlicher Anhänglichkeit belohnten Lehrer der Jugend beseelt, soviel Antheil widmen mögen, als Ihre übrigen wichtigen Berufsgeschäfte zulassen.

XX.
Einleitungsrede gehalten zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelms IV. in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften am 22. October 1840.

Bekanntlich hat der von Friedrich dem Grofsen auch unserer Akademie verbundene ebenso tugendhafte als geistvolle und gelehrte Verfasser des Geistes der Gesetze, dessen Name noch heutzutage wie vor hundert Jahren von zwei engverbrüderten Arten von Menschen, den Frömmlern und den Knechtischen, sehr ungern gehört wird, dessen Grundsätze aber meist so ungefährlich als wohlbegründet durch das Studium der Rechte und der Geschichte sowohl des Alterthums als der mittlern und neuern Zeit, und ungeachtet der Entfernung von aller Schulphilosophie grofsentheils ächt philosophisch sind, die Tugend zum Princip des Freistaates, die Ehre zum Princip der Monarchie gestempelt, nicht sowohl aus Spott und Ironie gegen letztere, wenngleich er es auch daran in der Ausführung des Einzelnen hier und da nicht fehlen läfst, sondern weil er sich wie Machiavell mit natürlicher Unbefangenheit und grofser Objectivität in das Gegebene vertieft, und die in demselben erscheinenden Grundkräfte erkannt hatte. Er versteht aber unter der Tugend die politische, das heifst die Vaterlandsliebe oder die Liebe der Gleichheit, nicht die philosophische oder sittliche, noch auch die Christliche oder religiöse Tugend; und solange Politik, Philosophie und Christliches Leben nicht zu einer ungetrennten Einheit werden verschmolzen sein, was noch in weiter Ferne liegen dürfte, da sich alle drei noch mannigfach widersprechen, und die Versuche der Ausgleichung sehr unvollkommen und phantastisch sind, wird man jenen Unterschied als einen thatsächlichen gelten lassen müssen. Die Vaterlandsliebe ist aber, wie schöne und rührende Erinnerungen sich auch an den Boden, an

die Fluren und Gewässer, die Berge und Thäler knüpfen mögen, wo unsere Kindheit gespielt, unsere Jugend ihre ersten Kräfte versucht hat, nicht die Liebe zur Scholle: sonst müfste der Hörige die stärkste Vaterlandsliebe haben, da er vielmehr gar keine hat: sie ist allerdings, ich scheue mich nicht es zu wiederholen, so übeln Klang diese Wörter auch durch Mifsbrauch erhalten haben, sie ist die Liebe der Gleichheit, welche wiederum mit der Liebe der Freiheit einerlei ist; und nur im Vaterlande oder dem Staate, welchem er angehört, geniefst jeder seine vollen Rechte und ist im Genusse derselben politisch frei. Unter Gleichheit ist ferner nicht die numerische verstanden, sondern die verhältnifsmäfsige, nach dem Mafse des Werthes oder der Würdigkeit, welche Alter, Talent, Einsicht, Bildung, Vermögen und Besitz, und selbst der Adel des Geschlechtes, das ist ererbtes Ansehen, oder nach dem Ausdruck des Aristoteles und des Kaisers Friedrich des Zweiten, alte Tugend und alter Reichthum geben: und die schönste Folge der ächten Freiheit ist die Uebereinstimmung der einzelnen durch Sprache und Sitte Verbundenen zu einem Gesammtgeist, dafs alle sich, sogar bei übrigens entgegengesetzten Bestrebungen, als Glieder Eines Ganzen fühlen, zu dessen Wohle jeder an seiner Stelle und nach seiner Lage, seiner besten Ueberzeugung gemäfs, ungeachtet sich die Einzelnen in dieser widersprechen können, beitragen will, indem er sein Wohl und das Wohl des Ganzen für unzertrennlich hält, ja ersteres dem letztern, das Einzelne und Besondere dem alles Umfassenden unterordnet und aufopfert; in dessen Ehre und Ruhm alle sich selbst geehrt fühlen, dessen Schmach und Beschimpfung sie als eigene Schmach empfinden, die zu rächen jeder weit mehr als für den eigenen Namen Gut und Blut einsetzen wird. Gewifs kann dies alles in der vollendeten Despotie nicht stattfinden, weil in ihr keine Liebe zur Gleichheit denkbar ist, sondern wie der Despot selber nur seinen Vortheil im Auge hat, so alle Unterthanen, nur in der Knechtschaft gleich, eben aus dieser verworfenen Gleichheit heraussstrebend ihren Nutzen auf jedem Wege verfolgen und sich durch diesen und den daraus entspringenden sinnlichen Genufs schadlos zu halten suchen; weil ebensowenig eine Liebe zur Freiheit in ihr gestattet ist, und ebensowenig ein Gemeingeist entstehen kann, wo nicht einmal eine Gemeinde sich vorfindet. Allerdings scheint dieser Be-

hauptung zu widerstreiten, dafs doch auch die Despotie durch Zusammenwirken der gesammten Volkskräfte Grofses ausführt; aber betrachtet man die Hülfsmittel, welche dabei in Bewegung gesetzt werden, so findet man leicht, dafs es nicht ein politischer Gemeingeist sei, womit die Despotie das Grofse bewirkt. Es mag frevelhaft klingen und ist es dennoch nicht, dafs in der Despotie die Religion in den Hauptbeziehungen die Stelle des politischen Gemeingeistes vertritt, ja dafs der mächtigste Hebel, womit despotisch beherrschte Völker zu grofsen Thaten getrieben werden, die Religion sei, nicht die wahre und ächte Religion, sondern — und gerade darum ist die Behauptung nicht frevelhaft — die religiösen Vorurtheile und Irrthümer, mittelst welcher solche Völkerschaaren zu allen Zeiten fanatisirt worden sind; und wenn auch Freie durch das Losungswort der Freiheit, wie sich der gemeine Sprachgebrauch ausdrückt fanatisirt werden, so erweist sich dieses schon dadurch als das minder natürliche, dafs der Name des Fanatismus selbst vom Religiösen erst auf das Politische übertragen ist, ohngefähr wie man, freilich ungeschickt genug, den Namen der Hierarchie zur Bezeichnung eines Verhältnisses weltlicher Staaten gebraucht, wenn man von einer Hierarchie der Beamten spricht. Ist ein despotisch beherrschtes Volk den religiösen Vorurtheilen entwachsen, so hat die Despotie ihre stärkste Springfeder verloren; daher es für sie von der höchsten Wichtigkeit ist, jene Irrthümer zu hegen und zu pflegen. Sind sie verschwunden, so bleiben aufser der Anwendung von List und Täuschung nur Furcht, Ehrgeiz und Habsucht als die Leidenschaften übrig, durch deren Erregung der Despot mächtig wirken kann. Wie verhält es sich aber mit der Monarchie? Wäre in derselben keine Freiheit, so könnte auch keine Vaterlandsliebe darin sein; aber vorausgesetzt dafs Freiheit darin sei — und nur unter dieser Voraussetzung ist sie von der Despotie verschieden, obgleich in der Wirklichkeit die Formen selten vollkommen und rein ausgeprägt sind, wie in der Natur die Grundstoffe selten unvermischt vorkommen, sondern oft und fast nothwendig finden sich der Despotie auch monarchische, der Monarchie despotische Elemente eingemischt — vorausgesetzt also dafs Freiheit darin sei, bietet die Monarchie in der Person des Fürsten einen Mittelpunkt dar, in welchem die Vaterlandsliebe sich nur desto glänzender sammelt und feuriger entzündet. Denn

in dem Fürsten ist das ganze Vaterland nicht blofs als eine sogenannte moralische Person, sondern als eine wirklich erscheinende vorgestellt; in ihm vereinigt sich der ideale und allgemeine Gedanke des Vaterlandes mit einer Persönlichkeit, welcher der Mensch sein Herz zuwendet, in ihm das Vaterland und im Vaterlande ihn erkennend, ehrend, liebend; und so mächtig auch die Herrschaft des Gedankens ist, so wirkt doch die Liebe und das Vertrauen zu einer bestimmten Person, wenn der Gedanke von dieser wie ein Panier getragen und in ihr gleichsam verkörpert ist, noch gröfsere Wunder, gleichwie ein Heer, so begeistert es übrigens sein mag, von der Zuversicht, welche es auf die Person eines bewährten Feldherrn setzt, und von der Verehrung desselben mehr gehoben wird, als wenn es den Befehlen eines Senates oder Hofkriegsrathes folgte.

Freilich findet dieses günstige Verhältnifs wieder nur alsdann statt, wenn Geist und Richtung des Fürsten und Geist und Richtung des Volkes einander nicht widerstreben, sondern entweder ursprünglich übereinstimmen oder sich ausgleichen und einander sich ähnlich machen, indem der Fürst entweder den bereits entwickelten und erstarkten oder mit mehr oder weniger Kraft, Klarheit und Bewufstsein einem bestimmten Ziele entgegengehenden Volksgeist erfafst und ihm folgt, während er ihn zugleich leitet, oder indem er mit überragendem eigenen Geiste seinem Volke und Zeitalter vorauseilend beide nach sich und zu sich hinauf zieht: ersteres mit minderer Gefahr, da es selten, und gewöhnlich erst durch die Schuld oder Schwäche der Machthaber geschieht, dafs das gesammte Volk eine verderbliche Richtung verfolge, in welche dann auch der Fürst hineinverwickelt werde; letzteres nur dann, wenn der Herrscher wenigstens schon einige Empfänglichkeit im Volke vorfindet und der Weg bereitet ist, weil auch das kräftigste Oberhaupt sein Volk nur dadurch erziehen und erheben kann, dafs er die besseren Elemente aus demselben versammelt und kräftigt, und damit die geringeren und schlechteren niederkämpft. Kann so die Uebereinstimmung des Herrschenden und der Beherrschten von jeder der beiden Seiten ausgehen, so kann sie auch wieder in Rücksicht der Zeit auf zwei verschiedene Weisen entstehen, plötzlich oder allmälig: plötzlich, wenn irgend eine grofse Begebenheit, insonderheit grofses Mifsgeschick, die

schlummernden Kräfte begeisternd in Bewegung setzt, oder eine grofse Hoffnung von dem neuen Fürsten nicht nur nicht getäuscht, sondern sogar überboten wird, oder eine ängstliche Erwartung und Besorgnifs sich Lügen gestraft sieht; allmälig, wenn in langer Ruhe Fürst und Volk sich wie die Glieder einer Familie gleichsam in einander hineinleben, sich in dieser Gemeinschaft behaglich fühlen, und so einander wechselseitig vertrauen lernen. Die erste Bedingung des politischen Lebens, durch welche allein selbst die Freistaaten grofs und blühend werden können und im Alterthum geworden sind, ist Gehorsam; aber der Gehorsam, welcher in der Despotie nur aus Furcht entspringt, verklärt sich in der Monarchie, unter jenem Verhältnifs des Fürsten und des Volkes, zur Liebe, wie die Furcht vor Gott oder vor einer eisernen Nothwendigkeit des Schicksals, die einem knechtischen Volke angemessen ist, sich durch die Milde des Christenthums wohlthätig und beruhigend für das Gemüth zur Liebe Gottes und zur Ergebung in die Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung umgewandelt hat. Obgleich der politische Grundsatz, der König sterbe nicht, unläugbar richtig und die Gewährleistung der Monarchie und der Ruhe und Sicherheit des monarchischen Staates ist, welche gefährdet wäre, wenn das Königthum, ohne gesetzlich feste Nachfolge, auch nur einen Tag ruhte; so verliert dieser Grundsatz doch seine Geltung für das Gefühl, und der König stirbt jedem noch so geringen Gliede des Staates, sobald sich zu dem politischen Verhältnifs diese menschliche Empfindung der Liebe gesellt hat: und unstreitig ist diese die edlere: denn wenn der Staat seinen Zweck, die Verwirklichung der ganzen sittlichen Natur des Menschen, vermöge welcher Verwirklichung das Politische im Menschlichen, das Menschliche im Politischen ganz aufgehen würde, noch nicht in allen Beziehungen erreicht hat, so ist doch allerdings in jener Liebe eine solche Vereinigung des Menschlichen und Politischen theilweise gefunden. Weit entfernt, dafs diese Anhänglichkeit an die Person des Herrschers knechtisch sei und nur in die Despotie passe, kann es, abgerechnet etwa den vollendeten Weltbürger, der sich und sein Gefühl ganz vom Staate losgelöst hat oder losgelöst zu haben glaubt, nur dem vollendeten Sklaven gleichgültig sein, wen die Majestät umkleide, und vielmehr nur in der Despotie ist es für den Gehorchenden völlig einerlei, wer

die Majestät trage, wenn anders darin von Majestät die Rede sein kann; denn in dieser beugen sich alle ohne Liebe demselben Joch, unbekümmert darum, wer es ihnen auflege, und suchen und genießsen nur den eigenen Vortheil, solange als es dem Machthaber beliebt ihnen denselben zu lassen. Darin nun, dafs in der Monarchie die Vaterlandsliebe mit der Liebe zu der Person des Fürsten verschmolzen ist und an ihm als Stellvertreter des Vaterlandes mit vermehrter Stärke haftet und festhält, liegt die allgemein gültige Bedeutung der Feier, womit das ganze Land den Geburtstag seines Königs begeht, einer Feier, welche eben in dem Bewufstsein wurzelt, dafs Fürst und Volk in der Monarchie nicht blofs durch Befehl und Gehorsam, sondern durch das Band der Eintracht und Liebe verbunden sind. Denn da die Freude nicht befohlen werden kann und folglich kein Gegenstand des Gehorsams ist, so würde eine solche Festfeier nur Verstellung und Schmeichelei sein, oder im günstigsten Falle nur herkömmliche Form ohne Gedanken und Empfindung, wenn sie nicht auf jener Grundlage beruhte. Aber dafs man nicht glaube, gerade weil in der Monarchie der König jedem Unterthanen stirbt, lasse jene Freude sich nicht alsbald auf den Nachfolger übertragen, genügt schon die Ueberlegung, dafs der Erbe des Thrones, selbst ehe er dem Volke neue Wohlthaten erzeigt oder versprochen hat, wie Erbe der Rechte und Pflichten, also auch Erbe der Liebe ist, welche dem Vorgänger zugewandt war; obgleich diese Liebe sich inniger zeigen wird, wenn das Volk im voraus der festen Ueberzeugung lebt, der neue Fürst werde dem Beispiele seiner Vorfahren nachfolgen, und von seiner Herzensgüte, der Erhabenheit seiner Gesinnung, der edlen Bildung und Richtung seines Geistes, endlich von seiner Unbefangenheit, Besonnenheit und Weisheit sich eine glückliche Zukunft vorbedeutet sieht. Wie alles dieses sich an unserem erlauchten Fürstenhause bestätige, bedarf für den Zuhörer, der gewohnt ist wie im Besondern das Allgemeine anzuschauen, so auch wieder allgemeinen Betrachtungen sogleich selber ihre Anwendung auf das Besondere zu geben, keiner ausführlichen Erörterung. Jeder erkennt, wie Friedrich der Grofse dem Zeitalter vorschreitend sein Volk sich nachgezogen und herangebildet, und durch grofse Thaten nicht allein sondern auch durch die fortgesetzten Segnungen einer langen Regierung die Herzen seiner

Unterthanen mit der seiner Person gewidmeten Vaterlandsliebe erfüllt hat; wie Friedrich Wilhelm der Dritte nicht blofs unter dem begünstigenden Einflufs ungewöhnlicher Erängnisse und grofser Mifsgeschicke, sondern früher schon und wiederum später sich mit seinem Volke in jene beneidenswerthe Uebereinstimmung gesetzt hat, dafs der Befehl zur väterlichen Aufforderung und Ermahnung, der Gehorsam zur Liebe wurde; und da wir endlich mit tiefer Betrübnifs das grofse und edle Leben dem allgemeinen Loose des Sterblichen erliegen sahen, leuchtete zugleich in die Nacht unseres Seelenschmerzes ein tröstender Stern, mischte sich zu der Bekümmernifs das Vorgefühl der allgemeinen Liebe zu einem Herrscher, der sich aller Herzen zu gewinnen wisse: und war auch zuerst, wie es sich geziemte und wozu das Gefühl drängte, die Trauer überwiegend, so haben schon die wenigen Monden der neuen Herrschaft alle edlen Geister entflammt, alle Strahlen der Vaterlandsliebe, die dem Verewigten geweiht war, immer kräftiger und gedrängter zu einem neuen Lichtpunkte und Brennpunkte in dem grofsherzigen Fürsten versammelt, welchem das Preufsische Volk jetzo zum ersten Mal das erhebende Fest gefeiert hat, dessen Nachfeier wir heute in unserem besonderen und engeren Kreise begehen, und die vorschreitende Zeit, welche alles bewährt, wird dem beneidenswerthen Loose unseres Vaterlandes dauernde Bestätigung geben.

Die beste Schule des Gemeingeistes und somit der Vaterlandsliebe ist die Körperschaft. Freilich gilt es mit Recht für ein grofses Uebel, wenn irgend eine Gesellschaft einen Staat im Staate bildet: aber hierbei denkt man sich zwei einander widersprechende und entgegenarbeitende Systeme, wovon das eine, nämlich jener Staat im Staate, den wirklichen Staat beherrschen oder was einerlei ist aufheben will. Die Körperschaft dagegen, von welcher ich rede, ist ein Mikrokosmos in dem Makrokosmos des Staates, ein Organ im Gesammtorganismus; die Gesundheit wie des Leibes so des Staates besteht in der richtigen Zusammenstimmung der besondern und eigenthümlichen Thätigkeiten dieser Organe zu dem Gesammtleben. In dem geringern Kreise der Körperschaft, die allerdings einen kleinen Staat darstellt, aber nicht einen vom Ganzen geschiedenen sondern in dasselbe aufgenommenen, übt und lernt sich in beschränktern und überschaulichern Verhältnissen

die wahre Freiheit und die Liebe zur wahren Gleichheit, und zugleich die Unterordnung und der Gehorsam, mit Einem Worte der Gemeingeist; und inwiefern dieser seinen Mittelpunkt in der Person des Fürsten findet, kommt in den Körperschaften die Liebe zu dieser am leichtesten zum Bewufstsein: sie sind es daher vorzüglich, welche diese Liebe durch ihre Festlichkeiten aussprechen. Die Königliche Akademie der Wissenschaften, ein von dem König selbst eingesetztes Gemeinwesen, hat nicht sowohl mit bewufster Absichtlichkeit als durch einen sichern Griff für die Feier des Geburtsfestes des regierenden Königs nächst dem Ausdruck ihrer Verehrung, Anhänglichkeit und Liebe für den angestammten Herrscher einen Ueberblick dessen bestimmt, was sie in dem abgelaufenen Jahre geleistet habe: denn es liegt hierin das Anerkenntnifs, dafs alles was die einzelne Körperschaft vollende, nur geschehe vermöge ihres Aufgenommenseins in die grofse Gemeinschaft, die ihr Leben in dem Leben des Königs hat, und dafs sie alles dem Herrscherhause verdanke. Von dieser gesetzlichen Bestimmung erlaube ich mir heute dennoch eine Abweichung, welche jedoch dem Sinne der Bestimmung besser genügen dürfte als die strenge Beobachtung des Buchstabens. Wenn wir die Jahre, aus welchen die anzugebenden Leistungen zu erzählen sind, gewöhnlich von Einem Königlichen Geburtsfeste zum andern rechnen, so stehen wir dagegen jetzo an der Grenzscheide zweier Regierungen, welche man als grofse Jahre der Völker bezeichnen kann. Nichts möchte daher dem heutigen Tage angemessener sein, als eine Darstellung dessen, was die Akademie unter der langen Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten gewesen ist und was von ihr gefördert worden. Wer indefs dieses mit einiger Vollständigkeit auseinandersetzen wollte, könnte nicht umhin, eine Menge von Einzelheiten aufzuzählen, Personenverzeichnisse und Listen von Abhandlungen und erörterten Gegenständen zu liefern, und durch diese und ähnliche Zusammenstellungen gleichsam eine Statistik der Akademie zu geben. Ob aber dadurch ein Bild würde gewonnen werden und ein Aufschlufs über das innere Wesen dieser wissenschaftlichen Anstalt, scheint mir sehr zweifelhaft. Freilich kann man sagen, schon die Namen der Männer, welche die Akademie in diesem Zeitraum bildeten, zeigten den Geist der letztern: und gewifs sind darunter grofse Namen: aber mit gleichem Rechte

könnte man entgegnen, die Namen auch derjenigen, die nicht in die Akademie aufgenommen worden, seien für diesen Geist bezeichnend, und um so mehr als leider auch darunter grofse Namen sind. Ueberdies kann nicht die ganze Wirksamkeit ihrer Mitglieder auf ihre Rechnung geschrieben werden; die akademische Thätigkeit der Gelehrten ist der Natur der Verhältnisse gemäfs immer nur eine beschränkte, und die meisten haben nicht weil sie Mitglieder der Akademie waren, zum Fortschritt des Wissens gewirkt, sondern sind darum diesem Vereine verbunden worden, weil sie bereits früher sich bewährt hatten. Ja die gröfsten Erweiterungen der Erkenntnifs sind nicht von Akademien ausgegangen, und die Schriften der letztern können, ohne dafs dadurch ihr Werth geschmälert würde, doch nur als gröfsere oder kleinere Beiträge zu dem mächtigen Bau der Wissenschaften bezeichnet werden, und schwerlich oder selten sind sie Grundpfeiler dieses Baues. Lassen wir daher die Personen und Schriften bei Seite liegen, und begnügen wir uns mit einer, um die Grenzen einer Einleitungsrede nicht zu überschreiten, kurzen Andeutung einiger allgemeinen Beziehungen, wie sie besonders seit der Wiederherstellung des Staates sich herausgestellt haben; denn die frühere Zeit bis zu dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Dritten zurück liegt theils aufser dem Kreise meiner eigenen Erfahrung, über welchen ich nicht hinausgehen möchte, theils ist, soviel mir bekannt, der damalige Charakter der Akademie wenig von demjenigen verschieden gewesen, welcher aus der vorhergegangenen Regierung überliefert war.

Die Akademie war, dem Begriff einer solchen Anstalt vollkommen gemäfs, vorzüglich im Gegensatz gegen Universitäten und Schulen, von ihrem Beginnen an eine Gesellschaft wissenschaftlicher Meister zur Förderung und Verbreitung der Erkenntnifs ohne Rücksicht auf die Ausbildung der Jugend und ohne beabsichtigte unmittelbare Anwendung auf das gemeine Leben. Um diesen rein theoretischen Zweck zu erreichen, wurden nach der Wiederherstellung des Vereins von Friedrich dem Grofsen im Laufe seiner langen Regierung ausgezeichnete Gelehrte vom Fach versammelt und zum Theil durch gröfsere Gehalte in den Stand gesetzt, ihre volle Mufse den Wissenschaften zu widmen; an diese wurden häufig, theils aus andern Gründen, theils weil in den

frühern Zeiten die Hauptstadt aus Mangel umfassender Lehranstalten eine bedeutende Anzahl eigentlicher Fachgelehrten, die schon unabhängig von der Akademie eine hinlängliche Stellung gehabt hätten, nicht darbot, aufser wenigen Geistlichen und öffentlichen Lehrern, die zufällig unter den Staatsmännern oder Geschäftsleuten vorhandenen litterarischen Elemente angeknüpft, allerdings Personen von nicht geringer Bedeutung im öffentlichen Leben oder in den wichtigsten Verhältnissen der damaligen allgemeinen Bildung und der vorherrschenden Geistesrichtungen, aber zum Theil minder ausgezeichnet in der Bearbeitung besonderer wissenschaftlicher Fächer. Die vorhandenen wissenschaftlichen Sammlungen und Apparate, namentlich die Königliche Bibliothek, der botanische Garten, die Sternwarte, das chemische Laboratorium und andere Anstalten mehr, waren der Akademie als einer Behörde untergeordnet; sie war die einzige ansehnlichere litterarische Körperschaft der Hauptstadt. Das erforderliche bedeutende Einkommen gewährte ihr vorzüglich der Besitz des Kalendermonopols, und es bildete sich ein eigenes Vermögen der Akademie unter eigener Verwaltung. Besonders ausgezeichnet durch glänzende Talente in der Mathematik, nicht unbedeutend für die Naturwissenschaften, hatte sie dagegen für die philosophischen, geschichtlichen und philologischen Wissenschaften weniger Wichtigkeit, und stand namentlich in letzterer Beziehung weit unter der Französischen Akademie der Inschriften und der schönen Litteratur, welcher ungeachtet vieler mittelmäfsigen Leistungen das Verdienst bleibt, eine geistvollere und freiere Behandlungsweise der mannigfachen in ihren Kreis gehörigen Gegenstände eingeführt zu haben. Indessen hat unsere Akademie im Gegensatze gegen den von Friedrich dem Grofsen gerügten Pedantismus und die rohe Geschmacklosigkeit der damaligen Universitätslehrer gewifs unvermerkt zur Verbreitung einer gröfsern Feinheit und eines gebildetern Tones in der wissenschaftlichen Darstellung mitgewirkt. Ihr Ansehen im Staate beruhte nicht blofs auf der persönlichen Gunst des Königs, sondern auch auf der eigenen Stellung, ihr wissenschaftlicher Ruf auf den hervorstechenden litterarischen Gröfsen, früher meist fremden, Französischen oder Französisch gebildeten Gelehrten. Die Sprache der Akademie war die Französische; auch für die Berufung oder Aufnahme in dieselbe war dies nicht ohne Einflufs: obgleich die

Deutschen Elemente nicht ausgeschlossen waren, blieb die Akademie doch im Ganzen genommen dem Volksgeiste fremd und eine wissenschaftliche Französische Kolonie in der Hauptstadt. Allerdings ermäfsigte sich das Mifsverhältnifs gegen die herangewachsene Deutsche Bildung und gegen den Zustand der Litteratur in Preufsen mit der Zeit immer mehr, und war bereits fast gänzlich verschwunden, als jene verhängnifsvolle Erschütterung des ganzen Staates und das Bestreben diesen wiederherzustellen einen neuen Zustand herbeiführte. Der Ausdruck dieses Zustandes liegt wenigstens der Form nach, die freilich erst mit der Thätigkeit auszufüllen ist, in den Gesetzen, welche auf Veranlassung der Akademie selber seit dieser Zeit dreimal neu verfafst worden sind: und wenn sie schon hierdurch zu erkennen gegeben hat, dafs sie nicht selbstzufrieden auf überlieferten Verhältnissen beharrte, sondern mögliche Vollkommenheit zu erreichen bemüht war, so ergiebt sowohl die Weise wie diese Gesetze gegeben wurden als auch ihr Inhalt gleich den ersten und wichtigsten, von dem Hochseligen König der Akademie verliehenen Charakter, ich meine die vollkommene körperschaftliche Freiheit, welche sie unter dem Schutze des Herrschers und unter Aufsicht der höchsten Behörde so sehr genofs, dafs ihr die Entwerfung ihrer Gesetze unter Vorbehalt der Königlichen Bestätigung jedesmal überlassen blieb, und dafs der letzte und vollständigste Entwurf ohne irgend eine Veränderung genehmigt wurde. Es ist schon ein grofser Gewinn und das sicherste Unterpfand des Wohlbestehens, wenn ein Gemeinwesen nach wohlberathenen, von den Sachkundigen ausgegangenen, bestimmten und umfassenden Gesetzen regiert wird: denn diese Gesetze sind nichts anderes als der einfache Ausdruck der Natur der Sache und des Wesens der Anstalt selbst: während, wenn häufig auf Rescripte zurückgegangen werden mufs, mannigfache Fehler und Widersprüche nicht zu vermeiden sind, weil auch der einsichtsvollste Fürst und die einsichtsvollste Behörde auf einzelne Fälle, die überdies unrichtig aufgefafst und dargestellt werden können, sehr leicht einseitige und mehr die Personen als die Sachen berücksichtigende Entscheidungen giebt, welche dann wieder auf andere Fälle, worauf sie nicht berechnet waren, ebenso leicht unrichtig angewandt werden. Da ferner der Inhalt unserer Gesetze der Akademie die freieste Bewegung gestattet; da

die Ernennung ihrer Mitglieder von ihr selber ausgeht und ihr niemand aufgedrungen werden kann; da sie über die Verwendung ihres Einkommens, unter der allerdings zweckmäfsigen Genehmigung einer wohlwollenden und jeder Förderung der Wissenschaft freisinnig entgegenkommenden Behörde selbständig verfügt; da sie nicht dem überwiegenden Einflufs oder gar unbeschränkten Entscheidungen eines äufserlich hochgestellten vom Staate gesetzten Präsidenten unterworfen ist, sondern ihre Beschlüsse unter der Leitung wechselnder Beamten, welche sie aus ihrer Mitte wählt, frei durch Stimmenmehrheit fafst; da sie endlich, obwohl nicht mehr wie früher für die Person ihrer Mitglieder, doch für sich als Körperschaft keiner Beschränkung durch die Censur der Presse unterliegt: so hat die Akademie unter Friedrich Wilhelm dem Dritten alle diejenige Freiheit behauptet, welche einem wissenschaftlichen Gemeinwesen angemessen und förderlich ist. Dafs erst unter dieser Regierung die Akademie sich aus einer Französischen in eine Deutsche vollständig umgewandelt hat, bedarf kaum der Erwähnung: hiermit aber, dafs sie in einem Zeitalter, wo fast alle Europäischen Völker ihre eigene Sprache zu dem Range einer gelehrten erhoben haben, sich weder der den geselligen Verkehr noch immer vorzugsweise vermittelnden Französischen, noch der Lateinischen Sprache bedient, welche von den Universitäten für bestimmte Zwecke mit Recht festgehalten wird, hat sich die Akademie keinesweges etwa aus dem allgemeinen wissenschaftlichen Verkehr der Völker weiter zurückgezogen, sondern sie ist vielmehr lebhafter in denselben eingegangen. Das menschliche Geschlecht geht unläugbar in unserer Zeit mehr als jemals dem grofsen Ziele entgegen, seine Einseitigkeiten und Trennungen aufzuheben: durch die raschesten Verbindungsmittel werden die Entfernungen so zusammengezogen, dafs sie gleichsam vernichtet sind, und die weit über die Grenzen der Völker hinausreichende Verbreitung der Gedanken wird durch die gröfste Regsamkeit des Buchhandels und eine Menge von Zeitschriften so vervielfältigt und beschleunigt, dafs man statt über Mangel an litterarischen Mitteln klagen zu können, eher von der Masse des ununterbrochen zuströmenden überwältigt wird. Aber ungeachtet dieser mächtigen Hülfsmittel des Völkerverkehrs scheint es mir dennoch die schönste Bestimmung der Akademien und aller ihnen ähnlichen

Gesellschaften zu sein, zu dem eben bezeichneten Fortschritt im Leben der Menschheit mitzuwirken, schon deſswegen, weil es nicht allein auf die Mannigfaltigkeit und Schnelligkeit der Mittheilungen ankommt, sondern auch auf die innere Befreundung der Mittheilenden. Freilich sind die Gelehrten aller Völker, unbeschadet ihrer Vaterlandsliebe, durch einen und denselben Zweck, die Erkenntniſs der Wahrheit, eng verbunden; aber diese Verbindung gewinnt sehr, wenn bei den verschiedenen Völkern weitstrahlende Vereinigungspunkte gebildet werden, deren jeder die vorzüglichsten Träger des Wissens im Auslande als Glieder seiner Genossenschaft in sich hineinzieht. Treten diese Genossenschaften selbst wieder mit einander in freundlichen Verkehr, so wird nicht allein die Mittheilung auch ohne Zwischenkunft der keinesweges allgemein ausreichenden und häufig sehr unzuverlässigen Tagesblätter und des Buchhandels in hohem Grade gesichert und erleichtert, sondern auch auf dem Gebiete der Wissenschaft die wechselseitige Anerkennung der Völker kräftig gefördert. Zunächst allerdings nur auf diesem Gebiete: aber die Macht der Erkenntniſs ist unüberwindlich, und die Eintracht im Wissen muſs unvermerkt auch auf die Eintracht der Gesinnung einwirken. Ein langer Friede hat jetzo die Abneigungen der Völker gegen einander gemäſsigt; die gerechte Würdigung des Fremden, ohne Nachahmungssucht, ist den Wissenschaften nicht minder förderlich als dem Gewerbfleiſs. Eben durch den Frieden, welchen Friedrich Wilhelms des Dritten Weisheit und Besonnenheit unter den drohendsten Verhältnissen zu erhalten wuſste, ist unser Verein in den Stand gesetzt worden, jene edle Bestimmung der Akademien ganz zu erfüllen, und in allen Ländern, in welchen wissenschaftliche Bildung herrscht, bedeutende Verbindungen anzuknüpfen; zugleich hat sie im Auslande sich eine Anerkennung erworben, welche um nicht mehr zu sagen, nicht hinter dem übrigen Ruhme der Deutschen Wissenschaftlichkeit zurückbleibt. Ja nicht ohne Stolz dürfen wir an die denkwürdigen Worte erinnern, welche wir aus dem Munde Friedrich Wilhelms des Vierten, der mit sicherem Urtheil den besondern Werth jeder Bestrebung würdigt, als Erwiederung auf den Ausdruck unserer dem Hochseligen König und seinem erhabenen Nachfolger gewidmeten Verehrung vernommen haben, mit Stolz, sage ich, dürfen wir diese seine Worte wiederhallen lassen:

dafs die Stimme der Akademie ein grofses Gewicht für Europa habe. Während nun die Akademien für das Ausland und den wissenschaftlichen Weltverkehr die angegebene Stellung zu behaupten vorzüglich geeignet sind, scheinen sie dagegen wenigstens in Deutschland niemals den Einflufs erlangen zu können, welchen die gleichnamigen, nunmehr zu einem grofsen Ganzen vereinigten Anstalten, denen die Deutschen Gesellschaften der Art nachgebildet sind, für Frankreich erlangt haben; denn auch ohne den Umfang der Hülfsmittel in Rechnung zu bringen, wird keine Deutsche Akademie im Stande sein, das litterarische Urtheil in gleichem Mafse zu beherrschen, selbst wenn ihr, was unserem Vereine mangelt, ein kritisches Blatt zu Gebote steht, oder wenn sie, was unsere Akademie unter der abgelaufenen Regierung aus Ueberschätzung ihrer Kräfte sich zum Zwecke gesetzt hatte, ohne es ausführen zu können, eine jährliche Uebersicht des Zustandes und der Fortschritte der Wissenschaften liefern wollte, oder wenn sie auf Anlafs Einzelner oder des Staates die wichtigsten wissenschaftlichen Erscheinungen begutachtete: denn in Deutschland greifen die Universitäten in das wissenschaftliche Leben so wirksam ein, dafs sie sich vorzugsweise geltend machen und eine besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Solange die Hauptstadt des Preufsischen Staates einer Universität entbehrte, fühlte die Akademie dieses Gewicht nicht in unmittelbarer Nähe; trat sie durch die Gründung der Universität, obgleich ihr amtlich der erste Rang verblieben ist, äufserlich etwas zurück, so ergab sich doch einige Ausgleichung durch die beabsichtigte Verbindung beider Anstalten zu einem sogenannten organischen Ganzen, wenn auch unklar blieb, wodurch die Verbindung, welche allerdings ursprünglich bestand und noch besteht, zu einer organischen würde. Die Akademie gewährte besonders der entstehenden Universität die Beihülfe, dafs mehrere ihrer Mitglieder an letzterer lehrten, was auch noch geschieht; und der förmliche und gesetzlich ausgesprochene Zusammenhang der Akademie mit der hiesigen Universität, zugleich aber auch mit allen übrigen Preufsischen, und somit der mögliche Einflufs der Akademie auf unsere Universität besteht eben darin, dafs die ordentlichen Mitglieder der ersteren befugt sind an jeder Preufsischen Universität zu lehren. Bedeutender jedoch scheint die Rückwirkung, welche die Akademie von der

Universität erfahren hat. Mittelst der Stiftung und der Blüthe der letztern ist in der Hauptstadt ein mannigfacheres und ausgedehnteres wissenschaftliches Leben erzeugt und beinahe in allen Zweigen die Anzahl der wissenschaftlichen Männer, und zwar der eigentlichen Gelehrten vom Fach, die sich der Umfassung des Ganzen ihrer Wissenschaft oder der in unserer Zeit durch Theilung der Arbeit auf einen so hohen Grad gestiegenen Erforschung alles Einzelnen widmen, sehr ansehnlich vermehrt worden; so wurde die Akademie unbeschränkter in ihren Wahlen, und diese fielen grofsentheils auf Lehrer der Universität: doch dürfen wir dem Staate und der Wissenschaft Glück wünschen, dafs unsere Stadt auch aufser jenen hochberühmte Vertreter der Wissenschaft in sich fafst, welche den Ruhm und Glanz der Akademie erhöhen und weithin verbreiten. Das erwähnte Vorwiegen des Fachlichen und Besondern in der wissenschaftlichen Entwickelung des Zeitalters liefs es vorübergehend zweckmäfsiger erscheinen, die Thätigkeit der einzelnen Klassen der Akademie zu verstärken und den Gesammtsitzungen eine untergeordnete Bedeutung zu geben; statt dieser die Trennung und Vereinzelung begünstigenden Mafsregel wurde indefs mit Recht vielmehr eine entgegengesetzte verwirklicht, nämlich die Zusammenziehung der ehemaligen vier Klassen in zwei, indem man die mathematische mit der physikalischen, die philosophische mit der historisch-philologischen zusammenschmolz. Die nächste Veranlassung hierzu lag in dem Umstande, dafs in einem gewissen Zeitpunkte die mathematische und die philosophische Klasse auf sehr wenige Mitglieder zurückgegangen waren; hat die Erfahrung später gezeigt, dafs es uns an ausgezeichneten Mathematikern nicht fehle, so hat dagegen die Akademie nicht soviele Philosophen in ihre Verbindung gezogen, um aus ihnen eine eigene Klasse zu bilden. Läfst sich die Zurückstellung berühmter Philosophen, wie mir scheint, damit nicht entschuldigen, dafs sogar Leibniz eine philosophische Abtheilung der damaligen Gesellschaft der Wissenschaften nicht beabsichtigt hatte, noch auch damit, dafs Philosophen nicht, wie Männer anderer gelehrter Fächer, zusammenzuforschen und sich zu verständigen geeignet seien; so dürfte der Vorwurf, die Akademie habe die philosophischen Systeme, die sich während der Regierung des verewigten Königs in Deutschland und zunächst unter unsern Augen

nach einander entwickelt haben, fast unbeachtet an sich vorübergehen lassen, nur mit dem Geständnifs zu entfernen sein, dafs ohne beabsichtigte Vernachlässigung der speculativen Philosophie persönliche Ansichten und Verhältnisse, deren Schuld sich zwischen einflufsreiche Mitglieder der Akademie und die Schroffheit jener ausgezeichneten Männer theilte, lange Zeit eine Kluft bildeten, welche dennoch würde ausgefüllt worden sein, hätte nicht der Tod jene unsterblichen Zierden der Deutschen Philosophie uns zu früh entrissen. Uebrigens wurde zu der ehemaligen philosophischen Klasse keinesweges blofs die speculative Philosophie und ihre Geschichte, sondern auch alles dasjenige gerechnet, was man im Auslande unter dem Namen der moralischen und politischen Wissenschaften begreift; diesem allem aber, soweit es den Umständen gemäfs bei uns gediehen ist, hat sich die Akademie nicht verschlossen. Man kann noch, ob nur scheinbar oder mit Recht, wage ich kaum zu entscheiden, zumal im Vergleich mit den Französischen Akademien die ästhetische Richtung vermissen, die schöne Litteratur oder was man sonst Poesie und Beredtsamkeit nannte, worauf Friedrich der Grofse vorzüglichen Werth legte: doch mögen wir berechtigt sein das Vorhandene hochzuschätzen, wenn sich auch unter günstigern Umständen und unter andern Verhältnissen der Litteratur manches vollständiger und vollkommener denken liefse, und einer oder der andere davon ein lebendigeres Eingreifen in die geistige Bewegung der Zeit erwarten sollte. Doch kann nicht verschwiegen werden, dafs die Akademie, ohngefähr gleichzeitig mit dem Entstehen der Universität, während der Bedrängnifs des Staates eine Verminderung ihres Vermögens und Einkommens erlitten hat, welche nicht im Verhältnifs stand mit den ihr abgenommenen Ausgaben für die wissenschaftlichen Anstalten, und dafs sie dadurch aufser Stand gesetzt worden, mehr Gelehrte, welche vorzugsweise der akademischen Mufse leben könnten, für sich zu gewinnen: indessen ist dieser Verlust wenigstens in einiger Beziehung dadurch mittelbar ersetzt worden, dafs es die bereits erwähnten Verhältnisse möglich machten, aus der vermehrten Anzahl wissenschaftlicher Männer viele der Akademie zu verbinden, welche aufser ihr schon eine hinlängliche äufsere Stellung hätten. Endlich wurde eben damals und in Folge der Errichtung der Universität der Einflufs der Akademie insofern vermindert, als die frü-

her von ihr geführte Aufsicht über die wissenschaftlichen Sammlungen ihr entzogen wurde: dagegen sind diese unter höherer Leitung so bereichert, und von Männern, die sie zu den Ihrigen zählt, so zweckmäfsig verwaltet worden, dafs sie dem Gebrauche der Mitglieder der Akademie weit nutzbarer wurden, und der Verein wurde durch diese und ähnliche Einrichtungen der Last einer vielfachen Verwaltung entledigt, welche von der Wissenschaft mehr oder minder abzieht. So mäfsig aber auch die Mittel der Akademie sind, erübrigt sie dennoch davon soviel, um regelmäfsig jährlich eine gewisse Summe auf wissenschaftliche Unternehmungen verwenden zu können, und hat damit seit etwa fünf und zwanzig Jahren nicht nur selber gröfsere Arbeiten ausgeführt, sondern auch andern Gelehrten für kostspielige Werke Unterstützung oder Zuschüsse gegeben. Auf diese Weise hat sie manchem wesentlichen Bedürfnifs der Wissenschaft und Gelehrsamkeit wirksamer abgeholfen als mit der herkömmlichen Stellung von Preisaufgaben, welche ohngefähr demselben Zwecke dienen: obgleich wir behaupten dürfen, dafs auch letztere seit der Wiederherstellung der Akademie, indem sie zeitgemäfs in den Entwickelungsgang der Wissenschaften eingriffen, erspriefsliche Früchte getragen und Werke von dauerndem Werth hervorgerufen haben. Nur als wissenschaftliche, nicht als gewerbliche Unternehmung ist auch die akademische Druckerei zu betrachten, welche mit nicht unbedeutenden Opfern hergestellt wurde, vorzüglich um einen Vorrath seltener Schriften, besonders morgenländischer zu gewinnen, woran es zum Nachtheile der hiesigen Gelehrten der Hauptstadt des Reiches bis dahin fast gänzlich gemangelt hatte. Vieles liefse sich noch beifügen, um zu zeigen, die Akademie habe unter der glorreichen Regierung des Hochseligen Königs in fortdauerndem Bestreben nach erhöhter Thätigkeit und nach möglichster Entfernung der Unvollkommenheiten, die sich jedem menschlichen Werke anhängen, soviel geleistet als unter den gegebenen Verhältnissen möglich war: aber ich befürchte, diese und ähnliche Betrachtungen seien zu trocken und bedeutungslos für diese herrliche Zeit der allgemeinen Begeisterung, womit der erhabene, selber von den edelsten Gefühlen begeisterte Sinn des huldreichsten der Könige sein Volk beflügelt hat — ein Beispiel für Fürsten und Völker, wie es die Jahrbücher nicht blofs dieses Landes sondern der

Weltgeschichte noch kaum aufweisen mögen. Wir alle haben innigst in jene erhebenden Empfindungen eingestimmt und werden stets einstimmen; ihnen heute einen neuen würdigen Ausdruck zu geben kann nicht einmal versucht werden, weil keine Worte eines Einzelnen fähig sind jenen mächtigen Ausbruch der lebendigen Liebe eines ganzen Volkes auch nur nahe zu erreichen. Wir haben verhängnifsvolle Zeiten im Vertrauen auf den in Gott ruhenden Vater des Vaterlandes überwunden: wem ist, falls auch der Weisheit des Königs es gelingen dürfte, gleich den Strahlen der Morgensonne die Nebel der gegenwärtigen Besorgnisse zu zerstreuen, wem ist die fernere Zukunft so offenbar, dafs er wüfste, ob jene Zeiten geschlossen sind, da in unsern Tagen so oft den Augenblicken der Hoffnungen erneute Besorgnifs entsprungen ist, und jede Ruhe unerwartete Stürme und Erschütterungen aus ihrem Schoofse geboren hat? Doch welche Zeiten auch folgen mögen: denn dieses liegt in Gottes Hand: die neu und innigst bewährte Eintracht und Liebe zwischen Fürst und Volk und ihr wechselseitiges Vertrauen ist Preufsens Palladium, getragen von seinem König, dessen fester Hand kein Sturm es entreifsen wird!

XXI.

Zur Begrüfsung der Herrn v. d. Hagen, Wilhelm Grimm, Schott und Dirksen als neu eingetretener Mitglieder der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Sitzung derselben zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 8. Juli 1841.

Indem ich im Begriff bin, Sie, meine Herrn, welche soeben gesprochen haben, im Namen der Akademie als neue Genossen unseres Vereins und unserer Bestrebungen willkommen zu heifsen, bietet sich mir ungesucht zuerst der Gedanke dar, wie verschieden doch die Gegenstände und Richtungen sind, welche nicht etwa blofs von den verschiedenen Abtheilungen dieser Gesellschaft verfolgt werden, sondern sogar innerhalb des Kreises der einen Klasse liegen, welche ich in diesem Augenblick als Sprecher vertrete; und zugleich damit drängt sich das Bewufstsein auf, wie wenig ein Einzelner, wenn er nicht dem wissenschaftlichen Helden dieses Tages vergleichbar ist, sondern nur, um Homerisch zu reden, einer von denen, dergleichen jetzt die Sterblichen sind, geeignet erscheinen kann, den Werth eines jeden unserer Amtsgenossen, und um bei der gegenwärtigen Veranlassung stehen zu bleiben, zunächst eines jeden von Ihnen nicht blofs äufserlich und nach dem allgemeinen Rufe, welchen Sie sich erworben haben, sondern mit wissenschaftlicher Einsicht und Bestimmtheit zu ermessen. Die letztere Betrachtung würde niederschlagend und demüthigend sein, wenn diese Beschränktheit nicht dem bei weitem gröfsten Theile der Gelehrten gemeinsam, und wenn nicht auch im Gebiete der Wissenschaft die Theilung der Arbeit als erspriefslich anerkannt wäre; dagegen ist die erstere unzweifelhaft erhebend, und eröffnet uns einen Blick in die Unendlichkeit und Allumfassung des menschlichen Geistes, welche annäherungsweise freilich und in ihre Elemente aufgelöst darzustellen eine von einem bedeutenden Staat

eingesetzte Gesellschaft wie die unsrige vorzugsweise berufen ist. Unsere vaterländische Sprache, Litteratur und Bildung einerseits und anderseits der Charakter der Völker des Chinesischen, Tibetischen und Tatarischen Stammes, beide von ausgezeichneten Gelehrten behandelt, die wir soeben von ihren theils schon geleisteten theils zukünftigen Forschungen haben sprechen hören, stellen sich uns beinahe als äufserste Enden unserer Geschichte der gebildeten Völker dar, da jene das sind, was uns am nächsten liegt, dieser aber, wo nicht das räumlich und geistig entfernteste, doch so abweichend von der Gestaltung unserer Zustände und Geisteserzeugnisse, dafs man sagen möchte, das Gemeinsame in beiden werde von dem Gegensätzlichen oder Verschiedenen überwogen. In dieser Ausdehnung unserer wissenschaftlichen Kunde über den ganzen Erdkreis gewahren wir einen doppelten Vorzug der neuern Europäischen Bildung, den einen vor dem Wissen der Morgenländer, den andern vor dem Wissen des Alterthums. Wenn der Barbar auf seine nächste natürliche Umgebung beschränkt ist und den Fremden als Feind anzusehen pflegt, so nähern sich demselben Völker, denen übrigens ein nicht unbedeutender Grad bürgerlicher und sogar wissenschaftlicher Entwickelung kaum abzusprechen, in dem Mafse, als sie beschränkt oder selbstzufrieden sich beschränkend auf sich selber, nur ihre eigene Bildung anerkennen, und sich so zu sagen aus der Gemeinschaft des menschlichen Geschlechtes ausschliefsend, das Menschliche aufser ihnen zu erblicken und zu verstehen unfähig sind, oder aus eingewurzelten Vorurtheilen ihre Wifsbegierde willkürlich begrenzen: auf diese Stufe haben sich die gebildetsten Völker des Morgenlandes festgebannt, und sie können daher zu keiner reinen Erkenntnifs der Geschichte des Menschengeschlechtes, oder, um mich dieses Wortes in einem höhern als dem gemeinhin gangbaren Sinne zu bedienen, zu keiner Philologie gelangen. Die klassischen Völker des Alterthums dagegen waren allerdings im Stande, auch das Fremde zu begreifen, und haben es begriffen, soweit ihr Verkehr reichte; aber da dieser selbst nicht den Umfang des heutigen hatte, erlangten sie zwar die Tiefe der Einsicht in das ihnen zu Gebote stehende Nähere und Unmittelbare, aber nicht den weitumfassenden Ueberblick der ganzen Natur und Geschichte, nicht die Anschauung aller Formen, in welchen sich der menschliche Geist darstellt, und aller seiner Gänge und Irrgänge,

auf welchen unsere Gelehrsamkeit ihn verfolgt. Vermöge dieser Vorzüge wird es der Europäischen Bildung möglich sein, den ganzen Erdkreis sich unterthan zu machen, wie unsere Religion geeignet ist, Weltreligion zu werden, und wie Griechen und Römer ihre Bildung soweit trugen als ihre Waffen reichten. Aber mit dieser weltbürgerlichen Umsicht, die den Menschen dem Menschen befreundet, und uns anreizt, ihn nicht allein in uns, sondern auch in andern kennen zu lernen, vereinigen die Europäer ein tief gewurzeltes Gefühl der Volksthümlichkeit, ohne deren Gepräge sie bald in flacher Allgemeinheit verschwimmen würden; die schönste und ächteste Bildung wird gerade dann erreicht, wenn grofser Umfang und Allgemeinheit des Gedankens in eine besondere, mit festen Umrissen gezeichnete und scharf und tief ausgeprägte Eigenthümlichkeit eingeschlossen wird — das Unendliche begrenzt im Endlichen. Den Deutschen ist sehr häufig von ihnen selbst der Vorwurf gemacht worden, dafs sie zu sehr nach aufsen blicken, das Fremde bewundern, das Einheimische verschmähen; und gewifs hat dieses zu Zeiten nicht blofs ihrer Litteratur und ihrer Lebenssitte, sondern sogar ihrem politischen Zustande nicht wenig geschadet. Auch diese Akademie hat trotz dem, dafs früher unser Leibniz die Bearbeitung der Deutschen Sprache empfohlen, und diese in der Zeit der gröfsten Verunstaltung belobt hatte, aus Herkommen selbst dann noch dem Französischen gehuldigt, als wir längst gelernt hatten, unsere Sprache würdig zu gebrauchen; mögen wir jetzo, ohne in den entgegengesetzten Fehler hohler Selbstgefälligkeit und Ueberhebung zu fallen, uns desto glücklicher preisen, wenn unsere Volksthümlichkeit so erstarkt und gesichert ist, dafs wir keinen verderblichen Einflufs des Fremden mehr zu fürchten haben, und also um so unbefangener uns dem allgemeinen Weltverkehr der Völker hingeben können, gewifs im Austausche der Gedanken mindestens ebensoviel, oder was in diesem wie im Handel mit äufsern Gütern wünschenswerther ist, noch mehr mitzutheilen, als wir empfangen. Sie haben, verehrter Herr von der Hagen, den Werth der Sprache für ein Volk, und zwar vor allem mit Recht den Werth unserer Sprache für unser Volk, und wie sie in den Zeiten der Unterdrückung fast noch das einzige Gemeinsame der Deutschen geblieben war, beredt dargestellt; durch die Wiederherstellung der äufsern Freiheit hat sie nichts von die-

ser Wichtigkeit für das gemeinschaftliche Vaterland verloren, und wer sollte verkennen, dafs ihre Pflege allen gebildeten Deutschen eine heilige Pflicht ist? Denn es sind nicht blofs die Sprachforscher, deren Händen sie anvertraut ist; es sind ganz vorzüglich die öffentlichen Redner, die ihr Kraft, die Philosophen, die ihr Bestimmtheit und Tiefe, die Dichter, welche ihr Fülle und Klarheit für die Einbildungskraft und alle feinen und zarten Färbungen für den Ausdruck jeder Stimmung und jedes Gefühls geben sollen; allen zusammen liegt aber auch meines Erachtens ob, für ihre Reinheit, doch ohne geschmacklose Pedanterei zu sorgen. Unserer Gesellschaft fällt zunächst die Forschung anheim, und es ist ein glückliches Geschick, dafs ich heute mich zuerst an so ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiete der Muttersprache und vaterländischen Litteratur zu wenden habe. Die Akademie hat, mit richtigem Sinne, die günstigen Umstände benutzt, um die Vertretung dieses ihr und dem Vaterlande hochwichtigen Zweiges der Gelehrsamkeit in ihrer Mitte zu verstärken; indem sie dieses that, hat sie Ihnen, dem ersten unter den neu erwählten Mitgliedern, soviel an ihr liegt, den Dank gereicht für mühevolle Arbeiten, welche Sie von Jugend auf, und schon zu einer Zeit, da dieses Feld noch wenig angebaut war, der alten vaterländischen Litteratur gewidmet, und vor kurzem nach vieljährigen Vorbereitungen durch ein Ihrer selbst und des Vaterlandes würdiges und umfassendes Werk gekrönt haben. Sage ich, die Akademie habe, um den bezeichneten Zweck zu erreichen, günstige Umstände benutzt, so meine ich hiermit vorzugsweise die durch Friedrich Wilhelms des Vierten huldreichen und freien Sinn uns günstig gewordene herbe Ungunst des Schicksals, welches Sie, verehrter Herr College W i l h e l m G r i m m, mit Ihrem trefflichen Bruder betroffen hatte. Der edle und tüchtige Mann findet, wenn ihm ein Vaterland verloren geht, immer wieder ein neues, welches ihn mit Freuden empfängt und aufnimmt; und wenn der Dichter von einem Bürger zweier Staaten sagt, gut sei es in stürmischer Nacht, zwei Anker vom raschen Meerschiff ausgeworfen zu haben, so erfreuen sich Deutschlands Gelehrte des Vortheils, der Rettungsanker noch mehr zu haben, solange seine hochherzigen Fürsten den innern Werth Deutscher Gesinnung und Wissenschaft so würdigen wie unser König und Herr. Unserer Gesellschaft waren Sie, theuerster Herr

College, schon früher nicht fremd, und brauchte Ihr älterer Bruder den ihm längst angewiesenen Sitz unter uns nur einzunehmen, so bedurfte es für die Akademie nur einer durch die Verhältnisse gegebenen Erinnerung, um das Band mit Ihnen, der Sie zusammen mit jenem in brüderlicher Eintracht so manches gelehrte und gemüthliche Werk gefördert, und in Ihren besondern Schriften die tiefe und umfassende Kenntnifs des Deutschen Alterthums, seiner Sprache und Dichtung, seiner einfachen und natürlichen Weisheit, zu allgemeiner Anerkennung bewährt haben, noch enger als vorher zu knüpfen. Möge beiden die gastliche Stätte, die der König Ihnen hier bereitet hat, Ersatz für das Verlorene und wo möglich noch mehr gewähren; unsere Hochachtung und Freundschaft ist bestrebt gewesen und wird es ferner sein, zu zeigen, dafs wir alle, auch die Ihren besondern Studien ferner stehen, Ihre Verdienste kennen. Doch ich darf meinen persönlichen Empfindungen keinen freien Lauf lassen; ich eile zu einer andern Betrachtung. Den morgenländischen Sprachen hat die Akademie mit Recht ein bedeutendes Gewicht für sich beigelegt; namentlich hat sie, seitdem die Indische Litteratur bei uns bekannter zu werden anfing, die trefflichsten Kenner und Begründer dieses Studiums in Deutschland ihrem Kreise verbunden. Durch den Tod unseres theuren Collegen Wilken hat nicht nur das Sekretariat und die geschichtliche Partie der philosophisch-historischen Klasse, sondern auch die morgenländische Litteratur einen würdigen Vertreter verloren; Sie, verehrter Herr College Schott, bewegen sich auf einem Theile des Gebietes, welches jener bearbeitet hatte; aber über dasselbe hinaus eröffnen Sie uns ein anderes von der Akademie bisher kaum berührtes. Zwar hatte Leibniz seine Aufmerksamkeit auf China und Chinesische Wissenschaft gerichtet, und bei der Stiftung der ehemaligen Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften nichts geringeres als astronomische und geographische, natur- und völkergeschichtliche Beobachtungen von den Preufsischen Grenzen bis nach China in Aussicht gestellt; die rege Wifsbegierde seiner Zeit und der nächsten nach ihm hat auch manche Belehrung über jenes Land und seine eigenthümliche Weisheit und Sitten ans Licht gefördert: selbst die sprichwörtlich gewordene Stetigkeit seiner Formen, wie wenig sie auch der Europäischen Bewegung und Sehnsucht nach Fortschritt zusagen kann, selbst das Bild

einer vollendeten und folgerechten Despotie, nicht jedoch ohne manches Korn ächter Staatsweisheit, hat ernsten Denkern des vorigen Jahrhunderts reichen Stoff zu geistvollen Bemerkungen geliefert. Aber erst kurz vor der letzten Wiederherstellung der Akademie hat unsere Hauptstadt zwei Männer gesehen, einen eingebornen und einen fremden, welche sich der Bearbeitung dieses Feldes widmeten; und jetzo, da dieser Königssitz mehr als jemals Deutschlands wissenschaftlicher Mittelpunkt geworden, ist uns ein Kenner jener besondern Gestaltungen der Sprache, Wissenschaft und Kunst und aller Lebensverhältnisse ein wesentliches Bedürfnifs. In Ihrer Person hat ihn die Akademie gefunden. Bis dahin besafs sie nur Chinesische Zeichen; Sie sind der erste, der sie gebrauchen, der sie durch Anwendung beleben wird. Sie weisen zugleich schon jetzo auf eine fruchtbarere Behandlung der von Ihnen genannten Sprachen hin, wodurch das Studium derselben zu der Höhe der vergleichenden Sprachenkunde erhoben werden soll. Je weniger Preufsen jemals einen dauernden Verkehr mit dem himmlischen Reiche, welchen Leibniz auf den Bernstein zu gründen hoffte, zu unterhalten im Stande ist, desto reiner wissenschaftlich, desto entfernter von der gemeinen Nützlichkeit, und folglich um so reiner akademisch ist die Bearbeitung Ihres Fachs. Der Zweck der Akademie liegt in der Förderung und Erweiterung der allgemeinen Wissenschaften. Aber auch diejenigen Wissenschaften, welche in einem näheren Verhältnifs zu Staatszwecken stehen, würden übel berathen sein, wenn sie sich dem Geiste allgemeiner Wissenschaftlichkeit entzögen. Es ist früher an dem Leibnizischen Gedächtnifstage in dieser Versammlung dargelegt worden, dafs weder Theologie noch Rechtsgelehrsamkeit der Akademie fremd seien, weil sie beide durch drei wichtige Elemente, das philosophische, philologische und geschichtliche, mit den allgemeinen Wissenschaften innig verbunden sind. Diese Verbindung tritt jedoch nicht überall in der Behandlung gleich stark und gleich rein hervor; wo sie in irgend einer dieser drei Beziehungen in hervorstechendem Grade erscheint, würde eine Akademie der Wissenschaften sich wichtiger Zweige der Erkenntnifs und edler Zierden berauben, wenn sie die Meister jener gelehrten Fächer nicht zu den Ihrigen zählen wollte. Namentlich hat unsere Akademie sich der Mitgliedschaft berühmter Rechtsgelehrten erfreut,

und auch dafür dient uns Leibniz, der allumfassende, zum Vorbild. Wie sollten wir also nicht gewünscht haben, Sie, verehrter Herr College Dirksen, unserem Vereine zu gewinnen, Sie, in dessen gelehrten und scharfsinnigen, mit Kraft und Aufopferung durchgeführten rechtswissenschaftlichen Werken gerade das geschichtliche und philosophische Element sich in jenem vorzüglichen Maſse herausstellt, daſs die Zwecke der akademischen Klasse, welcher ich die Ehre habe anzugehören, durch Ihre Mitwirkung müssen besonders gefördert werden? Sie haben der Akademie soeben die Anerkennung gegeben, sowohl durch die Wahl ihrer Mitglieder als durch die Bestimmung der Gegenstände ihrer Preisfragen habe sie der Ansicht beigepflichtet, daſs die Kunde der Rechtsverfassung im Alterthum auf das Studium der alten Geschichte und der übrigen Lebensverhältnisse jener Völker einen dankenswerthen Einfluſs übe; Sie haben auseinandergesetzt, wie man jetzo nicht selten den Geschichtforscher und den Alterthumskundigen auf demselben Felde der Untersuchung antreffe, und mehr und mehr zum Bewuſstsein komme, daſs das allseitige Verständniſs des klassischen Alterthums nur durch die vereinten Bemühungen jener Gelehrten zu erreichen sei. So begegnen sich die Ansichten der Akademie und die Ihrigen: Ihre Richtung war längst eine akademische; uns gereicht es wo nicht zum Verdienst doch zur Genugthuung, sie als solche erkannt zu haben.

Der erste unter den Sprechern, denen meine Erwiederung gilt, hat seinen inhaltreichen Worten einen Schluſs gegeben, den alle Anwesenden mit der lebhaftesten Befriedigung und herzlichsten Einstimmung werden vernommen haben. Welcher Schluſs als ein ähnlicher sollte mir dem antwortenden geziemen? Hat Herr von der Hagen als wissenschaftlicher Vertreter der vaterländischen Litteratur in unserer Akademie den König als den Meister Deutscher Rede, den treuesten Pfleger der geliebten Muttersprache bezeichnet, so liegt es mir als amtlichem Vertreter mannigfacher Richtungen überdies ob hervorzuheben, daſs der König der ächten Bildung huldigend, welche ich oben in die Vereinigung der unbeschränktesten Allgemeinheit mit der besondersten Eigenthümlichkeit gesetzt habe, dem eigenen Volksthume mit Liebe zugethan zugleich jedes andere anerkennt, namentlich das seiner nicht Deutschen Unterthanen, damit nicht, soviel an ihrem

Beherrscher liegt, ihre Sprache erlösche, wie die Zunge des Stammes, von welchem dieses Reich den Namen trägt, verstummt ist; dafs er das Wahre und Edle, wo es auch gewachsen sein mag, ohne Ursprungschein hochschätzt und liebt, endlich dafs auch unsern erhabenen Herrn und Beschützer das belebt, was die Seele der Akademie ist, allgemeine Wissenschaftlichkeit. Gott erhalte den König!

XXII.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Grofsen am 27. Januar 1842.

Die Klugheit, und namentlich die Staatsklugheit, welche die Völker regieren will, besteht in einer Berechnung der Umstände und der Mittel, durch deren Benutzung gewisse Zwecke erreicht werden; die Zwecke selbst bestimmt und wählt die Klugheit nicht, sondern sie sind in Bezug auf sie gleichgültige Voraussetzungen, welche entweder durch fremdes Gebot, oder durch Herkommen und Sitte, oder durch Vorurtheile, Eigennutz und Leidenschaften, oder endlich durch die Vernunft und in Bezug auf das öffentliche Leben durch die wahrhafte Staatsweisheit, die weder von der Gewohnheit noch von Selbstsucht abhängig ist, gegeben werden. Die ersteren, wenn sie auch, namentlich die Sitte, das Richtige treffen können, enthalten davon kein Bewufstsein noch Erkenntnifs; diese liegt, was das Politische betrifft, eben nur in der Staatsweisheit: aber letztere bedarf dann der Klugheit und Berechnung, um auszuführen, was die Weisheit erkannt hat. Noch ein anderer Unterschied der Weisheit und der Klugheit ist dieser: es ist die letztere, einzig mit dem Verstande berechnend, keiner Begeisterung noch Liebe fähig, obwohl sie mit einer äufserlichen Regsamkeit, Lebendigkeit und unermüdlichen Thätigkeit sich den Schein der Begeisterung geben kann; die Weisheit dagegen, wie sie ursprünglich aus begeisterter Verwunderung entsteht, lebt fortwährend in Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne; und wenn die Liebe der Weisheit Anfang ist, so wird die Liebe auch in der weitern Entwickelung der Weisheit nicht ersterben, sondern vielmehr sich reinigen und verklären und aus einer unbewufsten Regung des Gemüthes zur bewufsten Tugend gestalten. Wiederum giebt es eine falsche und unächte Begeisterung, die der Weisheit entbehrt; diese beruht auf der Herrschaft dunkler und verworrener

Vorstellungen in leidenschaftlich heftigen Charakteren, und erscheint bald als religiöse, bald als politische, auch sogar als wissenschaftliche Schwärmerei: es ist die Begeisterung für den Irrthum oder für das Vorurtheil, in welche nicht blofs die Jugend wegen ihrer Lebhaftigkeit bei noch unreifer Erkenntnifs verfällt, sondern viele pflanzen sie bis in ihr Alter fort; ja diese unächte jugendliche Begeisterung, da sie doch eben nur auf den Irrthum gerichtet ist, erlaubt wenigstens eine Umlenkung auf das Wahre durch Lehre und Erfahrung, während eine eitle und leere Begeisterung des Alters für Vorurtheile selten einer Besserung fähig ist. Der hochbegabte Mensch, zumal der hochbegabte Staatsmann, erkennt in Weisheit die wahrhaften und höchsten Zwecke, ist für diese begeistert und mit Liebe erfüllt, und weifs zugleich, soweit menschliches Vermögen zureicht, die Mittel zu erfinden, um jene Zwecke zu verwirklichen; ist er auch leidenschaftlich davon ergriffen, so handelt er doch nicht im Dienste der Leidenschaften, sondern diese sind ihm nur kräftige Werkzeuge, mit denen er das Erkannte, die klare Idee, im Kampfe gegen das feindlich entgegentretende durchficht und ins Werk setzt, da nun einmal in dieser Welt nichts bedeutendes ohne Kampf verwirklicht werden kann: Liebe und Hafs sind die Elemente unserer Thätigkeit. Friedrich der Grofse war eine jener unendlich seltenen am höchsten begabten Naturen, in denen sich die Begeisterung mit der gröfsten Besonnenheit und Klarheit des Gedankens vermählt hatte: durch jene wurde auch die kalte Berechnung veredelt, die dem Staatsmanne nothwendig ist, und die er allerdings in hohem Grade besafs, ohne doch ihren Werth zu überschätzen; und seine Leidenschaft, da sie nicht das Herrschende in ihm war noch niedriger Selbstsucht diente, setzte sich nur in Bewegung zur Verwirklichung des Gedankens, war blofs Ausdruck der unversiegbaren Kraft des Geistes, welche alle Schwierigkeiten überwindet, und von grofsen Mifsgeschicken nur gestählt, nicht gebrochen wird. Viele Talente haben sich ohne alle äufseren Mittel, im Kampfe mit Mangel und Noth, von einer geringen Stufe zur Höhe geistiger Bildung erhoben; aber selten wird man ein Beispiel davon finden, dafs einem Königssohn, einem Erben des Thrones, der erhabene Drang nach Kunst und Wissenschaft so verkümmert wurde, wie Friedrich dem Zweiten von einem ehrenfesten aber strengen und feinerer

Bildung abholden Vater: aber diese Schwierigkeiten steigerten seine Liebe des Edlen und Schönen, des freien geistigen Schaffens und vorurtheilsfreien Erkennens. Aus dieser begeisterten Liebe, nicht aus kleinlicher Berechnung oder aus Sucht zu glänzen ging auch seine Wiederherstellung dieser Akademie hervor. Gewohnt seinen Gefühlen in Versen Worte zu geben, begrüfste er auch diese seine neue Schöpfung und die neue Zeit, welche damit beginnen sollte, in einem Gedicht. „Was sehe ich! Welch Schauspiel! O mein geliebtes Vaterland! Siehe da endlich die Zeit, wo deine schönen Tage erblühen werden! Unkundiges Vorurtheil, Irrthum, Barbarei, verjagt von deinen Palästen, sind nun verbannt für immer; die schönen Künste siegen über die ungereimte Unwissenheit; ich sehe ihrer Heroen festlichen Zug vorschreiten, in ihren Händen Lorbeer, Lyra, Zirkel; die Wahrheit, der Ruhm begleiten ihre Schritte zum Tempel des Gedächtnisses. Ueber dem alten Denkmal einer verfallenen Säulenhalle, niedergerissen von den Händen der Roheit, erhebt sich zierlich ein herrlicher Tempel dem Gott aller Künste und der Wahrheit; hier errichten Wissenschaft, Vernunft, Geist, nachdem mit vereinter Kraft sie den Irrthum überwunden, eine Trophäe den Göttern ihren Beschützern, wie zum Capitol das Zeichen der Siegeserfolge emporstieg. Unter der schimpflichen Herrschaft blinder Unwissenheit war die Erde der Dummheit zur Beute; ihre tyrannischen Fesseln hielten unter ihrer Gewalt die Glieder erstarrt: der Mensch war scheu, leichtgläubig, niedrig, feige; da erschien die Wahrheit, und diente ihm als Führer; er schüttelte ab das Joch panischer Schrecken, seine Hand zerbrach den Götzen, dessen nichtiger Dienst seine Irrthümer nährte." Diese Begeisterung für das Wissen und aufserdem vorzüglich für die Poesie verliefs den grofsen König niemals; sie folgte ihm sogar in die Feldlager, und es ist nicht einer der geringsten Beweise seines gewaltigen Geistes, dafs er selbst unter dem Geräusche der Waffen die Muse, die Gefährtin seiner Jugend, nicht vergafs. An ihm bewährte sich, wenn an irgend einem, sein eigener Ausspruch: „die Seele ist unerschöpflich und kann immer hervorbringen." Und dennoch beklagt er sich, während er unter den mannigfachsten Beschäftigungen gegen den Marquis d'Argens als Erwiederung auf die Zusendung seines Timäus von Lokri sich heiter genug, aber zugleich nicht ohne Leidenschaft,

in Versen ergiefst, über die Unzulänglichkeit seines Geistes vielerlei auf einmal zu umfassen. Hören wir seine eigenen Worte, wenigstens das Wesentliche davon, ohne vor der eingemischten Schärfe und Bitterkeit zu erschrecken; was unter ganz verschiedenen Verhältnissen als ungemessen oder gar frivol erscheinen kann, hat seine Begründung in der Lage und Zeit des grofsen Mannes, und gerade diese Mischung von Heiterkeit und Ernst, von Spott und Zorn, gehört zu der Eigenthümlichkeit seines Wesens und vorzüglich seiner poetischen Stimmung. „In der Blüthe meiner Jahre", sagt er, „beschäftigte ich mich mit Ovid, oder folgte Rinalden in den Palast Armidens; und als das Barthaar mir das Kinn umschattete, fand ich Geschmack an Sophokles, Horaz und Cicero; reifer studirte ich den Cäsar, den Leibniz und Gassendi, und vorzüglich den Epikur. Jetzo, da das schmähliche Alter meine Kraft entnervend die Haare mir bleicht, und mir verkündigt, dafs ich in kurzem mit meinen Vätern werde vereinigt werden, habe ich mir die Bösewichte von Priestern zum Lieblingspielzeuge gewählt, deren thörichter Ehrgeiz, Hoffart und Schwelgerei mich empört und zugleich mein schwerfälliges Alter ergetzt. Ich entrüste mich, wenn ich die schimpfliche Schwäche schlaffer Fürsten, die unter der Tiare kriechen, niedrig die Füfse ihrer Tyrannen küssen sehe, und beklage die Blindheit der mystischen Zänkereien und das eitle Spiel mit Worten. Da erhalte ich Ihr geschmackvolles Werk, über welches ein weiserer als ich alsbald sich hergeworfen und es verschlungen haben würde; aber mein Geist, ganz voll von Bullen, Vigilien, Doctoren, Märtyrern, Interdicten und Concilien, mufs sich vor dessen Lesung erst von diesem unwürdigen Kram reinigen. Und ehe ich mich der Philosophie wieder ergeben kann, müssen wir den Oelzweig des Friedens neu erspriefsen sehen. Die keusche Schaar der Musen flieht den Waffenlärm; nur in heitern Tagen, im Schatten der Ruhe, öffnet sich ihr Tempel den Wünschen der Helden; auf blutigen Feldern, unter der Barbarei, würde Mars selber vergebens Uranien den Hof machen. Unsere Augen werden nur von unmenschlichen Gegenständen getroffen, den verwünschungswerthen Folgen der Verwirrung der Deutschen, Früchten des Ehrgeizes und Hasses der Fürsten, die um zu erobern, ihre Länder verwüsten. Ganz Europa will sich in Feuer verzehren; wie kann man denken unter diesen abscheu-

lichen Erschütterungen? In dieser Bewegung von Ebbe und Fluth mufs ich meinen verwirrten Sinnen erst wieder die Ruhe zurückgeben. Freilich Archimedes, als Metellus (er wollte sagen Marcellus) mit der Blüthe der Römer sich über die gesunkenen Mauern von Syrakus Weg bahnte, blieb ruhig und Herr seiner selbst, und löste in seinem Garten eine geometrische Aufgabe; ich, dessen schwerfälliger Geist lange von einem einzigen Vorwurfe beschäftigt wird, kann mich, damit ihn mein Verstand im Einzelnen verarbeite, nicht mit mehr als Einem Gegenstande überladen."

Wüfsten wir nichts oder weniger von den Thaten des Königs als Feldherr und von seiner unermüdlichen Beschäftigung mit der Verwaltung, so müfste man glauben, sein ganzes Leben sei in einsamem Denken aufgegangen. Er selber nennt sich träumerisch, ungleich, bewegt, sinnend, zerstreut und düster wie ein Zahlen combinirender Algebraist; auch ist es nicht blofs ein ernstes und tiefes Denken, dem er sich hingiebt, sondern in den dichterischen Versuchen häufig eine schweifende Laune, die sich in Verbindung des verschiedenartigsten gefällt, Maximen und Lebensphilosophie, geschichtliche Erzählungen zum Beweise seines Satzes, politische Betrachtungen, subjective Selbstbespiegelung, gemüthlichen Ausdruck seiner Freundschaft und Liebe, des Kummers und der Sehnsucht, Spott über das Gemeine und Thörichte, besonders unter den Grofsen, schneidende Satire gegen seine Feinde, nicht minder kühn als leicht und anmuthig durch einander mengend. Man kann viele dieser Stücke ohne Schmeichelei den Horazischen Sermonen und Briefen an die Seite stellen; und weit entfernt neben diesen zu verlieren, haben sie vielmehr den Vorzug, dafs sie sich grofsentheils in einem höhern Kreise von Vorstellungen bewegen, welche ihm sein erfahrungsreiches Leben, eigene grofse Thaten und Leiden, seine erhabene Stellung und die Verwickelungen in die gröfsten Weltverhältnisse darboten. Verwandt jener Laune ist die Ironie, ich meine nicht die verstellte Selbstverkleinerung im Verkehr mit den Menschen, sondern jene grofsartige und wahrhaft tragische Erkenntnifs der Nichtigkeit alles Irdischen, der Geringfügigkeit aller menschlichen Bestrebungen gegenüber einer höheren Gewalt. Die allgemeinen, nicht sowohl speculativ tiefen als rein menschlichen Ansichten, welche er sich hierüber gebildet hatte, sind keinesweges die trostvollsten; aber er wollte sich kei-

ner Selbsttäuschung Preis geben, und die Gröfse seines Geistes liefs ihn Beruhigung in sich selber finden: diese Ansichten und die ihnen zu Grunde liegende Seelenstimmung verdienen um so mehr hervorgehoben zu werden, je weniger Fürsten und Staatsmänner Betrachtungen der Art sich hinzugeben pflegen. „Das Leben ein Traum", schreibt er an Maupertuis; „diese Blume, die heute glänzt, verwelkt morgen kaum erschlossen; alles wird weggenommen von der harten Bestimmung der Schicksalsbeschlüsse; eure Tugend, eure grofsen Talente können nicht von der Zeit den Aufschub eines einzigen Tages erlangen. Meine guten Tage sind verflossen; wie eine flüchtige Welle sind meine Freuden entflohen, und keine Macht kann sie gefangen halten: die Gegenwart entweicht ohne Ende, die Zukunft ist ungewifs, die Vergangenheit ist weniger als ein Traum. Einen Augenblick sein nennt man Leben. Das Loos des Tages, da der Mensch geboren wird, zieht ihn gegen die Schicksalsnacht, in welcher alle in den Haufen zusammengeworfen ein gleiches Schicksal theilen. Ihr, die der trügliche Glanz eines vorübergehenden und nichtigen Gutes täuscht, was häufet ihr Reichthümer und Schätze? Wofür so ungeheure Entwürfe für eine so beschränkte Lebensbahn? Ihr Helden, die ihr dem unglücklichen Weltkreise Ketten bereitet, der Friede endet eure Kämpfe, ihr werdet Opfer des Todes; man sagt ein Wort von eurem Leben, und bald vertilgen die zerstörenden Jahrhunderte eure Gröfse: der Mensch stirbt, der Held wird vergessen." „Die gröfsten Feinde, die ehrgeizigsten Menschen", sagt er anderwärts, „sie, die sich auf den Thron der Götter zu setzen gedachten, die sich um die Herrschaft der ganzen Welt stritten, Pompejus und Cäsar, Lepidus und Antonius und Augustus, Karl und der Czar, von aller ihrer Wuth, ihren Kämpfen und ihrem Hafs, haben sie kaum einige eitle Schattenbilder zurückgelassen; ihre Bekümmernisse wie ihre Thaten sind untergegangen, und ihr Ehrgeiz beschränkt sich auf ihre Gräber." „Warum suchen wir das Glück, warum fürchten wir den himmlischen Arm? Das Gute ist ein schmeichelndes Traumbild, das Böse ein düsteres. Alle diese verschiedenen Begebenheiten sind gleichgültige Gegenstände für den, welcher unsere Dauer kennt; Güter und Schätze, Titel und Ehren, Ruhm und Glanz sind nur Rauch; ein Blick der Wahrheit läfst den Schein ihrer vergänglichen Schönheit verschwinden. Alles hinieden, selbst

die mächtigsten Staaten, ist ein Spielzeug der Unbeständigkeit. Die Erde ist ein Punkt, was sollte denn der Mensch sein? Voll Eitelkeit schwimmend zwischen der Zeit, die uns vorhergeht, und der verschlingenden Ewigkeit der Zukunft, immer mit nichtigen Dingen beschäftigt, wahre Tantale falscher Güter, unaufhörlich bewegt von der Begierde, verlieren wir uns in das Nichts. Dies ist das Loos unseres Lebens." Wie er selber sagt, hatte er den Gassendi und die Epikurische Philosophie besonders studirt; aber während die ethische Seite derselben vom Staatsleben entfremdet und am wenigsten geeignet ist, Fürsten und Feldherrn zu bilden, wufste er ihr den Stoicismus als Gegengift zu geben, der politische Thätigkeit fordert, und näherte nur seine metaphysischen Ansichten dem Epikurischen System, namentlich die von der Vorsehung und dem Zufall; aber auch diese zeigen eine heroische Gröfse, und sind, wenn man billig sein will, keinesweges so frivol, wie man sie öfter verschrieeen hat, obgleich er sich in einer schroffen und harten Darstellung derselben gefällt, sondern sie gehen aus von der Gesetzmäfsigkeit der Natur, welche der höchste ordnende Geist bestimmt hat, und heben die Freiheit des Einzelnen nicht auf; inwiefern in jener Gesetzmäfsigkeit, welcher auch jedes Einzelnen Geschick folgt, die göttliche Bestimmung verhüllt eingeschlossen ist, stellt er die Lenkung des Einzelnen durch die Vorsehung, ungeachtet er sie verneint, unbewufst wieder her, aber freilich nicht unter der anthropomorphischen Vorstellung einer willkürlichen und zeitlichen Einwirkung des Uebersinnlichen auf das Sinnliche. „Gott", sagt er, „regelt nicht das Einzelne, welches zu weit unter ihm ist; mit unserer Kleinheit, unserer zerbrechlichen Bestimmung beschäftigt der Himmel nicht seine höchste Weisheit. Der unbekannte Beweger, die erste Ursache, indem sie dem alten Urstoffe eine Form gab, setzte den Wesen unwandelbare Gesetze: gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt fällt alles Schwere, das Feuer erhebt in die Luft seine flatternde Flamme, das Wasser folgt ohne Rücklauf dem Laufe seines Falls; jede Gattung ist begrenzt durch ihren eigenen kleinen Umfang; von einem Apfelkern erzeugt sich wieder der Baum, aber niemals wird dieser Kern Rosen hervorbringen: die Wirkungen sind beständig Sklaven der Ursachen. So empfing der Mensch mit der Geburt die Leidenschaften, die Tyrannen seines Herzens und seiner Hand-

lungen. Alle sind wir mit einem bestimmten Gepräge bezeichnet, welches seine nothwendigen Folgen hat: ein Heraklit weint, ein Demokrit lacht; der Schwarzgallige ist hart, der Menschenfreundliche hat zartes Mitgefühl. Gott bildete diese Leidenschaften; eine unbekannte Hand vertheilt sie überall nach einer unbekannten Ordnung. So viele Verschiedenheiten, so viele besondere Bestimmungen schmücken das Weltall durch ihre Verbindungen, und erneuern stets die Bühne des gewohnten Schauspiels. Aber das allmächtige Wesen setzt sich nicht in Sorge über die Rolle, die ich spiele, und über das Loos, was mich erwartet: mein Princip reifst mich fort und ich folge seinem Strom. Wenn der Höchste seinen Blick von den Himmeln herabsenkt, sieht er mit gleichem Auge die Rose und den Schierling; das Grofse ist sein Werk, und in der Unendlichkeit zeigt er seine ganze Majestät." „Taub unsern Wünschen und Bitten, während seine Altäre von unsern Opfern rauchen, unterwirft er das Weltall den ursprünglichen Gesetzen." „Er weifs, dafs die Natur seinen Plan vollendet und die Kräfte bewahrt, welche er ihr eingepflanzt hat: sicher der Erfolge läfst er den Dingen den Lauf; was uns gut, was uns übel erscheint, alles stimmt zusammen zu seinem Weltplan. Jene Gesetze, die seine Weisheit dem Stoffe gab, beschränken sich auf die Erhaltung der Gattung; doch der eitle Einzelne, indem er alles auf sich bezieht, tadelt unzufrieden mit seinem Schicksal, ein blinder Maulwurf, das höchste Wesen: er sieht und empfindet lebhaft das Unglück, was ihn berührt, aber nicht das Gute, was sein Uebel dem Ganzen bringt. In der allgemeinen Ordnung wird ein Mensch, sogar ein Staat für nichts gezählt. Griechenland, Karthago wurden von Rom unterjocht und vernichtet, Rom von den barbarischen Völkern; Krieg und Hunger verheeren die Länder; die Pest, die er mit ächter Poesie nach Lucrezischem Vorbilde beschreibt, entvölkerte Preufsen, aber unter einer glücklichen Herrschaft ersetzten sich die Verluste wieder. Wenn diese Unglücksfälle die Ordnung der Dinge störten, würde die Hand des Allmächtigen ihre Ursachen anhalten; aber was uns als ein grofses Unglück erscheint, ist nichts, wenn es im allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet wird. Diese Wahrheit, obgleich hart und strenge, darf uns nicht von dem nothwendigen Vergnügen entfernen. Der Weise gewinnt durch alles: die Schule des Unglücks

dient ihm dazu, den wahren Werth des Glückes besser zu empfinden; er weiſs, welchen Gefahren ihn seine Natur aussetzt; in glücklichen Tagen Schüler des Epikur, in unheilvollen Schüler des Zenon, waffnet er seine Vernunft für alle vorhergesehenen Fälle. Ehren wir stillschweigend diese Gesetze, welche die Vorsehung dem Weltall gegeben hat; scheuen wir die Irrthümer unseres beschränkten Geistes, fürchten wir ein Urtheil zu fällen über so groſse Tiefen, und seien wir versichert ungeachtet unserer Unglücksfälle, daſs der Himmel davon mehr Einsicht hat als alle Philosophen." „Aber was ist denn", sagt er in einem Gedichte an seine Schwester Amalie, „die reiche Quelle der verschiedenen Geschicke, welche der Mensch in der Welt hat, wenn Gott auf dieselben seine Macht nicht ausdehnt? Sollte der Mensch allein der gewaltige Werkmeister der Erfolge und Unfälle sein? Siehst Du nicht die Menge von Thoren, ohne Anmuth, ohne Talente oder Geist oder Verdienst, zu Ehren und plötzlicher Gröſse gelangt, geringschätzig, anmaſsend, trunken von Eitelkeit die Huldigungen niedergefallener Völker verachten, während das Unglück die Weisen verfolgt? Die Welt ist also das Reich des Zufalls oder mit einem andern Worte des Glücks; der Zufall hebt, der Zufall zerstört: eigensinnig maſst er sich die Rechte unserer Voraussicht an. Man stelle sich darunter nicht jene blinde Macht, jene Gottheit des Heidenthums vor, welche mit dem Schicksal wetteifernd ohne Wahl und Plan über alles bestimmt: der Zufall ist die Folge jener zweiten Ursachen, deren Triebfedern in tiefes Dunkel gehüllt, unter ihrer Verkleidung uns zu entgehen und durch falschen Schein zu täuschen wissen. Der Philosoph weiſs, daſs in allen Dingen die Folgen aus dem fruchtbaren Schooſse der Ursachen entspringen; mit sicherem, aber langsamem Schritt steigt er durch Schlüsse nach dem Ausgange zum Princip auf. Der übermüthige Politiker, ehrgeizig und düster, trägt mit kühnem Arm sein Licht in diese Schatten; er dringt in die Zukunft, ohne sie begriffen zu haben, regelt alles und verwirrt alles, und findet sich getäuscht. Der Blinde nimmt im Tasten den trüglichen Schein und bestandlosen Wechsel für Gewiſsheit, und hitzig in dieses Labyrinth einzudringen, aber ohne leitenden Faden, verirrt er sich und strauchelt bei jedem Schritt am Rande des Abgrundes. Wer kann ihm die eigensinnigen Launen sovieler schwachen Könige enthüllen, die,

Spielwerke der Leidenschaften, in ihrer Gunst wechseln? Ein König stirbt, der Sohn ersetzt ihn, und die politische Welt gewinnt eine andere Gestalt; er läfst sich durch andere Leidenschaften beherrschen, regiert nach einem andern Plan; neue Irrthümer vertreiben die alten, und ändern die Beweggründe der Gunst oder des Hasses. Ja noch geringeres genügt: man verbannt einen Minister, eine begünstigte Frau, und es wechseln alle Entwürfe. So viele verschiedene Interessen, so furchtbare Intrignen, die schrecklichen Erschütterungen der Staatsumwälzungen — das ist der Ocean preisgegeben dem zornigen Nordsturm, der die Wogen aufthürmt, wüthend fortwälzt, bricht, überstürzt, und das brüllende Meer an seine Ufer schlagend wirft Trümmer und Leichen aus. Unser zerbrechliches Fahrzeug, ohne Masten und Compafs, flutet ruderlos nach des Aeolus Belieben; es schifft an Klippen hin, sucht einen Schutz; der eine findet sein Heil, wo der andere untergegangen war. So ist die Klugheit nichts als eine Kunst der Muthmafsung." Ich übergehe die Beispiele, welche er mit wahrhaft Horazischer Laune und satirischem Talente vom Hofleben und von der Kriegführung, besonders Eugen's, und von den Schicksalen der Stuarts zur Bestätigung seiner Ansichten hernimmt, um noch einiges von dem zu berichten, was er aus der Erfahrung seines eigenen Lebens über die Unzulänglichkeit der Klugheit beibringt. „Als ich in meinen jungen Jahren in die Welt trat," sagt er im Jahre 1760, „verdankte ich alles dem Zufall, nichts der Vernunft. Hitzig und eingebildet brannte ich die Helden nachzuahmen, welche ich verehre; aus dem Mittelpunkte der Vergnügungen und den Armen der Ruhe flog ich auf der Fährte des Mars zu Gefahr und Mühseligkeiten. Ein alter Sertorius aus Eugen's Schule wandte alles an, was Erfahrung und Kunst liefern kann, um den Zufall zu bannen; aber das Glück begleitete damals meine Schritte, und unter seinem Schutze wurde mein Geist umsichtig. Nachher verliefs das ungetreue meine Fahnen, und es verfolgt gegenwärtig mein nahes Alter; Klippen und Gefahren bedecken meine Wege, und Feder und Degen entfallen meinen Händen. Die Ufer aller unserer Deutschen Ströme sind überschwemmt von Völkern, welche von den Enden der Erde sich versammelt haben. Decke ich ein Land, so stelle ich das andere blofs; ich fliege gegen den kühnsten Feind, ich erreiche ihn, da ruft mich

eine Stimme nach einem andern Ort. Auf allen Seiten kämpfend gegen eine Hyder von Fürsten, kann mein Arm allein meine Provinzen nicht mehr wahren." „Unsere Mittel sind zu Ende," heifst es in einer andern ähnlichen Darstellung; „Geschicklichkeit und Tapferkeit erliegen unter der Macht des ganzen Erdkreises, der gegen mich verschworen ist. Meine Schritte berechnend bin ich nichtsdestoweniger der Narr der Launen meines Looses und der Begebenheiten; in eitlen Entwürfen verliere ich die kostbaren Augenblicke." „Und während meine Seele von sovielen Uebeln niedergedrückt wird, verwirrt ein Dämon den Sinn der Soldaten; was mir weifs, erscheint ihnen schwarz; auch ihre Führer haben keine Augen mehr zu sehen; umgeben von eingeschüchterten Seelen setze ich vergebens dem Gift ein Gegenmittel entgegen; die Zahl der Feinde, die wachsende Gefahr, ganz neue Schläge steigern den Schreck. Ich mufs den Feind bekämpfen oder unterliegen zur Stunde; der überlegene Geist eines Helden mufs allen ein Beispiel geben vom letzten bis zum ersten. Also erhebt am Euphrat ein alter Palmbaum die Zweige des stolzen Hauptes, bietet ungebeugt Trotz dem Anfalle des Sturms, während der Nord am Ufer seiner Gewässer die dünnen Binsen krümmt und die Rohre zerbricht. Aber diese Rohre entscheiden unsere Kämpfe; was vermag der Führer, wenn die Herzen der Soldaten furchtsam werden? So giebt es in den Palästen und auf den Feldern des Mars nichts als Zufälle, und ungeachtet aller Berechnungen findet sich der stolze Verstand zuletzt genöthigt zu bekennen, dafs der Mensch, gänzlich beschränkt, dem Strome des Looses folgt, von welchem er fortgerissen wird. Wenn aber die Klugheit keine Panacee ist zur Heilung der Leiden, welche unsern Geist niederdrücken, und sich nicht darauf erstreckt uns glücklich zu machen, so mildert sie doch unsere Uebel und mäfsigt unsere Wünsche; sie bewahrt uns vor denjenigen Uebeln, die wir erkennen, und mitten durch die Gefahren eines voransüberlegten Schrittes führt sie uns zwischen Furcht und Verwegenheit auf einer engen, den Sterblichen wenig gemeinen Strafse. Ihre Geduld ermüdet oft das Glück; sie erwartet alles von der Zeit, aber ohne ihr zuvorzukommen, und niemals regelte ihr Stolz die Zukunft. Lassen wir also das Geschick in seinen finstern Wohnungen uns seine dunklen Beschlüsse verbergen, und seine Schläge ertragend, ohne

davon niedergeworfen zu werden, hüllen wir uns in unsere Tugend!"

Es ist nicht etwa ein einzelnes Gedicht, in welchem der grofse König sich so äufsert, sondern diese Gedanken kehren immer und immer wieder, und entsprangen folglich nicht aus der Stimmung des Augenblicks; sein Denken, allerdings nicht ohne den Einflufs des Zeitgeistes und der Zeitphilosophie, hatte ihm diese Grundsätze gebildet, und er hatte sie durch die Erfahrungen seines Lebens sich bewährt: doch hat er sie keinesweges zu einem Systeme verarbeitet, und so finden sich wohl auch wieder Aeufserungen bei ihm, welche damit schwer zu vereinigen sind. In der hoffentlich gegründeten Voraussetzung, der Gedächtnifsfeier desselben in einer dem Denken gewidmeten Gesellschaft sei es vorzüglich angemessen, die eigenen Gedanken des Gefeierten zu vernehmen, wie er ja selber es nicht verschmähte eines und das andere seiner kleinen Werke in dieser Akademie vorlesen zu lassen, und ohnehin überzeugt, dafs seine Ansichten mehr Aufmerksamkeit verdienen als irgendwelche Betrachtungen, die ich an diesem Gedächtnifstage aus eigener Person anstellen und vortragen könnte, habe ich mir erlaubt, aus verschiedenen Gedichten des Königs diese seine Grundsätze meist wörtlich, selten blofs dem Sinne nach oder mit Einschiebung eines aus einem andern Stücke entlehnten Gedankens oder Ausdrucks in den Zusammenhang des einen, gleichsam in musivischer Arbeit gedrängt zusammenzustellen, und werde in ähnlicher Art weiterhin einiges noch hinzufügen. Hörte Athen an den Panathenäen die Thaten der Vorfahren aus dem Munde nicht der Helden selbst, sondern des Dichters der Ilias, des Dichters der Perseïs, wahrlich so giebt es für uns Preufsen, an diesem Tage zumal, kein edleres Akroama als die Worte Friedrichs des Zweiten. Freilich habe ich ihren Inhalt, wie eben gesagt, gedrängt zusammengestellt, sowie etwa ein Geschichtschreiber der Philosophie aus den Worten des Platon oder Aristoteles oder Leibniz die zerstreut und ausführlich dargestellten Lehren systematisch ins kurze zieht: denn die überfliefsende Beredtsamkeit des Königs führt alles dieses viel weiter aus, und es entstehen dadurch allerdings Längen und Wiederholungen, die ich zwar keinesweges unbedingt tadeln möchte, indem der Charakter der Dichtungsart, wozu diese Schriftchen gehören, nicht nur erlaubt sondern sogar

fordert, dafs sich der Verfasser leicht und scheinbar nachlässig gehen lasse, die aber dennoch der Werthschätzung seiner Gedichte nachtheilig gewesen sind; während derjenige, welcher auf den Kern sieht, eingestehen mufs, dafs aufser der unübertrefflich heitern Laune und der Leichtigkeit der Darstellung viele Partien derselben durch edle Begeisterung und dichterisches Feuer sich auszeichnen; und sollte dieser oder jener mit heutiger Vornehmigkeit die Nase rümpfen über eingestreute Gemeinplätze, so geben wir zu bedenken, ob diese nicht für die Bildung des Geistes und Herzens einen bleibendern Werth haben, als die meisten der jetzo beliebten erkünstelten neuen Gedanken und Geistreichigkeiten. Unstreitig geben diese Werke, deren würdige Erneuerung wir bald dem erhabenen Sinn unseres königlichen Herrn verdanken werden, neben mannigfacher Belehrung, Erhebung und sogar Erbauung auch mannigfachen Anstofs; aber auch dieser mufs gegeben werden, wenn der grofse König in seiner ganzen Eigenthümlichkeit erscheinen soll, und selbst in dieser kleinen Darstellung würde ich untreu geworden sein, wenn ich mich gescheut hätte, anstöfsiges, was mir auf dem Wege derselben begegnete, wenigstens mit einiger Milderung vorzutragen. Verlange man doch nicht lauter süfse Harmonie; auch der Dissonanz mufs ihr Recht verbleiben. Wer sich so wie Friedrich geltend gemacht hat, darf vor der Nachwelt wie vor seinen Zeitgenossen so erscheinen, wie er war, ohne Verschönerung. Wie der vormals letzte Jesuitengeneral bei der bevorstehenden Auflösung des Ordens über einen Vorschlag zu Aenderungen in demselben erklärte: „Sie seien wie sie sind, oder seien nicht!“ wie man nach dem Vorbild einer Griechischen Redeweise den wackern Mann mit dem kurzen Zuruf ermahnen darf: „Sei der du bist!“ so war unser Held der er war, und soll dieser bleiben, solange sein Gedächtnifs dauert. Zu seinem Wesen gehört aber auch seine Leidenschaft, seine spitze Zunge; werden ihre Ergüsse aus seinen Schriften ausgemerzt und der Vergessenheit übergeben, so wird ein Theil seines Wesens, und nicht einmal ein ganz unedler, soviel an uns liegt vernichtet. „Wenn mein Eisen stumpf wird“, sagt er, „mufs wohl meine Feder mich für die Beschimpfungen rächen, deren Verdrufs mich aufreibt“; „ich schneide Pfeile aus jedem Holz.“ Auch die rednerische Form des Gedankens, nicht der Gedanke allein, ist Abdruck und Aus-

flufs der Eigenthümlichkeit des Menschen; auch daran darf also ebensowenig gerührt werden. Aber die Gesetze der Sprache mit Einschlufs des Sprachgebrauchs sind ein Allgemeines, dem sich jeder fügen soll, und in der Französischen Sprache, deren sich der Verfasser meist bedient hat, auch jeder zu fügen pflegt. Es ist daher von der Akademie, deren Händen unser erhabener König die Werke seines grofsen Ahnherrn anvertraut hat, für die neue Ausgabe der Grundsatz aufgestellt worden, das Grammatische oder Sprachliche mit den allgemeingültigen Gesetzen und dem Gebrauche auf die leichteste Weise in Uebereinstimmung zu bringen, im Rhetorischen dagegen keine Aenderung zu gestatten. Dieser Grundsatz ist wie in diplomatischen Verhandlungen eine allgemeine Grenzbestimmung zu betrachten; geht man hernach an die Ausführung, an die wirkliche Regelung und Absteckung der Grenzen, so können freilich in manchen Fällen Zweifel darüber entstehen, ob etwas auf diese oder auf jene Seite zu scheiden sei; aber die angenommene allgemeine Bestimmung ist gewifs die richtige, und sie entspricht den eigenen Ansichten des Verfassers, der auch über Stil und Darstellung viel gedacht hatte. In seiner Anweisung für die Leitung der Adelsakademie unterscheidet der König ganz ebenso die Gebiete, ohne dazwischen ein drittes anzunehmen; er sagt in Bezug auf die Ausarbeitungen einer gewissen Klasse: „Der Grammatiker, welcher eine Ergänzung für diese Klasse ist, wird die Sprachfehler verbessern, und Herr Toussaint die Fehler gegen die Rhetorik.“ Und das Sprachliche zu verbessern ist gewifs ganz im Sinne des königlichen Verfassers; denn obwohl er nach den Urschriften hierin nicht genau war, legte er dennoch Gewicht darauf. Die Mühseligkeiten aufzählend, welche das betrübte Geschäft habe Schreiber eines Herrn zu sein, der Schriftsteller und so zu sagen schöner Geist sei, schreibt er an Darget: „Täglich bringst du heftweise seine Verse ins Reine, und giebst du sie ihm wieder, macht er Gott weifs welchen Lärm; der krittliche Zweifel strenger Untersuchung erstreckt sich über jedes Punktum und jedes Komma; da sind stumme E, welche offene sein sollten, oder es ist ein Wort zu wenig, welches den Vers hinken macht.“

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück. Wir haben gesehen, wie der König über die Klugheit denkt, und über das

was sie vermöge; wir haben diese im Anfange unserer Betrachtungen als ein Untergeordnetes bezeichnet: worauf es vorzüglich ankommt, das sind die Zwecke, welchen sie dient. Indessen sehe ich es nicht als meine Aufgabe an, die besonderen und gewissermafsen äufserlichen Absichten nachzuweisen, welche Friedrich in seinen politischen und kriegerischen Unternehmungen, in den auswärtigen Verhältnissen und in der innern Verwaltung verfolgte; ich denke vielmehr an das geistige und sittliche Ziel und die hiermit verwandten Beweggründe des Handelns: beides ist in der vorliegenden Rücksicht einerlei: denn das Ziel, was er erstrebte, war auch das Bewegende für ihn. Hier müssen wir nun zuerst jede Beziehung auf ein Jenseitiges absondern; sein religiöses Bewufstsein beschränkt sich auf die Erkenntnifs und innerliche Verehrung eines höchsten Wesens, einer höchsten Vernunft, welche die Gesetze alles Entstandenen bestimmt hat, und auf die Unterordnung und Ergebung gegen das Schicksal. Die Aeufserung in einem Briefe an den Marquis d'Argens, unser Geist sei nur eine glänzende Wirkung der Gesetze der Materie, scheint ziemlich seine wahre Ueberzeugung zu sein: „Der letzte Athemzug", sagt er in einem andern Brief an ebendenselben, „macht den Menschen wieder zu dem, was er vor seinem Entstehen war", und ähnliches äufsert er öfter. In dem Gedichte „der Stoiker" giebt er auf antike Art für beide Fälle Beruhigung. „Wenn Ein Schlag Leib und Seele tödtet, macht der Tod dich unzugänglich für den Schmerz; wo nicht, so ist Gott, das einzige vollkommene Wesen, gütig und milde, der Mensch aber, hienieden zitternd und von Gefahren erschreckt, ist den göttlichen Augen ein Gegenstand des Mitleids, und wird ihnen durch seinen Tod ein Gegenstand der Gnade: auf diesen gütigen Gott setze dein Vertrauen, und sicher seiner Hülfe am Tage deines Todes wirf dich voll süfser Hoffnung in seine Arme." „Wir, die wir auf alle Vergeltung verzichten", sagt er in einer meisterhaften Nachahmung des Lucrez, „wir, die wir eure ewigen Qualen nicht glauben, der Eigennutz hat niemals unsere Gesinnungen befleckt; das Wohl des menschlichen Geschlechts, die Tugend, welche uns beseelt, die Liebe der Pflicht allein liefs uns das Verbrechen fliehen; ja, enden wir ohne Unruhe, und sterben ohne Klagen, indem wir die Welt mit unsern Wohlthaten erfüllt zurücklassen! So verbreitet das Gestirn des Tages am Ziele

seiner Laufbahn ein mildes Licht über den Horizont, und die letzten Strahlen, die es in die Lüfte wirft, sind die letzten Seufzer, die es dem Weltall hingiebt.“ Also ohne das irdische Leben an das Jenseits anzuknüpfen, übte er die menschliche Tugend. Die erste Triebfeder seiner grofsen Entwürfe war allerdings eine Leidenschaft, aber die edelste, dem Fürsten angemessenste, die Ruhmbegierde; „die Tugenden“, sagt er, „führen zum Ruhm, und der Ruhm zu den Tugenden.“ Vielleicht, meint er später, habe er bezaubert von der Geschichte früher der Ruhmliebe zu viel geopfert, indem das Beispiel so vieler berühmter Männer ihn mit dem Wunsche erfüllt habe sich wie sie zu erheben; doch bald zurechtgewiesen von der Philosophie habe er durch ihren Rath gelernt sein Leben umzugestalten. Nachdem er dem Staat einen gröfsern Umfang erworben, um ihn einigermafsen selbständig zu machen, nöthigte ihn die eigene Ehre und die Ehre des Reiches und die Vaterlandsliebe zur Abwehr. „Der Thron“, sagt er, „ist ein Gegenstand, der mich nicht gereizt hat; der Glanz, der ihn umgiebt, ist eitles Gepränge: aber Ehre und Pflicht nöthigen mich ihn zu vertheidigen. Wenn es Gröfse ist davon herabsteigen zu können, so ist es schimpfliche Schmach sich davon verjagen zu lassen; was auch die Unglücksfälle sein mögen, denen ich trotze, ich will weder herrschen als Tyrann noch sterben als Sklave.“ Obgleich das Streben nach gröfserer Macht seines Staates den Schein der Selbstsucht gegen sich hat, war er doch in Wahrheit von dieser entfernt, lebte trotz seiner Verehrung des Epikur nicht den Genüssen, oder nur den edelsten der Seele und der Freundschaft, dem Glück und Ruhme seines Volkes, endlich den allgemeinen Interessen des Geistes und der Menschheit. „Ihr seid zusammengesetzt aus Geist und Materie,“ spricht er als Stoiker zu den Menschen; „jener denkt und leitet euch, die andere ist nichts als Staub. Der Gaben, welche der Mensch vom Himmel erhalten, ist die Seele die erhabenste, und sie mufs bei euch den ersten Rang einnehmen. Jener also opfert dieses Fleisch, dieses Blut. Sie suchet zu erkennen, und sehet zu welchem Endzweck der Himmel ihr das Dasein gegeben hat. Der Mensch ist nicht für sich allein in das Weltall geworfen; unser gleicher Unstern, unser gemeinsames Elend beweisen hinlänglich, dafs wir Brüder sind, dafs wir durch unsere Hülfe unsere Uebel mildernd der eine dem andern beiste-

hen müssen die Lasten zu tragen. Nähret die Flamme dieses edlen Bestrebens; setzet in die Tugend das Glück eurer Seele. Der uneigennützigste Sinn ist der tugendhafteste; er opfert dem gemeinen Wesen ohne Bedauern seine Mühen, seinen Vortheil, sein Leben; wachsam und streng gegen alle seine Fehler bändigt er im Entstehen den Aufruhr seiner Leidenschaften.“ „Tugend ist mehr werth als Geist und Wissen.“ Standhaft im Unglück, ohne Uebermuth im Glück, ein strenger König und wie er selber sich nennt ein menschenfreundlicher Bürger, suchte und fand er in der Tiefe seines Geistes und Herzens die Seelenruhe des Weisen, und übergab sich, unbekümmert wie er sagt um einen gereizten, verdriefslichen, verkehrten und zu strengen Beurtheiler seiner schwachen Tugend der Nachwelt, dafs sie ihn mit aller Freiheit richte. Er ist viel gerichtet worden von Freunden und Feinden, von Bewunderern und Tadlern, von Geistesverwandten, die mit diesem königlichen Aar zur Sonne schauten, zu dem glänzenden, wärmenden und erleuchtenden Gestirn, welches er in jener Ode an die Preufsen seinem Volke zum Vorbilde stellt, und wieder von ganz entgegengesetzten Naturen, die den einseitigen und beschränkten Mafsstab ihrer eigenen Geistesrichtung und Seelenstimmung an den Heros anlegten. Ein Mann von so überragender Gröfse kann von unzähligen Seiten betrachtet werden, von denen ich heute nur wenige herausgekehrt habe, und auch diese mehr andeutungsweise als erschöpfend, um nicht durch gröfsere Ausführlichkeit zu ermüden, oder die Grenzen und die herkömmliche Weise unserer anspruchlosen und leicht verhallenden Einleitungsreden zu überschreiten: aber je mehr Friedrich im Ganzen seines reichen geistigen Wesens gefafst wird, desto mehr mufs er, auch ohne dafs wir alle seine Ueberzeugungen, Ansichten und Gesinnungen theilen, nicht blofs bewundert, sondern auch geliebt werden.

XXIII.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 6. Juli 1843.

Die Akademien der Wissenschaften sind in Deutschland, vorzüglich im Gegensatze gegen die Universitäten, häufig als ein Anhang des Hofes betrachtet worden; und manches liefs sich dafür zur Bestätigung anführen, der Sitz der Akademien in den Residenzen, von welchen man die Universitäten mit Absicht entfernt hielt, die enge Verbindung mancher Fürsten mit ihnen, wie Friedrichs des Grofsen mit unserer Akademie, während er die Universitäten minder begünstigte, die Aufnahme hoher Personen in die Akademien, um einerseits den Glanz der Körperschaft zu erhöhen, anderseits diese eben mit den vornehmern Kreisen zu vermitteln, endlich sogar ein Mifsverhältnifs der Akademien zur volksthümlichen Bildung, vermöge dessen namentlich unsere Akademie als eine Erweiterung des Hofkreises angesehen werden konnte, da sie wie die ehemaligen Deutschen Höfe ganz Französisch war. Für unsere Zeit hat alles dies seine Geltung verloren; aber die heutige Feier ist nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit gewidmet, und gerade der grofse Mann, an dessen Namen sich diese Feier knüpft, der unsterbliche Leibniz, welchen wir als den eigentlichen Urheber der ersten Verbindung dieser Art in unserer Hauptstadt heute verehren, könnte für die Vergangenheit einen starken Beweis jener Behauptung zu liefern scheinen. Wer hat nicht gehört, dafs Leibniz ein Hofmann, ein Hofphilosoph gewesen sei? Der Einflufs dieser seiner Lebensrichtung, seiner Stellung, seines Verhältnisses wird besonders für die Theodicee geltend gemacht. Es ist bekannt, dafs die geistvolle und hochgebildete Königin Sophie Charlotte sich in Gemeinschaft mit Leibniz gern in die schwierigsten theologischen und philosophischen Untersuchungen

einliefs, mit ihm schriftlich und mündlich sich über solche Gegenstände unterhielt, ja sogar sich beschwerte, er behandle alles so oberflächlich mit ihr, weil er ihrem Geist nicht genug zutraue, und antworte ihr selten mit Genauigkeit auf die Punkte, die sie untersuche. Sie wollte, wie Leibniz sagte, das Warum vom Warum wissen. Unstreitig haben diese Unterhaltungen, namentlich über die Zweifel und Bedenken des Bayle, welchen die Königin mit Vorliebe las, die Veranlassung zur Theodicee gegeben, wie Leibniz selbst öfter erklärt. So schreibt er den 1. März 1708 an Bignon*): „Wie die zu ihren Lebzeiten höchst ansehnliche Königin von Preufsen, welche Bayle'n sehr gern las, mir oft befohlen hatte, in Worten und Schriften meine Ansicht über die Einwürfe darzulegen, welche dieser vorgebracht hat und die mir nicht unwiderleglich scheinen, so ermahnen mich einige dringend, dafs ich alle diese Schriften sammeln und zu Einem Werke verbinden möge.“ Defsgleichen an Thomas Burnet**): „Der gröfste Theil dieses Werkes ward stückweis verfafst, als ich mich bei der seligen Königin von Preufsen befand, wo man diese Materien, bei Gelegenheit von Bayle's Wörterbuch und seiner übrigen Werke, welche dort viel gelesen wurden, verhandelte. In unsern Unterredungen pflegte ich auf die von Bayle erhobenen Einwürfe zu antworten, und zu zeigen, dafs sie nicht so stark seien, als manche der Religion wenig günstige Leute glauben machen möchten. Ihre Majestät befahl mir ziemlich oft, meine Antworten schriftlich aufzusetzen, um sie mit mehr Aufmerksamkeit in Betrachtung ziehen zu können, und zwar in Französischer Sprache, damit sie von ihr, sowie im Auslande von denjenigen, welche des Lateins unkundig wären, gelesen werden könnten. Nach dem Tode dieser grofsen Fürstin habe ich, auf die Erinnerung meiner Freunde am Berliner Hofe, welche hiervon unterrichtet waren, dem Befehle der Königin völlig Genüge zu leisten, diese Stücke gesammelt, vermehrt und daraus dies Werk gebildet. Da ich seit meiner Jugend über diesen Gegenstand nachgedacht habe, so glaube ich ihn bis auf den Grund erörtert zu haben.“ Nicht anders drückt er sich in der Vorrede zur Theodicee aus***): „Er habe die Ehre gehabt, dieser

*) Dutens Praef. gen. zu Leibnit. Opp. omn. Bd. I. S. X.
**) Nach Guhrauers Uebersetzung Biogr. v. Leibniz. Bd. II. S. 250.
***) Berliner kl. Ausgabe v. 1840. Bd. I. S. 23.

Fürstin seine Meinung zu sagen über mehrere Stellen des wundervollen Wörterbuches von Bayle, wo die Religion und die Vernunft als streitend gegen einander erscheinen, und wo Bayle die Vernunft zum Schweigen bringen will, nachdem er sie vorher zu viel hat reden lassen: was er den Triumph des Glaubens nennt. Der Verfasser habe zu erkennen gegeben, er sei anderer Meinung, aber sehr zufrieden damit, dafs ein so trefflicher Geist Gelegenheit gegeben habe, diese ebenso bedeutenden als schwierigen Gegenstände zu ergründen: er habe gestanden, sie seit langer Zeit untersucht und bisweilen beschlossen zu haben, Gedanken darüber zu veröffentlichen, deren Hauptzweck die Erkenntnifs Gottes sein sollte, wie sie sein müsse um die Frömmigkeit zu erwecken und die Tugend zu nähren; die Fürstin habe, wie einige seiner Freunde, ihn ermahnt, seinen alten Plan auszuführen.“ Ungeachtet dieser Aeufserungen wage ich es, ihn von dem Vorwurfe zu befreien, dafs seine Stellung als sogenannter Hofphilosoph irgend einen wesentlichen Einflufs auf seine Theodicee gehabt habe. Wie er in den eben angeführten Stellen sagt, hatte er seit langer Zeit, ja von Jugend auf, sich mit diesen Gegenständen beschäftigt, und ich werde weiterhin zeigen, dafs er die in der Theodicee von ihm angenommene Stellung zur positiven Religion, jene Stellung, die gerade auf den Königlichen Hof könnte berechnet scheinen, und den Grundgedanken der Theodicee schon als junger Mann ergriffen hatte. Wenn ferner die Königin den Bayle so gern las, so hätte ja Leibniz, angenommen, dafs er sein Philosophiren nach ihren Ansichten hätte einrichten wollen, fast eher Bayle's Partei oder eine dessen Ansichten verwandte, als die entgegengesetzte ergreifen können; und wünschte sie eine Widerlegung des Bayle, so konnte sie dies doch nur unter der Voraussetzung thun, dafs Leibniz entscheidende Gegengründe hätte, und nur seine Ueberzeugung, solche zu haben, konnte ihn bestimmen, gegen Bayle zu sprechen, da doch die Königin durch ihre fleifsige Lesung der Bayle'schen Schriften ihre Hinneigung zu diesem Denker hinlänglich bewies. Rücksicht auf die Königin ist auch nur für das Unternehmen und den Anfang des Werkes denkbar, nicht für den Fortgang und die Herausgabe: denn die Königin starb den 1. Februar 1705; durch ihren Tod und äufsere Hindernisse wurde die Abfassung der Theodicee unterbrochen; erst 1707 war sie beinahe

fertig, und erschien erst im Jahr 1710. Aber vielleicht ist Leibniz durch jenes Verhältnifs bestimmt worden, die Theodicee gemeinfafslich zu schreiben. Ich zweifle: denn die Königin war an das Denken so gewöhnt, dafs es für sie dieser Gemeinfafslichkeit nicht bedurfte. Man kann an der Darstellung manches tadeln, was doch nur scheinbar tadelnswerth ist; hierher rechne ich den Anthropomorphismus in der Art, wie Gott überlegend dargestellt wird: dies ist wie bei Platon nur gewöhnliche Ausdrucksweise, und Leibniz selber erklärt sich öfter, nicht nur gegen Bayle, sondern gerade in Rücksicht des berührten Punktes gegen solchen Anthropomorphismus*). Wenn aber das Werk aufserdem keine grofse metaphysische Tiefe hat und vieles so oberflächliche enthält, dafs die eingeflochtenen Stellen Bayle's, welche widerlegt werden, häufig durch ihre ächt dialektische Schärfe und geistreiche Fassung zu ihrem Vortheil dagegen abstechen: so liegt der Grund gröfstentheils darin, dafs der Verfasser hier nicht sowohl philosophische Principien geben wollte als Anwendung derselben auf einen bestimmten Zweck; dafs er ferner, wie er selber sagt**), alles auf die Erbauung zu beziehen suchte, und dafs er den Gegenstand, dessen Ernst zurückschrecken könnte, auch noch glaubte erheitern zu müssen, indem er einiges für die Curiosität und Unterhaltung einmischte, wie die unten zu berührende Episode von der astronomischen Theologie, die Beispiele von dem Einflufs der Umstände auf Bekehrung oder Verkehrung***), die mehr Scherz als Ernst sind, oder die kleine Unterhaltung der zwei Küchenmädchen über das Fegefeuer, oder Trajans Erlösung durch die Fürbitte Gregors des Grofsen und das dem letztern gegebene Verbot Gottes noch einmal so etwas zu erbitten. Dies alles kann ein Philosoph thun, ohne Hofphilosoph zu sein, ohne mit einem Hofe jemals in Verbindung gestanden zu haben. Nur dann könnte man jemanden jenen Namen beilegen, wenn er seine Philosophie mit Absicht so einrichtete, dafs sie den Höfen überhaupt oder einem bestimmten Hofe gefiele, dergestalt dafs er den Ansichten eines Fürsten, und zwar im Gegensatze gegen das Volk oder den Gelehrtenstaat, eine willkürlich gewählte und eigener Ueberzeugung widersprechende scheinbar philoso-

*) Bd. I. S. 331. Bd. II. S. 201.

**) Bd. I. S. 37.

***) Bd. I. S. 216 fg.

phische Grundlage gäbe, oder wenn er eine tiefere Lehre zum Gegenstande einer blofsen Hofunterhaltung zurecht machte und dafür verflachte. Aber soviel auch Leibniz an Höfen und mit Vornehmen gelebt, soviel er auch sich ihnen bequemt, soviel er auf sie berechnet hat: würde man doch sehr ungerecht sein, wenn man ihm solche Bestrebungen beimäfse*).

Eine hiervon unabhängige Erwägung ist diese, ob Leibniz überall seine volle Meinung ausgesprochen, ob er namentlich in theologisch-religiösen Dingen nicht, wie man zu sagen pflegt, hinter dem Berge gehalten, ob er durch irgend welche allgemeinere Rücksichten sich wohl gar habe bestimmen lassen, anders zu reden als er dachte. Ich komme hier auf den vielfach besprochenen Zweifel über seine Aufrichtigkeit als Verfasser der Theodicee. Der Tübingische Kanzler Pfaff hatte in der dritten seiner *Dissertationes Anti-Baylianae***), welche im Jahr 1720 herausgekommen, zu verstehen gegeben, Leibniz habe in einem Briefe an ihn gestanden, was er in der Theodicee gegen Bayle gesagt, sei nicht sein Ernst gewesen; zum Beweise liefs er in den *Actis Eruditorum* vom Jahr 1728***) folgendes drucken, was ich aus dem unbehülflichen Latein so gut wie möglich übersetzt gebe. „Der hochberühmte Mann“, sagt er, „hatte mich gefragt, was ich von der Theodicee dächte und von jener Methode, wie er Bayle'n widerlegt habe. Ich schrieb ihm, dafs ich glaubte, er habe jenes System der Philosophie mindestens zu scherzhaftem Vergnügen (*animi saltem causa*) erdacht, und wie Clericus, um den Bayle zu widerlegen, den Origenisten spielte, zu Bayle's Widerlegung diesen neuen Weg des Philosophirens eingeschlagen, welcher einerseits, obwohl er wenigstens denen, die auch sonst nicht hoch sähen, Staub in die Augen streue, doch um so geistreicher sei, als er, wohl durchschaut, die massivere Ansicht des Bayle unter dem Schein der Widerlegung vielmehr auf eine feinere Weise bestätige, jedoch so, dafs sich das Geheimnifs nicht alsbald entdecken lasse; und welcher anderseits wieder dazu anwendbar sei, auch die verschiedenen

*) Ganz dieselbe Ansicht hat, wie ich später sah, schon Guhrauer ausgesprochen, Biogr. v. Leibniz Bd. I. Anmerkungen S. 6: „Leibniz war zwar Hofmann, hat aber nie seine Philosophie nach dem Hofe zugeschnitten; er hatte keine Hofphilosophie.“

**) S. 9.

***) März, S. 126.

Systeme und Meinungen der einander widersprechenden Religionsparteien, die sich sonst kaum vertheidigen liefsen, mit Anwurf zu bekleiden und zu übertünchen, und sogar die Gunst der Theologen fast aller Parteien, besonders aber unserer Landsleute zu erjagen: ich wünschte aber, dafs Bayle's so gefährliche Ansicht ernst, tüchtig, gewichtig (*serio, solide et graviter*) widerlegt werde. Was antwortete nun Leibniz hierauf, von dem ich geglaubt hatte, wegen meiner freimüthigen Erwiderung würde er ärgerlich über mich sein?" Er giebt hierauf Leibnizens eigene Worte aus einem Briefe vom 2. Mai 1716, in welchem Jahre Leibniz starb: „Es ist ganz so, Hochwürdiger, wie Du schreibst, mit meiner Theodicee. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, und ich wundere mich, dafs bisher niemand dieses mein Spiel gemerkt hat. Denn es ist nicht die Sache der Philosophen, den Gegenstand immer ernsthaft zu behandeln; sie versuchen im Bilden von Hypothesen, wie Du wohl erinnerst, die Kräfte ihres Geistes. Du, ein Theolog, wirst in der Widerlegung der Irrthümer als Theolog verfahren." (*Ita prorsus est, vir summe reverende, uti scribis, de Theodicaea mea. Rem acu tetigisti; et miror neminem hactenus fuisse, qui lusum hunc meum senserit. Neque enim philosophorum est, rem serio semper agere; qui in fingendis hypothesibus, uti bene mones, ingenii sui vires experiuntur. Tu, qui theologus es, in refutandis erroribus theologum ages.*) Der Pfaffischen Meinung waren auch Clericus, Des Maizeaux, Ludovici*). Aber die meisten der Aeltern und ebenso die Neuern haben sich dafür erklärt, dafs Leibniz den Theologen zum Besten gehabt habe. Zwar meint Des Maizeaux, es liefse sich kein Grund denken, wefshalb Leibniz dem befreundeten Manne seine wahre Meinung hätte verbergen wollen; und hielt er diesen für würdig, ihn zu fragen, was er von der Theodicee halte, wie konnte er ihn zugleich einer so schnöden Ironie würdig halten? Und warum sollte Leibniz wider alle Wahrheit sich selbst etwas anhängen, was ihm wenig Ehre brachte? Dennoch ist der Ton seines Geständnisses nicht ohne ironische Farbe; und war des Kanzlers Sprache wirklich so derb gewesen als er angiebt, so mochte Leibniz allerdings zu einer spöttischen Abfertigung des hochfahrenden Gottesgelehrten sich aufgelegt fühlen.

*) Vgl. Dutens a. a. O. S. IX fg. Tennemann Gesch. d. Philos. Bd. XI. S. 182.

Immerhin aber bliebe Leibniz gegen sich selbst ungerecht, wenn er in seiner Seele nicht den mindesten Grund fand, Pfaffs Rede irgend éine, wenn auch nur entfernte oder theilweise Wahrheit zuzugestehen. Nicht als ob das Philosophische der Theodicee nicht wirklich seine ernsthafteste Meinung sei: denn ohne darauf Gewicht zu legen, dafs er in Briefen öfter die Theodicee als ein seine Lehre enthaltendes Werk anerkennt, steht ihr philosophischer Inhalt mit seinen übrigen Philosophemen durchaus in Zusammenhang, die Polemik gegen Bayle hat das Gepräge des höchsten Ernstes, und es ist überhaupt undenkbar, dafs ein so umfassendes und offenbar mit grofser Liebe ausgeführtes Werk nichts als ein ironisches Spiel des Geistes sei. Aber die Theodicee hat eine Seite, und eine stark hervortretende, welche nicht philosophisch ist, sondern in der positiven Religion oder vielmehr in der dogmatischen Theologie wurzelt; und man geräth leicht auf den Gedanken, dafs er in dieser Beziehung dem Urtheil des Kanzlers nicht widersprechen wollte. Dahin führt auch Pfaffs Aeufserung in den *Actis Eruditorum* gegen die Meinung Bilfingers, als ob Leibniz in jenem Briefe an ihn Scherz getrieben habe. „Ich bin im Gegentheil", sagt er, „auf das vollkommenste überzeugt und ganz versichert, dafs Leibniz in der Theodicee verschiedene Lehrsätze unserer Religion vertheidigt hat, über die er sonst lachte und die Nase rümpfte, z. B. das Dogma von der realen Gegenwart. Es kennen den Sinn des Hofmannes und Philosophen und seine Meinungen in Bezug auf die Religion diejenigen, welchen es zutheil geworden den Mann ganz kennen zu lernen." (*Ego e contrario persuasissimus, sum certissimusque etiam, varia religionis nostrae placita in Theodicaea Leibnitium defendisse, quae risit alias et naso adunco suspendit: e. g. dogma de praesentia reali. Norunt mentem viri aulici et philosophi ipsiusque circa religionem sententias, quibus virum penitius nosse contigit.*) Doch um hierüber urtheilen zu können, ist es erforderlich, das Verhältnifs zu bestimmen, welches Leibniz in der Theodicee der Philosophie und der positiven Religion oder positiven Theologie gegen einander anweist, und wie er sich als Philosoph gegen letztere stellt. Die leitenden Gedanken hierüber enthält der voraufgehende *Discours de la conformité de la foi avec la raison*; vorzüglich aus diesem, jedoch mit Zuziehung einiger Stellen aus den übrigen Theilen des Werkes will ich einiges darüber zusammenstellen.

Ich setze voraus (*je suppose*), sagt er, dafs zwei Wahrheiten sich nicht widersprechen können; dafs das Object des Glaubens die Wahrheit ist, welche Gott auf eine aufserordentliche Weise geoffenbart hat, und dafs die Vernunft die Verkettung der Wahrheiten ist, aber insbesondere, wenn sie mit dem Glauben verglichen wird, derjenigen, zu welchen der menschliche Geist ohne Hülfe des Glaubenslichtes gelangen kann.*) Die Vernunft, fährt er fort, in dem Sinne, wie er sie nehme, werde bisweilen der Erfahrung entgegengesetzt; da sie die Verkettung der Wahrheiten sei, komme ihr zu, auch diejenigen Wahrheiten, welche ihr die Erfahrung darbietet, zu verbinden, um gemischte Conclusionen daraus zu bilden; aber die reine und nackte Vernunft sei von der Erfahrung verschieden, und habe es nur mit den Wahrheiten zu thun, welche von den Sinnen unabhängig sind. Der Glaube könne der Erfah-

*) Die Wahrheiten des Glaubens und der Vernunft werden in der Theodicee bestimmt auseinandergehalten; eine etwas abweichende Ansicht geben die *Nouveaux essais* Bd. II. S. 402 fg. der *Opp. philos.* herausg. v. Erdmann, worauf Erdmann Gesch. der neuern Philos. II. Bd. 2. Abth. S. 137 fufst. Aber für die Theodicee kann dies nicht in Betracht kommen, und in dieser sind hierüber die genaueren Bestimmungen enthalten; überdies ist in den *Nouveaux essais* jene abweichende Ansicht nur im Laufe der dialogischen Untersuchung den Sprechern beigelegt, und weiterhin (S. 404, besonders §. 7) wird man wieder die Lehre der Theodicee finden. Und was die Hauptsache ist, die in den *Nouveaux essais* bezeichnete Gründung des Glaubens auf die Vernunft bezieht sich nur auf die Beweggründe der Glaubwürdigkeit; denn daran knüpft sich dort zunächst diese Behauptung: immerhin aber hat sich Leibniz daselbst anders als in der Theodicee ausgedrückt, und den Begriff der Vernunft in Vergleichung mit dem Glauben ungenauer gefafst. Freilich vergleicht er in der Theodicee den Glauben mit der Erfahrung, und läfst auch die Erfahrungswahrheiten von der Vernunft aufnehmen; aber da der Inhalt des Geoffenbarten ein anderer ist als der Inhalt der Erfahrung von dem Nichtgeoffenbarten, und es lediglich auf den Inhalt ankommt, so bleibt der aufgestellte Unterschied zwischen Offenbarung und Vernunft doch gültig: und dafs die geoffenbarten Mysterien nicht in der Verkettung der Wahrheiten der Vernunft begriffen sind, lehrt der ganze Zusammenhang der Leibnizischen Darstellung; deutlich sagt er es unter andern Theod. Bd. I. S. 100. Nachdem man die Offenbarung vermöge ihrer zugegebenen Uebervernünftigkeit aus der Vernunft ausgeschieden, sie wieder mittelst der auf Erfahrung beruhenden Beweggründe der Glaubwürdigkeit in die Vernunft einzuschwärzen, ist Spiegelfechterei, und ebensoviel als wenn man einen zur Vorderthür aus dem Hause weist und zur Hinterthür wieder einläfst. Auch setzt der höchste Beweggrund der Glaubwürdigkeit, nämlich die Ueberzeugung von der Untrüglichkeit heiliger Schriften, den Glauben immer schon voraus.

rung verglichen werden, weil er rücksichtlich der Beweggründe, die ihn bewahrheiten, von der Erfahrung derjenigen abhänge, welche die Wunder gesehen haben, auf die sich die Offenbarung gründet, und von der glaubwürdigen Ueberlieferung, welche die Nachrichten von jenen Wundern bis auf unsere Zeit gebracht hat: unbeschadet dem, dafs man auch von der inneren Bewegung des heiligen Geistes rede, der sich der Seelen bemächtigt und sie überredet und zum Guten antreibt, d. h. zum Glauben und zur Liebe, ohne dafs sie immer der Beweggründe bedürften. Die Wahrheiten der Vernunft sind theils ewige, welche absolut nothwendig sind, dergestalt dafs das Gegentheil einen Widerspruch enthält, nämlich diejenigen, deren Nothwendigkeit logisch, metaphysisch oder geometrisch ist; andere kann man positive nennen, weil es Gesetze sind, welche es Gott gefallen hat der Natur zu geben, oder weil sie von diesen Gesetzen abhängen. Diese positiven Wahrheiten werden theils durch die Erfahrung, theils durch die Vernunft erkannt; aber ihre Nothwendigkeit ist keine geometrische, sondern eine physische, durch welche die Ordnung der Natur bestimmt ist, welche Ordnung auf der freien Wahl Gottes, und vermöge dieser freien Wahl auf der moralischen Nothwendigkeit, d. h. auf der Wahl des Weisen beruht, die seiner Weisheit würdig ist. Aber die allgemeinen Gründe des Guten und der Ordnung, die ihn zu dieser Wahl bestimmten, können in gewissen Fällen überwunden werden durch stärkere Gründe einer höhern Ordnung; Gott kann daher die Creaturen entbinden von den Gesetzen, die er ihnen vorgeschrieben hat, und in ihnen das hervorbringen, was ihre Natur nicht mit sich bringt, indem er Wunder thut. Vielleicht jedoch thut Gott auch Wunder durch den Dienst der Engel, ohne dafs die Naturgesetze verletzt werden; es giebt viele Wunder, die durch den Dienst solcher unsichtbaren Substanzen verrichtet scheinen, wie auch Malebranche dafürhält; da diese nach den gewöhnlichen Gesetzen ihrer Natur wirken, sind dies nur vergleichungsweise und im Verhältnifs zu uns Wunder*). Von dieser Art sei vielleicht die Verwandlung des Wassers in Wein. Andere Wunder dagegen, namentlich die Schöpfung, die Fleischwerdung und einige andere Handlungen Gottes, überschreiten alle Kraft der Creaturen, und sind wahrhafte Wunder oder sogar My-

*) Vgl. Theodicee Bd. II. S. 7 und 260.

sterien. Beiläufig bemerkt, oben sagte er, die Offenbarung sei auf die Wunder gegründet; aber die Wunder, inwiefern sie wirkliche Wunder sind, gehören mit zur Offenbarung, da sie aus den gewöhnlichen Gesetzen der Natur herausgehen; auf die scheinbaren Wunder aber, die natürlich sind, kann die Offenbarung nicht mehr als auf irgend etwas anderes Natürliches gegründet sein: folglich konnte sie nach Leibniz weder auf die einen noch auf die andern sich gründen, und wenn er dennoch sagt, sie sei darauf gegründet, meinte er wohl, dafs sie selbst darin bestehe, da er offenbar den Begriff der Wunder sehr weit fafst. Ferner nun lehrt er, die ewigen Wahrheiten, wie die geometrischen, schlössen alle Ausnahmen aus, und ihnen könne der Glaube nicht widersprechen. In Bezug auf letztern mufs man, wie er sagt, unterscheiden zwischen Erklären, Begreifen, Beweisen, Vertheidigen (*soutenir*). Die Mysterien lassen sich erklären, soweit als es nöthig ist, um sie zu glauben; aber man kann sie nicht begreifen noch verständlich machen, wie sie zugehen: sowie auch in der Physik wir manche sinnliche Qualitäten bis auf einen gewissen Punkt erklären können, aber auf eine unvollkommene Weise; denn wir begreifen sie nicht. Ebensowenig kann man die Mysterien durch die Vernunft beweisen; denn alles, was sich *a priori* beweisen läfst, kann auch begriffen werden. Celsus sagt gegen die Christen: wenn sie sich zurückziehen auf ihr gewöhnliches „Untersucht nicht, glaubt nur", müssen sie mir doch wenigstens sagen, was die Sachen sind, welche ich glauben soll; und darin hat er Recht: aber man mufs nicht immer adäquate Begriffe verlangen, und die nichts einschliefsen, was nicht erklärt sei; es genügt eine analogische Einsicht in solche Mysterien, wie die Dreieinigkeit oder die Fleischwerdung, zu haben, damit wir nicht, indem wir sie aufnehmen, ganz sinnlose Wörter aussprechen; soweit als zu wünschen wäre, d. h. bis zum Begreifen und zum Wie, braucht die Erklärung nicht zu gehen. Es genügt uns ein das was ist (τί ἔστι), das Wie (πῶς) übersteigt unsere Fassung, und von den Erklärungen der Mysterien, die man hier und da zu Kaufe giebt, kann man das sagen, was die Königin Christine bei der Niederlegung der Krone auf eine Denkmünze setzen liefs: „Es ist mir nicht nöthig, und ist mir nicht genug" (*Non mi bisogna, e non mi basta*). Ebensowenig brauchen wir einen Beweis der Mysterien *a priori*; es genügt uns, dafs die Sache

so sei, τὸ ὅτι, ohne das Warum, τὸ διότι, zu wissen, welches Gott sich vorbehalten hat, wie Jos. Scaliger sagt:

Nescire velle, quae Magister optimus
*Docere non vult, erudita inscitia est**).

Alles, was uns übrig bleibt, ist dieses: nachdem wir die Mysterien, gestützt auf die Beweise der Wahrheit der Religion, was man Beweggründe der Glaubwürdigkeit (*motifs de crédibilité*) nennt, angenommen haben, können wir sie vertheidigen gegen die Einwürfe: ist dies nicht möglich, so sind wir nicht berechtigt, sie zu glauben; denn was mit voller Beweiskraft widerlegt werden kann, ist nothwendig falsch, und von absolut gewissen Einwürfen würde den Beweisen der Wahrheit der Religion, die nur eine moralische Gewifsheit geben können, nicht blofs die Wage gehalten, sondern diese von jenen überwogen werden. Wie stellt sich nun das Verhältnifs der Philosophie zur positiven Theologie? Um die früheren Zeiten zu übergehen, so redet er von den Reformatoren und besonders Luthern, die oft so sprächen, als verwürfen sie die Philosophie, von Luthers Zorn über Aristoteles, von Melanchthons Mäfsigung; in Holland habe man endlich angefangen, von rationalen und nicht rationalen Theologen zu reden, gegen deren erstere Bayle sich erkläre; in den Kirchen der Augsburger Confession, und zwar auf der Universität Leipzig, habe sich durch einige *Magistros artium*, welche die sogenannte heilige Philologie lehrten, unter dem Einflufs des Studiums der heiligen Schriften die Sekte der Pietisten gebildet, mit welchem Namen man wohl oder übel in Deutschland die bezeichnet habe, von denen man argwohnte oder sich anstellte zu argwohnen, dafs sie unter dem Schein einer Reform Fanatiker oder Heuchler wären; einige Zuhörer jener Meister hätten sich unter anderm durch Verachtung der Philosophie ausgezeichnet, und wie man sagt, die Hefte philosophischer Vorlesungen verbrannt; die Meister selbst hätten sich sehr gut gegen den Vorwurf gerechtfertigt, dafs sie die Philosophie verwürfen. Andere erklärten die Philosophie für die Magd, nicht für die Herrin im Gebiete der Theologie, nach dem Buche des Robert Baronius: „*Philosophia theologiae ancillans*"; sie sei eine Hagar bei Sara; man müsse sie mit ihrem Ismaël aus dem Hause jagen, wenn sie die Meuterin

*) Bd. I. S. 91. 93.

mache. Darin sei zwar etwas wahres; aber da man diese Grundsätze mifsbrauchen und die natürlichen Wahrheiten und die geoffenbarten ungehörig in Widerspruch setzen könne, hätten die Gelehrten sich bemüht zu unterscheiden, was in den natürlichen oder philosophischen Wahrheiten nothwendig und unumgänglich sei und was nicht. Auf die geoffenbarten wendet er diese Unterscheidung hier wenigstens nicht an. Er entlehnt endlich*) von den frühern Theologen die Unterscheidung, welche Bayle bestritten hatte, zwischen dem, was wider die Vernunft, und dem, was über die Vernunft ist. Bayle hatte gesagt, verstehe man unter Vernunft die Vernunft im allgemeinen, die höchste Vernunft, welche in Gott ist, so sei es gleich wahr, dafs die Mysterien nicht über, und dafs sie nicht wider die Vernunft seien; verstehe man aber das eine und das andere von der menschlichen Vernunft, so sei die Unterscheidung ungegründet; denn auch die Rechtgläubigsten gestehen, dafs wir die Uebereinstimmung unserer Mysterien mit den Grundsätzen der Philosophie nicht kennen; es scheint uns also, dafs jene nicht mit unserer Vernunft übereinstimmen; was aber nicht mit unserer Vernunft übereinzustimmen scheint, das erscheint uns als entgegengesetzt unserer Vernunft, gleichwie, was uns nicht mit der Wahrheit übereinzustimmen scheint, uns der Wahrheit entgegengesetzt scheint: warum sollte man also nicht gleichmäfsig sagen, die Mysterien seien wider und sie seien über unsere schwache Vernunft? Leibniz dagegen hält jene Unterscheidung vermöge seiner eigenthümlichen Definition der Vernunft, die wir oben angegeben, aufrecht; ihm ist eine Wahrheit über die Vernunft, wenn unser Geist oder gar jeder geschaffene Geist sie nicht begreifen kann, und von dieser Art sind seines Erachtens die Dreieinigkeit, die Gott allein vorbehaltenen Wunder, wie z. B. die Schöpfung, ferner die Wahl der Ordnung der Welt, die von der allgemeinen Harmonie abhängt und von der bestimmten Erkenntnifs einer Unendlichkeit der Dinge auf einmal. Da ihm zufolge, und zwar zufolge seiner Vernunfterkenntnifs, alles in der Welt bestimmt und geregelt ist, so könnte man sagen, Gott könne keine Wunder thun**); die Gebete, die Gelübde, die guten und bösen Handlun-

*) Bd. I. S. 99.
**) Bd. I. S. 173.

gen dienten zu nichts, da nichts sich ändern liefse. Aber die Wunder, die sich in dieser Welt eräugnen, waren als möglich in dieser nämlichen Welt, diese Welt im Zustande der blofsen Möglichkeit betrachtet, eingehüllt und vorgestellt, und Gott, der diese Wunder hernach gethan, hatte beschlossen sie zu thun, als er diese Welt wählte; und ähnlich verhält es sich mit den andern Dingen. Wider die Vernunft aber kann eine Wahrheit niemals sein; und weit entfernt dafs ein von der Vernunft widerlegtes Dogma unbegreiflich sei, ist nichts begreiflicher und offenbarer als seine Ungereimtheit. Tertullians berühmte Stelle „*Mortuus est Dei Filius, credibile est, quia ineptum est; et sepultus revixit, certum est, quia impossibile*", sei ein witziger Einfall, der nur auf den Schein der Ungereimtheit zu beziehen. Um die Einwürfe gegen die Wahrheit des Glaubens zu entkräften, dazu gehört, wenn sie lediglich von der Vernunft hergenommen sind, nur ein mittelmäfsiger, hinlänglicher Aufmerksamkeit fähiger Kopf, der sich der Regeln der gemeinen Aristotelischen Logik gut zu bedienen weifs. Anders, meint er, verhält es sich, wenn blofs von Wahrscheinlichkeiten die Rede ist, in deren Theorie unsere Logik noch sehr mangelhaft sei. Aber wenn es sich darum handelt, die Vernunft einem unserer Glaubensartikel entgegenzusetzen, so halten wir uns nicht bei Einwürfen auf, die nur auf Wahrscheinlichkeiten hinauskommen. Denn jeder weifs, dafs die Mysterien gegen den Anschein sind und nichts wahrscheinliches haben, wenn sie nur von Seiten der Vernunft betrachtet werden; aber es ist genug, dafs in ihnen nichts ungereimtes liege: sie zu widerlegen bedarf es demonstrativer Beweise. In Bezug auf solchen Anschein ist es gesagt, dafs die Weisheit Gottes eine Thorheit sei vor den Menschen; denn im Grunde ist kein Widerspruch der Wahrheit gegen Wahrheit möglich, und das Licht der Vernunft ist ebensowohl eine Gabe Gottes als das Licht der Offenbarung. So ist es auch, sagt er, eine ausgemachte Sache bei den Theologen, die ihr Fach (*métier*) verstehen, dafs die Beweggründe der Glaubwürdigkeit ein für allemal die Autorität der heiligen Schrift vor dem Richterstuhl der Vernunft rechtfertigen, sodafs die Vernunft ihr sofort wie einem neuen Lichte weiche, und jener alle ihre Wahrscheinlichkeiten zum Opfer bringe; ohngefähr wie ein neuer vom Fürsten gesandter Befehlshaber der Versammlung, welcher er in Zukunft vor-

sitzen soll, seine Vollmacht vorlegt. Wir haben nicht nöthig auf die Vernunft Verzicht zu leisten, um dem Glauben Gehör zu geben, noch uns die Augen auszustechen, um klarer zu sehen, wie die Königin Christine sagte; es genügt die gewöhnlichen Wahrscheinlichkeiten zu verwerfen, wenn sie den Mysterien entgegen sind: und dies ist nicht einmal wider die Vernunft, da wir ja sogar in natürlichen Dingen durch die Erfahrung oder höhere Gründe über das Scheinbare enttäuscht werden.

Aus diesen Aeufserungen läfst sich Leibnizens Ansicht über das in Rede Stehende mit allen ihren Stärken und Schwächen deutlich genug erkennen. Er sondert die Philosophie und die Offenbarung ihrem Wesen nach gänzlich von einander ab. Also ist erstlich kein Satz seiner Philosophie aus der Offenbarung oder positiven Theologie entnommen, und kann es auch nicht, weil ihm die Philosophie die Wissenschaft aus Vernunftgründen ist. Die unsichtbaren Substanzen entlehnt er nicht von der Offenbarung, sondern nur den Namen der Engel, und auch diesen nur in Bezug auf Geoffenbartes, nämlich bei den Wundern und unter den Geschöpfen, aus welchen er, um das Dogma von der sehr geringen Anzahl der seligen Menschen zu vertheidigen, seine überwiegende Mehrheit der Nichtverdammten gegen die Verdammten bildet*). Auch Christus den Gottmenschen verwebt er in die Lehre von der Wahl der besten Welt, und besonders stark drückt er sich hierüber aus in der *Causa Dei asserta per iustitiam eius cum ceteris eius perfectionibus cunctisque actionibus conciliatam***); aber diese Schrift enthält nicht sein philosophisches System, sondern einen Abrifs der übrigen Theodicee, die ja nur theilweise philosophisch ist. Eine Einmischung der Offenbarung in die Leibnizische Philosophie wäre ohngefähr so herausgekommen, wie die Vermischung der Offenbarung mit der Astronomie, wovon wir in der Theodicee***) ein Beispiel an des Ungenannten astronomischer Theologie haben. Hiernach war die Erde ursprünglich eine Sonne; der Engel Vorsteher der Erde sündigte mit einigen geringern Engeln seiner Provinz, vielleicht durch Empörung gegen den Engel einer gröfsern Sonne, und hierdurch ist die gegenwärtige Unordnung

*) *Causa Dei asserta* §. 57 und schon vorher in der Theodicee selbst.
**) §. 49.
***) Bd. I. S. 141.

in die untere Welt gekommen. Zu gleicher Zeit wurde vermöge der prästabilirten Harmonie des Reiches der Natur und der Gnade unsere Erdkugel verdunkelt, von ihrem Platze verstofsen und zum Planeten gemacht. Hierin bestand der Fall des Lucifer. Das Haupt der bösen Engel, jener Fürst und Gott dieser Welt nach der Schrift, suchte nun mit seinem Gefolge die Menschen zu Theilnehmern ihrer Verbrechen und ihres Unglücks zu machen; worauf denn Jesus zu ihrer Erlösung vielleicht aus unserer grofsen Sonne gekommen ist. Was dann weiter passiren, wie die Erde vielleicht ein Komet und zuletzt wieder Sonne werden wird, unterdrücke ich um so mehr, als auch Leibniz die Einlegung dieser thörichten Phantasie in die Theodicee zu entschuldigen nöthig fand. Zweitens beweist Leibniz keinesweges die Uebereinstimmung der Vernunft und der Offenbarung, sondern nur dafs sie sich nicht widersprechen; sie reden aber häufig anderes; wo nun die Offenbarung etwas lehrt, was die Vernunft nicht lehrt, will er das Dogma von dem Vorwurf des Widervernünftigen oder der Unvernünftigkeit befreien. Es ist also drittens sein Bestreben lediglich apologetisch; zu diesem Zweck wendet er alle logischen und besonders syllogistischen Künste und Feinheiten an. Die schönste Probe davon haben wir an seiner schon ums Jahr 1669 verfafsten Widerlegung des Wissowatius, welche betitelt ist: *„Defensio Trinitatis per nova Reperta logica“* *); wobei auch Lessing nicht vergessen hat zu bemerken, Leibniz habe nicht im geringsten die Absicht gehabt, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen ihm eigenen philosophischen Gründen zu unterstützen, und es bedürfe zu dem Zwecke der Vertheidigung keiner grofsen dialektischen Schärfe und Behendigkeit, solange man sich dabei in den Schranken eines Geheimnisses halte. Viertens folgt hieraus, dafs er nur die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit oder Wahrheit der geoffenbarten Lehren zeigen wollte, und dieses war sein Bestreben von Jugend auf. In einem Briefe an Johann Heinrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, vom 26. März 1673 **), worin er, um sich zu empfehlen, seine Leistungen und Erfindungen aufzählt, und wo bereits auch schon seine *„ratio ultima re-*

*) Am besten bei Lessing in der Lachmannschen Ausgabe Bd. IX. S. 263 fg. Vgl. Guhrauer Biogr. Bd. I. S. 69.

**) Guhrauer, Leibnizens Deutsche Schriften Bd. I. S. 282.

rum seu harmonia universalis, id est Deus"*), und der Grundgedanke der Theodicee vorkommt, dafs Gott nicht die Ursache der Sünden sei, obwohl diese der allgemeinen Harmonie gemäfs seien, erklärt er sich über jenen Punkt folgendermafsen: „*In theologia revelata* übernehme ich mich zu demonstriren, nicht zwar *veritatem*, denn die fleufst *a revelatione*, sondern *possibilitatem mysteriorum, contra insultationes infidelium et atheorum*, wodurch sie von allen *contradictionibus* vindicirt werden, nämlich *possibilitatem trinitatis, incarnationis, eucharistiae*." Besonders ausführlich spricht er von der letzten; ihre Realität habe man für eine unmögliche Sache gehalten, und er zuerst sei „endlich durch tiefe Untersuchung dahin kommen, dafs er *possibilitatem eucharistiae*, wie sie im *Concilio Tridentino* erklärt worden, *salva philosophia emendata*, welches vielen unglaublich vorkommen wird, zu demonstriren sich getraue."**) Es gebe nämlich „*in omni corpore* ein *principium ultimum incorporeum, substantiale, a mole distinctum*, welches zugleich an mehreren Orten, ja unter weit entlegenen, unterschiedenen *speciebus* zugleich sein könne: dadurch nicht allein der *praesentiae realis*, sondern auch *transsubstantiationis* selbst — Möglichkeit klar gemacht wird. An welchen Dingen allen gewissenhaften Menschen, sonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menschen Wohlfahrt zu verantworten, höchlich gelegen." In dieser Beziehung dient also die Philosophie oder Vernunft dem Glauben, statt ihm entgegen zu sein, wie er auch selber im Anfange

*) Man bemerke das „*harmonia universalis, id est Deus*"; vgl. Erdmann Gesch. d. neuern Philos. II. Bd. 2. Abth. S. 55, dem diese Stelle entgangen ist.

**) In dem ersten Briefe an Arnaud (bei Grotefend, Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnaud und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, Hannover 1846), der erst drei Jahre nach Haltung dieses Vortrages bekannt geworden, findet sich S. 145 schon dieselbe Behauptung, und zwar mit dem Bemerken, es seien vier Jahre her, dafs er sich damit beschäftigt, *possibilitatem mysteriorum eucharistiae* zu beweisen. Diese Stelle war früher nur aus der von Grotefend angeführten Französichen Uebersetzung von Émery als Bruchstück aus dem Briefe bekannt. Das Datum dieses Briefes läfst sich nach Grotefends Bemerkung (S. 137) annäherungsweise aus einem im Eingange erwähnten Briefe von Du Fresne an von Boyneburg vom 27. Nov. 1671 bestimmen. Die auf denselben Gegenstand bezüglichen Stellen aus den Briefen an Des Bosses führe ich nicht an, da diese Stellen in Leibnizens späteren Jahren geschrieben sind, soviel ich sehe vom J. 1709 an.

der ersten Partie der Theodicee sagt; aber die Philosophie maſst sich nicht an, das Dogma aus der Vernunft ableiten oder erweisen zu wollen. Je nachdem die Theologie beschaffen ist, gestaltet sich auch die Apologie anders, anders in Bezug auf die römisch-katholischen, anders für die protestantischen Lehren, nicht als ob er zu andern Zeiten eine andere religiöse Ueberzeugung gehabt hätte, sondern nach Umständen und Veranlassungen, und dennoch ohne eigentliche Heuchelei; vielmehr hängt dies zusammen mit seiner gewiſs nicht unlöblichen Absicht, die verschiedenen Religionsparteien einander zu nähern oder gar zu vereinigen. Und er war allerdings überzeugt, wie er am Schlusse seiner Abhandlung *de vera methodo philosophiae et theologiae* sagt*), seine Theoreme hätten einen groſsen Einfluſs auf die Errichtung einer tüchtigen Grundlage der Frömmigkeit, auf die Ruhe der Seele und auf den Frieden der Kirche. Fünftens muſste er sich seinem Standpunkte gemäſs häufig auf das Nichtwissen zurückziehen. Frägt man, warum Gott nicht allen die Gnade der Bekehrung giebt, so weiſs er die Gründe Gottes nicht**), sondern will nur zeigen, daſs solche Gott wohl nicht fehlen konnten, und daſs es keine tüchtigen Gründe gegen jene Lehre gebe; und von der Verdammniſs***) hat uns Gott geoffenbart, was nöthig ist, um uns vor diesem gröſsten Uebel zu fürchten, nicht was nöthig ist, um es zu erkennen und zu verstehen. Diese Berufung auf das Nichtwissen in Rücksicht des Glaubens ist doch sehr wenig verschieden von Bayle's Pyrrhonischem ἐπέχειν†) in Rücksicht der Vernunft, inwiefern der Glaube bei Seite gesetzt wird, welchem auch dieser bekennt sich aufrichtig zu unterwerfen. Sechstens: Alles positive, geoffenbarte oder kirchliche Dogma erscheint bei Leibniz als Voraussetzung; er macht nicht den Theologen, er läſst sich alles von den Theologen darreichen. Ein Beispiel hiervon und von anderem bereits gesagten gibt seine Erwägung der sieben theologischen Propositionen des Bayle††). Er scheidet zuerst alles aus denselben aus, was nicht bloſs geoffenbart ist; nur die dritte, vierte und fünfte

*) *Opp. philos.* herausg. v. Erdmann Bd. I. S. 111.
**) Theod. Bd. I. S. 261.
***) Bd. II. S. 31.
†) Vgl. Theod. Bd. I. S. 266,
††) Bd. I. S. 223 fg.

bedürften der Offenbarung; er nimmt die dritte und vierte, betreffend die Erschaffung des Adam und der Eva und den Sündenfall, so an, wie sie erzählt sind, vertheidigt sie unter Voraussetzung seiner philosophischen Bestimmungen und zieht sich schliefslich auf das Nichtwissen zurück: „Wir kennen weder die Natur der verbotenen Frucht hinlänglich, noch die der Handlung, noch deren Folgen, um über das Einzelne dieser Sache zu urtheilen; doch mufs man Gott diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, dafs dieselbe etwas anderes enthielt, als was uns die Maler darstellen.“ Die fünfte Bayle'sche Proposition betrifft die sehr wenigen zutheil werdende Gnadenwahl; zwar hätten, bemerkt er dabei, einige Alte behauptet, die Zahl der Verdammten sei nicht so grofs, als man sich vorstelle, und er selbst bestrebt sich wiederholt, sie im Verhältnifs gegen die vernünftigen Bewohner der übrigen Welt aufser der Erde, die möglicherweise nur wenige Verdammte lieferten, herabzusetzen*); auch schienen jene Alten geglaubt zu haben, es gebe einen Mittelzustand zwischen der ewigen Verdammnifs und der vollkommenen Seligkeit; aber wir haben jene Meinungen nicht nöthig, sagt er, und es ist hinreichend, uns an die in der Kirche angenommenen Ansichten zu halten. Also mit Beseitigung ernster Prüfung und ohne sorgfältiges Eingehen in die sogenannten Beweggründe der Glaubwürdigkeit setzt er die kirchlichen Bestimmungen voraus; doch zieht er freilich häufig die mildere Meinung vor, z. B. dafs die ohne Taufe gestorbenen Kinder nicht verdammt seien, noch auch alle Heiden, und dafs nicht alle Tugenden der letztern glänzende Laster und nicht alle ihre Handlungen Sünden seien.' Auf Exegese vollends läfst er sich äufserst wenig ein; er spricht zwar von den verschiedenen Grundsätzen der Auslegung, vom wörtlichen und metaphorischen Verständnifs, und dafs die Ausleger darüber einig seien, wenn unser Herr den Herodes einen Fuchs nenne, sei dieser nicht, wie einige Fanatiker meinten, während der Dauer dieser Worte wirklich in einen Fuchs verwandelt gewesen; aber anders sei es in den Fundamentaltexten der Mysterien, wo die Theologen der Augsburger Confession urtheilten, man müsse sich an den buchstäblichen Sinn halten; und da diese Untersuchungen zur Auslegungskunst und

*) Theod. Bd. I. S. 143 fg. und S. 258. Bd. II. S. 21.

nicht eigentlich zum Logischen gehörten, so werde er darauf nicht eingehen, um so weniger, da sie mit den neuerlichen Streitigkeiten über die Zusammenstimmung des Glaubens und der Vernunft nicht in Verbindung ständen. Noch viel weniger ist etwas von Kritik der Quellen des Glaubens oder von historischer Untersuchung über dieselben zu finden, so bedeutend sonst seine historischen Kenntnisse sind. Er spricht als Philosoph, nicht als Philolog, und so werden alle in letzterer Beziehung möglichen Aufgaben entweder als gelöst vorausgesetzt, oder vielmehr gar nicht gestellt. Es fehlt also jede Rechtfertigung der Beweggründe der Glaubwürdigkeit, die abgesehen von der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes nach seiner Ansicht nur historischer Art sein können. Er hatte sich eine feste Grenze gesteckt: Bis hierher und nicht weiter!

Leibniz hatte von Jugend auf einen lebendigen Eifer für Religion und Theologie; schon vor seinen Universitätsjahren war ihm Luthers Buch *de servo arbitrio* nebst andern theologischen Schriften in die Hände gekommen; begierig hatte er viele Streitschriften der Lutherischen und Reformirten gelesen, später die Bücher der Jesuiten und Arminianer, der Thomisten und Jansenisten, und war auf seinen Reisen mit vielen angesehenen Theologen, besonders mit Arnaul, zu Rathe gegangen*). Die Früchte dieser Studien und der von ihm benutzten grofsen Gelehrsamkeit des Bayle liegen in der Theodicee vor. Diese Studien lieferten ihm die reiche Fülle jener Voraussetzungen, an die sich manches der eigenen Lehre auknüpft. Eine solche Anknüpfung konnte auf doppelte Art gemacht werden: entweder pafste er sein System den herrschenden Lehrsätzen der verschiedenen Parteien an, oder die herrschenden Lehrsätze seinem System. Lessing**), in der Abhandlung über die ewigen Strafen nach Leibniz, hält das erstere für unmöglich; wie hätte es ihm einkommen können, sagt er, um mit einem alten Sprichworte zu reden, dafs er dem Monde ein Kleid machen wollte? Und er hat gewifs Recht; wie oben bemerkt, hat Leibniz den angenommenen Meinungen keinen Einflufs auf seine philosophische Lehre gestattet. Also that er das

*) Brief an Jablonski bei Guhrauer Leibn. Deutsche Schriften Bd. I. S. 141.

**) Werke Bd. IX. S. 159 Lachm.

andere: „in der festen Ueberzeugung," sagt Lessing, „dafs keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen"; d. h. er pafste diese Meinungen seinem System an. Hatte er dadurch den Voraussetzungen einen erträglichen Sinn abgewonnen, so pflichtete er ihnen, wie ebenderselbe urtheilt, auch bei, nämlich nach diesem erträglichen Sinn. Aber noch verschieden hiervon ist die Frage, ob Leibniz alle Voraussetzungen, auch die, welche seinem System, als einem philosophischen, nicht angepafst werden konnten, weil sie nach seiner eigenen Ansicht nicht in das Gebiet der Vernunfterkenntnifs fallen, nicht blofs als objectiv gegeben für den Zweck seiner Darstellung anerkannt, sondern subjectiv geglaubt habe. Lessing*) in der andern Abhandlung, von den Einwürfen des Andr. Wissowatius gegen die Dreieinigkeit, bemerkt hierüber mit Recht, Leibniz habe keine geoffenbarte Lehre geglaubt, wenn glauben soviel heifst als aus natürlichen Gründen für wahr halten; er habe, wie sich der edle Mann ironisch ausdrückt, leider aus Vorurtheilen seiner Jugend dafür halten müssen, dafs die christliche Religion blofs vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heifse, und dafs das einzige Buch, welches, im eigentlichen Verstande, für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden und geschrieben werden könne, kein anderes als die Bibel selbst sei**). Er spricht so über Leibniz mit einer in seinem Munde paradox klingenden Orthodoxie, gegen die ihm widerwärtigen seichten Aufklärer, wie sein Liebling Bayle gegen die sogenannten rationalen Theologen seiner Zeit; auch ist das gesagte Leibnizens Grundsätzen ganz gemäfs, und Lessing hat eben dadurch erwiesen, was er kurz vorher behauptete***), das Licht des Leibnizischen Verstandes sei überall gleich verbreitet gewesen, nicht aber habe in ihm wie in der Klasse der

*) Werke Bd. IX. S. 293.

**) *Nouveaux Essais* S. 402 scheint dem zwar zu widersprechen: aber auf diese Stelle ist wenig Gewicht zu legen, und ebensowenig auf ähnliche, aus denen ich anderwärts geschöpft habe.

***) A. a. O. S. 287.

alltäglichen Philosophen Sinn und Unsinn nachbarlich und friedlich zusammen gehaust. Aber etwas scheint Lessing hierbei doch aufser Acht zu lassen. Leibniz vermeidet nämlich, wie schon gesagt, beinahe jegliche Bibelforschung, enthält sich mit Vorsicht der Erörterungen, welche gegen die angenommenen Dogmen verstofsen und das vorausgesetzte Positive in Zweifel stellen könnten; denn er hielt dafür, man müsse mit theologischen Meditationen sehr zurückhaltend sein*). Sein Bestreben geht dahin, das angenommene kirchliche Dogma zu vertheidigen, ohne grofse Sorge über dessen Beglaubigung; er suchte, mit Lessing zu reden, jeden auf denjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand. Dafs er aber nicht jedes Dogma, welches er objectiv aufnahm und logisch vertheidigte, zu seiner subjectiven Ueberzeugung gemacht hatte, glaubten Männer wie Pfaff zu wissen, und was dieser darüber sagt, kann schwerlich auf nichts beruhen; ja er selber mochte wohl, als er jenen Brief an Pfaff schrieb, sich erinnern, dafs er manchem Dogma das Wort geredet habe, ohne die Beweggründe der Glaubwürdigkeit in Betracht zu ziehen, dafs er dabei etwas im Hinterhalt behalten, auch wohl dabei einige Ironie empfunden habe. Auch erhellt nicht, dafs Leibniz jenen oben bezeichneten erträglichen Sinn jedesmal für den historisch richtigen hielt. Auf dergleichen bezieht sich ein grofser Theil des von Pfaff gesagten. Die dahin einschlagenden Untersuchungen lagen ihm aber auf einem andern Feld; sie waren theologisch, nicht philosophisch; er sah sie also nicht als die seinigen an, und wollte sich nicht in theologische Streitigkeiten einlassen. So konnte er dem Pfaff, obwohl nicht ohne Ironie über den theologischen Stolz und darüber, dafs jener sein ganzes philosophisches System in der Theodicee für eine Erdichtung hielt, ganz in Wahrheit antworten: „Du, ein Theolog, wirst in der Widerlegung der Irrthümer als Theolog verfahren.“ Wie aber, wenn er sagt: „Es ist nicht die Sache der Philosophen, den Gegenstand immer ernsthaft zu behandeln; sie versuchen im Bilden von Hypothesen, wie Du wohl erinnerst, die Kräfte ihres Geistes“? Dem philosophischen Inhalt der Theodicee wollte er damit gewifs nicht zu nahe treten; nach dem Zusammenhange mit dem folgenden ist es auf

*) Brief an Thomas Burnet vom 21. Juni 1695 bei Guhrauer Biogr. Bd. II. S. 257.

das Theologische zu beziehen, und hier versuchte er allerdings die Kräfte seines Geistes in Vertheidigung der Dogmen durch Sätze, die für den Theologen, aus dessen Worten die Benennung dieser Sätze entnommen ist, eben nur Hypothesen waren. Aber diese Vertheidigung war nicht Ernst? Allerdings Ernst, sobald das Dogma angenommen war, und für die, welche es angenommen hatten; denn er hatte sich mit großer Objectivitität diesen Standpunkt gewählt und behauptete ihn folgerecht; aber nicht ganz Ernst, weil er das ernste Geschäft des Theologen liegen läfst und nur als Philosoph verfährt. Auch dafs die Philosophen nicht immer ernsthaft sprächen, ist keine Ironie. Er sagt von Descartes*), er könne sich nicht vorstellen, dafs derselbe den Satz, Gott sei die freie Ursache der Wahrheiten (nämlich der nothwendigen) und der Wesenheiten (*essences*), in vollem Ernst aufgestellt habe: „es war dies vermuthlich eine seiner künstlichen Wendungen, einer seiner philosophischen Pfiffe (*un de ses tours, une de ses ruses philosophiques*); er bereitete sich eine Ausflucht, wie als er eine künstliche Wendung fand, um die Bewegung der Erde zu längnen, während er Kopernikaner bis zum äufsersten war." Wie kirchlich sich aber auch Leibniz in seinen Schriften verhielt, konnte er doch in seiner Zeit dem Verdammungsurtheil einiger Geistlichen nicht entgehen, zunächst weil er nicht in die Kirche kam; obwohl Lessing**) richtig bemerkt, wenn er auch ein fleifsiger Kirchgänger gewesen wäre, möchte er nicht besser weggekommen sein als sein akademischer Lobredner Fontenelle, welchem, da er alle äufseren Pflichten eines katholischen Christen erfüllt hatte, nach seinem Tode nachgesagt wurde, er habe dies gerade nur aus Verachtung des Christenthums gethan! Zweifelte man doch an Leibnizens Religion schon defshalb***), weil er nach Bayle's Hingang die Hoffnung ausgesprochen, dieser werde nun von dem Lichte umgeben sein, welches uns hienieden mangelt, weil sich voraussetzen lasse, es habe ihm nicht an gutem Willen gefehlt! Was Leibniz auch geglaubt oder nicht geglaubt haben mag: er hatte die wahrhafte Religiosität; der Zweck seiner Theodicee war†), die Menschen zurückzubringen

*) Theod. Bd. I. S. 326.
**) A. a. O. S. 291.
***) Opp. omn. Leibnit. v. Dutens Bd. I. S. 115. Anmerkung.
†) Theod. Bd. I. S. 131.

von den falschen Vorstellungen, die ihnen Gott wie einen unumschränkten Fürsten darstellen, der eine despotische Gewalt ausübt, wenig geeignet und wenig würdig geliebt zu werden; beseelt von einem Eifer, der gottgefällig sein müsse, hoffte er von Gott Erleuchtung und Beistand in der Ausführung eines Unternehmens, welches er zu Gottes Ehren und zum Wohle der Menschen unternommen habe. Wahrlich bei ihm, wenn bei irgend einem, bewährte sich, was Baco gesagt hatte: „Die Philosophie, mittelmäfsig gekostet, entfernt uns von Gott; aber diejenigen, welche sie ergründen, führt sie zu ihm zurück.“

XXIV.

Einleitungsrede gehalten zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften am 17. October 1844.

Von den unzähligen Festlichkeiten, welche der Freude geweiht sind über die Wiederkehr des glücklichen Tages, an welchem Friedrich Wilhelm der Vierte als Nachfolger für den Preufsischen Thron geboren wurde, hat in jedem Jahre, ganz vorzüglich aber in diesem, in welchem er uns gleichsam zum zweiten Male von der göttlichen Vorsehung geschenkt worden, jegliche ihre Berechtigung, weil er der gemeinsame Herr, Beschützer, Wohlthäter aller ist, die unter den Flügeln des Königlichen Adlers ein sicheres, soweit es die Beschränktheit menschlicher Verhältnisse und die Schwierigkeit der Zeitumstände erlauben, und soweit es von dem Herrscher abhängt, nicht unerfreuliches Dasein führen. Aber nicht alle diese Feste haben auch ihre eigenthümliche Berechtigung, wie das unsrige. Denn die meisten Körperschaften, Gemeinden, Anstalten, Gesellschaften, selbst die höhern und niedern Schulen, von welchen die Geburtsfeier des theuersten und edelsten Königs begangen wird, sind unentbehrliche Theile des Staates; sie entstehen in jedem einigermafsen zu menschlicher Bildung vorschreitenden Lande mit einer gewissen Nothwendigkeit, sind überall, in dieser oder jener Gestalt, vollkommener oder unvollkommener vorhanden, und werden mehr oder minder gepflegt: unsere Gesellschaft der Wissenschaften dagegen, obgleich die erste im Staat, hat so wenig Anspruch auf Unentbehrlichkeit, ist, um von einem Standpunkt aus, den sehr hoch und sehr niedrig gestellte Personen mit einander theilen, etwas plump zu sprechen, so überflüssig, dafs in unserem Deutschen Vaterlande nicht etwa blofs kleinere Staaten einer solchen ermangeln, sondern sogar der, wenn auch nicht der geistigen Bewegung doch dem äufseren Range nach erste

Deutsche Staat, welcher viele Jahrhunderte im Besitze der Deutschen Kaiserkrone war. Nicht irgend ein dringendes Bedürfnifs weder der Vergangenheit noch der Gegenwart noch der Zukunft ist es, dem unsere Akademie ihr Dasein verdankt; sie ist eine ganz freie und uneigennützige, fast möchte man sagen, wenn dies nicht ein innerer Widerspruch wäre, aufserhalb des Staates gesetzte Gründung unserer Fürsten, gewifs weniger mit den Staatszwecken verbunden als die Kirche, welche doch vorzugsweise nicht selten den Anspruch macht, ein vom Staate unabhängiges Leben zu führen; sie ist wie die frommen Stiftungen früherer Zeiten ein Werk der Liebe, und um nicht weiter zurückzugehen, der Liebe des grofsen Friedrich zu den Wissenschaften, jener Liebe, die auf seine Nachfolger vererbt, im reinsten und glänzendsten Lichte von dem sinnigen Geiste des Königs ausstrahlt, welchem heute unsere Huldigung gilt. Hierin liegt aufser unserer allgemeinen Pflicht noch eben eine besondere, innig anzuerkennen, was wir dem erhabenen Fürstenhause verdanken; und geschieht dies nicht so würdig und genügend als wir wünschten, so bleibt uns nur das Bedauern übrig, dafs die in so vielen und wichtigen Beziehungen erspriefsliche, anderseits aber auch mannigfach angefeindete Zurückgezogenheit einer rein wissenschaftlichen Anstalt sich nicht mit dem Gepränge umgeben läfst, welches anderen Körperschaften zu Gebote steht, ja dafs von dieser Tafel aus passender Weise nicht einmal jener höhere Ton der feierlichen Beredtsamkeit angestimmt werden kann, welcher dem Rednerstuhl angemessen ist. Ich sage, die Akademie ist eine uneigennützige Stiftung unserer Fürsten, hervorgegangen aus Liebe zu den Wissenschaften: denn jede ächte Liebe ist frei von Eigennutz. Aber wenn in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens jeder Gebildete zugiebt, der liebe nicht wahrhaft, welcher statt in dem geliebten Gegenstand ein geistiges Ideal zu finden, seinen Besitz blofs um äufserer Güter und Vortheile willen sucht; wenn auch die bessern unter denen, welchen die Wissenschaft oder Gelehrsamkeit Lebenszweck ist, davon durchdrungen sind, dafs diese aus innerem Trieb und aus Begeisterung für das Wissen, nicht als Mittel des Erwerbes zu üben sei: wird dies nicht immer erkannt, wenn von derjenigen Liebe zu den Wissenschaften die Rede ist, welche ihre Beschützer haben sollen oder haben: und gerade dies ist die

21*

Beziehung, in welche sich unser erhabener König, dem Beispiele seiner glorreichen Vorfahren folgend, zu unserer Akademie gestellt hat, indem er nicht verschmäht ihr Protector zu heifsen. Der Fürsten Neigung zu den Wissenschaften ist oft nur auf Zeitvertreib und angenehme Unterhaltung gerichtet; oft entspringt sie aus Eitelkeit und Sucht zu glänzen: andere scheinen zwar die Wissenschaft selbst zu lieben, aber sie thun es nur, weil sie wo nicht gerade für sich, doch für die Beherrschten Nutzen von ihr erwarten; sie stellen daher auch die Forderung an die Wissenschaften, dafs sie sich nützlich machen sollen, und werden also denjenigen Theilen oder Richtungen der Erkenntnifs allein oder vorzugsweise förderlich sein, von welchen sie solche Vortheile erwarten: wie sollte man diese Berechnung und Hoffnung auf Gewinn, selbst wenn er nicht ihr eigener sein sollte, noch Liebe nennen können? Eine alte Eintheilung unterscheidet dreierlei Arten der Güter: solche, die um ihrer selbst willen wünschenswerth sind; andere, die wir wegen ihrer Folgen suchen; endlich andere, die um ihrer selbst willen und wegen der Folgen werth sind besessen zu werden. Unstreitig gehört die Wissenschaft zu dieser dritten Gattung: wer sie aber blofs um ihrer Folgen willen sucht oder ehrt, wirft sie unter diejenige Klasse der Güter, welche offenbar die geringste ist, und sie hat für ihn keine höhere Bedeutung als etwa das Geld, welches kein Verständiger um seiner selbst willen liebt. Da sich der gröfste Theil der Thätigkeit im Staate auf Praktisches bezieht, und der Fürst als höchster Staatsmann, je mehr er in die Geschäfte eingeht, desto mehr auch eine praktische Richtung nehmen wird, so kann man es einem Fürsten, sogar von nicht gemeinen Anlagen, kaum verargen, wenn er gerade eben von diesem seinem Standpunkte aus selbst in Rücksicht der Wissenschaft sein Augenmerk auf den im praktischen Leben erscheinenden Nutzen hinlenkt: nur eine hervorragend treffliche geistige Natur, eine ursprüngliche Idealität, Freiheit und Freisinnigkeit seiner Geistesrichtung, eine angeborne Liebe für das Wahre, Gute und Schöne an sich, kann ihn über diese Rücksichten erheben. Wie diese Richtung einst in Friedrich dem Grofsen sich offenbar darstellte, so spreche ich es, entfernt von aller Schmeichelei, welche in gleichem Grade des Königs, von welchem ich rede, als der Gesellschaft, in deren Namen ich rede,

unwürdig sein würde, aus voller Ueberzeugung, Erfahrung und Anschauung aus, dafs nur diese reine Liebe für Wissenschaft und Kunst, die Begeisterung für alles Edle, worunter vor allem die Erkenntnifs begriffen ist, im innigsten Verein mit einem tief empfindenden und zart fühlenden Herzen und Gemüthe, unseren erhabenen Beschützer belebt und beseelt.

Soweit die Reflexion über das Leben der Menschen in seinen verschiedenen Richtungen zurückreicht, hat sich der Unterschied zwischen dem theoretischen und dem praktischen Leben herausgestellt: unter dem letztern begreifen wir die ganze Thätigkeit des Menschen, inwiefern sie auf die Familie und den Hausstand und Erwerb aller Art, und auf den Staat, die grofse Familie des Volkes, sich bezieht; unter ersterem nicht blofs die Wissenschaft oder Erkenntnifs, sondern auch die Ideen verkörpernde Kunst und das religiöse Bewufstsein. Beide Richtungen sind nicht schlechthin geschieden. Fast in allen Dingen ist die Ausübung älter als die Betrachtung, also im Ganzen genommen die Praxis älter als die Theorie; meist liefert die Praxis der Theorie erst den Stoff, dafs sie durch Sonderung und Verbindung desselben ihn lichte und ordne. Und wie sich immer auch die Praxis gegen die Theorie sträuben und hartnäckig darauf beharren mag, dafs sie ihre eigenen Gesetze innerhalb ihrer selbst habe und ihren selbstgebildeten Regeln folge, kann sie nicht die Theorie von sich abhalten, in welcher sie erst zum Bewufstsein über sich kommt; ja es hat sich unzähligemal gefunden, dafs die Praxis von Jahrhunderten falsch und verwerflich gewesen, dafs sie von der erstarkten Theorie sich einen andern Weg mufste anweisen lassen als den des Herkommens, an welchem die Praxis so gerne klebt, und die Fortschritte der Menschheit beruhen eben darauf, dafs die Praxis von der Theorie oder Erkenntnifs immer mehr durchdrungen und umgestaltet werde; wie man, um nur die einleuchtendsten Beispiele zu wählen, an der allmäligen Verwirklichung besserer Grundsätze des Rechtes und der Staatswirthschaft erkennen kann. Trotz dieser unläugbaren Gemeinschaft beider Thätigkeiten haben sich beide, das theoretische und das praktische Leben, von uralten Zeiten her verhältnifsmäfsig geschieden; die Absonderung des erstern stellt sich in der ältesten Völkergeschichte, auf der ursprünglichsten Bildungstufe, in den morgenländischen Priester-

kasten dar, wie sie vorzüglich bei den Indern, Babyloniern und Aegyptern bestanden haben: und dennoch erscheint auch hier schon die Herrschaft des Theoretischen über das Praktische, indem die ganze Erkenntnifs des Volksgeistes im Priesterthum zusammengefafst und zusammengedrängt war, und von hier aus das gesammte Leben des Volkes geregelt wurde. Ist irgendwann und irgendwo Praxis und Theorie kräftig und lebendig in einander gebildet worden und zu wechselseitiger Durchdringung gekommen, so war es im Hellenischen Leben: aber auch bei den Hellenen sind sie wieder aus einander und in Gegensatz getreten, und es ist so jener alte Kampf der Staatsmänner und Philosophen entbrannt, den wir im Sokrates und seinen Gegnern auf die Spitze getrieben sehen, bis auf Tod und Leben. Diese Kluft zwischen beiden Thätigkeiten ist von Platon befestigt worden; und auch Aristoteles, indem er als die drei hervorstechendsten Arten des Lebens das geniefsende, das politische und das theoretische bezeichnet, ist weit entfernt zwischen diesen eine Vermittelung zu suchen, sondern giebt dem theoretischen entschieden den Vorzug. Wie in den Gebilden der Natur, je höher das Naturerzeugnifs ist, desto bestimmter, gegliederter, bedeutsamer die einzelnen Organe, Systeme und Lebensthätigkeiten auseinandertreten, während sie auf den niederen Stufen, ungeschiedener und unentwickelter, gleichsam in eine chaotische Masse zusammenfliefsen, in welcher nur das Mikroskop unserer unermüdlichen Forscher noch eine mikrokosmische Ordnung findet; so mufs auch, je gebildeter das Zeitalter, je reger die Bewegung der Geister, je vollkommener die Entwickelung, desto mehr sich der Gegensatz der Richtungen geltend machen und das Bestreben entstehen, dafs eines das andere überwinde, jene Anmafsung der Theorie die Praxis zu beherrschen, diese Anmafsung der Praxis die Theorie zu beschränken, ihr ein Ziel zu setzen, welches sie nicht überschreiten solle, oder von ihr zu verlangen, dafs sie sich dem Herkommen unterwerfe und anpasse oder es unterstütze: so entspringt das, was man den Conflict der Wissenschaft mit dem Leben zu nennen pflegt, wenn jene sich nicht lieber vom Leben zurückzieht und aussondert, bis eine höhere Macht, die Vorsehung, welche den Weltplan mit ganz andern Linien, als womit ihn die Menschen oft zu ziehen glauben, vorgezeichnet hat, jene Versöhnung her-

beiführt, die sie schon mehr als einmal herbeigeführt hat. Viele Betrachtungen drängen sich hier auf, und ich will sie nicht alle von mir abweisen: viele Forderungen, und ganz entgegengesetzte, werden von vielen Seiten an die Wissenschaft gemacht, und ich will nicht behaupten, dafs irgend eine derselben ohne alle Begründung sei. Dafs die Wissenschaft sich nicht in das Triebwerk des sogenannten Lebens hineinbegeben solle, fordert bald die Staatsgewalt, bald die Wissenschaft selbst; hat diese Recht, so hat es auch jene, nur vielleicht nicht aus richtigem Grunde, inwiefern nämlich jene die Wissenschaft häufig nur darum aus dem Leben verweist, weil sie nicht mit der herrschenden Praxis übereinstimmt: aber an sich scheint mir jene Forderung, obwohl nicht allgemein und schlechthin gültig, doch keinesweges so tadelnswerth als es manchen scheinen mag. Die Wissenschaft ist nämlich das Allgemeine, allen Völkern und Staaten Gemeinsame, und insofern ein Abstractes: ein Ausdruck, womit ich nach alter Weise etwas Aechtes und Tüchtiges bezeichne, ohne mich daran zu kehren, dafs die ganze Welt auf die Abstractionen schilt und das vielgepriesene Concrete sucht: welche Verschiedenheiten auch die Wissenschaft und namentlich die Philosophie in ihren verschiedenen Entwickelungsläufen angenommen hat und noch künftig annehmen mag, so ziehen sich doch durch alle Zeiten dieselben Fäden, dieselben ewigen Grundwahrheiten durch, und keine Wissenschaft, sei es Philosophie oder Geschichte oder Naturkunde, kann sich durch das, was aufser ihr liegt, welchen Namen es auch haben mag, bestimmen lassen. Zwar weifs ich sehr wohl, und habe es auch auf dem Gebiete, auf welchem sich meine wissenschaftliche Thätigkeit bewegt, in Anwendung gebracht, dafs nach Zeitaltern und Volkstämmen sich gewisse Unterschiede in aller Wissenschaft und namentlich in der Philosophie herausgestellt und geltend gemacht haben: man spricht von morgenländischer und abendländischer Philosophie, von Indischer und Chinesischer, von Griechischer und Römischer, von Deutscher, von Englischer, von Französischer, von heidnischer und Christlicher, ja neuerdings sogar von katholischer: aber was an diesen Unterschieden eine Berechtigung hat, liegt theils in dem nothwendigen und unwillkürlichen Entwickelungsgang, theils in der, einem bestimmten Volksgeiste angemessenen überwiegenden Hervorhebung und Aus-

bildung der einen oder der andern Seite, theils in einer unwesentlichen, den innern Kern kaum berührenden Färbung; was aufserdem in jenen Unterschieden erscheint, hat seinen Sitz in dem, was an einer gegebenen sogenannten Philosophie eben nicht Philosophie ist: denn sowenig es eine besondere monarchische und eine besondere aristokratische oder demokratische Philosophie geben kann, ebensowenig können in ihr irgend welche andere Unterschiede Gültigkeit haben, die nicht innerhalb ihrer selbst begründet sind, und wer einen solchen hineinlegt, steht auf gleicher Linie mit dem Sophisten, dessen Wesen es ist, zu denken wie die herrschende Meinung denkt, und diese scheinbar zu begründen, nicht aber die Wahrheit zu suchen. Inwiefern nun das Erkennen unbekümmert um alles Aeufsere sein soll, ist es ihm offenbar erspriefslich, sich abzusondern von allem dem, wodurch es von der geraden Bahn abgelenkt wird, von allem Zufälligen; was man aber gemeinhin Leben zu nennen pflegt, ist für dasselbe ein Zufälliges, und ist weit gröfserem Wechsel unterworfen als der Gedanke, welcher, wie die Ideen des Attischen Weisen, sich selbst gleich und unveränderlich beharrt. Soll ferner die Wissenschaft ins Leben eingehen, so wird der wissenschaftliche Mann veranlafst, sich in die Geschäfte zu mischen; wenn indefs allerdings hervorragende Talente, wie etwa Leibniz war, beides, die praktische und die wissenschaftliche Richtung, zu vereinigen im Stande sind, so benimmt doch eine mannigfache Geschäftsthätigkeit dem wissenschaftlichen Manne die Sammlung des Geistes, deren er vor allem bedarf; selbst bei einem Leibniz hat jene Zerstreuung gewifs nicht vortheilhaft auf seine wissenschaftlichen Untersuchungen gewirkt, und um so mehr werden Gelehrte von minderer Begabung, die dennoch bei freierer Mufse Dankenswerthes zu leisten im Stande waren, wenn sie unfreiwillig oder gar aus eigener Neigung sich in den Strudel der Geschäftigkeit hineinbegeben, in diesem ihre besten Kräfte zersplittern, und für die Wissenschaft verloren gehen. Ist irgend eine gelehrte Anstalt dazu berufen, die Wissenschaft, ohne alle Rücksicht auf das Leben, an sich und für sich zu fördern, so sind es die Akademien der Wissenschaften; so hat denn auch, wie sich manche unter uns noch erinnern werden, Schleiermacher ehemals in einer dieser öffentlichen Versammlungen den Gedanken ausgeführt, in der Einsetzung

und Erhaltung der Akademien spreche der Staat die Geltung und Anerkennung der Erkenntnifs und Wissenschaft an und für für sich selbst, ohne allen Nebenzweck, aus. Auch ist es in bewegten Zeiten kein geringer Preis, wie Cicero nach den Mühen und Leiden einer gefahrvollen Thätigkeit im Staate sich an der Philosophie labte, einen edlen Rückzug aus dem Leben zu haben. Mag dieses Lob, dieses Glück der Akademien vielen ein sehr zweideutiges scheinen, so wird man doch zugeben, dafs sie durch diese ihre Stellung eben sowohl unbilligen und ungerechten Anmuthungen als billigen und gerechten entnommen sind; mag einer mir, dem Alterthumsforscher, jenes Solonische Gesetz entgegenhalten, welches den mit der Verbannung belegte, der in bürgerlichen Zwistigkeiten keine Partei ergriffen habe: wir lassen uns diesen Einwurf gefallen, weil er die über den Parteiungen stehende Wissenschaft nicht trifft. Wir wollen nicht behaupten, dafs die Wissenschaft keinen Einflufs auf das Leben haben solle; ja ich behaupte im Gegentheil, dafs die höchste Vollendung des menschlichen Lebens gerade in der Einheit der Theorie und der Praxis, des Erkennens und Handelns, des Gedankens und der That erreicht werde; aber ehe dieses Ideal, oder vielmehr dieser ideal-reale Zustand, das Göttliche im Menschlichen, ganz errungen sein wird, lasse man doch jegliche, wenn nur tüchtige Einseitigkeit gewähren, fordere nicht alles von allen, sondern von jedem das, wozu er geeignet ist, und vermische nicht alle Standpunkte und Lebenskreise. Man kann von der Mathematik nicht verlangen, dafs sie dem kirchlichen Dogma zu Hülfe komme, noch von der Kirche, dafs sie die mathematischen Erkenntnisse vermehre; und sowenig man etwa der Tagespresse zumuthen wird, sie solle sich die Ergründung der strengen Wissenschaften zur Aufgabe stellen, sowenig kann man einer Akademie die Pflicht auferlegen, die Wissenschaft unmittelbar ins Leben überzusetzen. Diese beiden Anstalten bilden so zu sagen entgegengesetzte Pole der geistigen Thätigkeit, und zwischen ihnen bedarf es mannigfacher und geschickter Vermittler und Berichterstatter.

Der Einflufs der Wissenschaft auf das Leben betrifft theils das Materielle, theils das Ideelle. Einen materiellen Nutzen hat sie, inwiefern sie die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens verbessert und mehrt, den Erwerb

physischer Güter befördert, das körperliche Wohlbefinden hervorbringt und die natürlichen und leiblichen Uebel entfernt: hierzu sind vorzüglich die Naturwissenschaften und die angewandten Theile der Mathematik geeignet; aber auch solche Zweige des Wissens, welche mehr auf der Seite des Geschichtlichen liegen und der Staatslehre verwandt sind, haben eine grofse Wichtigkeit für das materielle Wohl, welches sehr davon abhängig ist, ob richtige oder falsche Mafsregeln der Gesetzgebung und Verwaltung die Production und Fabrication, den Landbau, die Gewerbe und den Handel und Verkehr begünstigen oder hemmen; und dafs die Theorie hierauf viel einwirke, wird schwerlich bestritten werden können. Aus dem materiellen Wohl geht nun zwar nicht nothwendig das geistige hervor, sondern dieses wird sogar durch den Luxus gefährdet; aber ohne Wohlstand ist kein geistiger Fortschritt des Volkes möglich, weil Armuth und Dürftigkeit mit den zahllosen Uebeln, die in ihrem Gefolge sind, den Geist niederdrücken, und wenn sie einen hohen Grad erreicht haben, auch die Sitten des Volkes verderben. Die Beförderung des materiellen Wohlstandes bahnt daher dem geistigen Wohle den Weg. Dennoch ist der ideelle Nutzen der Wissenschaft höher zu rechnen, welcher in der Herbeiführung einer sittlicheren Gesinnung und eines sittlicheren Lebens durch bessere Erkenntnifs liegt. Wohl ist es ein grofses Glück, wenn ein Volk alte angeerbte, tief gewurzelte Sitten und Gebräuche und Einrichtungen hat, vermöge deren es fast bewufstlos im richtigen Gleise wandelt und das Rechte übt: aber die Menschheit verbleibt nicht immer in diesem Zustande paradiesischer Unschuld, und der alten wenn auch noch so guten und idyllischen Gewohnheitsitte sind häufig viele falsche Gewöhnungen, Mängel und störende Vorurtheile beigemischt. Wenn es richtig ist, und ich halte es für richtig, dafs die Tugend Erkenntnifs sei, so mufs sie zum Bewufstsein erhoben werden. Die Verwirklichung der menschlichen Tugend soll der Staat sein; von ihm und seinem Handeln ist also zunächst die höchste Sittlichkeit zu fordern, wenn die Privatsitten sich bessern sollen. Hierauf hat aber die ideelle Seite der Wissenschaft zwar in der Regel keinen plötzlichen, aber einen allmäligen und langsam wirkenden Einflufs. Freilich finden einige, die gegenwärtigen Sitten der gebildeten Völker seien schlechter als früher, und da doch die Wissenschaften unstreitig

fortgeschritten sind, so würde hieraus folgen, dafs mit dem Fortschritt, ja sogar einer sehr weiten Verbreitung der Erkenntnifs ein Rückschritt der Sitten eingetreten sei. Aber wenn ich auch zugebe, dafs der Gang des menschlichen Geschlechts nicht aus lauter Fortschritten bestehe, indem vielmehr wie in der Natur so in der Geschichte übermächtige Umwälzungen eintreten, welche ohne Unterschied Gutes und Schlechtes vertilgend, die Gesellschaft für den Augenblick zurückwerfen, bis sie aus den Trümmern der alten Bildung sich ein neues Gebäude errichtet, und aus der Verwesung ein neues Leben ersteht: so erweisen doch die grofsen Perioden der Weltgeschichte, neben unläugbarem Untergange edler Erscheinungen, in den höchsten und wichtigsten Beziehungen der Menschheit einen Fortgang, der sich nirgends deutlicher als in den öffentlichen und Privatsitten zeigt. Wer da behauptet, in unserem Zeitalter seien die Sitten im Verfall, der weise doch nach, dafs in dem gepriesenen Mittelalter, in welchem die Sittenlosigkeit masseuhaft erscheint, oder im sechzehnten oder siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert mehr Sittlichkeit und weniger Laster und Verbrechen vorhanden gewesen: es ist mir gar nicht zweifelhaft, dafs eine gründliche Untersuchung gerade das Gegentheil herausstellen wird. Es bedarf aber dieser Untersuchung kaum: der wahre Mafsstab der Sittlichkeit eines Volkes oder Zeitalters ist die Sittlichkeit des Staates selbst, das heifst der Gesetze und der Art ihrer Ausführung; und es hiefse den Staat unserer Zeit lästern, wenn man verkennen wollte, dafs er sittlicher geworden: im Namen des Gesetzes und in gutem Glauben, fromm und gottgefällig zu handeln, hat der Staat sonst Thaten begangen, welche die bessere Einsicht der spätern Zeit als offenbare Verbrechen erkennen mufste; Besonnenheit und Weisheit ist, im Durchschnitt genommen, an die Stelle der Leidenschaft getreten; Vernunft herrscht in der Regel statt der Gewalt selbst bei unumschränkten Regierungen, Offenheit statt des Truges und der List, menschliches Gefühl statt der Härte, Roheit und Grausamkeit: mehr durch Belehrung und Ueberzeugung als durch Furcht und Schrecken sucht man zu regieren. Die von der Gegenwart so trübe Ansichten haben und in ihr nur Verderben sehen, täuschen sich über die Bedeutung einzelner Erscheinungen, und legen diesen, so vereinzelt sie auch dastehen, als sogenannten Zeichen der Zeit, durch unge-

hörige Verallgemeinerung eine übertriebene Wichtigkeit bei, ohne zu wissen oder zu bedenken, dafs ebendieselben früher viel schlimmer und häufiger dagewesen sind; wissen sie es auch, so tritt ihnen ihr Wissen in den Hintergrund, weil bekanntlich die Geschichte niemanden lehrt, dem leidenschaftliche Verstimmung die Besonnenheit nimmt. Warum sollte es befremden, dafs das Urtheil der Laien den starken Eindrücken einzelner bedeutenden Ereignisse unterliegt, wenn selbst Heroen der Geschichtschreibung sich dadurch so verwirren lassen, dafs sie das Zeitalter und die Erfolge der Begebenheiten von der verkehrtesten Seite ansehen? Unbekümmert um die, welche für ihre und unsere Freunde und grofse Gelehrte eine unbedingte Verehrung in Anspruch nehmen, und die Erwähnung einer menschlichen Schwäche, auch wenn sie um der Sache willen, nicht um die Personen zu beeinträchtigen, geschieht, gleich zu einer Verletzung der Pietät stempeln, wird es erlaubt sein anzuführen, wie zwei als Geschichtschreiber ausgezeichnete ehemalige Mitglieder dieser Akademie, die auch dazu noch Staatsmänner waren, sich über ihre Zeit geirrt haben. Johannes von Müller, nachdem er lange die Napoleonische Herrschaft mit den Waffen der Rede bekämpft hatte, weissagte in ihrer unüberwindlichen Befestigung nach der Besiegung Preufsens der Welt ein neues goldenes Zeitalter; Niebuhr fand in der Julirevolution den Untergang der humanen Bildung und den Einbruch der Barbarei. Beide sind schon durch die nächsten Jahre widerlegt worden, die Hoffnungen des einen wie die Befürchtungen des andern; sie waren nur dem Eindruck des Augenblicks gefolgt, wie es den Gemüthsvollsten so leicht begegnet, dafs sie durch Temperament, Neigung und Stimmung, kurz durch ihre Subjectivität sich fortreifsen lassen, während um der Gegenwart und der Zukunft das Horoskop richtig zu stellen, die unerschütterliche Besonnenheit des geordnetsten Denkens und jene Objectivität des Geistes erfordert wird, wie wir sie am Thukydides bewundern, mit welchem jene beiden in andern Beziehungen höchst vortrefflichen Männer sehr ungeschickt verglichen worden sind. Eine ähnliche Befangenheit ist es, welche eine Verschlimmerung der Sitten bei nicht zu läugnender Vorschreitung der Erkenntnifs und Wissenschaft zu finden glaubt; um nicht von denen zu reden, welche die Quelle des eingebildeten Uebels gar in dem Wissen

selbst suchen. Nur durch den Geist kann sich das menschliche Geschlecht vorwärts bewegen, die Thätigkeit des Geistes ist aber das Wissen. Freilich mufs dieser Geist ein heiliger sein; aber die Heiligung liegt nicht in dem starren Dogma, sondern auch das religiöse Bewufstsein mufs sich fortwährend reinigen und verklären: sonst würde aller Fortschritt verneint, bis eine neue Offenbarung erschiene. Wenn nun, wie gesagt, auf diesen ideellen Fortschritt die ideelle Seite der Wissenschaft einen besonderen Einflufs übt, so würde man sich doch an den Naturwissenschaften versündigen, wenn man ihnen nicht auch hieran einen bedeutenden Antheil zuerkennen wollte. Nimmt der Geist die Natur in sich auf, erkennt er in ihr Gesetze, führt er sie auch nur zurück auf Mafs und Zahl, so ist sie ihm selbst ein Geistiges geworden, und die Wissenschaft von ihr hat also auch alle Wirkungen des Geistes. Dieses hatte besonders Friedrich der Grofse begriffen in einer Zeit, deren Bestrebungen, wenn sie auch nicht fehlerlos sind, jetzt sehr häufig nicht ohne Uebermuth sehr ungerecht beurtheilt werden, während doch gerade die unsrige den Beweis nachliefert, dafs sie nicht überflüssig waren. Poetische und mystische Naturen mögen es sehr trivial, und eifrige Rüstzeuge des Fanatismus nicht unanstöfsig finden, wenn ich es als einen Hauptvorschritt der menschlichen Bildung ansehe, dafs vorzüglich die Naturwissenschaften zur Vernichtung der mannigfachsten Formen des Aberglaubens beigetragen haben, in welchem ein grofser Theil menschlicher Uebel und Verbrechen seine tüchtigste Grundlage hatte. Wenn sonst Völker und Heere vor einer Sonnen- oder Mondfinsternifs erzitterten, so ist es ein nicht unbedeutender Einflufs auf das Leben, dafs die Astronomie diese Furcht zerstreut hat. Allerdings liefsen sich vermöge jenes Irrthums, wie die Geschichte lehrt, Völker und Heere zuweilen besser im Zaume halten; aber abgerechnet dafs auch das Gegentheil vorkam, wird man um jenes zufälligen Vortheils willen die astronomische Aufklärung rückgängig machen wollen? Man kann wohl mitleidig lächeln über dieses Beispiel, aber nur weil es zu einleuchtend, zu ferne liegend und darum so ganz unverfänglich ist: wollte man andere anführen, auf welche man von diesem die Anwendung machen kann, dürften sich die Züge in ernstere Falten legen. In der genauesten Verbindung mit der ideellen Ausbildung der Menschheit stehen die allgemeinen Wissen-

schaften, die theils philosophisch, theils historisch, oder was in meiner Ansicht gleichbedeutend ist, philologisch sind. Man hat in unsern Tagen die Philosophie oft heruntergesetzt, und das Geschichtliche, mit Ausnahme der vielfach angefochtenen klassischen Philologie, in gleichem Maſse erhoben: ich will die Gründe dieses Urtheils bei Seite lassen; sieht man auf das Wesen der Sache, nicht auf die Verirrungen und Ausschweifungen der Philosophen einerseits ins Phantastische, anderseits ins Zügellose, so wird man, was Aristoteles von der Poesie sagt, sie sei mehr werth als die Geschichte, weil sie das Allgemeine und folglich Allgemeingültige enthalte, mit demselben Rechte der Philosophie zusprechen müssen. Daſs diese Zweige des Erkennens, obgleich nicht mit jedem ihrer mannigfachen Glieder, eine bedeutende zu groſsem Theile allerdings nur mittelbare Einwirkung auf das Leben äuſsern, davon legt auſser anderem schon der Umstand ein Zeugniſs ab, daſs diejenigen, welche mit Kraft und Folgerichtigkeit das Leben in engeren Fesseln gebunden halten wollen, die freie Entwickelung und Durchbildung derselben zu hemmen und abzuwehren für angemessen halten. Aber, wie schon bemerkt, will der gesammte ideelle Einfluſs der Wissenschaft auf das Leben Zeit haben; in stiller Arbeit, meist zurückgezogen, bringt sie bessere Erkenntnisse und Grundsätze zur Reife, deren Genuſs oft erst der Nachwelt zugute kommt; ungesucht und unbezweckt entspringt aus ihr ein Nutzen, den sie schwerlich hervorbringen würde, wenn sie es gleich von Anfang nur auf Nützlichkeit angelegt hätte. Die letztere, und also die Praxis überhaupt, kann folglich nicht maſsgebend für die Wissenschaft sein, sondern diese besteht in der freien theoretischen Uebung. So legte Archimedes mit ächt wissenschaftlichem Sinn nicht auf seine mechanischen Erfindungen, die nützlichen, sondern auf seine Theoreme das Hauptgewicht; und während jene, die dem groſsen Haufen der Zeitgenossen gewiſs viel bedeutender schienen, zu groſsem Theil verloren sind, haben diese doch viel reichere Früchte getragen. Sei auch des Lebens goldner Baum grün, so ist darum noch nicht alle Theorie grau; und die, welche jenen Spruch so oft im Munde führen, vergessen, daſs ihn der Geist spricht, der stets verneint, und würden sich schämen ihn anzuwenden, wenn sie ihn in seinem ganzen, ziemlich frivolen Zusammenhange anführen müſsten.

In dem Bewufstsein, von welchem ich ausgegangen bin, dafs unsere ganze akademische Thätigkeit nur ein Ausflufs der Königlichen Huld sei, ist in den Gesetzen der Akademie verordnet, alljährlich an diesem Tage in Verbindung mit dieser Einleitungsrede einen Bericht über die akademischen Leistungen zu geben. Da wir in unsern Monatsberichten bereits alles darauf Bezügliche niederlegen, insoweit es zur Bekanntmachung geeignet ist, so genügen für den heutigen Zweck die kürzesten, kaum auch nur nomenclatorischen Andeutungen; doch werden auch diese zeigen, dafs die Akademie ihren Beruf in der Theorie findet, und nur wenige ihrer Leistungen sich dem Praktischen nähern: und niemals ist ihr dies unverkümmerter gewesen, als unter diesem geisterfüllten König!*)

*) Hieran knüpfte sich die Aufzählung der Leistungen der Akademie im abgelaufenen Jahre.

XXV.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Grofsen am 29. Januar 1846.

Der einzelne Mensch wie ein ganzes Volk bildet sich theils aus seiner eigenen Natur heraus, theils wird er bestimmt durch die Verhältnisse, in welchen er steht, und durch das Gegebene, also durch die Einflüsse der Mitwelt und der Vorwelt, insbesondere durch die Gedankenwelt, deren vorzüglichste Träger die Schriftsteller sind. Je kräftiger das Volk, je gröfser der Mensch, desto mehr wird jenes und dieser aus seinem eigenthümlichen Wesen sich bestimmen und dieses stark ausprägen: aber sowie das edelste und begabteste Volk, wenn es jeden fremden Einflufs von sich abhält und eigensinnig nur aus sich heraus alles bilden will, sich aller Lehre berauben wird, die eine weiter vorgeschrittene Entwickelung anderer Völker ihm vorhält, ja sowie ein solches zuletzt gar den widerwärtigen Anblick einer Sinesischen Starrheit und Abgeschlossenheit darbieten könnte; so würde auch der mit den gröfsten Anlagen ausgestattete Einzelne, wollte er nur aus sich selber schöpfen, arm an Einsichten und in hohem Grade einseitig bleiben: vielmehr wird der grofse Mann, seiner Eigenthümlichkeit unbeschadet, aus seiner gesammten Umgebung, aus dem Gedankenreichthum der Vorzeit und der Gegenwart, seinem Geiste um so reichlichere Nahrung zuführen, je fähiger er ist, vieles zusammenzufassen und in sich aufzunehmen. Doch vieles wird er auch von sich abweisen und zur Seite werfen: wie nach einem alten Grundsatze das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird, so hat unser Geist auch nur am Gleichartigen Wohlgefallen, und sucht unter den gegebenen geistigen Erzeugnissen dasjenige auf, was ihm angemessen, was ihm congenial ist. Friedrich der Grofse, dessen unvergängliches Andenken wir heute begehen, war nicht nur ein

Heros in Thaten und ein Heros in Grundsätzen*), hat nicht nur viel gehandelt und viel gedacht, sondern hatte auch viel gelesen; aber man würde seine Geistesgröfse verkennen, wollte man es den Schriften, die er las, wollte man es etwa Voltaire'n beimessen, dafs er so dachte wie er dachte, sondern er wurde angezogen von denen, welchen er sich gleichgestimmt fühlte, und nahm deren Geist und Empfindung in seinen weiten Geist und sein weites Herz auf. Dies waren aber nicht blofs Voltaire und die anderen Französischen Gelehrten seiner oder der früheren Zeit; obgleich er das meiste, was er las, nur durch das Mittel der Französischen Sprache kennen lernen konnte. Bedarf es einer Entschuldigung, so wird mein Fach mich entschuldigen, wenn ich heute der Liebe gedenke, welche Friedrich der Grofse für das klassische Alterthum hegte; wahrlich nicht um dieses dadurch zu verklären und zu empfehlen: wenigstens dürfte der Erfolg eines solchen Unternehmens sehr zweifelhaft sein, weil von den meisten, welche den Werth der alterthümlichen Studien verkennen, Friedrich als Verächter Deutscher Bildung und als Freigeist verurtheilt oder bemitleidet wird: sondern nur um von den mannigfachen Seiten dieses erhabenen Mannes eine nicht unmerkwürdige zu zeigen, und zwar gerade eine solche, zu deren Auffassung und Darstellung ich sowohl befugt als befähigt scheinen dürfte. Doch verspreche ich, obwohl meiner eigenen Kenntnifs der Werke des grofsen Königs noch die Nachweisungen des gelehrtesten Kenners seiner Schriften und seines Lebens zu Hülfe gekommen, keinesweges Erschöpfung meines Gegenstandes, zu welcher gröfsere Zurüstungen erforderlich wären, als man billigerweise dem Sprecher rasch verhallender Worte anmuthen wird.

Dürfen wir für eine frühere Zeit Begriffe in Anwendung bringen, welche damals noch überhaupt nicht oder nur unvollkommen ausgebildet waren, so sagen wir: Friedrichs Geschmack und Richtung in der Litteratur war fast ausschliefslich dem Klassischen zugewandt, und von allem Romantischen, besonders dem Mittelalterlichen abgewandt. Auch vom Französischen liebte er nur das Zeitalter, welches dem klassischen Alterthum gleichviel mit welchem Glück nachstrebte; und diese Neigung war so unbefangen, dafs

*) Ausdruck des Ritters von Neufville (Oeuvres posth. de Fréd. II. Berliner Ausgabe Bd. XII. S. 198). [Oeuvres de Frédéric le Grand, Berliner akademische Ausgabe Bd. XVII. S. 241.]

er selbst Werke, deren Grundgedanken ihm wenig zusagen mochten, in rein ästhetischer Beziehung verehrte: so war er für Racine's Athalie, die er immer wieder las, in solchem Grade eingenommen, dafs er sogar einmal zu d'Alembert sagte, er wollte lieber die Athalie gedichtet als den siebenjährigen Krieg geführt haben*). Wenn er die Englische Litteratur achtete, freilich ohne an der Sprache Gefallen zu finden, welcher er den Wohllaut abspricht und den schlimmen Witz eines Gelehrten nacherzählt, der auf die Frage, in welcher Sprache die Schlange unsere Urmutter versucht habe, die Erwiederung gab, „in der Englischen, denn die Schlange zischte"**); wenn er den Dante, Petrarca, Ariost, Tasso ehrte, und die grofsen Gedichte der beiden letztern mit Homer, Virgil und Voltaire für diejenigen Werke der Einbildungskraft erklärte, an welche man sich halten müsse***): so ist dagegen die Geringschätzung bekannt, mit welcher er von dem gröfsten der romantischen Dramatiker, von Shakspeare spricht, und diejenige litterarische Bildungsstufe, wie der Franzosen, so der Italiener und Engländer, welche ihm zusagte, leitet er gerade daher ab, dafs diese aus den reichen Quellen des Alterthums geschöpft, sich diesen grofsen Mustern soviel als möglich nachgebildet, deren Art zu denken sich angeeignet und ihre grofsen Schönheiten bewundert hätten, ohne ihre Mängel zu verkennen, indem man mit Unterschied achten und niemals sich blinder Schmeichelei hingeben müsse†). Die Gesichtspunkte, unter welchen er die Alten las und benutzte, können wir auf diese drei zurückführen: auf den rhetorisch-ästhetischen, den philosophisch-sittlichen, den geschichtlich-politischen mit Einschlufs des militärischen. Obgleich zu seiner Zeit der eigentlichen Beredtsamkeit, wie sie die Alten übten, aufser England kein Schauplatz eröffnet war, legte er dennoch, ächt alterthümlich, auf die Rhetorik ein grofses Gewicht, und sein häufiger Gebrauch rhetorischer Kunstausdrücke beweist, dafs er

*) Brief vom 25. Juni 1763, Oeuvres posth. de d'Alembert, Bd. I. S. 197 (Paris 1799). [Oeuvres de Frédéric le Grand akademische Ausgabe Bd. XXV. S. 273.]

**) De la litt. Allem. S. 84 f. in den Oeuvres publ. du vivant de l'Auteur Bd. III. [Bd. VII. S. 103 der neuen Ausgabe.]

***) Ebendas. S. 81 [101 f.] und in einem Brief an Voltaire vom 17. Dec. 1777, Oeuvres posth. Bd. X. S. 82 [Bd. XXIII. S. 417].

†) De la litt. Allem. S. 74 [98].

sie studirt hatte; in einem Briefe aus seiner ersten Regierungszeit *) nennt er sich einen Schüler des Cicero in der Rhetorik, und besonders viel hielt er auf Quintilian, lobt die Klarheit seiner Darstellung, die Vollständigkeit seiner Vorschriften und seiner Regeln der Kunst; wer ihn studirend nicht zur Beredtsamkeit gelange, werde niemals dazu gelangen **). Er hält gleicherweise fest an der Aristotelischen Poetik; ihre Regeln, er meint vorzüglich die nicht vollkommen richtig daraus gefolgerten drei Einheiten des Drama, sind ihm nicht willkürlich, sondern die einzigen Mittel die Tragödie anziehend zu machen; Shakspeare's Stücke findet er schon darum abscheulich, weil sie eben gegen alle diese Regeln des Theaters sündigten ***). Wie sein Geschmack, der allerdings auch manches Urtheil fällte, welches jetzt nicht wenig seltsam klingt, sich zum Antiken auch in der äufseren Form der Poesie neigte, zeigt vorzüglich seine Meinung über Deutsche Hexameter, welche er in späteren Jahren zu Gesicht bekommen hatte †); diese reimlosen Verse, sagt er, hätten einen Fall und eine Harmonie, welche aus der Mischung von Daktylen und Spondeen hervorgehen; voll Sinn, hätten sie ihm das Ohr angenehm eingenommen durch volltönende Klänge, deren er unsere Sprache niemals fähig gehalten haben würde; vielleicht sei diese Art von Versen für das Deutsche die angemessenste, und wahrscheinlich werde man Fortschritte machen, wenn man sich die Mühe gebe sie zu vervollkommnen. Was ihm von alten Dichtern in erträglichen Uebersetzungen zugänglich war, las er oder liefs es sich vorlesen zur Unterhaltung, zur Erheiterung und Erhebung des Gemüthes oder zur Bildung des dichterischen Geschmacks, und Erinnerungen daraus kommen hier und da bei ihm vor; von den Griechen kennt er besonders den Homer und die Anakreontischen Lieder; auch von den Tragikern scheint er einiges gelesen zu haben: bekannter waren ihm die Römischen Dichter, Lucrez, Virgil, Lucan, Horaz, Catull, Ovid, Tibull, Properz ††). In der Philosophie der Alten, insbesondere insoweit sie praktischer Art ist, war er ziem-

*) Oeuvres posth. Bd. VIII. S. 184 [Bd. XVII. S. 213 der neuen Ausgabe].
**) De la litt. Allem. S. 89 f. [106 f.]
***) Ebendas. S. 94 [108 f.].
†) Ebendas. S. 67 [94].
††) S. unter anderen a. a. O. S. 66 [93].

lich bewandert; er kannte die Systeme, die sich ohne tiefere metaphysische Untersuchungen oder philologische Forschungen durchschauen liefsen, namentlich das Epikurische und das Stoische, und machte von beiden, vorzüglich auch in seinen dichterischen Versuchen, mannigfache Anwendung: wie entgegengesetzt auch beide sind, stärkte er sich an beiden, weil beide Ruhe der Seele gewähren, und schöpfte aus den Lehren derselben und aus dem Beispiel ihrer Bekenner Trost in schweren Leiden. Während des siebenjährigen Krieges erquickte er sich an den herrlichen Sprüchen des Epiktet und an Marc Aurel, dessen Werk ihm damals zu dem langen Gedichte „le Stoïcien" Anlafs und Anregung gab*). Neben diesen hatte er den Lucrez fast immer zur Hand, besonders das dritte Buch, womit er seine Verachtung des Lebens und des Todes kräftigte: „Wenn ich bekümmert bin", schreibt er an d'Alembert**), „lese ich das dritte Buch des Lucrez, und dieses tröstet mich; es ist ein Palliativ, aber für die Krankheiten der Seele haben wir keine anderen Heilmittel." Den Cicero, welchen er seinen Freund nennt***), verehrte er zwar auch als Redner und als den Vertheidiger der Freiheit, aber am meisten in philosophisch-sittlicher Beziehung; besonders sprachen ihn die Tusculanen an; die Bücher von den Pflichten nennt er das beste Werk über die Sittenlehre, welches geschrieben sei und geschrieben werden könne, die Bücher von der Natur der Götter sind ihm ein unsterbliches Werk†): in seinen eigenen Schriften fehlt es nicht an Stellen, wo er den Cicero benutzt hat. Ebenso war er ein Liebhaber der ethischen Schriften des Seneca. Von den älteren Philosophen, selbst von Platon und Aristoteles, hatte er offenbar nur eine ober-

*) Vergl. über dies alles Oeuvres posth. Bd. XII. S. 0. [Bd. XXV. S. 225 f. der neuen Ausgabe], de la litt. Allem. S. 86 [104], Oeuvres posth. Bd. X. S. 17 [Bd. XXIII. S. 115], Bd. VII. S. 350—365 [Bd. XII. S. 181—189], und in Vergleich mit letzterem ungedruckte Briefe an d'Argens. [Dieselben sind jetzt gedruckt Bd. XIX. S. 265 ff.]

**) 26. Oct. 1777, Oeuvres posth. Bd. XI. S. 271 [Bd. XXV. S. 56].

***) Ebendas. S. 273 [57].

†) Brief an Voltaire vom 19. April 1738 [Bd. XXI. S. 193], Epître à Myl. Baltimore Oeuvres posth. Suppl. Bd. I. S. 264 [Bd. XIV. S. 72], de la litt. Allem. S. 100 [112], Oeuvres publ. du viv. de l'Auteur Bd. II. S. 402 [Bd. IX. S. 178].

flächliche Kenntnifs; von noch älteren findet sich bei ihm natürlich nur das allergewöhnlichste: mit besonderer Vorliebe scheint er jedoch auf den freidenkenden Anaxagoras, des grofsen Perikles Freund, geblickt zu haben, den er aus Bayle kannte, und er giebt seinem eigenen Freunde d'Alembert in Briefen an diesen den Namen „seines Anaxagoras" *). Wir dürfen hier, wo es auf höchste Schärfe der Bezeichnung nicht ankommt, auch den Lucian zu den Philosophen rechnen, dessen freie Denkart und satirischer Ton ihm sehr gemäfs war, und den Kaiser Iulian, dessen Verehrung, wie man immer von seiner Stellung gegen das Christenthum urtheilen mag, auch des edelsten Fürsten nicht unwürdig ist. Von den Geschichtschreibern des Alterthums hat der König lesend und schreibend den ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Herodot, Thukydides, Xenophon sind ihm nicht unbekannt; Polybius war ihm besonders in taktischer und strategischer Hinsicht von Wichtigkeit ja er half ihm eine Hauptschlacht gewinnen: er hatte, um dies gelegentlich zu bemerken, auch den Vegetius gelesen: er gebraucht den Diodor, den Plutarch häufig, den Sallust, Caesar, Nepos, Livius, Velleius, Tacitus, Sueton, Curtius, Ammianus Marcellinus. Unter diesen ist Thukydides, der Meister der Geschichtschreibung, unstreitig derjenige, dessen Geist und Sprachkunst sich am wenigsten aus einer Uebersetzung, zumal einer Französischen, erkennen läfst; daher wird man es dem König verzeihen, wenn er den Verfasser der Römischen Geschichte, Rollin, in einem verbindlichen Briefe **) als den Thukydides seines Jahrhunderts bezeichnet, um so mehr verzeihen, als selbst Gelehrte, die besser unterrichtet sein konnten, späterhin diesen Ehrennamen gleich verschwenderisch zugetheilt haben. Tiefer ohne Zweifel drang Friedrich in Sinn und Darstellung des Tacitus ein, dessen Werth er ganz zu würdigen verstand ***), einen bedeutungsvollen Gegensatz bildend gegen Napoleon; der den Tacitus als einen gallsüchtigen Verläumder der Fürsten hafste: denn es übersteigt alle Berechnung, welcher Unterschied des Geistes und Gemüthes wie der Regierungsgrundsätze zwischen Herrschern sein mufs, welche Tacitus anwidert, und

*) Oeuvres posth. Bd. XI [XXIV].

**) Vom 4. Sept. 1748 [Bd. XVI. S. 237].

***) Vergl. Oeuvres posth. Suppl. Bd. III. S. 63 ff. [Bd. XXIV. S. 341 ff.], Stein, Charakteristik Fr. d. H. Th. I. S. 83.

Herrschern, welche ihn lieben und preisen, und wie Friedrich Wohlgefallen an den freien und kühnen Charakteren eines Thrasea Paetus und Helvidius Priscus haben*), deren Kenntnifs er den Zeichnungen dieses grofsartigen Geschichtschreibers verdankt. Um von hier aus auf die Redner überzugehen, weil ihre Wichtigkeit vorzüglich eine politische ist, so begnügte sich der König nicht etwa mit Cicero, den er nebst Hortensius den gebildetsten der Römischen Redner nennt; er hatte sich mit Isokrates, Aeschines und Demosthenes bekannt gemacht. Aus Demosthenes und Cicero, sagt er**), empfängt man den grofsen Geschmack der Beredtsamkeit; fügt er, um den Unterschied ihrer Verdienste zu bezeichnen, die Bemerkung bei, zu ersterem liefse sich nichts zusetzen, von letzterem nichts wegnehmen, so hat sich ihm hier aus Versehen, dergleichen in seinen Schriften häufig sind, das Urtheil seines Quintilian***) ins Gegentheil umgedreht. Durch Uebersetzen des Demosthenes, will er, solle man unsere Sprache bilden, und wohl darauf achten seine Kraft wiederzugeben†); mit gleich richtiger Beurtheilung hat er der Krone der Demosthenischen Beredtsamkeit, der ebenso sehr durch die Gröfse der Gesinnung als durch die Vollkommenheit des Ausdruckes hervorragenden Rede vom Kranz vorzüglichen Beifall gespendet. Eine Kernstelle aus Demosthenes hat er schon den Betrachtungen über den politischen Körper Europa's††), aus dem Jahre 1738, eingeflochten, und dieselbe kehrt unter mehreren wieder in den Briefen über die Vaterlandsliebe†††), aus dem Jahre 1779; ihre Anwendung in jener älteren Schrift mag als Beispiel dienen, wie er dergleichen zu benutzen pflegte. Er vergleicht nämlich daselbst die Politik und das Verfahren Philipps von Macedonien und der Römer mit der Französischen Politik und öffentlichen Handlungsweise, und würdigt den Leichtsinn, mit welchem die Griechen Philipps Fortschritte ansahen, thöricht sich einbildend, sein Tod werde sie von dem gefährlichsten Feinde befreien. „Das ist gerade die Sprache", sagt er, „welche man jetzt

*) Oeuvres publ. du viv. de l'Auteur Bd. III. S. 10 [Bd. IX. S. 217].

**) De la litt. Allem. S. 92 [107].

***) I. O. X, 1, 106. vergl. VI, 3, 5. XII, 1, 20.

†) A. a. O. S. 86 [104].

††) Oeuvres posth. Bd. VI. S. 40 f. [Bd. VIII. S. 21 f.]

†††) Oeuvres publ. du viv. de l'Auteur Bd. III. S. 32 [Bd. IX. S. 228].

in Europa führt; man schmeichelt sich, der Tod eines Französischen Staatsmannes werde der Französischen Politik ein Ziel setzen, ein anderer Minister, der ihm nachfolgt, nicht dieselben Gesichtspunkte, dieselben Plane haben: man unterhält sich mit kleinen Hoffnungen, welche gewöhnlich die Tröstungen schwacher Seelen und kleiner Geister sind. Erlaube man mir", fährt er fort, „den Tadel hier in Erinnerung zu bringen, welchen Demosthenes in der ersten Philippika gegen die Athener aussprach. Dies sind seine Worte: Philipp ist todt, wird einer sagen; nein, wird ein anderer erwiedern, aber er ist krank .... Ei, mag er leben oder sterben, was kommt euch darauf an? Wenn ihr nicht mehr ihn haben werdet, Athener, werdet ihr euch bald wieder einen andern Philipp gemacht haben, falls ihr euer Benehmen nicht ändert; denn er ist geworden was er ist, nicht sowohl durch seine eigene Kräfte als durch eure Nachlässigkeit." So ziehen sich durch Friedrichs Schriften Anspielungen und Beziehungen aus der Mythologie, Geschichte und Litteratur des Alterthums, schmückende Lesefrüchte, die heutzutage selten in ähnlichen Werken zu finden sind, weil selten solche Studien gemacht werden. Und diese Studien nährten nicht blofs seine Jugend, sondern er kehrte zu ihnen immer wieder zurück. Da er schon in der Jugend seine Bücher in zwei Klassen getheilt hatte, in die, welche er genauer kennen lernen, und in andere, mit denen er sich blofs unterhalten wollte, so kamen erstere der Reihe nach beständig wieder zum Lesen oder Vorlesen, und darunter befand sich der gröfste Theil der Alten, welche wir bereits genannt haben; weil ihm die vorhandenen Uebersetzungen nicht genügten, machte er auch ein Verzeichnifs derer, welche er neu übersetzen lassen wollte*). Als in der Schlacht bei Soor seine Handbibliothek verloren gegangen war, bat er**) seinen Freund Duhan de Jandun um schleunige Besorgung neuer Bücher, unter anderen des Cicero, Horaz und Lucian. Noch vom Jahre 1784 bis 30. Juli 1786 hat ihm sein letzter Vorleser, Dantal, die Griechischen Redner, den Polybius, Livius, Tacitus, Sueton, Lucrez, Lucian, Lucan, Ilias und Odyssee, Ovid, Nepos, Velleius, Diodor und Curtius gelesen.

---

*) Preufs, Friedr. d. Gr. Bd. I. S. 413.
**) 2. Oct. 1745 [Bd. XVII. S. 289].

Das Studium der Alten ist uns als Mittel des Schulunterrichts von den Vorfahren überliefert; von ihm kann man sagen, was Platon*) von der Musik und Gymnastik gesagt hat, es sei schwer eine bessere Erziehung zu finden, als die von der langen Vorzeit gefundene: aber manche von denen, welche das Bestehende blofs defshalb wollen erhalten wissen, weil es eben besteht, fallen gleich zu den Gegnern des Bestehenden ab, wenn dieses ihnen nicht zu ihren übrigen Ansichten oder Absichten zu passen scheint, oder wenn sie nicht glauben, ihm eine ihren Planen angemessene Richtung geben zu können. Friedrich der Grofse fand jenes Bildungsmittel, obgleich keinesweges die Art, wie es beim Unterricht gehandhabt wurde, mit seinen Ansichten in Uebereinstimmung. Sowie er glaubte, durch Uebersetzen der besten Schriftsteller des Alterthums liefse sich unsere Litteratur verbessern, und aufserdem Uebersetzungen auch defshalb wünschte, damit selbst fremder Sprachen unkundige sich besser unterrichten könnten; so erliefs er im Jahre 1779**) den bekannten Kabinetsbefehl an den Minister von Zedlitz, worin er sich über den Werth der alten Sprachen für den Jugendunterricht und über die Vernachlässigung der Rhetorik und Logik und anderer Unterrichtsgegenstände in den kleinen Schulen ausläfst; diese Wissenschaften sollten die ersten bei der Bildung der Jugend sein, weil, wer am besten räsonnire, stets weiter komme als wer falsche Folgerungen ziehe; er empfiehlt zugleich die Geschichte, die Geometrie und die Philosophie; der Lehrer müsse mit den jungen Leuten alle Systeme durchgehen, aber durchaus keine neuen machen, und die Philosophie müsse von Weltlichen, nicht von Geistlichen gelehrt werden: sonst sei es ebenso, als wenn ein Jurist einen Officier die Kriegskunst lehren solle. Für das Rhetorische empfiehlt er auch hier den Quintilian, der zu verdeutschen, etwa auch in einen Auszug zu bringen sei. Vorzüglich aber schärft er die Erlernung des Lateinischen und des Griechischen ein als der wesentlichsten Lehrfächer, von denen er durchaus nicht abgehe; das Lateinische sollten selbst diejenigen lernen, welche sich dem Kaufmannstande oder ähnlichen Geschäften widmen wollten. Im Wesentlichen stimmen hiermit auch die in

*) Staat II. S. 376 E.

**) 6. Sept. bei Stein a. a. O. S. 140 [Bd. XXVII. Th. III. S. 251 ff.].

der Abhandlung über die Deutsche Litteratur hingeworfenen Aeufserungen überein; auch hier dringt er auf das Lesen der Alten in der Ursprache. „Will man das Ohr“, sagt er, „bilden an der Harmonie der Verse des Homer, so mufs man ihn geläufig lesen können ohne Hülfe des Wörterbuchs“; „dasselbe“, fährt er fort, „sage ich in Rücksicht des Demosthenes, des Aristoteles, des Thukydides, des Platon.“*) Aristoteles ist freilich hier in eine ihm nicht passende Stelle hineingeschlüpft, wenigstens soweit er uns aufbehalten ist.

Das klassische Alterthum athmet den Geist gesetzlicher Freiheit; der grofse König ehrte auch diesen. In dem poetischen Briefe „Ueber die Freiheit“, an Lord Baltimore**), ist zwar gröfstentheils von geistiger und religiöser Denkfreiheit die Rede, aber er preist darin allerdings zugleich die politische Freiheit der Griechen und der Römer. Er liebt die grofsen freistaatlichen Charaktere, ganz vorzüglich den jüngeren Cato, ihn der mit der Freiheit untergegangen sei; in verzweifelten Lagen, wenn er sich dem stoischen Entschlufs eines freiwilligen Todes in dichterischen Herzensergüssen vertraut machen wollte, ruft er jene Heroen an, geopfert im Gefilde von Pharsalus, besingt die grofsherzigen Manen der letzten Römer***); wie M. Brutus und Cremutius Cordus, dem dieser Ausdruck den Tod brachte, den Cassius der Römer letzten nannten †). An Friedrichs Stelle war die unumschränkte Herrschaft eines Weisen offenbar die beste; und eben weil sie Herrschaft eines Weisen war, durfte ein Mann von edelstem Sinn und umfassendsten Einsichten, den wir mit Stolz den unsrigen nennen ††), auf ihn anwenden, was Tacitus †††) von Nerva sagt: er habe früher unvereinbare Dinge verbunden, die Alleinherrschaft

*) A. a. O. S. 74 [98].

**) Oeuvres posth. Suppl. Bd. I. S. 263 ff. [Bd. XIV. S. 71 ff.]

***) Von Cato s. den Brief an Lord Baltimore S. 264 [Bd. XIV. S. 72] und andere Stellen, wie Oeuvres posth. Bd. XII. S. 9 [Bd. XXV. S. 226], Oeuvres publ. du viv. de l'Auteur Bd. II. S. 402 [Bd. IX. S. 178], Oeuvres posth. Bd. VII. S. 179 [Bd. XII. S. 53], Bd. VIII. S. 33 [Bd. XII. S. 211 ff.]. Doch preist er auch Otho's Tod, in demselben Bande S. 26 ff. [Bd. XII. S. 207 ff.]

†) Tac. Ann. IV, 34. Plutarch Brut. 44.

††) A. v. Humboldt (fliegendes Blatt v. 1. Juni 1840).

†††) Agric. 3.

und die Freiheit. Aber sein eigentliches Feld war jene auch am klassischen Alterthum*) von ihm hochgepriesene geistige Freiheit. Erhaben über alles, was sich ihm als Vorurtheil darstellte, folgte er dem eigenen Erkennen, und soweit seine Macht reichte, gab er allen dieselbe Freiheit, die er sich genommen hatte, überzeugt dafs in dem Element, in welchem er sicher und beruhigt lebte, auch andere sicher und beruhigt leben könnten, und defshalb war er ohne Sorgen um die Folgen des Selbstdenkens und seines freien Ausdrucks. Friedrich der Grofse ist der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Freiheit; nicht blofs weil er der Stifter oder Wiederhersteller unserer Gesellschaft ist, sondern weil er diesen Urgrund des wissenschaftlichen Lebens, also unseres Lebens zum Grundsatz und Gesetz des Staates erhob, mufs uns sein Gedächtnifs heilig sein. Ich meine nicht, in ihm oder in seiner Zeit sei diese Richtung zuerst entsprungen; er hat sie nur mächtiger ergriffen und lebendiger angeregt: übrigens ist sie so alt als die Wissenschaft selbst, und trat sogar in den Zeiten, in welchen sie den heftigsten Gegendruck hatte, nur um so bewundernswürdiger hervor. Solcher Wiederkehr denkwürdiger Erscheinungen, welche den Grundsatz erzeugt hat, es geschehe nichts neues unter der Sonne, während es ebenso richtig ist, dafs niemand zweimal durch denselben Flufs gehe, verdanken die geschichtlichen Parallelen ihren Ursprung, die auch an Friedrich dem Grofsen sich viel versucht haben; obgleich das ihm gegebene Beiwort des Einzigen wiederum jede Vergleichung mit einem anderen ausschliefst. Wenn diese Vergleichungen nun auch keinen grofsen Werth haben, vielmehr meistens blofse Spiele des Witzes sind, der unwesentliche Aehnlichkeiten mit Vernachlässigung der wichtigeren Unterschiede über die Gebühr hervorhebend den Gesichtspunkt verrückt, oder sehr geringfügige Dinge in Betracht zieht: denn was ist zum Beispiel geringfügiger, als dafs Hadrian und Friedrich die Hunde gern hatten? so mag dennoch eine tiefer liegende Aehnlichkeit grofser Naturen, zumal wenn sie sich unter sehr ungleichen Verhältnissen entwickelt haben, eine Andeutung verdienen, und so mag es erlaubt sein, unseren Helden mit einem der Vorzeit zusammenzustellen, auf welchen schon die Namensähnlichkeit Liebhaber der Parallelen

*) Brief an Baltimore a. a. O. S. 263 f. [Bd. XIV. S. 71 f.]

hätte führen sollen, den König Friedrich den Zweiten aus dem Hause Hohenzollern mit Kaiser Friedrich dem Zweiten aus dem Hause Hohenstaufen, obgleich jener, die mittlere Geschichte mifsachtend*), diesem keine Aufmerksamkeit schenkte**). Das reiche Leben des Kaisers liegt in dem trefflichen Werke meines nächsten akademischen Amtsgenossen anschaulich vor, und ich werde es nicht wieder erzählen; manches daraus braucht blofs angeführt zu werden, um des Königs Aehnlichkeit mit dem Kaiser erkennen zu lassen, ohne dafs ich die Gegenüberstellung mache. Uebergehen wir die äufsere Macht und den Glanz, welcher den grofsen Kaiser umgab, seine Kämpfe auf einem weiteren Schauplatz als dem der ruhmvollen Thaten des Königs, seine Gesetzgebung und äufsere und innere Staatskunst, deren Grundlagen und Richtungen sehr verschieden waren von denen der neueren Zeit, obwohl er in seinem Neapolitanisch-Sicilischen Reiche die Verwaltung bedeutend ausgebildet, und nicht ohne Rücksicht auf den Wohlstand der Unterthanen***), wie anderseits mit Eingehen selbst auf die geringsten Kleinigkeiten des eigenen Haushaltes geregelt†), endlich sie durch eine damals völlig einzeln dastehende, aus Baronen, Prälaten und gewählten Abgeordneten zusammengesetzte wirkliche Volksvertretung gemäfsigt hatte††). Wichtiger sind für unseren Zweck seine geistige Stimmung und Bildung und die Ueberzeugungen und Bestrebungen, welche damit zusammenhiengen. Ihn zeichneten die edelsten Gaben des Geistes und Herzens und bedeutende Kenntnisse aus; er verstand Deutsch, Latein, Griechisch, Italienisch, Französisch, Arabisch; er war Dichter von solcher Eigenthümlichkeit und Gewandtheit, dafs er künstliche Versmafse und Weisen selbst erfand†††); in einem Zeitalter, in welchem die Naturbeobachtung fast gänzlich darniederlag, war er ein trefflicher und gelehrter Naturforscher*†), und wufste seine Forschungen zugleich

*) Vergl. z. B. de la litt. Allem. S. 105 [114].

**) In den Auszügen aus Fleury wird von ihm ziemlich gleichgültig gesprochen.

***) Von Raumer, HSt. Bd. III. S. 537. 497.

†) Ders. Bd. III. S. 554 f.

††) Ders. Bd. III. S. 515.

†††) Ders. Bd. III. S. 577.

*†) Ders. Bd. VI. S. 483. Bd. III. S. 570 f.

klar darzustellen. In seinen eigenen Staaten und im Morgenlande sammelte er Bücher jeder Art; und liefs aus dem Griechischen und dem Arabischen die Werke der Griechen, namentlich den Almagest und mehrere Schriften des Aristoteles, übersetzen, nicht blofs zu eigenem Gebrauch, sondern er theilte sie auch andern mit; er wollte, wie er selber sagt, seinen Unterthanen Gelegenheit geben sich zu unterrichten, damit sie der herrlichen Stütze der Wissenschaft vertrauend sich und die Ihrigen und das Vaterland besser schützten. Auch durch Gründung und Pflege von Unterrichtsanstalten suchte er Gelehrsamkeit und Erkenntnifs zu heben, und mit Recht hat daher vor kurzem ein kenntnifsreicher und scharfsinniger Redner der Universität*) sein Andenken an dem Gedächtnifstage des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm des Dritten erneuert. So bekämpfte er die Barbarei seines Jahrhunderts, den Aberglauben, den hartnäckigen Priestergeist, eines besseren Zeitalters würdig. Er liebte die Erkenntnifs um ihrer selbst willen und wegen ihrer Folgen; die Seele, sagt er, hellt sich auf und kräftigt sich durch die Wissenschaft, ohne welche das Leben des Menschen der Regel und der Freiheit entbehrt**). Sein eifriges Naturstudium scheint ihn zu der Ansicht geführt zu haben, welche der Papst ihm vorwirft, der Mensch dürfe nur glauben, was durch Kraft und Grund der Natur (*vi ac ratione naturae*) könne bewiesen werden***); hatte er in seiner ersten Jugend, dem Zeitgeiste folgend, strenge Ketzergesetze erlassen, so machte ihn dagegen später sein Denken, seine Erfahrung, Umgang und Freundschaft mit edlen Männern eines fremden Bekenntnisses duldsam, und wo er ohne Rückhalt sich aussprach, erreichen seine Aeufserungen genau den Grad der Rücksichtlosigkeit, durch welchen König Friedrich Anstofs gegeben hat. Mit des grofsen Kaisers Kampfe gegen die ihm feindlich gegenüberstehende geistliche Herrschaft läfst sich freilich des Königs blofs geistiger Kampf gegen dieselbe kaum vergleichen; aber im Verhältnifs zu der Geringfügigkeit der Reizungen und Anfeindungen, welche der König unter ganz anderen und kaum mehr schwierigen Umständen von

*) Hecker in der Rede vom 3. Aug. 1845.
**) Raumer Bd. III. S. 557 f.
***) Ders. Bd. IV. S. 35 f.

jener längst gebrochenen Macht erfuhr, erscheint seine Heftigkeit, Bitterkeit und satirische Laune gegen dieselbe sehr bedeutend. Wenn der Geschichtschreiber Kaisers Friedrich*) in ihm eine „fast beispiellose Verbindung des höchsten Ernstes, der gröfsten Strenge und Folgerechtheit mit der natürlichsten Heiterkeit und einem zu Lust und Scherz aller Art fähigen, überall geistreichen Gemüthe" findet, welches auch die Genüsse einer guten Tafel nicht verschmähte**); wer erkennt hier nicht das Ebenbild des grofsen Königs? Beide sind ebenso sehr geliebt und gehafst, gepriesen und geschmäht worden, von beiden hat man geurtheilt, hätten sie ihre Seele geliebt, wären ihnen wenige auf Erden gleich gewesen: beide hatten auch, wie alle Sterblichen, ihre Mängel und Gebrechen. Doch den uns nicht geziemenden Tadel des Königs mögen wir denen überlassen, welche sich durch Beruf oder Stellung oder durch ihr Herz dazu bevorrechtet finden; aber dafs die Fürsten, die ich verglichen habe, richtig verglichen worden, dafür bürgt schon die eine sichere Ueberlegung, dafs ebendieselben, welche den einen loben oder tadeln, auch den andern gleichmäfsig loben oder tadeln werden.

Das Verhältnifs, in welchem der hervorragende Geist zu seinem Zeitalter stehen kann, ist ein zwiefaches. Findet er das Zeitalter vorbereitet, so wird seiner eigenen Bewegung die Bewegung des Volksgeistes entsprechen; er wird die letztere ergreifen, sich an ihre Spitze stellen und des Erfolges gewifs sein. Ist sein Zeitalter noch unfähig ihm zu folgen, so ist er leider zu früh gekommen. Kaiser Friedrich war sichtbar seiner Zeit vorausgeeilt, und auch der König Friedrich hat von sich gesagt, er sei zu früh geboren worden; ja die meisten der grofsen Männer sind eben darum grofs, weil sie ihr Zeitalter überragen und überspringen: sie durchbrechen gewissermafsen die Schranken der Endlichkeit, drängen in sich Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft zusammen; sie sind der aus der Blüthe der alten, zum Staub zurückkehrenden Pflanze herausgereifte Saame für künftige Gewächse, wenn sie anders einen Boden finden, in welchem der Saame keimen, der Keim sich entwickeln kann. Sind sie aber ihrer Zeit

*) Raumer Bd. III. S. 568.
**) Ders. Bd. III. S. 573.

vorausgeschritten, so kommen sie nothwendig in Widerspruch mit ihr; ja es kann nicht fehlen, dafs sie in einigen Widerspruch sogar mit sich selber gerathen, weil sie den gegebenen Verhältnissen gemäfs handeln und diesen mehr oder weniger gegen ihre Ueberzeugung nachgeben müssen. König Friedrich erreichte einigermafsen sein Ziel, weil er nur ohnmächtige geistige Gegner hatte, weil er sich weise beschränkte, ein kluges Mafs und eine wohlthätige Mitte zu halten verstand; denn sein eigener Geist und seine Studien hatten ihn über das Mögliche und Unmögliche belehrt. Er wufste, dafs der Herrscher sich in seinen Planen für das menschliche Glück beschränken müsse, weil die ganze Vollkommenheit auf Erden sich nicht verwirklichen lasse*); er war durchdrungen von der Unmöglichkeit seinen Grundsätzen allgemeine Geltung zu verschaffen**). Der ewige Zwiespalt des Idealen und der Wirklichkeit, diese Klippe woran alle scheitern, die nicht bedenken, dafs das Ideal des Staates wohl aufgestellt, aber in der Erscheinung nicht erreicht werden kann, rückt nur im Laufe von Jahrtausenden, selbst wo der König ein Weiser und der Weise König ist, sehr allmälig und langsam seiner Lösung etwas näher, und zwar zuweilen in einem befremdlichen und paradoxen Gang menschlicher Dinge, welchen Kant***), der grofse Zeitgenosse des grofsen Königs, nicht ohne Beziehung auf den Grund, welcher von diesem gelegt worden, voraussschauend angedeutet hat.

*) Oeuvres posth. Bd. VI. S. 87 [Bd. IX. S. 210].

**) Namentlich in religiöser Beziehung, Oeuvres publ. du viv. de l'Auteur Bd. II. S. 304 [Bd. IX. S. 135 f.], Oeuvres posth. Bd. X. S. 18 [Bd. XXIII. S. 115], Bd. XII. S. 19 [Bd. XXV. S. 243].

***) Am Schlusse des Aufsatzes: Was ist Aufklärung?

XXVI.

Zur Begrüfsung des Herrn Trendelenburg als neu eingetretenen Mitgliedes der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Sitzung derselben zur Gedächtnifsfeier des Geburtstages Leibnizens am 1. Juli 1846.

Verehrter Herr!

Die Gesammtakademie sowohl als zunächst die philosophisch-historische Klasse hatte längst das Bedürfnifs erkannt, durch mehr als einen Vertreter der Philosophie sich zu verstärken, weil gerade für diese Wissenschaft, ungeachtet sie die Wissenschaft der Wissenschaften ist und die genannte Klasse von ihr die Hälfte ihres Namens trägt, unserer Gesellschaft ein einziges freilich sehr ruhmvolles Mitglied verbunden war. Dafs dieser hochberühmte Mann, schon ehe er seinen Wohnsitz in Berlin genommen hatte, von uns gewählt worden, dient zum Beweise, dafs die akademischen Wahlen seit geraumer Zeit speculative Geister wie Fichte, Solger und Hegel nicht mehr unberücksichtigt lassen, und Sie durften daher ohne Besorgnifs vor Anstofs an jene Ausschliefsung dreier Berliner Philosophen von der Akademie erinnern, während eine solche Erinnerung, die ich mir dennoch vorlängst schon erlaubt habe, früher leicht verletzen konnte. Sie haben jene Namen soeben in Verbindung mit der Betrachtung genannt, ein nachkommender könne die Leistungen, die er der Akademie zu bieten habe, leicht gering finden; für dasjenige, was Sie uns bieten, haben Sie vorzüglich auf die Geschichte der Philosophie hingewiesen, welche nicht mit dem Christenthum geschlossen sei, sondern sich fort und fort entwickele. Offenbar wäre es ein Mifsverständnifs, wenn ich dies so nähme, als ob Sie die speculative Philosophie, im Gegensatz gegen ihre Geschichte, von der Akademie ausschliefsen wollten, und es würde diese Auslegung einen Widerspruch in Ihren Worten voraussetzen, da Sie ja in diesem Falle die nicht gebilligte Zurücksetzung grofser Deutscher Philosophen

gerechtfertigt hätten: unter der Geschichte der Philosophie, die nicht mit dem Christenthume aufgehört habe, verstehen Sie, Ihre Worte sagen es deutlich, das Leben der Philosophie selbst, nicht die Erzählung von ihrem vergangenen Leben. Sind die einzelnen Wissenschaften Zweige akademischer Thätigkeit, und wurzeln alle einzelnen Wissenschaften in Empirie und Speculation zugleich, so darf auch letztere, darf ein begriffmäſsiges, Ideen suchendes Erkennen von den Akademien nicht ausgeschlossen werden, sondern ist vielmehr ein nothwendiges Gegengewicht gegen die historische und empirische Betrachtungsweise, vorausgesetzt es sei die Speculation nicht, um mir Ihren Ausdruck anzueignen, eine nationale oder gar nur eine persönliche Phantasie, was freilich leider von manchem Deutschen Philosophen gelten dürfte. Sie, verehrter Herr College, phantasiren nicht statt zu philosophiren; Sie werden sich also auch nicht durch eine hergebrachte Vorstellung davon abschrecken lassen, in der Akademie und für sie zu philosophiren, und die Geschichte der Philosophie, ich meine die Darstellung ihres Entwickelungsganges, um so weniger von der Behandlung der Philosophie selbst abtrennen, als ja auch jene selber zur Philosophie wird, wenn es ihr gelingt, jenen Entwickelungsgang, übereinstimmend mit den Ergebnissen historisch-kritischer Forschung, die uns von Ihnen nicht minder erwünscht sein wird, als den nothwendigen Gang des philosophischen Geistes zu begreifen. Und, wie mir scheint, bietet die Akademie einen bequemen Boden für die Philosophie, weil diese der völligen Freiheit des Erkennens bedarf, nirgends aber weniger als an dieser Stelle gefordert wird, das Philosophiren solle sich vorherbestimmten Vorstellungen anbequemen: denn die Akademie ist nach ihren Gesetzen, dem Palladium ihres Daseins, den allgemeinen Wissenschaften ohne besondern Lehrzweck gewidmet, und am wenigsten kann die Philosophie hier als eine Hülfswissenschaft der Theologie angesehen werden, welche mehr als irgend ein praktischer Lehrzweig seit lange der Akademie fremd gewesen; am wenigsten kann hier davon die Rede sein, nach der Richtschnur positiver Dogmen zu philosophiren. Wenn in dieser Beziehung unsere Ansichten sicherlich übereinstimmen, so giebt mir auch Ihre Aeuſserung, es sei eine Ehre einer wissenschaftlichen Körperschaft anzugehören, die es noch ganz ist, eine erwünschte Gelegenheit aus-

zusprechen, dafs ich Ihr Gefühl theilend in der akademischen Stellung Ehre, Befriedigung und Freude finde. Ja, die Akademie ist eine wissenschaftliche Körperschaft, die es noch ganz ist, ganz Körperschaft, ganz wissenschaftlich: denn unter dem Schutz erhabener Fürsten ist sie im Besitze der vollen einer Körperschaft gebührenden Freiheit und Unabhängigkeit, und unbekümmert um Gunst oder Ungunst, zugleich abgeneigt dem starren Zunftgeist und engherziger Abschliefsung, huldigt sie dem Wissen an sich in freier und freisinniger Bewegung, ohne welche die Erkenntnifs niemals gedeihen kann.

XXVII.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 8. Juli 1847.

Obwohl die Menschen zur Bezeichnung ihrer ursprünglichen Vorstellungen, welche in weiterer Entwickelung zu Begriffen bestimmt wurden, sich ebensowenig willkürliche und vertragsmäfsige Laute erfanden, als der ursprüngliche Staatsverband auf einem Gesellschaftsvertrage beruhte, so ist doch nichts willkürlicher und zufälliger als die Eigennamen oder diesen nahe stehende Benennungen; und wenn man aus den ursprünglichen Wörtern, falls sie bis auf den letzten Grund verstanden würden, wo nicht das Wesen der Sache, doch sicherlich die Ansicht erkennen müfste, aus welcher die Sache von den Sprachbildnern betrachtet worden, so würde man sich sehr täuschen, wenn man aus jener andern Art von Benennungen irgend einen Schlufs auf das Wesen dessen ziehen wollte, was damit bezeichnet wird. Auf diesem Gebiete waltet, wenigstens sehr oft, der Zufall so, dafs man das herrliche Werkzeug, mittelst dessen wir unsere Gedanken nicht etwa nur bezeichnen, sondern handhaben, fast geringschätzen möchte, wenn man sich nicht erinnerte, dafs die Namengebung, wie Platon bemerkt, eine Kunst sei, und dafs es wahre und falsche Kunst, also auch eine gute und wahre Namensetzung und ebenso eine schlechte und ungeschickte gebe. Nirgends vielleicht ist diese Zufälligkeit der Benennungen auffallender als in der Wissenschaft und zumeist in der Philosophie, welcher man doch zutrauen möchte, dafs sie ihre Benennungen aus ihren eigenen Begriffsbestimmungen entnehmen könne: dennoch hat die alte Philosophie sich zu grofsem Theile mit solchen Namen ihrer Hauptrichtungen und Sekten begnügt, welche von den allerzufälligsten Umständen entlehnt sind, wie akademische, peripatetische, kynische, stoische Philosophie. Auch erleben die Wörter in der Umbil-

dung der Dinge und Verhältnisse weitere Umwandelungen der Bedeutung, wodurch sie ganz von dem ursprünglichen Sinn abgelenkt werden; dies gilt besonders von sehr gangbar gewordenen Benennungen, namentlich von den Bezeichnungen öffentlicher Einrichtungen, die von einem Gebiete auf ein anderes übertragen ganz verschiedenes aussagen. Wer fände es glaublich, wenn es nicht gewifs wäre, dafs die edelste Frucht des dichterischen Geistes, das erhabenste Sprachkunstwerk, welches die höchsten Spannungen unserer Willenskräfte und den ganzen Schmerz des Lebens, die innersten Tiefen des menschlichen Herzens und den dunklen Gang der Weltschicksale enthüllt, einen Namen trägt, welcher ursprünglich nichts als einen Bocksgesang bedeutet? Was ist doch eine Liturgie im Sinne des alten Hellenischen Staates, die im Frieden die Blüthe der Künste, in der verderblichen Seeschlacht die rofsgleiche Schnelligkeit der Kriegsgaleeren entfaltete, ein ganz anderes als die kirchliche, die am Ende dennoch in jener die Wurzel ihrer Benennung hat? Und wie verschieden ist die politische, sich selbst bestimmende, vollkommen freie Ekklesia von der später so benannten, deren Bestand, obwohl sie als eine Gemeinschaft des Geistes eine gemeinsame innere Ueberzeugung voraussetzt, thatsächlich viele Jahrhunderte hindurch nur auf der Unterwerfung unter Meinung und Willen, nicht etwa blofs unter die überragende Vernunft, eines einzigen geistlichen Oberhauptes beruhte! Unter einer Universität verstehen wir jetzt die höchste Spitze der gelehrten Unterrichtsanstalten, und die Franzosen unter der Universität schlechthin den Inbegriff beinahe aller öffentlichen Schulen, weil nur im Gelehrtenwesen, in welchem die Lateinische Sprache sich geltend gemacht hat, dieses Wort Eingang und fortdauernde Anwendung fand, während seiner Grundbedeutung gemäfs jede andere gewerbliche Zunft oder gesetzliche Genossenschaft von Künstlern oder Handwerkern gleichen Anspruch auf diese vornehm scheinende Benennung hat. Das Wachs läfst sich in jede Form kneten; gleich gefügig läfst sich das Wort, die Form unserer Gedanken, mit wunderbarer Elasticität der gröfsten Ausdehnung und Zusammenpressung fähig, jeden, auch den entgegengesetzten Inhalt, welchen man hineinlegen will, geduldig gefallen, solange nur noch das geringste Gemeinschaftliche, die kleinste Spur der ursprünglichen Bedeutung, der entfernteste Anknüpfungs-

punkt an das frühere vorhanden ist; ja wer es, wie manche heutzutage, wohl versteht, im rechten Augenblicke ein tüchtiges Schlagwort in Umlauf zu setzen, welches unter dem Schein einer bestimmten Bedeutung so unbestimmt ist, dafs sich das verschiedenartigste darunter begreifen läfst, der kann, da die meisten Sterblichen Götzendiener der Worte sind, ohne die Sachen zu erwägen, blofs mit dem Worte herrschen und täuschen, erfreuen oder schrecken.

Diese gewissermafsen philologische Einleitung zu der mir obliegenden Eröffnung der heutigen Feier würde seltsamer sein als sie wirklich ist, wenn sie nicht, mit Ausnahme der letzten Nebenbemerkung, auf den Namen der hochansehnlichen Gesellschaft, welcher ich hier vorzusitzen die Ehre habe, eine sehr einleuchtende Anwendung hätte: dennoch würde ich, weil Namen nur Schatten der Dinge sind, mir nicht erlaubt haben, von blofsen Worten zu reden, wenn sich daran nicht wohl auch einige Wesenheit knüpfte. Von einem Heros Hekademos soll jener berühmte Ort bei Athen benannt worden sein, wo Platon mit seinen Schülern einen freien philosophischen Verkehr unterhielt, auch vor ihnen, wie sich vermuthen läfst, zusammenhängende Vorträge über speculative Gegenstände halten mochte; mit seinem Tode bildete sich daselbst eine gebundene Schule unter einem bestimmten erwählten Haupte, welche, obwohl ihre Lehre im Laufe der Zeiten und der Entwickelung vielfachen Wechsel erfuhr, in allen ihren Formen, als alte, mittlere, neue, ja noch als vierte und fünfte Akademie, doch für die Fortsetzung der ursprünglichen Richtung galt und in der speculativen und ethischen Philosophie des Platon wurzelte. Diese Schule wurde als Schule des Platonismus von Iulian zu Athen wiederhergestellt, und dauerte fort, bis Iustinians blinder Eifer die Hellenischen Philosophen nöthigte, ihre Zuflucht bei dem Perserkönig zu suchen. Der Verbreitung und Vertheidigung der Platonischen Philosophie, besonders in der Gestalt, welche sie durch die Neuplatoniker erhalten hatte, und vorzüglich der Bekanntmachung ihrer Quellen, war im funfzehnten Jahrhundert die unter dem Schutz und der Pflege der Mediceer gegründete Platonische Akademie zu Florenz als freie wissenschaftliche Verbindung gewidmet. Bis dahin ist der Name der Akademie seinem Ursprunge treu geblieben; denn bis dahin bezeichnete er

einen Verein von Philosophen, und zwar von solchen, deren Richtung speculativ und zwar Platonisch speculativ war oder wenigstens platonisirte. Ich übergehe minder berühmte Gesellschaften; nur im Vorbeigehen erwähne ich die Stiftung des Bernardino Telesio, die Akademie von Cosenza, die zwar der Naturphilosophie eine empirische Richtung gab, doch nichtsdestoweniger eine philosophische, und wenngleich nicht Platonisch, die erklärte Gegnerin der Peripatetiker war. Aber alle bedeutenden wissenschaftlichen Vereine, welche seit der unter Ludwig XIV. gestifteten Französischen Akademie, dem Hauptmuster aller folgenden, unter diesem Namen gegründet worden, haben nicht etwa blofs mit Platonischer, sondern fast durchgängig mit speculativer Philosophie überhaupt, wenig mehr gemein; letztere ist vielmehr den aus dem Mittelalter stammenden höheren Lehranstalten, den Universitäten, die mifsbräuchlich sich gleichfalls Akademien genannt haben, von der Scholastik her als unveräufserliches Erbtheil verblieben. Die Akademien sind vorzugsweise solche gelehrte Körperschaften geworden, in denen die mathematischen, physischen, geschichtlichen und philologischen, im Ganzen genommen die nicht speculativen, sondern gelehrten und empirischen Fächer des Wissens angebaut werden: diese sind, ausgenommen die Mathematik, welche von Platon besonders hochgeachtet und gefördert wurde, gerade diejenigen, welche der ursprünglichen Akademie am fernsten lagen, und vielmehr den Peripatetikern anheimfielen. Und immer mehr und mehr hat der Name der Akademie um sich gegriffen. Erwachte einer jener alten Besitzer der Athenischen Akademie, wie müfste er sich verwundern, wenn er die Akademien aller Wissenschaften und Künste, musikalische und philharmonische und Gesang- und Malerakademien, ja sogar landwirthschaftliche und Forst- und Handlungsakademien und wie viele andere Anstalten und Veranstaltungen mit diesem vielbeliebten Namen seines Gartens geschmückt fände! Wahrlich der Heros, oder wie ein Dichter ihn nennt, der Gott Hekademos, dem, als die Unsterblichen die Erde unter sich vertheilten, nur jenes an Oliven und Schatten reiche bescheidene Vorwerk vor dem Doppelthor Athens zufiel, wo die Platane zur Ulme flüsterte und musische Cikaden von den Zweigen herab zirpten, hat in der neuesten Zeit bedeutende Erwerbungen gemacht, und dem Hermes und seiner Verlobten Philologia, dem Apoll und

den Musen, ja selbst den Wald- und Feldgöttern sehr edle und sehr ansehnliche Besitzthümer abgewonnen.

Unsere Akademie der Wissenschaften hat den Heros Hekademos mit einem gröfsern und wesenhaftern, mit Leibniz vertauscht: diesem spendet sie, zwar nicht mit Fleischopfern und Gastmahlen, doch mit feierlicher und öffentlicher Begehung seines Gedächtnifstages in der That heroische Ehren. Und mit Recht: denn er umfafste alles, was eine Akademie nach heutigen Begriffen umfassen soll, und wohl noch etwas mehr; er war überhaupt eine ganz akademische Natur; er suchte, obgleich er aus Gründen des religiösen Bekenntnisses, weil er nicht zur katholischen Kirche übertreten mochte, als junger Mann die ihm angebotene Stelle in der noch neuen Pariser Akademie ablehnte, überall Akademien zu stiften, wo er sich dazu Einflufs genug zutraute oder geeigneten Boden dafür zu finden glaubte. Seine Vielseitigkeit, ja Allseitigkeit, bietet daher auch dem Betrachtenden unzählige Seiten dar; und wenn wir, die vorsitzenden Geschäftsführer der Akademie, uns darum nicht glücklich preisen möchten, dafs einer und derselbe nach wenigen Jahren immer wieder über dieselben grofsen Männer bei demselben wiederkehrenden Anlafs von Amtswegen und zwar vermöge eines Nebenamtes, welchem man nur einen geringeren Theil der Thätigkeit widmen kann, als Redner der Körperschaft sprechen mufs, wobei man fast unvermeidlich in Wiederholung früherer Gedanken geräth, vielleicht auch, weil die Begeisterung für den Gefeierten ihre Frische verloren hat, den Ton allmälig sinken läfst oder auch einmal in einen verdriefslichen verfällt: so scheint man bei diesem vielseitigen Gegenstande dieser Gefahr am wenigsten ausgesetzt zu sein. Aber es scheint nur: denn Leibniz freilich hat viele Seiten; aber der oft über ihn sprechen soll, hat sie nicht, und kann sie, selbst wenn er sehr grofse Geisteskräfte besäfse, nach dem heutigen Stande der Wissenschaften nicht haben: er wird also leicht wieder in das Herauswenden derselben Seiten verfallen, zumal an derselben Stelle und vor ohngefähr derselben Versammlung, wo nur allgemeine Betrachtungen erwartet werden, nicht aber etwa Darlegung einzelner Partien der Leibnizischen Lehren oder Erfindungen. Nichts liegt hier näher, als von Leibnizens akademischem Geiste, und vorzüglich von seinen Beziehungen zur hiesigen Akademie zu handeln, von

den Absichten, die er bei ihrer Stiftung gehabt, von dem Umfange, welchen er ihr gegeben, von den Gesichtspunkten, welche sie seinen Planen nach verfolgen sollte: nachdem ich aber bereits früher hiervon in weiterem Umfange gesprochen habe, beschränke ich mich heute darauf, zwei dahin gehörige einzelne Punkte zu erörtern, die den Bewegungen auch unserer Zeit nicht ferne liegen, das Verhältniſs der Akademie einerseits zur Philosophie, anderseits zum Christenthum nach der Ansicht dieses ihres Begründers. Vor nunmehr neunundzwanzig Jahren, also beinahe vor einem Menschenalter, gegen dessen Ablauf hin etwas aus der innern Geschichte der Akademie ohne Anstoſs wird erzählt werden können, wurde die Auflösung der damaligen philosophischen Klasse der Akademie, nach längerem Siechthum derselben, besonders auf Schleiermachers und ihrer andern wenig zahlreichen Mitglieder Betrieb in Antrag gebracht, weil man die Ueberzeugung gewonnen hatte, eine abgesonderte philosophische Abtheilung sei einer Akademie nicht recht angemessen, indem metaphysische Gegenstände sich weder zu einer gemeinsamen Bearbeitung, noch zu einer ersprieſslichen Besprechung eigneten, die philosophische Speculation folglich, als besondere wissenschaftliche Thätigkeit, unter allen am wenigsten der Unterstützung durch eine akademische Verbindung empfänglich und bedürftig sei, überdies aber die Philosophie allen Klassen gleichmäſsig einwohnen müsse, und mit Ausnahme des Metaphysischen alle anderen Zweige der Philosophie theils in der physikalischen, theils in der philologisch-historischen Klasse könnten abgehandelt werden. Die Sache der Philosophie, welche die Männer vom Fache aufgegeben zu haben schienen, wurde von einem hochgesinnten Staatsmanne in Schutz genommen, und jenen von diesem entgegnet, „gerade das philosophische Wissen, die eigentliche philosophische Speculation, müſsten in der Akademie ihre Stelle finden; sie eigneten sich nicht für die Universitäten; sie gediehen nur, wenn Männer sich ihnen ganz und ausschlieſslich, bloſs um der Sache willen hingeben könnten: eine solche Stellung könne nur die Akademie gewähren; in dieser könne zur Sprache gebracht und erörtert werden, was auſserdem aus Besorgniſs des Miſsverständnisses von gemeinem und beschränktem Standpunkt aus, nirgends zur Sprache kommen könne: man möchte seine Stimme nicht dazu geben, die philosophische Klasse

einer Akademie aufzuheben, deren erster Präsident Leibniz war, und es würde sich nicht rechtfertigen lassen, den wissenschaftlichen Werth der Philosophie an sich, ohne Hinneigung zu einem anderen Zweige der Wissenschaft, nicht anerkennen zu wollen. Deutschland insbesondere dürfe hierin dem Beispiel anderer Länder nicht folgen, die jenem dermalen in der richtigen Schätzung und in der Behandlung der Philosophie wohl nachständen; je härter die Philosophie in neuerer Zeit bedroht werde, je unrichtiger die Ansichten über dieselbe seien, desto wichtiger bleibe es, ihr eine eigene Stelle in der Akademie der Wissenschaften zu erhalten." Wahrlich bemerkenswerthe Worte und edle und hochherzige Gründe für die Beschützung der Philosophie! Doch der treffendste Grund für die Erhaltung der philosophischen Klasse, der durchdringendste, so recht auf das Herz gezielte Pfeilschufs, die Hinweisung auf Leibnizens Verhältnifs zu unserer Akademie, liefs sich ohne Mühe durch die Bemerkung abwenden, dafs in der alten Leibnizischen Einrichtung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, für welchen nichts weniger als philosophischen Verein auch der Name der Akademie geschickt vermieden war, eine Klasse der Philosophie gar nicht bestand, sondern nur eine für Naturwissenschaften mit Einschlufs der Arzneikunde, eine zweite für reine und angewandte Mathematik, eine dritte für die Deutsche, besonders Preufsische, weltliche und kirchliche Geschichte und die Deutsche Sprache, eine vierte für Litteratur, vorzüglich morgenländische, zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen: eine philosophische Klasse aber wurde erst unter Maupertuis im Jahre 1744 errichtet, und die beiden letzten der ehemaligen Klassen wurden damals zusammengeschmolzen, ohne dafs die morgenländische Litteratur und deren Verbindung mit dem Religiösen mehr erwähnt wurde: woraus man denn nicht mit Unrecht schlofs, „es scheine die speculative Philosophie ganz eigentlich als Gegensatz an die Stelle der früher gedachten Beziehung auf das Christenthum getreten zu sein". Wie kam es nun, dafs Leibniz der Philosoph von einer Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften die Philosophie ausschlofs? Glaubte auch er schon, dafs die philosophische Thätigkeit keine Gemeinschaft erlaube und Besprechung metaphysischer Gegenstände keinen Gewinn für das Erkennen gewähre, ungeach-

tet er mit so vielen Personen Briefe über philosophische Gegenstände wechselte, und ungeachtet das Zusammenphilosophiren beinahe so alt ist als das Philosophiren selbst, und besonders in der Platonischen Akademie, wenn auch unter einem hervorragenden Lenker, sehr bedeutend geübt wurde? Genügte es auch ihm, dafs der philosophische Geist sich in den besonderen Wissenschaften geltend mache? Oder glaubte er zu wenig Anklang bei seinen Gönnern für die speculative Philosophie zu finden, oder zu wenige philosophische Männer, um einen philosophischen Verein zu bilden? Diese Fragen, welche ich zum Theil bereits früher aufgeworfen habe, ohne sie beantworten zu können, erledige ich jetzt dadurch, dafs ich sie für überflüssig erkläre, weil sich die Ausschliefsung der Philosophie von der Leibnizischen Gesellschaft der Wissenschaften aus einem eigenthümlichen Gesichtspunkt begreifen zu lassen scheint, in welchem ein scharfsinniger und geistreicher Geschichtschreiber der neueren Philosophie Leibnizens Eifer für Stiftung von Akademien begründet findet, oder mit welchem dieser Eifer wenigstens genau zusammenhängt. Unser Heros hatte nämlich den Gedanken einer allgemeinen Wissenschaft, oder wie Erdmann sie zu nennen sich berechtigt findet, einer allgemeinen Wissenschaftslehre aufgefafst, von welcher er die gröfsten Erwartungen hegte. Ihre Aufgabe war ihm eine doppelte: die Anweisung das bereits erkannte zu prüfen und zu beurtheilen, und die Anweisung neue Erkenntnisse zu finden, und zwar aus Gegebenem: das Gegebene aber sind ihm theils Thatsachen oder zufällige Wahrheiten, theils ewige und nothwendige *a priori* erkennbare Wahrheiten; und um von letzteren zu schweigen, nimmt er bei den ersteren eine Stufenfolge der Bedeutsamkeit an, und setzt als die wichtigsten derselben gewisse Grundthatsachen, aus welchen andere mit Hülfe der richtigen Methode abgeleitet werden könnten: diese Grund- oder Hauptthatsachen müfsten gesammelt und Encyklopädien und Repertorien gebildet werden, in welchen die Quintessenz aller Entdeckungen enthalten sei, und die ganz den Nutzen der Logarithmentafeln gewähren würden, welche die Rechnung erleichterten. Solche thatsächliche Daten sollen mit einander verbundene Gelehrte zusammenbringen, um die Möglichkeit zu bewirken, dafs man ohne Zeitverlust weiter arbeite. Wenn ihm hierbei vorzüglich die Akademien vorschwebten, ohne dafs

wir freilich behaupten möchten, er habe nicht auch die Ermittelung einzelner neuer Thatsachen von ihren Mitgliedern erwartet, so bedurfte es für solche Gesellschaften freilich keiner Philosophen vom Fache, er müfste denn auch das Zusammenbringen der ewigen Wahrheiten oder reinen Vernunfterkenntnisse auf ähnliche Weise haben bewerkstelligen wollen, was er gewifs mit grofsem Rechte nicht wollte. Es scheint vielmehr, es sollte auf die angegebene Weise durch gelehrte Vereine dem aufserhalb stehenden Philosophen nur der nöthige empirische Stoff geliefert werden. Ob aber dieses Project (denn etwas von Projectenmacherei, wozu jenes Zeitalter eine gewisse Neigung hatte, kömmt bei Leibniz öfter zum Vorschein und war ihm bisweilen nothwendig, um die Grofsen zu gewinnen), ob dieses Project, sage ich, einen wissenschaftlichen Erfolg von Bedeutung hätte haben können, möchte ich bezweifeln. Es sind seit Leibniz genug Encyklopädien und Repertorien erschienen; aber schwerlich sind sie zu solchen Logarithmentafeln geworden, welche den wissenschaftlichen Gang abkürzten: gesetzt auch, die Encyklopädien hätten die gröfste Vollkommenheit, so kann der Forscher in bedeutenden Dingen doch niemals leicht gerade da anknüpfen, wo jene abschliefsen, sondern mufs in der Regel den ganzen Weg, welchen die Untersuchung genommen hat, wieder durchmessen, das Gefundene noch einmal selbständig in sich erzeugen; nicht aber kann er, ohne das frühere in sein Fleisch und Blut verwandelt zu haben, und insbesondere ohne es im Zusammenhange der ganzen Wissenschaft zu erkennen, der nur durch langwierige und umfassende Studien gewonnen wird, von gegebenen Prämissen ausgehen: die Speculationen der Philosophen selbst, inwiefern sie sich auf Thatsächliches beziehen, leiden häufig gerade daran, dafs letztere das Empirische nicht auf die angegebene Weise durch eindringende Forschung gewonnen, sondern nur lemmatisch von den Forschern empfangen und folglich unvollkommen kennen gelernt haben. Mag Leibniz, welchem dies gewifs nicht verborgen blieb, im Stande gewesen sein, Ergebnisse, die in solchen Repertorien niedergelegt wären, zu gebrauchen, um damit, wie er es nennt, weiter zu rechnen; so dürften doch die meisten dies nicht vermögen, oder auf diesem Wege sehr falsche Rechnungen anlegen. Auch hat die Zeit, aller Dinge sicherste Prüferin, eine solche Bestimmung wissenschaftlicher

Vereine nicht gerechtfertigt: weit entfernt dafs letztere Encyklopädien und Repertorien ausgearbeitet hätten, haben sie sich vielmehr gerade auf das Entgegengesetzte, auf das Monographische geworfen, einzelne Punkte ins klare Licht gesetzt, durch einzelne Untersuchungen den Fortgang der Wissenschaften gefördert, und dadurch gewifs mehr gewirkt, als durch Anfertigung von Repertorien zu wirken möglich gewesen wäre; ja man dürfte heutzutage ziemlich darüber einig sein, dafs Encyklopädien mit wenigen Ausnahmen die Wissenschaft selbst nicht erweitern oder auch nur für ihre Erweiterung eine Grundlage bilden, sondern vorzugsweise die Wissenschaft nur in weiteren Kreisen verbreiten, dadurch aber auch sehr leicht verflachen. Die einzelnen Akademiker könnten freilich lebendige Encyklopädien sein, wie Leibniz selber eine ganze Akademie und eine Encyklopädie der Encyklopädien war; aber dazu bedürften sie einer noch gröfsern Mufse und Geschäftlosigkeit als er hatte, und die Akademien einer Ausstattung, wie sie nicht zu erwarten, ja aus vielen Ursachen auch gar nicht zu verlangen ist.

Leibniz hatte, wie gesagt, einen Theil der Akademie auf die Behandlung der Kirchengeschichte und insbesondere auf die Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen berechnet: es scheint, ein theologisch-philosophischer Mann der ersten Gröfse habe es Friedrich dem Grofsen oder dem Hrn. v. Maupertuis versteckter Weise zum Vorwurf gemacht, an die Stelle des Christenthums die Philosophie gesetzt zu haben, obwohl ebenderselbe scharfe und tiefe Denker sonst meistentheils nicht eben besonders gut auf Leibniz zu sprechen war. Leibnizens lebhafte Theilnahme an allem Kirchlichen, also auch an Kirchen- und Dogmengeschichte, ist bekannt; was aber den andern soeben von mir hervorgehobenen Punkt betrifft, so wünschte er ohne Zweifel die Verbreitung des Christenthums um ihrer selbst willen, und zugleich weil er von den in neuester Zeit häufig angefochtenen und allerdings den Zweck nicht immer erreichenden Missionen und Bekehrungsanstalten die Herstellung eines menschlichern und sittlichern Zustandes unter den Heiden und eine Bereicherung der Wissenschaften erwartete. Heutzutage erscheint die Anknüpfung akademischer Thätigkeit an Missionen und Bekehrungen so befremdlich, dafs wir eingestehen müssen, diese Leibnizische Ansicht sei durch

die Zeit nicht bewährt worden; und einigen Antheil daran, dafs er der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften diese Nebenbestimmung gab, möchte wohl seine aufserordentliche Geschicklichkeit haben, sich anderer Neigungen und Vorstellungen anzubequemen. Keiner empirischen Wissenschaft verzeiht man, soviel ich weifs, die Accommodation an Vorstellungen, die aufser der Wissenschaft liegen; die Philosophen ha'en sie nicht selten sich erlaubt: ja der Name der Christlichen Philosophie, eine Benennung, die übrigens, wenn ich nicht irre, unserem Leibniz noch nicht geläufig war, und obgleich er mehr als irgend ein neuerer Philosoph sich mit Bekenntnifsfragen beschäftigte, aufser seinem Gesichtskreise lag, dieser Name deutet einigermafsen auf eine ziemlich häufige Anbequemung des Philosophirens. Ich habe von ihm, wie er von Descartes, nicht zu seiner Unehre die Meinung, dafs es ihm nicht mit allem vollkommen Ernst gewesen; aber auch wo es Ernst ist, hat das Vermitteln sehr oft die gröfsten Schwierigkeiten, und wo er die Theologie anrührt, dürfte es ihm nicht immer gelungen sein. Leibniz stand auf der Höhe idealer Speculation, um von da aus das Weltall in allen seinen Erscheinungen zu durchdringen und in seiner Uebereinstimmung zu durchschauen: die höchste Spitze aller Speculation ist die philosophische Theologie, in welcher auch die unbedingte Harmonie wird erkannt werden müssen; die vermittelnden Wesen zwischen Gott und den Erscheinungen sind dem Platon die Ideen, dem Leibniz die Monaden, auf die er, wie Lacroze gegen ihn selbst behauptete, durch Jordano Bruno scheint geleitet worden zu sein. Um sich vor dem Spinozismus zu retten, setzt er selbständige Monaden; aber wo er in seinen ontologischen Untersuchungen auf den Gottesbegriff kommt, verlieren die Monaden ihre Selbständigkeit und werden zu Fulgurationen oder Ausstrahlungen Gottes, und er fällt gerade in den verrufenen Spinozismus zurück. So ist ihm denn in der speculativen Theologie die wichtigste Vermittelung nicht gelungen. Noch schwerer mufste es für denjenigen, welcher es gewagt hat, die universale Harmonie Gott zu nennen, bei folgerichtigem Denken werden, die Philosophie mit der kirchlichen Theologie zu vermitteln. Geschickt ergriff er den Ausweg, beide nur neben einander zu stellen, zu sagen, dafs das Dogma der Philosophie nicht widerspreche, die Philosophie die Möglichkeit

des Dogma's, aber nicht dessen Wahrheit beweisen könne. Aber eben um diese Möglichkeit zu beweisen, opferte er die Folgerichtigkeit seines Systems auf. Bereits früh, im Jahr 1673*), hatte er geglaubt, die Möglichkeit der realen Gegenwart des Körpers Christi im Abendmahl, ja sogar der Transsubstantiation erweisen zu können; da ihm aber der Raum nichts wirkliches ist und die Körper nur Erscheinungen sind, wurde er gerade in Bezug auf diese reale Gegenwart ins Gedränge gebracht, weil ja unter seinen Voraussetzungen, wie man ihm einwandte, auch Christi Leib nur eine Erscheinung sein würde, und so gerieth er, offenbar von andern getrieben oder veranlafst, zum Vereinigen und Vermitteln wie geschaffen so stets geneigt, im besten oder auch schlimmsten Falle sich allmälig selbst überredend, später darauf, das mit seinem Idealismus unverträgliche sogenannte substantiale Band zu erfinden, vermöge dessen der Körper eine Einheit durch sich und mehr als eine Erscheinung werden sollte. Hierbei, dünkt mich, habe er doch das gethan, wovon ich ihn früher mit Lessing freisprechen wollte, er habe seine Lehre dem Dogma anbequemt. Endlich kann ich es wohl dem Urtheil eines jeden überlassen, ob die berührte, damals vielleicht zeitgemäfse Verbindung eines an sich gewifs ernstlich und wohl gemeinten, auch in vielen Fällen erspriefslichen Zweckes mit der Gesellschaft der Wissenschaften, zu dem Wesen einer Akademie passe: denn nach unseren Begriffen hält eine solche nicht wie unter Ludwig XIV. auf ein ausschliefsendes Glaubensbekenntnifs, sondern unsere Akademie ist, was selbst unter Friedrich dem Grofsen noch ohne Beispiel war, ungeachtet schon früher in einer zu religiösen Kämpfen aufgelegtern Zeit ein protestantischer Kurfürst dem edlen, oder nach Fr. H. Jacobi's und Schleiermachers Ausdruck, dem heiligen Spinoza eine Professur an einer Universität angeboten hatte, unsere Akademie ist, sage ich, jetzo thatsächlich Gelehrten jedes Bekenntnisses zugänglich; sie hat es sich schon vor fünf Jahren zur Ehre gerechnet, einen ausgezeichneten Mann Mosaischer Religion zu ihrem ordentlichen Mitgliede zu wählen: ein Beweis, dafs sie auch in den Ansichten, welche das Zeitalter bewegen, etwas weiter vorgeschritten ist, als manche glauben machen wollen. Ich kann es

*) Sogar noch früher; s. oben S. 314. Anm.

also auch der Entscheidung eines jeden anheimstellen, ob jene von Leibniz beliebte Verbindung zu seinen glücklichen Vermittelungsversuchen zu rechnen, oder eine unter Umständen gefährliche Vermengung verschiedenartiger Gebiete und Standpunkte sei, und ob Friedrich der Grofse und der Präsident Maupertuis oder Leibniz für die Sache selbst und ohne Rücksicht auf besondere Verhältnisse das richtigere getroffen habe. Sollte es aber jemand unpassend finden, wenn ich einmal eine Seite des wundervollen Gegenstandes herausgekehrt habe, die uns minder anspricht, so habe ich nicht nur einen nachahmungswürdigen Vorgänger dafür an dieser Stelle selbst gehabt, sondern finde es auch anständiger selber zu denken, als immer nur das unbedingte Lob des grofsen Meisters zu verkünden. Ich kann und will es nicht verhehlen, dafs meine Ansichten in dieser Beziehung nur mit denen des grofsen Königs übereinstimmen, und ich habe mich bereits bei anderer Gelegenheit dahin erklärt, „wie mir scheine, biete die Akademie einen bequemen Boden für die Philosophie, weil diese der vollen Freiheit des Erkennens bedürfe, nirgends aber weniger als an dieser Stelle gefordert werde, das Philosophiren solle sich vorherbestimmten Vorstellungen anbequemen: denn die Akademie sei nach ihren Gesetzen, dem Palladium ihres Daseins, den allgemeinen Wissenschaften ohne besondern Lehrzweck gewidmet, und am wenigsten könne die Philosophie hier, als eine Hülfswissenschaft der Theologie angesehen werden, welche mehr als irgend ein praktischer Lehrzweig seit lange der Akademie fremd gewesen; am wenigsten könne hier davon die Rede sein, nach der Richtschnur positiver Dogmen zu philosophiren.“ Diese und die ganze wissenschaftliche Freiheit nimmt die Akademie für sich in Anspruch, und sie ist ihr, soweit ich aus eigener Erfahrung darüber urtheilen kann, weder jemals bestritten, noch jemals von ihr preisgegeben worden.

XXVIII.

Zur Begrüfsung des Herrn Dieterici als neu eingetretenen Mitgliedes der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Sitzung derselben zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 8. Juli 1847.

In meiner Eigenschaft als Sekretar der philosophisch-historischen Klasse der Akademie, und zwar für jetzt als einziger Sekretar derselben, habe ich Sie, geehrtester Herr College, heute als unser neues Mitglied zu begrüfsen. Solche Begrüfsung ist ein kurzes und nicht lästiges, sie ist ein erfreuliches Geschäft; doch bin ich dafür nicht der würdigste: berufener dazu war mein vieljähriger Freund und einträchtiger Genosse im Sekretariat, dessen Studien den Ihrigen näher liegen. Sie haben auseinandergesetzt, dafs aus dem Schoofse der Akademie grofse und weithin anregende Leistungen auf dem Gebiete der Statistik hervorgegangen sind: indefs ist dies zumeist zufällig, weil dasjenige, was Mitglieder der Akademie leisten, noch nicht gerade in und von der Akademie geleistet wird; die Namen eines Leibniz und Alex. v. Humboldt zieren die Akademie, aber sie gehören der ganzen Welt an. Erst seit kurzem ist es nicht mehr als ein blofs zufälliges anzusehen, wenn die Statistik von der Akademie aus gefördert wird; sie hat es in der letzten Zeit als ein wesentliches Bedürfnifs ihres wissenschaftlichen Vereines erkannt, einen Vertreter der Statistik in ihrer Mitte zu haben; sie hat für einen solchen eine eigene Stelle bestimmt, und seit unser würdiger Hoffmann von Alter und Krankheit geschwächt diese nicht mehr ausfüllen kann, sind Sie hier wie anderwärts sein natürlicher und zunächst berechtigter Nachfolger. Die Akademie umfafst alle diejenigen Wissenschaften, welche nicht blofs praktisch oder positiv sind, das heifst in Wahrheit alle Wissenschaft: denn das Praktische ist blofs die Anwendung des Wissens im Handeln, nicht ein Wissen selbst; und wo die Macht des Positiven anfängt, da endet die Kraft der Erkennt-

nifs. Das Wissen ist theils auf die Natur, theils auf den Geist und seine Entwickelung in der Geschichte des Menschengeschlechtes gerichtet; es strebt auf beiden Hauptgebieten die Gesetze, die unsterbliche Harmonie der Vernunft zu erkennen. Die Gesetze der Natur sind unwandelbar und in ewigen Fesseln gebunden; der Geist entfaltet sich frei, aber seine höchste Freiheit ist der höchsten Nothwendigkeit gleich, und wie auch die Formen des Staates, in welchem als dem allumfassenden Organismus der Gesellschaft sich die geistige Entwickelung bewegt, sich verändern und umgestalten mögen, haben doch auch alle staatlichen Verhältnisse eine mehr als positive Gesetzmäfsigkeit, die seit Jahrtausenden erkannt ist, seitdem man erkannte, was später die Praktiker vergessen oder verdunkelt haben, dafs die Politik ein Theil der Ethik ist. Aber zwischen der Natur an sich und den reinen Werken des Geistes liegt noch ein drittes, welches scheinbar zufällig und regellos, der Zurückführung auf Gesetze und also auf wissenschaftliche Erkenntnifs am meisten zu spotten schien und daher meistentheils unbewufster und instinktmäfsiger Ausübung überlassen blieb, ich meine, um es mit einem allgemeinen und gangbaren Worte zu bezeichnen, die sogenannten materiellen Interessen, welche darum einen Uebergang von dem Natürlichen zum Geistigen und eine Vermittelung beider bilden, weil in ihnen die Natur zu dem menschlichen und staatlichen Zweck benutzt und gewissermafsen zum Ethischen erhoben erscheint. Diese sind der Gegenstand der Lehre vom Staatshaushalt und eines grofsen Theiles der Statistik, welche jener die sichersten Grundlagen liefert. Der Mensch, dem ewigen Gott gegenüber schwach und nichtig, aber von allem Sterblichen das gewaltigste, hat sich seit undenklichen Zeiten die Natur unterworfen; ihre stärksten und wildesten Mächte werden von ihm gelenkt und geleitet, wie ein Knabe das kühne Rofs am kleinen Zügel lenkt: aber wie alle diese natürlichen Elemente zur vollen Harmonie des bürgerlichen Lebens zu ordnen und zu verflechten sind, und welchen Gesetzen sie im Haushalt des Volkes und des Staates folgen, ist erst später als die geistigeren Gesetze der Politik wissenschaftlich und kunstmäfsig zu ergründen versucht worden. Und doch, wie kann sich ein Volk politisch und geistig heben und auf seiner Höhe erhalten, wenn es des Wohlstandes durch Vernachlässigung oder ver-

kehrte Benutzung der Hülfsmittel desselben verlustig geht? Damit dieses nicht geschehe, dazu bedarf es der Wissenschaften, denen Ihre Mufse gewidmet ist; und hat sich die Wissenschaft dieser Gegenstände bemächtigt, so ist auch wieder nicht zu besorgen, dafs Staat und Volk in dem Materiellen versinken und untergehen, oder die Pflege des Geistigen und dessen, was dem Geiste den höchsten Aufschwung giebt, der freien Entwickelung der Vernunft versäumen werden, ohne welche alle irdischen Güter nicht nur werthlos sind, sondern auch bald selber verloren gehen würden, und welche eben defshalb in einem höhern Sinne der materiellste Gewinn für ein Volk ist. In diesem Sinne, ich bin dessen gewifs, fassen Sie die Aufgabe Ihres Lebens; und darum sind Sie mir, darum uns allen, willkommen an dieser Stätte!

XXIX.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Grofsen am 25. Januar 1849.

Die heutige Festfeier gilt einem Manne von weltgeschichtlicher Gröfse, einem Helden und Feldherrn, der einem Alexander und Cäsar ohne Schmeichelei vergleichbar ist, an den von späteren nur der eine Napoleon in Thatkraft heranreicht; einem Manne, der im Frieden gleich grofs wie im Kriege, als wahrer Staatskünstler seinem Lande trotz aller durch langwierige Kämpfe herbeigeführten Erschöpfung Wohlstand und Blüthe und eine Europäische Bedeutung erwarb; einem Manne, der neben kriegerischer und politischer Thätigkeit dennoch der Kunst und Wissenschaft so viele Mufse widmete, dafs wir uns nicht scheuen dürfen, ihn eher einen Weisen und Gelehrten als einen Liebhaber der Weisheit und Gelehrsamkeit zu nennen: seinen Ehrentag, welcher verdiente von dem ganzen Lande begangen zu werden, begeht hier eine Gesellschaft, deren zweiter und wirksamerer Stifter er war, und die von ihm als erste wissenschaftliche Gemeinschaft dieses Reiches hingestellt, von ihm mit besonderer Neigung gepflegt und geehrt worden ist. Wenn ein weltgeschichtlicher Ruhm durch ein solches Ehrenfest ebenso wenig oder noch weniger als durch irgend ein anschauliches Denkmal erhöht werden kann, so liegt des Festes Bedeutung nur in der dankbaren Erinnerung an die Verdienste des Gefeierten, in der freudigen Anerkennung derselben und in der Stärkung und Kräftigung, welche die Gegenwart aus der Vergangenheit, die Enkel aus dem Gedächtnifs der Vorfahren schöpfen wollen: die Spätern widmen um ihrer selbst willen ihren grofsen Ahnen Feste und Denkmäler, ehren sich selber in der Ehre, welche sie erhabenen Geistern der Vorwelt erweisen; sie legen ein Zeugnifs ab davon, dafs sie die Gröfse zu schätzen wis-

sen, dafs sie in erkenntlichem Herzen fühlen, wie die Kinder den Eltern Dank schulden, so seien im Staate und Volke die Nachkommen denen verpflichtet, welche früher Staat und Volk gehoben haben; sie legen damit ein Gelübde der Treue ab, zu folgen dem Beispiele der Vorfahren und nach Kräften und je nach eines jeglichen Stellung für des Vaterlandes Wohlfahrt und Ehre wirken zu wollen. Dieses edle Gefühl ist in edlen Völkern niemals ganz erloschen; es wurzeln darin selbst noch andere Dinge als Bildsäulen und Festlichkeiten: man hat sogar in den Nachkommen, auch wenn sie nicht mehr persönlich ausgezeichnet waren, die Verdienste der Vorfahren geehrt; wie einst die Athener dem verdienstlosen Sohne des Aristides hohe Begünstigungen zuerkannten und die weltherrschenden Römer den Athenern um der Altvordern willen verziehen. Noch vor kurzem hat dieses Gefühl auch bei den Deutschen in dem neu erwachten Eifer für Errichtung von Denkmälern, bis zu Hermann dem Cherusker hinauf, und für Ehrenstiftungen aller Art lebhaft sich bethätigt. Und wehe dem Volke, welches im Drange des Fortschrittes seine frühere Geschichte verläugnen wollte! Wir sind jetzt soweit gekommen, dafs niemand mehr daran denken kann, blofs in der Erinnerung an die Vorwelt zu leben, nur immer rückwärts zu blicken und den früheren Zustand mumienartig bewahren zu wollen: wir wissen, dafs wir selbst handeln und hervorbringen, Eigenthümliches und Neues gestalten müssen, wie es der weltgeschichtliche Gang erfordert, und dafs im Leben der Menschen und des Staates nichts wird, wenn man nichts thut, sondern nur immer warten will, bis sich etwas von selber mache: denn die menschlichen Zustände wachsen nicht wie die Naturgebilde unwillkürlich, sondern wollen durch Handlungen geschaffen sein: aber wenn wir vorwärts streben, dürfen wir nicht soweit kommen, dafs wir, wie einer gesagt hat, ganz mit der Vergangenheit brechen. Ein Römer würde dieses Ansinnen vatermörderisch genannt haben; wer es stellt, vergifst, dafs die Gegenwart ein Kind der Vergangenheit ist, dafs wir von unsern Eltern erzeugt, nicht von der Eiche und vom Stein entsprossen sind: er mufs mit ruchloser Hand die Gräber seiner Vorfahren zerstören, damit er als ursprünglich erdgeborner erscheine. Undankbarkeit ist ein sicheres Kennzeichen einer unedlen Natur.

Nicht mit Unrecht mag es auffallend scheinen, wenn ich die

Gedächtnifsfeier des grössten Mannes seines Jahrhunderts, des glänzendsten Gestirns in der Geschichte Preufsens, mit dieser Einleitung gleichsam entschuldige oder wenigstens erst begründe, und zwar in einer Versammlung, welche ihm ihr Dasein verdankt, und zumal da, soviel bekannt, noch niemand diese oft wiederholte Feier unberechtigt gefunden hat. Ich gestehe also offen, es ist vielleicht eine trübsinnige und falsche Ansicht, die mich hierzu gestimmt hat. Das entbrannte Freiheitsgefühl, der rasche Flügelschlag einer neuen staatlichen Entwickelung, scheint stumpf und unempfänglich zu machen für die Bewunderung einer Gröfse, die unter ganz anderen Verhältnissen und mit ganz anderen Mitteln sich erhoben hat, als welche der gegenwärtigen Stimmung der Geister und den gegenwärtigen Umständen zusagen möchten, und die ganz anderes geschaffen hat, als was wir jetzo wollen. Der Augenblick scheint nicht günstig, um einen unumschränkten Herrscher zu preisen. Gerade heraus gesagt, ich stelle mir vor, es giebt jetzt nicht wenige, von welchen man etwa folgendes hören dürfte: „Der Mann, welchen ihr feiert, ist allerdings ein grofser Mann gewesen, wie Alexander und Cäsar und Napoleon; aber er ist eben wie diese doch auch nur ein Tyrann gewesen, und noch dazu ein Undeutscher über Deutsche: und ob die Akademie seinen Ehrentag begeht oder nicht, ist sehr gleichgültig; denn die Akademien sind auch nur Stiftungen der Fürsten und Anhängsel der Höfe, stehen nicht auf der Höhe der Zeitbildung und passen nicht zu dem Zeitgeiste, der alle Bevorzugung verwirft und allen gleiche Berechtigung zutheilt: ihr aber wollt besonders auserlesene sein, und seid nicht einmal durch eine gröfsere Wahlversammlung erlesen, sondern ergänzt euch selber: euch erkennen wir gar nicht an." Unfähig, wie ich bin, die Thaten und Verdienste des grofsen Königs, von denen die Welt erfüllt ist, in dem geringen Umfange einer akademischen Einleitungsrede gedrängt und doch nicht ganz unwürdig darzustellen, und auch nicht gesonnen, mich von dem Gegenstande der Feier zu entfernen und etwa aus Furcht vor der Wirklichkeit des Lebens auf das ideale Gebiet der Wissenschaft hinüber zu flüchten, schien es mir, so gern ich auch das Politische hier vermiede, dem gegenwärtigen Zeitpunkte am angemessensten, gerade auf das einzugehen, was ich soeben andern in den Mund gelegt habe. Wie jeder grofse Mann unter seinen Zeitgenossen

und bei der Nachwelt Gegner und Feinde hat, so ist gegen Friedrich vorzüglich dreierlei geltend gemacht worden, sein Verhalten zur Religion, sein Verhalten zum Volksthümlichen und seine Ausübung der unumschränkten Macht. Die beiden ersteren Punkte sind so vielfältig besprochen, dafs ich sie nur im Vorbeigehen berühre. Friedrich war kein dogmatischer Christ wie seine Vorfahren, aber er war auch nicht, wofür er verschrieen worden, ein Gottesverächter: er hatte die Religion des Menschen und des Philosophen, und erhielt sich im Gewühle des beweglichsten und arglistigsten Staatslebens mehr Herz und Gemüth und Mitgefühl, als die meisten in ähnlichen Verhältnissen, und das ist auch eine Religion; gegen alle positive Religion war er als Privatmann und Herrscher soweit gleichgültig als der Staat selber es jetzo ist, und doch nicht ganz unempfänglich für die Erhebung, in welche das andächtige Gemüth durch die kirchliche Gottesverehrung versetzt wird. Gewifs hat seine Abwendung von dem Religiösen nicht die Stufe derer erreicht, die jetzt mit gigantischer Auflehnung alle Scheu vor einem höheren sittlichen Wesen aus ihrem und ihrer Jünger Herzen verbannen und den Namen Gottes selbst vertilgen möchten, um die Menschheit auf ihre eigene Kraft zu gründen und wie sie meinen die Freiheit zu befestigen. Dieser Vorwurf, der ihn am stärksten traf, dürfte daher für verstummt gelten können, oder nur noch von einer kleinen Partei wider ihn erhoben werden. Ebenso kurz fasse ich mich über die zweite Anklage. Friedrich hat das Französische nicht in der Art geliebt, dafs er den Vortheil der Deutschen fremdem Vortheil geopfert hätte; nicht so, dafs er Französische Gesinnungen, Sitten, Einrichtungen aus Nachahmungssucht seinem Lande hätte einimpfen wollen: er suchte Bildung, und fand sie zunächst in der Französischen Litteratur, eignete sich diese Sprache an, die damals die Sprache des gröfseren Theiles der Gebildeten war, und konnte, als während seiner Regierung die Deutsche Sprache ihre Ausbildung erhalten hatte, sich nicht mehr umformen und an den neueren Fortschritten des Vaterländischen theilnehmen, die er erst ahnete als davon schon vieles erfüllt war. Wie könnte man auch wünschen, er hätte sich statt des Französischen der ungebildeten Deutschen Zunge bedient, wie er ihrer mächtig war? Liebte er auch Französischen Umgang und zog Französische Gelehrte in die Hauptstadt,

so bezweckte er nicht sein Land Französisch zu machen, sondern Bildung und Wissenschaft zu geniefsen und zu verbreiten: vernachlässigte er darüber Deutsche Gelehrte, so will ich dies nicht entschuldigen, zweifle jedoch, dafs diejenigen Deutschen Gelehrten, welche vermöge ihres Geistes für ein engeres Verhältnifs zu ihm wären geeignet gewesen, sich würden zu der Abhängigkeit bequemt haben, in welche sich ein Marquis d'Argens begab. Doch ich komme auf seine unumschränkte Herrschaft. Wenn ich die Benennung „Tyrann" in Bezug auf ihn habe gebrauchen lassen, so versteht es sich von selbst, dafs diese in meinem Sinn keinen sittlichen Tadel der Handlungsweise enthält, sondern in dem ursprünglichen politischen Begriff genommen ist, und nur die Herrschaft nach Willkür, im Gegensatze gegen die nach dem Gesetz bezeichnen soll, also gar nicht den Inhalt der Handlungen, sondern nur die Form betrifft. Es liegt sowenig Beleidigendes in diesem Ausdruck, dafs Pindar in einem an Hieron den Fürsten von Syrakus gerichteten Liede diesen selber ohne Bedenken einen Tyrannen nennt, wenn er sagt: „Dir folgt der Glückseligkeit Loos; denn dem volkbeherrschenden Tyrannen leuchtet, wenn je einem der Menschen, das grofse Geschick." Solange das politische Bewufstsein in einem Volke noch nicht entwickelt ist, findet jener Unterschied zwischen willkürlicher und gesetzlicher Herrschaft noch nicht statt, und es ist daher selbst der Name eines Tyrannen damals unbekannt gewesen; das Königthum war ein patriarchalisches mit dem Willen der Beherrschten, und der König herrschte als das lebendige Gesetz nach der Aehnlichkeit der väterlichen Gewalt, womit ein sehr natürlicher Glauben ein göttliches Recht, ja ursprünglich sogar göttliche Abstammung und das dem Gottentsprossenen und dem Patriarchen zuständige höchste Priesterthum verband: nicht als ob das Königthum nothwendig aus der vom Hausvater durch die Erstgeburt übergegangenen väterlichen Gewalt mittelst Erweiterung der Familie zum Volkstamm fortgepflanzt sei, sondern weil die Völker es nöthig gefunden haben, Einem jene väterliche Gewalt zu übertragen, um wie Friedrich selber lehrt*), zu ihrer Ruhe und Erhaltung Richter für die Entscheidung ihrer Streitigkeiten, Vertheidiger gegen den Feind, Obermachthaber zur Ver-

*) Antimach. Bd. VIII. S. 65 der neuen Ausg.

einigung ihrer verschiedenen Vortheile in Einen gemeinsamen Vortheil zu haben. Sobald aber das politische Bewufstsein erwacht ist, tritt ein Unterschied ein zwischen dem Herrscher nach Willkür und dem Herrscher oder König nach dem Gesetz, wie ihn schon Aristoteles benennt; ja erst alsdann kann von einem gesetzmäfsigen oder nicht gesetzmäfsigen Herrscher die Rede sein, weil in dem Zustande der patriarchalischen Herrschaft der Staat nur eine gröfsere Familie ist und in der Familie nur Sitte und Herkommen gilt, nicht Abmessung von Rechten nach einem Gesetz. Dafs nun mit politischem Bewufstsein die unbeschränkte oder willkürliche Gewalt über alles im Staate, mit Ausnahme einer zeitweisen, höchstens im äufsersten Drange der Umstände auf die Lebenszeit Einer Person ausgedehnten Dictatur, gesetzlich übertragen worden, ist undenkbar; „man müfste", sagt Friedrich der Grofse*), „in Wahnsinn befangen sein, wenn man sich vorstellen wollte, die Menschen hätten zu einem ihresgleichen gesagt: Wir erheben dich über uns, weil wir es lieben Sklaven zu sein, und wir geben dir die Macht unsere Gedanken nach deinem Willen zu lenken; sie haben ihm", fährt er fort, „im Gegentheil gesagt: Wir haben dich nöthig, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, welchen wir gehorchen wollen, um uns weise zu regieren, um uns zu vertheidigen; endlich verlangen wir von dir, dafs du unsere Freiheit achtest." Die immerwährende willkürliche Gewalt ist also gewöhnlich unter trägem und bewufstlosem Zusehen des Volkes, und in vielen Fällen mit List oder Gewalt, plötzlich oder allmälig, nicht selten allerdings zum gröfsten Vortheile des Volkes, ohne Gesetz erworben worden, und hat in Folge ihrer Zuträglichkeit für gewisse Zeitläufte, oder aus Ueberdrufs der Adelsherrschaft oder der Ochlokratie, durch die Länge der Zeit, gewissermafsen durch Verjährung, ferner durch die Gewöhnung, Vertrauen und Zuneigung des Volkes, mittelst Vererbung in ausgezeichneten Herrschergeschlechtern eine anerkannte und durch förmliche Huldigung thatsächlich bestätigte Rechtmäfsigkeit erlangt; in höherem Sinne gesetzmäfsig aber werden wir nach der Wahrheit des Begriffs die verfassungsmäfsige Herrschaft nennen, weil in ihr der Herrscher dem Gesetze

*) *Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains,* Bd. IX. S. 208.

gemäfs herrscht sowohl in Rücksicht der Erwerbung als der Ausübung der Herrschaft. Das Glück und die Sicherheit des Staates, in welchem diese Herrschaft begründet ist, wird in hohem Grade vermehrt, wenn sie eine seit Jahrhunderten angestammte, und so die herrschende Familie mit dem Volke durch gegenseitige Liebe und gemeinsamen Vortheil verwachsen ist; und hatte die Herrschaft vorher nur die Grundlage des patriarchalischen Herkommens oder die Gesetzmäfsigkeit der Vererbung, so wird sie, zumal in der Zeit grofser Wirren, gegen jeden auch noch so scheinbaren Widerspruch dadurch sichergestellt, dafs sie sich in eine verfassungsmäfsige umgestaltet. Wenn Friedrich *), nachdem er von tyrannischer Usurpation gesprochen hat, drei gesetzmäfsige Arten Herr eines Landes zu werden aufstellt, die Erbfolge, die Wahl der Völker, welche dazu die Macht haben, und die Eroberung einer Provinz vom Feinde durch einen gerecht unternommenen Krieg, so wird man ihm darin vollkommen Recht geben müssen: denn auch die dritte, obgleich bedenkliche Art beruht auf einem Unterwerfungsvertrag: doch wird man dabei vermissen, dafs er, ungeachtet er vorher von Usurpation sprach, nicht anmerkt, es könne auch die durch Erbfolge oder Wahl erlangte Herrschaft durch Ueberschreitung der gesetzlichen Befugnisse usurpatorisch werden. Die Berechtigung durch Erbfolge zieht er der Berechtigung durch Wahl nicht vor; im Gegentheil sagt er in Bezug hierauf**): „Ich mufs aus mehr als einem Grunde das Blut der Heroen lieben; aber noch mehr liebe ich das Verdienst.“

Friedrich der Zweite hatte, um seine eigenen Bestimmungen zu befolgen, die Gesetzmäfsigkeit der ersten und der dritten Art, durch Erbfolge und Eroberung; aber die ererbte Gewalt war eine willkürliche, wir müssen es selbst wider Willen gestehen, und ihre Willkür war in seinem Vater stark hervorgetreten: auch war diese Gewalt vor der Zeit des Königthums nicht ohne Beseitigung bestehender Rechte und Beschränkungen, obgleich auch hier zum wahren Vortheile des Landes und mit dessen Zustimmung und Zufriedenheit, erreicht worden. Diese Gesetzmäfsigkeit und thatsächliche Rechtmäfsigkeit entspricht noch nicht dem vollen Begriff,

*) Antimach. S. 66.
**) Antimach. S. 126.

nicht den jetzt zur Geltung gelangten Staatslehren, die sich sogar aus Friedrichs eigenen Sätzen ableiten liefsen; vielmehr, da seine Herrschaft, ähnlich der eines Pittakos und Periander, die zu den sieben Weisen gezählt wurden, oder der eines Traian, Antoninus Pius und Marcus Antoninus, nur beschränkt war durch die Beschränkung, die der Weise und Gemäfsigte seinen eigenen Entschliefsungen selber auferlegt, war seine Staatsgewalt, wie er sie empfangen hatte, eine willkürliche geblieben: doch wird von dieser Bezeichnung, ich wiederhole es um keiner Mifsdeutung Raum zu geben, nur die Form der Regierungshandlungen, nicht ihr Inhalt und Wesen berührt. Fehlte dem grofsen König etwa die Erkenntnifs der Trefflichkeit eines verfassungsmäfsig beschränkten Königthums? Keinesweges: schon vor Montesquieu's Lob der Englischen Verfassung sagt Friedrich*): „Es scheint mir, wenn es eine Regierung giebt, deren Weisheit man in unsern Tagen als Muster aufstellen könnte, so ist es die von England; hier ist das Parlament der Schiedsrichter zwischen dem Volke und dem König, und der König hat alle Macht Gutes zu thun, aber er hat keine um das Böse zu thun." Warum hat er also in seiner langen Regierung nichts gethan, um in seinem Reiche die unumschränkte Gewalt zu mäfsigen? Hierauf giebt es mehr als eine Antwort; alles aber, wenn ich nicht irre, stimmt dahin zusammen, dafs ihn kein gerechter Vorwurf treffe, und dafs er für seine Zeit und Stellung das richtige getroffen habe. Der wahre Staatsmann kennt das unbedingt Gute oder das Beste im Staat; aber zugleich erkennt er, wieviel davon nach den Umständen möglich sei: das Mögliche im Staate ist aber nicht das zu nennen, welchem keine äufsere Gewalt unüberwindlich entgegensteht, sondern was ihm nützlich ist, und was ihm nützlich ist, das ist dem Staatsmanne zu thun nothwendig. Wer das Unmögliche verwirklichen will, schadet gewifs, selbst wenn es an sich besser ist als das Mögliche; und wer das Nützliche nicht als das Nothwendige anerkennt, bleibt hinter seiner Pflicht zurück. Was nun die unumschränkte Macht betrifft, so lehrt die Geschichte, insonderheit der Republiken, dafs dieselbe zeitweise nothwendig ist; sie erscheint daher bei den Völkern, welche am meisten an die Freiheit gewöhnt waren, unter

*) Antimach. S. 125.

den Namen der Aesymnetie oder Dictatur nicht allein zum Schutz nach aufsen, sondern auch um den Staat, wenn er innerlich in seinen Grundfesten erschüttert ist, wieder in die Bahn der Ordnung zurückzuleiten und einzurichten: sie ist ein nothwendiges Heilmittel gegen Zwistigkeiten und bürgerliche Kriege, ein Gift, welches als Arznei wirkt. Mäfsigung des Volkes kann seine Anwendung abwenden; wenn aber der wilde Strom der Leidenschaften und der Gesetzlosigkeit alle Dämme zu durchbrechen und den allgemeinen Umsturz nicht blofs einer bestimmten Staatsform, sondern der gesammten gesellschaftlichen Ordnung, Gesittung und Bildung herbeizuführen, und was Jahrhunderte gesät und gepflanzt haben, auf einmal wegzufluten droht, ist die rechtzeitige Dictatur der einzige Rettungsanker, und so zu sagen eine Naturnothwendigkeit, deren Rechtfertigung zwar, wie bei den Römern, in der Verfassung selbst liegen kann, wo dies aber nicht vorgesehen ist, wie die einer jeden politischen Umwälzung aufser dem Gesetze und nur im Erfolge liegt. Friedrich sagt: „Die Ueberschwemmungen, welche die Länder verwüsten, der Blitz, welcher die Städte in Asche legt, das Pestgift, welches die Provinzen entvölkert, sind der Welt nicht so verderblich als die gefährliche Moral und die zügellosen Leidenschaften der Könige; die Geifseln des Himmels währen nur einige Zeit, zerstören nur einige Gegenden, und diese Verluste, wie empfindlich sie auch sind, ersetzen sich wieder: aber die Verbrechen der Könige bringen über ganze Völker lange Zeit hindurch Leiden.“ Was er hier sich nicht entblödet von seinen Standesgenossen auszusprechen, erfordert die Billigkeit auch auf deren Gegner anzuwenden, die augenscheinlich ebensoviel oder noch gröfseres Unheil zu stiften fähig sind und gestiftet haben, und deren Moral nicht minder verderblich ist als die Machiavellische, gegen welche Friedrich hier spricht. Wo solchen Geistern gegenüber die Waffen der Vernunft nicht mehr zureichen, mufs man zum letzten Mittel, zur Dictatur greifen. Ferner giebt es in der regelmäfsigen Entwickelung der Staaten und der Geschichte Stufen oder Zeiträume, wo die unumschränkte Herrschaft durch das ganze Staatensystem getragen wird und zur Kräftigung der einzelnen Länder erforderlich ist. Von letzterem giebt Frankreich ein grofses Beispiel, welches niemals auf den Gipfel seiner Macht gekommen wäre, hätte nicht Richelieu's Despotismus und Mazarins Schlauheit die könig-

liche Gewalt gegen die Grofsen des Reiches und gegen die Parlamente so gemehrt, dafs Ludwig der Vierzehnte gar sich selber für den Staat erklären konnte. Das erstere aber bewährt sich an Friedrichs ganzem Zeitalter durch überwiegende Verfolgung dynastischer Zwecke: Friedrich der Grofse hat diese wenigstens nicht von dem Staatszwecke getrennt, sondern sein Haus diente mehr der Bildung eines selbständigen Reiches als der Staat dem Familienzweck: er schuf eine Macht, welche mit einem eigenthümlichen Gepräge und Berufe in die Reihe der Europäischen Mächte eintrat, einen Staat von weltgeschichtlicher Zukunft, welcher unter schweren Kämpfen und wechselnden Geschicken der, wie wir hoffen, noch nicht vollendeten Lösung grofser Aufgaben entgegenging. Die Gründung eines solchen Reiches war ohne unbeschränkte Macht nicht möglich, nicht möglich ohne zunächst einen Militärstaat zu schaffen und durch Kriege und Siege einen Ruhm zu erwerben, welcher das kostbarste Erbtheil des Volkes und eine mächtige Stütze des Reiches wurde. Ein kleiner Staat, von allen Seiten angreifbar, nicht durch die Eifersucht anderer Mächte oder durch besondere Verträge und Bündnisse auf die Dauer geschützt, geht im Kampfe mit mächtigeren Nachbarn um so gewisser unter, wenn nicht alle Gewalt in Einer festen Hand liegt. Schon Demosthenes, indem er die Vortheile erwägt, welche ihm gegenüber der Selbstherrscher Philipp hatte, hebt trefflich hervor, dieser habe denen, welche ihm folgten, mit unbeschränkter Macht geboten, was im Kriege das erste von allem sei; dann hätten diese die Waffen stets in Händen gehabt; reich an Geld habe er gethan, was ihm jedesmal gefiel, ohne es in Volksbeschlüssen voraus zu verkünden, ohne von anderen zur Rechenschaft gezogen werden zu können, allein Herr, Anführer, Machthaber über alles. Nur indem Friedrich diese volle Gewalt in sich verband, konnte er siegreich aus den Kämpfen hervorgehen, welche dem Lande die Selbständigkeit sicherten und für die Folge eine Achtung gebietende Stellung erwarben: es ist ein Glück, wenn die Vorsehung einem Volke gerade dann, wann es einer unumschränkten Herrschaft bedarf, einen grofsen Mann sendet, auf welchem selber, wie Friedrich irgendwo sagt*), das Gewicht seiner Regierung wie die Welt auf dem Rücken des Atlas

*) Antimach. S. 139.

ruht, der die innern wie die äufseren Angelegenheiten regelt, zugleich die Stellen eines ersten Beamten der Gerechtigkeit, des Heerführers, des Grofsschatzmeisters ausfüllt. Denn auch im Innern war zu seiner Zeit viel aufzuräumen und einzurichten; und es ist sehr zweifelhaft, ob was er als Alleinherrscher nützliches gewirkt hat, in einer freieren Regierungsform zu Stande gekommen wäre, und ob die Fehler, in welche er verfallen ist, dann würden vermieden worden sein, da die Grundsätze, aus denen sie hervorgingen, seinem Zeitalter mit ihm gemeinsam waren. Sodann hat alles seine Zeit, und das „Zu früh" ist ebenso gefährlich als das „Zu spät"; Verfassungs-Bestrebungen aber, um von politischer Reife nicht zu sprechen, lagen noch nicht im damaligen Zeitgeiste, und ein Bedürfnifs freierer politischer Entwickelung wurde wenig gefühlt. Endlich regelte er die Willkür der unumschränkten Gewalt wie seine hohen Vorbilder im Alterthum nach einem höheren sittlichen Grundsatz, nach dem was er als Pflicht erkannte, und verklärte so diese Form der Herrschaft. Klugheit, Gerechtigkeit und Güte waren in ihm die vorwiegenden Eigenschaften des Regierenden; mit Abrechnung der auswärtigen Politik, in welcher damals wenige ihre Hand rein hielten, hat ihn selten eine Leidenschaft, eher noch ein witziger Einfall irre geleitet. Er hat redlich das Gute seines Volkes gewollt, freilich nach dem Satze „Alles für das Volk, nichts durch das Volk"; aber wahrlich hätte er es nicht gethan, das Volk hätte es nicht gethan. „Der Fürst und seine Völker", sagt er*), „bilden nur Einen Körper, welcher nur in dem Grade glücklich sein kann, als die Eintracht sie verbindet. Der Fürst ist für die Gesellschaft, welche er regiert, was das Haupt für den Körper; er mufs sehen, denken und handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle die Vortheile zu verschaffen, deren sie empfänglich ist." Auch für die geringere Klasse hatte er bei aller Vorliebe für den Adel, die man ihm oft vorgeworfen hat, ein reges Mitgefühl; „der Fürst", lehrt er**), „mufs sich oft des Zustandes des armen Volkes erinnern; er mufs sich an die Stelle des Bauers und des Manufactur-Arbeiters setzen, und sich dann sagen: Wenn ich in der Klasse dieser Bürger geboren wäre,

*) *Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains*, Bd. IX. S. 200.

**) Ebendas. S. 205.

deren Kapital ihre Arme sind, was würde ich von dem Fürsten verlangen?" Die Leibeigenschaft ist ihm von allen Verhältnissen das unglücklichste und was das menschliche Gefühl am meisten empört: „sicherlich ist kein Mensch geboren", sagt er, „um Sklave seinesgleichen zu sein"; er verabscheut diesen barbarischen und scheufslichen Mifsbrauch, und bedauert, dafs es unmöglich sei ihn mit Einem Schlage abzuschaffen, weil man die ganze Landwirthschaft über den Haufen werfen und den Adel zum Theil für die Verluste an seinen Einkünften entschädigen müfste. Unstreitig haben seine Grundsätze auch in der unbeschränkten Herrschaft durch die von ihm genährte allgemeine geistige Freiheit sogar der politischen vorgearbeitet. Diesem angemessen sind auch seine Ansichten über den Unterschied der tyrannischen und der wahrhaft königlichen Regierung, wobei nur immer das Eine aufser dem Bereiche seiner Betrachtungen bleibt, dafs die verfassungsmäfsige Staatsform erst einige Gewährleistung für die Dauer einer auf das Volkswohl berechneten Regierung giebt. „Die Völker", äufsert er*), „haben sich Obermachthaber (*souverains*) gegeben, damit sie von diesen beschützt werden, und haben sich nur auf diese Bedingung unterworfen, statt dafs sie, wenn sie dem Usurpator gehorchen, sich und ihre Güter ihm aufopfern, um die Habsucht und alle Launen eines Tyrannen zu befriedigen." Oder: „Man nannte Tyrannen diejenigen, welche sich mit Gewalt der Herrschaft bemächtigten, und welche nur ihren Leidenschaften und Launen als Führern folgend die Gesetze umstiefsen und die Grundsätze, welche die Gesellschaft zu ihrer Erhaltung aufgestellt hatte." Und wir bedürfen seiner öfter wiederkehrenden Worte der Art nicht, die von manchen als nicht wahrhaftig verdächtigt worden, da das Ganze seiner Regierung ebendafür spricht. Doch will ich ein nicht blofs in seiner Jugend von ihm ausgesprochenes sondern auch später öfter wiederholtes Wort nicht übergehen, obwohl es in aller Mund und ziemlich abgenutzt ist. Indem er Friedrichs des Ersten Prachtliebe und Verschwendung tadelt, sagt er**): „Ein Fürst ist der erste Diener und der erste Beamte des Staates (*le premier serviteur et le premier magistrat de l'État*); er ist ihm Rechnung

*) Antim. S. 66. Vergl. *Essai sur les formes de gouvernement* S. 197 f.
**) Werke Bd. I. S. 123. vergl. Bd. IX. S. 197 und S. 208.

schuldig von dem Gebrauche, welchen er von den Auflagen macht; er erhebt sie, um den Staat vertheidigen zu können mittelst der Truppen, die er unterhält, um die Würde aufrecht zu erhalten, mit welcher er bekleidet ist, die Dienste und das Verdienst zu belohnen, einigermafsen das Gleichgewicht herzustellen unter den Reichen und den Verschuldeten, die Unglücklichen jeder Art und jeder Klasse zu erleichtern, in allem dem Pracht zu entwickeln, was den Staatskörper im allgemeinen betrifft. Wenn der Herrscher einen erleuchteten Geist und ein redliches Herz hat, wird er alle seine Ausgaben auf den öffentlichen Nutzen und auf den gröfsten Vortheil seiner Völker hinwenden.“ Und anderwärts: „Der Fürst ist nur der erste Diener des Staates, verbunden zu handeln mit Redlichkeit, mit Weisheit und mit einer vollkommenen Uneigennützigkeit, als ob er in jedem Augenblick seinen Bürgern Rechenschaft von seiner Verwaltung geben müfste.“ Minder bekannt sind stärkere und das Mafs so bedeutend überschreitende Ausdrücke seiner Jugend*), dafs selbst der äufserste Demokrat sie mit Behagen unterschreiben würde: der Souverain, weit entfernt der unumschränkte Herr der Völker zu sein, welche unter seiner Herrschaft stehen, sei nur ihr erster Hausbedienter (*le premier domestique*); und die Fürsten müfsten die Völker nicht wie ihre Sklaven betrachten, sondern wie ihre Gleichen und in gewisser Rücksicht wie ihre Herrn (*leurs maitres*). Seine Entfremdung von den constitutionellen Begriffen liefs ihm nicht deutlich werden, dafs in der freisinnigsten Gestaltung des Königthums der König nicht der erste Staatsdiener oder Beamte ist, sondern eine Staatsgewalt; denn jeder Beamte ist dem Wesen der Sache nach verantwortlich, ein verantwortlicher König ist aber kein König mehr. Der klarste geschichtliche Beweis dieses Unterschiedes ist darin ausgesprochen, dafs manche gebildete Völker das Königthum auch auf Weiber übergehen lassen, noch keinem dieser Völker dagegen es eingefallen ist, Weiber als Beamte zu bestellen. Jene Entfremdung geht soweit, dafs er in dem ausgezeichneten Versuch über die Regierungsformen**) vom Jahr 1777 unter den verschiedenen Arten der Monarchie solcher wie die ihm nicht unbekannte Englische gar nicht gedenkt, aufser in einer auch

*) *Réfutation du Prince de Mach.* Bd. VIII. S. 168 (Antimach. S. 65) und S. 298.

**) S. 197 f.

für uns beherzigenswerthen Nebenbemerkung bei Gelegenheit der Römischen Republik. „Die Römische Demokratie", äufsert er, „wurde durch das Volk selbst umgestürzt; die blinde Masse dieser Plebejer liefs sich von ehrgeizigen Bürgern bestechen, welche in der Folge sie knechteten und ihrer Freiheit beraubten. Dies ist das Loos, welches England zu erwarten hat, wenn das Unterhaus nicht die wahrhaften Vortheile des Volkes der ehrlosen Bestechung vorzieht, welche es herabwürdigt."

Wie Friedrichs Glanz trotz aller Angriffe der Theologen und Politiker noch ungetrübt geblieben ist, so wird er es in allem Wechsel der Zeiten und Grundsätze ferner bleiben, selbst nachdem der von ihm gehobene Staat in allen Zweigen, in der gesammten Verwaltung und Verfassung, in der Gesetzgebung und Rechtspflege, im Heeres- und Kriegswesen, in Zöllen und Abgaben und den übrigen Finanzen, in allen Verhältnissen des Eigenthums, Geldes, Handels und Verkehrs, im religiösen und Privatleben, in Kunst und Wissenschaft sich umgestaltet hat. Ja die Anklagen wider ihn erscheinen bei gewissenhafter Erwägung so schwach, dafs mich am Schlusse dieser Vertheidigung das Gefühl anwandelt, diese sei gar nicht nöthig gewesen; indessen tröstet mich der Gedanke, es sei kein empfindlicher Tadel einer Vertheidigung, wenn sie den Eindruck zurückläfst, sie sei nicht nöthig gewesen. Doch möchte ich meine Anwaltschaft nicht zweimal in derselben Stunde auf diese Probe stellen; wenn ich also Stimmen oder Stimmungen erwähnt habe, welche dieser Akademie Friedrichs ungünstig sind, so will ich diese fast ganz auf sich beruhen lassen. Die Akademien sind allerdings nicht dem Deutschen Geiste entsprossen und haben in Deutschland nie den Beifall gefunden wie in Frankreich und Italien, und es ist daher auch ohne mitwirkende Nebengründe sehr natürlich, wenn sie bei uns dieser und jener Anfechtung ausgesetzt sind. Ob wer auf der Höhe der Zeit stehe oder nicht, läfst sich erst beurtheilen, wenn der Barometer construirt sein wird, womit die Zeithöhe zu messen ist. Dafs die Akademien nothwendig ein Anhängsel der Höfe sind, dürfte schon darum sehr zweifelhaft scheinen, dafs in der ersten Französischen Republik das Nationalinstitut die anerkannt erste wissenschaftliche Körperschaft war. In jener Republik der vollkommensten Gleichheit hat das ganze Volk die Mitglieder jenes Instituts hochgehalten, obgleich sie nicht aus

der Wahl des Volkes oder einer gröfseren Versammlung von Gelehrten hervorgegangen waren: zum Beweise, dafs es diesen Ausflufs der politischen Gleichheit nicht auf das Gebiet der Gelehrtenrepublik übertragen wollte, wo es jedem offen steht, aufser dem Verbande eines körperschaftlichen Gemeinwesens sich soweit geltend zu machen, als die Tragweite seines Geistes reicht. Dafs endlich gelehrte Gesellschaften, abgesehen von Ernennung durch die Staatsgewalt, wovon bei uns nicht mehr die Rede ist, sich je durch andere Wahl als ihre eigene ergänzt hätten, ist mir nicht bekannt; und wir machen nicht den Anspruch mehr sein zu wollen als eine gelehrte Gesellschaft, aufser dafs wir, was von Friedrichs des Grofsen Ausstattung dieser Akademie uns noch verblieben ist, gerne mit anderen theilen, deren wissenschaftliche Zwecke einer Unterstützung bedürfen.

Die Statuten der Akademie schreiben für die heutige Feier vor, nach der Einleitungsrede solle eine zusammenhängende Nachricht von den die Akademie betreffenden Ereignissen des abgelaufenen Jahres, von der vorigen gleichnamigen Sitzung an gerechnet, mitgetheilt werden. Die Erängnisse einer solchen Gesellschaft bestehen vorzüglich in ihren wissenschaftlichen Leistungen, und zwar sowohl in den gehaltenen Vorträgen als in ihren eigenen oder von ihr unterstützten wissenschaftlichen Unternehmungen; für den Bericht hierüber ist aber ein anderer Tag bestimmt. Es sind also unter jenen Eräugnissen andere gemeint, und dies können nur solche sein, wodurch entweder die Stellung der Akademie überhaupt oder einzelne ihrer Verhältnisse und Einrichtungen verändert worden sind, oder es sind eingetretene Veränderungen in den Personen ihrer Mitglieder. In ersterer Beziehung ist etwas wesentliches nicht zu berichten; die Akademie, vor eilf Jahren durch wohl überlegte Statuten geordnet, welche aus der Erfahrung der früheren Zeiten abgezogen worden, ist weder in ihren Rechten noch in ihren Pflichten, weder in ihren Geldkräften noch in ihrer Wirksamkeit erweitert oder beschränkt worden. Wird alles umgestaltet, so wollen wir nicht in Abrede stellen, dafs auch die Akademie eine Umgestaltung erleiden könne; doch soviele Vorschläge zu Neuerungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Anstalten dieses Jahr auch gebracht hat, sowenig ist bis jetzt davon ausgeführt worden, und

die Akademie könnte also höchstens der Vorwurf treffen, dafs sie nicht auch solche Vorschläge selbst gemacht oder von anderen, welche die Mängel des Bestehenden einsehen, angenommen hat. Hierbei bringe ich nicht in Anschlag, wenn sie auf einen ihr mitgetheilten Wunsch ihren Gesammtsitzungen eine gröfsere Oeffentlichkeit gegeben hat: denn jeder, dem es darum wirklich zu thun war, konnte schon vorher zu diesen Zutritt erhalten, und der geringe Gebrauch, welcher von der erweiterten Oeffentlichkeit gemacht wird, beweiset, dafs hier ein bedeutendes Bedürfnifs nicht zu befriedigen war: eine Oeffentlichkeit der akademischen Klassensitzungen ist aber ebensowenig zu verlangen als etwa die Oeffentlichkeit ständischer Ausschufsverhandlungen, und sie wäre noch zweckloser als die der Gesammtsitzungen. Wenn aber von weiter greifender sogenannter Reform die Rede sein sollte, so wünschte ich eine solche, wenn sie in grofsem Stil und Mafsstab möglich wäre; dazu gehören aber vor allem grofse Mittel, die in der gegenwärtigen Bedrängnifs muthmafslich weniger als je zu hoffen sind. Unsern Bau wird, wer ihn näher kennt, für mäfsige Ansprüche mäfsig gut eingerichtet finden, und wir möchten ihn nicht niederreifsen, ehe ein vollkommnerer gegründet wäre: doch wollen wir daran gerne bessern, wenn besseres nachgewiesen und das nachgewiesene ausführbar sein wird. Die zuvor berührte andere Art von Eräugnissen besteht in dem Wechsel der Personen; und hatten wir in Bezug auf die erstere Art derselben weder Nachtheile noch Vortheile anzuführen, so bleiben uns hier nur Verluste zu erwähnen. Die Akademie verlor seit der letzten gleichnamigen Sitzung durch den Tod drei auswärtige Mitglieder, Berzelius in Stockholm, Letronne in Paris, Gottfr. Hermann in Leipzig; ein Ehrenmitglied, Wheaton in Neu-York; vier correspondirende Mitglieder, de Chambray in Paris, Delbrück in Bonn, von Hormayr in München, Orelli in Zürich. Schon die Namen zeigen die Gröfse und in mancher Beziehung die Unersetzlichkeit der Verluste, wie sie früher kaum ein Jahr gebracht hat: aber die hingeschiedenen Heroen der Wissenschaft zu feiern, auch dazu ist ein anderer akademischer Tag festgesetzt, und widmete ich dennoch, wie es wohl gestattet wäre, jedem der theils anerkannt grofsen, theils sehr ehrenwerthen Namen einige Worte, so müfste meine Rede weit hinter dem Ruhme jener

Männer zurückbleiben. Möge die von ihnen reichlich ausgestreute Saat auch in dem durch und durch umgeackerten Boden einer neuen Zeit, in die nur einige von ihnen noch hineingeblickt haben, nicht von Wucherpflanzen unterdrückt, edle Früchte tragen, und möge auch ihr Beispiel und Andenken auf eine dankbare Nachwelt jene erhebenden Einwirkungen hervorbringen, welche ich im Anfange meines heutigen Vortrages bezeichnet habe!

XXX.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 4. Juli 1850.

Fontenelle spricht in seiner Lobrede auf Leibniz, die er im J. 1716 in der Pariser Akademie gehalten, nachdem er von der Erfindung der Differentialrechnung gehandelt hat, auch von den Versuchen, welche Leibniz von der hohen Theorie herabsteigend im Maschinenbau gemacht habe. Er führt zuerst die bekannte Sache an, dafs Leibniz daran gedacht, Wagen und Kutschen leichter und bequemer einzurichten; ein Doctor, sagt er, welcher es Leibnizen zur Last legte, dafs er nicht ein Jahrgehalt von dem Herzog von Hannover erhalten hatte, ergriff die Gelegenheit, in einer öffentlichen Schrift ihm beizumessen, er habe ein Fuhrwerk bauen wollen, welches in vierundzwanzig Stunden von Hannover bis Amsterdam fahren würde: ein übel angebrachter Scherz, fügt der Redner hinzu, weil derselbe nur zum Ruhme des angegriffenen ausschlagen konnte, vorausgesetzt dafs die Sache nicht schlechthin unmöglich sei. Trotz Fontenelle's verständiger Bemerkung schien sie aber damals unsinnig: heutzutage kann man zwar fragen, mit welchen Mitteln Leibniz eine solche Wirkung habe hervorbringen wollen, aber man mufs über den Doctor lachen, wenn er glaubte, den Philosophen mit nichts lächerlicher machen zu können, als wenn er ihm ein solches Unternehmen vorrückte. Der Versuch gelang nicht. Die heutigen Fortschritte in der Anwendung künstlich entwickelter Naturkräfte, welche auf die Fortschritte des Wissens gegründet ist, beschämen durch die früher kaum oder gar nicht geahnete Ueberwindung der die Sterblichen einengenden Raum- und Zeitverhältnisse und die unberechenbaren Folgen dieser Erfindungen alle vorhergegangenen Zeitalter; wenn irgendwann und irgendwodurch, hat sich hierdurch und jetzt bewährt, was Sophokles vor Jahrtausenden sagt: „Vieles Gewaltige

giebt's, und nichts ist gewaltiger als der Mensch.“ Aber dafs wir uns nicht überheben, ist es dienlich zu beachten, worin und auf welchem Gebiete die raschen und unermefslichen Fortschritte möglich sind und erreicht werden, und worin die Menschheit so langsam, unmerklich und unsicher vorwärtsgeht, dafs manche daran verzweifeln mögen, ob darin überhaupt ein Vorwärtskommen stattfinde. Der Mensch ist der Herr der irdischen Schöpfung und unterwirft seinen Bedürfnissen und Zwecken die ganze sinnliche Natur; seit undenklichen Zeiten hat er Land und Meer durch Ackerbau und Bergbau und Schiffahrt, und zugleich die gesammte der Zähmung irgend fähige Thierwelt sich dienstbar gemacht, und fängt auch unbezähmbares für seine Verzehrung ein: nachdem er die offenliegende Natur sich unterworfen, lockt er auch der verborgenen allmählig mehr und mehr ihre Geheimnisse ab, nicht allein wie ursprünglich mit unbewaffneten Sinnen beobachtend, sondern durch die kunstreich und erfinderisch ausgedachten Mittel oder Apparate und Werkzeuge des Versuchs, verbunden mit Messung und Rechnung, setzt die so gefundenen Kräfte nach seinem Willen durch Maschinerie in Thätigkeit und zwingt sie zu der Richtung, welche seinen Absichten entspricht. Alles Sinnliche und Einzelne ist endlich und beschränkt, und dennoch weifs er mit diesem Endlichen die Schranken der Endlichkeit fast zu überspringen oder beinahe ins Unbegrenzte zu erweitern. Hierin übertrifft ein Zeitalter das andere aufserordentlich, und wenn nicht grofse Umwälzungen den ganzen Bildungstand der Menschheit oder eines grofsen Theiles derselben so zerstören oder zurückwerfen, dafs sie von neuem wie vom Ei anfangen mufs, das spätere Zeitalter die früheren. Im gröfsten Mafsstabe liefert den Beweis dafür die Vergleichung des klassischen Alterthums mit den letzten Jahrhunderten. In dem Zeitalter Ludwigs XIV. besonders, welches alle früheren zu überragen schien, entbrannte der Streit darüber, ob die Alten oder die Neueren gröfseres erreicht hätten; Karl Perrault erhob in seinem Gedichte „das Zeitalter Ludwigs des Grofsen“ diese goldne Zeit über alles, und zeigte in seiner Parallele der Alten und der Neueren, wie herrlich weit es die letzteren gebracht. Andere traten für die Alten in die Schranken; aus mifsverstandenem Eifer für die Ehre des Alterthums wurden bald fast alle Erfindungen der neueren Zeit für dasselbe in Beschlag

genommen, Buchdruckerkunst und Mikroskop, Brenngläser, Brennspiegel, Ferngläser, Uhren, das Kopernikanische Weltsystem, Magnetismus und Elektricität und mehr dergleichen. Es ist wahr, dafs von dem allem Anfänge oder Ahnungen, Vorkenntnisse oder Andeutungen in den Alten liegen, von denen zum Theil die Erfinder ausgegangen sind; es ist ferner wahr, dafs die Feinheit der Sinne und die damit in Verbindung stehende Aufmerksamkeit und Genauigkeit der Beobachtung dieselben manches erkennen liefs, was von den Neueren erst spät oder gar nach langer Verneinung wieder gefunden worden: ich führe beispielsweise den Stachel im Löwenschwanze an, über welchen man vor Blumenbach lächelte, das Lebendig-Gebären der Haifische, welches unser Joh. Müller wieder zu Ehren gebracht hat, das Geschlecht der Pflanzen, das Beurtheilen der Empyeme nach dem Gehör, wozu die Alten kein Stethoskop nöthig hatten: aber ungeachtet sie auch in mechanischen Dingen eine natürliche Tüchtigkeit besafsen, wie besonders ihre Bauwerke zeigen, ungeachtet sie darin sogar so grofses leisteten, dafs es den Männern vom Fach unbegreiflich und daher trotz den bündigsten Zeugnissen fabelhaft erscheint, wie ihre grofsen Schiffe; so ist doch nicht zu verkennen, dafs sie ihre schönsten Ahnungen nicht fähig waren genauer zu bestimmen und zu begründen, weil sie das Instrumentale wenig ausgebildet haben, theils indem das Zeitalter dazu noch nicht reif war, theils aus zu vornehmer Geringschätzung des Empirischen und Mechanischen, welchem die grofsen Geister Theoreme und philosophische Speculation weit vorzogen: daher auch viele praktische Dinge, die wir in wissenschaftliche Form gebracht haben, von ihnen fast ausschliefslich der Ausübung überlassen und nicht auf allgemeine wissenschaftliche Grundsätze zurückgeführt wurden. Wer dem klassischen Alterthum alles beilegen will, verkennt den Geist und Werth desselben, weil er ihn in anderem sucht, als worin es wirklich grofs war. Uns hat die Empirie oder zu Deutsch die Erfahrung grofs gemacht, und in dieser erfahrungsmäfsigen Erforschung der Natur liegen unsere gewaltigen und einleuchtendsten Fortschritte. Es giebt aber noch eine andere Seite der Erfahrung aufser der von der Natur: es ist die Erfahrung von menschlichen Dingen, die Erforschung alles Geschichtlichen. Wer wollte läugnen, dafs auch darin ein starker Fortschritt stattfinde? Die Kunde

der Völker und Staaten hat sich in den neueren Zeiten durch ausgedehnte Reisen und Entdeckungen von Ländern über den ganzen Erdball erweitert; die Kunde der vergangenen Zeiten in allen Richtungen menschlicher Thätigkeit, im Bürgerlichen oder Politischen, im Religiösen, Wissenschaftlichen und Künstlerischen ist theils durch Eröffnung neuer Quellen, theils durch Sammlung der bekannten, am meisten aber durch die Bearbeitung derselben und umfassendere und eindringendere Forschung richtiger und vollständiger geworden; die Ansichten vom Alterthum und von der mittleren Zeit sind jetzt fast gänzlich umgestaltet; die Sprachenkunde hat eine Ausdehnung erlangt, gegen welche die Beschränktheit des Alterthums einen gewaltigen Gegensatz bildet, und ihre Behandlungsweise ist durch die vergleichende Sprachforschung verändert und wesentlich verbessert. Der einleuchtendste und wichtigste Fortschritt liegt auch hier auf dem empirischen Felde und ruht auf empirischer Grundlage. Was ist es dagegen, worin die Menschheit und namentlich ihr Erkennen am langsamsten vorrückt? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, je unsinnlicher, innerlicher, geistiger die Dinge sind, desto unmerklicher, geringer, bestrittener ist in ihnen der Fortschritt; und wenn ich gesagt habe, der Mensch besiege durch die endlichen und sinnlichen Kräfte beinahe die Endlichkeit selbst, so kommt der unbeschränkte, fessellose, ja wir dürfen sagen unendliche Geist durch die in ihm selber liegenden Mittel nicht weit und nur sehr langsam über die Grenzen hinaus, an welche derselbe vermöge seiner urschöpferischen, im etymologischen Sinne des Wortes poetischen Kraft schon früh herangerückt ist. Weder Beobachtungen noch Versuche decken die letzten Gründe auf, noch bauen sie eine Brücke vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, vom Leib zur Seele, von der Materie zum Geist, eine Brücke, die Leibniz durch die wenig aufklärende prästabilirte Harmonie zu schlagen gehofft hatte. Hier gilt, was der tiefsinnige Dichter sagt:

„Ihr Instrumente spottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel“:

kein Hebel sprengt das Thor zu dem innersten Geiste, kein Werkzeug rollt den Schleier der Isis auf. Aber die hochbegabten Naturen aller Zeiten, sogar der ältesten, sind von der ganzen Fülle der frei erschaffenden übersinnlichen Kraft beseelt: die Tiefe der

geistigen Anschauung wächst keinesweges mit den Zeiten; der geistige Inhalt mehrt sich nicht wie die Summe der Erfahrungen, sondern wiederholt sich vielmehr in den ausgezeichnetsten Individuen, lebt in jedem derselben ganz und ungetheilt, obgleich in seiner Darlegung mannigfach bedingt und modificirt, und vorzüglich nur in diesen Modificationen, wozu ich manche allerdings nicht unbedeutende Verschiedenheit der Auffassung und Form, die ganze Technik der Entwickelung und Combination und den beschränktern oder vielseitigern Gang der Betrachtung rechne, scheint hier der Fortschritt zu liegen. So zieht sich durch alle Zeiten eine nicht gleichsam eingetrichterte, sondern dem Geiste selber entstammende Offenbarung der erhabensten speculativen Gedanken, die zuerst verhüllt und verpuppt sind im Mythos, dann in den geistreicheren Philosophemen sich entfalten. Diese grofsen Ideen des schöpferischen Geistes, die nicht von gestern her sind, lassen sich nicht so leicht durch beabsichtigte oder zufällige Entdeckungen oder Erfindungen vermehren, sondern nur klarer herausstellen; wiewohl auch dieses nicht in stetigem Fortschritte geschieht, sondern ebensowohl werden sie bisweilen für eine Zeitlang abgeschwächt und verdunkelt oder skeptisch verneint, und wieder neu geschaffen und gekräftigt, und wieder aufgelöst wie das Gewebe der Penelope. Eben weil sie uralt und eine Prometheische Mitgabe für die Menschheit auf ihrem dornenvollen Lebenspfade sind, behält das Alterthum einen unvergänglichen Werth für die gesammte Nachwelt: denn es hat in jugendlicher Frische der Begeisterung jene Ideen erzeugt und ausgeprägt und genährt und gepflegt, und die Späteren können, zumal bei der immer mehr wachsenden Herrschaft kalter Verständelei und zersetzender Kritik Geist und Gemüth an jener heiligen Flamme immer neu erwärmen und nähren. Wenn noch Jahrtausende hindurch fernerhin philosophirt wird, werden Platon und Aristoteles immer den hohen Rang behaupten, den sie Jahrtausende lang unter den Philosophen einnahmen und noch einnehmen unter den grofsen Denkern, die unserem Vaterlande zur Zierde gereichen: schon diese Namen genügen um zu zeigen, dafs im Gebiete der Philosophie in Rücksicht der letzten Gründe der Fortschritt nicht von der Art ist wie in den empirischen Kenntnissen. Ferner fliefst aus dem Urquell des schöpferischen Geistes auch die Poesie, mit

welcher es sich wenig anders verhält. Fast die älteste Dichtung unter den Völkern, mit denen unsere Bildung in dem nächsten Zusammenhange steht, ist die Homerische: diese ist so unübertrefflich und hat in ihrer Gattung das beste gleich so vorweggenommen, dafs keiner der folgenden mit Homer wetteifern, alle nur von ihm lernen konnten: ja die ganze Geschichte dieser Gattung im Alterthum (ich gehe absichtlich nicht weiter herab) zeigt fast nur eine stufenweise Abschwächung derselben, und mit Recht leitete schon in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges der verständige Choerilos von Samos seine Perseïs mit jenen merkwürdigen Worten ein:

„Ah! glückselig wer einst, des Gesangs wohl kundig, der Musen
Diener zu der Zeit war, als unbepflücket die Au noch!
Jetzt da alles vertheilt, an die Grenzen die Künste gelangt sind,
Bleiben die letzten zurück wir im Lauf; und nimmer gelingt es
Allwärts spähend mit neuem Gespanne zu nahen der Rennbahn."

Sicher für die epische Poesie ein triftiges und durch die folgenden Zeiten bewährtes Urtheil; obwohl der allgemein gehaltene Satz, die Künste hätten ihre Grenzen erreicht*), schon damals ausgesprochen, uns ein ähnliches Lächeln erregt wie Fontenelle's oder Leibnizens Doctor. Ohngefähr dasselbe was vom Epos gilt von der dramatischen Dichtung, wenn zumal ihr geistiger Inhalt, der uns zunächst hier angeht, ins Auge gefafst wird; denn kein Dichter, selbst den Shakspeare nicht ausgenommen, hat die Geheimnisse des Geistes und den dunklen Gang der weltherrschenden Geschicke gröfser und tiefer gefafst und klarer enthüllt als Aeschylos und Sophokles. Auch die gesammte Form der redenden Künste, ich meine die sprachliche Darstellung, die dem Innern eng verknüpft ist, hat abgesehen von dem, was die Individualität neues hineinlegen kann, im Alterthum so sehr die vollkommenste Ausbildung erhalten, dafs wir von ihm lernen müssen. Und um nicht von den übrigen Künsten zu sprechen, deren Einreihung in diese Betrachtungen vielleicht, und doch nicht mit vollem Recht, unangemessen scheinen möchte, was sollen wir von der Religion sagen, die in dem innersten Heiligthum des Menschen thront?

*) Eine ähnliche Aeufserung macht Aristoteles Polit. II, 5 S. 1264 *a* 3 ff. akad. Ausg.

Wenn mit dieser das hartnäckigste Festhalten an dem Ueberlieferten fast nothwendig verbunden ist; wenn Zeus und die seinem Haupt entsprungene Tochter und das ganze Volk der Götter des Polytheismus Jahrtausende lang geherrscht haben; wenn Jahrhunderte vergehen mufsten, bis das Kreuz des neuen Heiles siegte; wenn in anderthalbtausend Jahren das Christenthum bei der weitesten Verbreitung nicht nur nicht reiner und geistiger geworden ist, sondern vielmehr so verunstaltet wurde, dafs es einer weitgreifenden Umbildung des religiösen Lebens bedurfte, und wenn diese Religionsverbesserung in der möglichsten Rückkehr zum Ursprünglichen gesucht werden mufste, während nur Träumer oder Thoren wähnen könnten, die empirischen Wissenschaften würden dadurch gewinnen, dafs sie auf irgend einen früheren Standpunkt zurückgeführt würden; wenn endlich jene durch die Reformatoren hervorgebrachte Verbesserung bis jetzt nicht um ein erhebliches weiter hat gedeihen können: so werden wir zugestehen müssen, dafs in dem Innerlichsten, dem Religiösen, der Fortschritt der allerschwierigste und langsamste sei. Hiermit stehen aber auch die sittlichen Lebensverhältnisse und sittlichen Grundsätze in sehr genauer Verbindung; und mögen jene auch in vielen Beziehungen reiner und besser geworden sein, diese vielleicht an systematischer Anordnung und Verknüpfung gewonnen haben, so bringt doch manches Zeitalter unerwartete Rückschläge in eine Barbarei, welche längst abgelegt oder vertrieben schien, und die tiefen und erhabenen Lehren der Ethik, welche von den Philosophen schon frühzeitig entwickelt worden, können kaum übertroffen werden. Die Grundsätze des Rechts haben sich ohne Zweifel gemildert, aber sie sind noch weit hinter den ethischen und religiösen Forderungen zurück, und schreiten noch langsamer als die sittlichen vor, weil sie mehr oder minder ein erst hinterher kommender Ausdruck der schon befestigten Volkssitte und Volksgesinnung sind erst also nach einer bedeutenden Aenderung dieser sich ändern können, und weil die Formel des Rechtes, das Gesetz, wie das kirchliche Dogma, eben als das nicht blofs für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft festgestellte seiner Umbildung widerstrebt, und auch wenn es sich überlebt hat, als altes Recht mit äufserster Beharrlichkeit festgehalten wird: was im höheren Alterthum so auf die Spitze getrieben wurde, dafs Chilon der

Spartiate dem Solon die Freundschaft aufgekündigt haben soll, weil letzterer gesagt hatte, die Gesetze seien beweglich. Auch das politische Recht, die Staatsverfassungen und die politische Wissenschaft bewegen sich sehr langsam vorwärts: wie lange hat es gedauert, bis die Sklaverei, die Aristoteles noch gar wissenschaftlich zu begründen suchte, aus den gebildeteren Staaten verschwunden ist, und dennoch ist sie selbst heutzutage auch unter den Christen noch nicht ganz verschwunden; wie lange hat die Leibeigenschaft, nur eine gemäfsigtere Form der Sklaverei, die volle Sklaverei überdauert! Wie immer auch in Theorie und Praxis die Staatsformen sich verändert haben, behaupten doch die von den Hellenen frühzeitig festgestellten Kategorien immer noch ihre beklagenswerthe Gültigkeit: der bedeutendste Fortschritt ist die Ausbildung des constitutionellen Königthums, von welchem die Alten nur in ihrer aus den drei Grundverfassungen gemischten Staatsform, die fast nirgends verwirklicht war, eine entfernte Ahnung hatten; aber auch dieses gewinnt nur langsam ein gesundes Leben. Nichtsdestoweniger hege ich allerdings die feste Ueberzeugung, dafs das menschliche Geschlecht im Fortschreiten begriffen sei: ich wollte nur dahin weisen, dafs je innerlicher und geistiger die Verhältnisse sind (und zu den geistigen gehören auch die sittlichen), desto schwieriger und allmäliger vorwärtsgegangen wird.

Der grofse Leibniz, dessen Andenken unsere Feier gewidmet ist, hat die Kraft seines Geistes auf beiden Gebieten erprobt, auf dem der Erfahrungswissenschaften und auf dem des Unsinnlichen, endlich auf einem noch nicht erwähnten dritten, welches nach Platon in der Mitte zwischen dem Sinnlichen und dem Unsinnlichen liegt, in der Mathematik. Als Philosoph wird er in der Reihe der Entwickelungstufen immer die Stelle eines Koryphäen behalten, weil er sich in den Mittelpunkt aller grofsen Probleme des reinen Geistes gestellt hatte, und jenen ewigen Ideen, dem Kern der höheren Speculation aller Zeiten, der bald in dieser bald in jener Schale geboten worden, für seine und die nächstfolgende Zeit eine eigenthümliche Form und Gestaltung gegeben hat, wenn auch nur zerstreut in einzelnen Ausführungen, nicht im Zusammenhange eines Systems, in welches zerdehnt seine Gedanken weder an Tiefe noch an Klarheit gewonnen haben, da sein Geist

den Zergliederern unter den Händen zerrann. Zu jenen Gedanken rechne ich vor allem, dafs er in Gott als der *Monas monadum* die absolute Einheit alles Seienden erkannt, in welcher das All die universale Harmonie hat; in ihm sind und aus ihm strahlen alle anderen Wesenheiten oder Monaden, die Spiegel, in welchen das ganze All, je nachdem sie ihm ausgesetzt sind, reflectirt wird; diejenigen Monaden, welche menschliche Seelen, sind zugleich Spiegel oder Bilder Gottes selbst und Mikrokosmen, daher fähig den Makrokosmos des Alls zu erkennen; worin zugleich die Lehre von den angebornen Begriffen liegt: ebendieselben treten kraft der Vernunft und der ewigen Wahrheiten mit Gott in eine Gemeinschaft als Glieder des göttlichen Staates (*civitas Dei*). Hierin ist der Grund einer tiefen Naturphilosophie enthalten, welche in der Idee der Lebenseinheit des Alls wurzelt, und der Grund einer ethischen und Religionsphilosophie, deren Mittelpunkt die sittliche Weltordnung ist; und wie in Leibniz sich alles harmonisch gestaltet, so sind auch diese beiden Hauptrichtungen der Philosophie in einer höheren Einheit bei ihm verbunden: doch hat er als Philosoph mehr die Naturseite verfolgt, im Sittlichen und Praktischen aber sich vorzüglich auf das Religiös-Theologische geworfen, und wiederum auf diesem Felde sich soviel mit positiver Theologie abgegeben, dafs er den Philosophen ausgezogen zu haben scheinen dürfte, wenn man nicht zwischen den Zeilen lesen könnte, was den scharfsichtig spähenden Zionswächtern seiner Zeit nicht verborgen blieb, dafs er trotz dem sich seine natürliche Theologie gebildet hatte, neben welcher er die ihm freilich besser als den meisten bekannte positive ihren Weg gehen liefs, zugleich sehr folgerichtig, wo nicht die von ihm vergeblich angestrebte Verständigung und Einigung möglich wäre, ganz vorzüglich die religiöse Duldung empfehlend. Wiewohl nun Leibniz alles eigenthümlich und nicht ohne neue und erfinderische Beweisführung darstellte, beschied er sich doch gern und gab zu, dafs jene Grundideen, welche besonders Platon mit Hellenischer Klarheit und plastischer Kraft verkündet hatte, abgerechnet die Form nicht durchaus neu seien. Er gehört nicht zu denjenigen Philosophen, welche aus der natur- und vernunftgemäfsen Verkettung der Geister ausscheiden, ganz von vorn auf niemals betretenem Pfade der Speculation einherschreiten wollten: im Gegentheil tadelt er heftig die

Cartesischen Jünger, die in vornehmer und behaglicher Trägheit und Unwissenheit die aus der Vorzeit angeerbten Schätze des Wissens verachteten. Er hatte von seiner ersten Jugend an sehr viel gelesen, aus allem das Gute herausgesucht und Belehrung gezogen, und in der Geschichte der Philosophie war er besonders wohl erfahren. Den Platon achtete er sehr hoch. Wir haben, sagt er, vor eben nicht langer Zeit gelernt, dafs Platon mehr im Hinterhalte hat als gemeinhin erscheint. Keine Philosophie der Alten, meint er, kommt der Christlichen näher als die Platonische, unter der Christlichen, denke ich, nicht gerade das verstehend, was man heutzutage bei der Eintheilung der Geschichte der Philosophie in grofse Perioden, Christliche Philosophie nennt, welchen Sprachgebrauch ich früher ihm ungeläufig nannte: doch, fährt er fort, müsse man diejenigen tadeln, welche glaubten, dafs Platon überall mit Christus vereinbar sei, aber es sei den Alten zu verzeihen, wenn sie das nicht wüfsten, „was man allein durch Offenbarung wissen könne", das heifst nach Leibnizens anderwärts von mir erörterter Ansicht eben nichts anderes, als „was überhaupt nicht Philosophie ist". Er preist die Platonischen Lehren, dafs Eine Ursache aller Dinge sei; dafs in dem göttlichen Geiste eine intelligible Welt sei, die auch er selber die Region der Ideen nenne; dafs der Gegenstand der Weisheit das wahrhaft Seiende (*τὰ ὄντως ὄντα*), nämlich die einfachen Wesenheiten seien, die er Monaden nenne, Gott und die Seelen, und deren vorzüglichste die vernünftigen Geister, von Gott hervorgebrachte Abbilder der Göttlichkeit; das Sinnliche aber und überhaupt das Zusammengesetzte oder so zu sagen Substantiirte sei fliefsend und w e r d e mehr als es s e i. Auch sage Plotin mit Recht, jeder Geist enthalte eine intelligible Welt. Es seien in uns, fährt Leibniz weiterhin fort, die Saamen dessen, was wir lernen, nämlich die Ideen und die daraus entspringenden ewigen Wahrheiten; Platons angeborne Begriffe seien weit vorzuziehen der *tabula rasa* des Aristoteles und Locke, welche exoterisch philosophirten; und dergleichen mehr. Doch müsse man, um richtig zu philosophiren, mit dem Platon den Aristoteles und den Demokrit verbinden: und in der That sind seine Monaden mit der Platonischen Idee geschwängerte Demokritische Atome, und er wendet auf sie auch die Aristotelischen Entelechien an; wiewohl man ihm auch nach-

weisen wollte, er habe sie von Giordano Bruno entlehnt. In die Scholastiker war er tief eingedrungen; und er scheute sich nicht zu sagen, die älteren unter ihnen seien seinen Zeitgenossen an Scharfsinn, Gründlichkeit und Bescheidenheit der Forschung vorzuziehen. Auch die Späteren von allen Farben vor und in seiner Zeit, namentlich die Alchymisten, Mystiker und Schwärmer, liefs er nicht unbeachtet; er kannte seinen Paracelsus, van Helmont und ähnliche so gut wie einer, aber er legte nicht das Gewicht auf sie wie einige der jetzigen, weil das Tiefere ihrer Ansichten nicht neu, alles aber mit phantastischem Beiwerk ausgeschmückt ist, welches Leibniz jederzeit bei Seite liegen liefs. Uebrigens hatte er ein ungemeines Geschick, zu wissenschaftlichem Zwecke das Fremde dem Eigenen anzupassen, und sein Eigenes den Ansichten anderer vermittelnd zu nähern; nicht aber eignete er sich aus persönlicher Eitelkeit fremde Gedanken zu, sondern gefällt sich vielmehr in der Anerkennung der Verdienste anderer. So hängt Leibniz in den höchsten geistigen Beziehungen wie in seinen übrigen Leistungen mit der ganzen Vorwelt und mit der gleichzeitigen Welt innig verkettet zusammen. Er hat in jenen Beziehungen die Vorwelt nicht in dem Grade überboten, wie es den Anhängern schien; aber er ist auch von der Nachwelt nicht in dem Grade überboten, dafs nicht ähnlich gestimmte speculative Denker, die einen Platon und Aristoteles noch gelten lassen, die Tiefe auch seines Geistes anerkennten und ihn gerne zu den Ihrigen zählten. Die Form seiner Philosopheme ist zerbrochen, wie jede sterbliche Form zerbricht; ihr Inhalt ist ewig und unvergänglich. Nachdem in der Wolfischen Philosophie die Leibnizische zu einem todten Haupte geworden, ist bei den Deutschen die kritische Philosophie entstanden, und es sind aus dieser neue Systeme hervorgegangen, die stufenweise sich vertieft und zuletzt auch ihre Verwandtschaft mit denen der älteren Zeit anerkannt haben. Spricht man von Deutscher Philosophie, so versteht man darunter, wenn man nicht im Ernst oder Scherz die des Jacob Böhm meint, die nach der Leibnizischen; und in der That wäre es nur Ironie, wenn man die Leibnizische eine Deutsche nennen wollte, die abgerechnet die Nachtreter nur in Lateinischem oder Französischem Gewande erschienen war, und ihre Wurzeln in weltgeschichtlichen Philosophemen hat. Immerhin mag man von Deutscher Philosophie reden,

weil in neueren Zeiten das früher allgemeiner verbreitete speculative Denken den Deutschen nach ihrer Geistesrichtung und in Folge ihrer übrigen Verhältnisse fast ausschliefslich eigen geworden ist; aber nur in den Anfängen der Philosophie hat das Volksthümliche für sie eine Bedeutung, wie die ältesten Schulen der Hellenischen Philosophen beweisen: denn in diesen Anfängen erscheint die Philosophie fast nur als das erhöhte Gesammtbewufstsein des Volkstammes, welchem der Philosoph den Ausdruck giebt; in der weiteren Ausbildung dagegen verschwindet dies immer mehr, und ist auch bei den Hellenen schon in der Aristotelischen Zeit verschwunden gewesen. Uebrigens ist die Philosophie wie alle Wissenschaft ein allgemein menschliches Gut weltbürgerlicher Art, nur dafs manche Völker keine haben oder sie nicht mehr haben; und haftet ihr, die sich zum Unbedingten erheben soll, von dem Volksthümlichen und Individuellen etwas an, wie es ihr freilich immer anhaften möchte, so ist sie eben dadurch mangelhaft. Daher beruht auch die philosophische Sprache oder Terminologie auf der gemeinsamen Wurzel der Bildung aller Europäischen Völker; und Leibniz, welcher der ganzen Welt angehörte, war soweit entfernt der Volkseigenthümlichkeit eine Rolle auf diesem Gebiete einzuräumen, dafs er sich die Erfindung einer allgemeinen philosophischen Sprache zum Vorwurf gesetzt hatte, in welcher sich alle Völker durch ähnliche Mittel wie die algebraischen Zeichen verständigen könnten: wie mir scheint nicht sein glücklichster Gedanke, da, wenn schon die Sprache nur Abbilder oder Schatten der geistigen Anschauungen giebt, die Zeichen vollends nur Schatten der Schatten sind und durch ihren Gebrauch die Darstellung der Philosophie alles Lebens beraubt würde. Dennoch schlug Leibnizens Herz warm und lebhaft für das Deutsche Vaterland; davon zeugen seine grofsen Studien in der vaterländischen Geschichte, davon seine Deutschen Schriften, wie im Rühmen und Preisen der Deutschen Nation, so in den Rügen ihrer Gebrechen. Er sah die übel eingerichteten Handels- und Manufacturverhältnisse, das grundverderbte Münzwesen, die Ungewifsheit der Rechte, die Saumseligkeit der Prozesse, die nichtswürdige Erziehung der Jugend, die wie mit fremder Pest angesteckten Sitten, die Gleichgültigkeit im Glauben, in der Moral und Politik, den folglich einreifsenden Atheismus, und wiederum die erbitterten Religions-

streitigkeiten; er hebt die Gefahren hervor, die ein innerer oder äufserer Hauptkrieg bringen könne, gegen den wir ganz blind, schläfrig, blofs, offen, zertheilt, unbewehrt nothwendig entweder des Feindes, oder, weil wir diesem nicht gewachsen, des Beschützers Raub sein würden. Er schrieb, aufser anderem von ähnlichem Zweck, ums Jahr 1697 seine „unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Deutschen Sprache", und sandte sie noch ungedruckt zur Zeit der Stiftung der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften auch nach Berlin, unstreitig damit sie Berücksichtigung fänden, welche ihnen erst als es nicht mehr nöthig war, unter Friedrich Wilhelm II. von dem Minister Herzberg zutheil wurde: denn es schien dem Verfasser etwas gröfseres als eine Privatanstalt, es schien ihm eine Vereinigung von Kräften aus Anregung eines hocherleuchteten Hauptes erforderlich, um das vorgeschlagene ins Werk zu setzen, wodurch er „den Flor des geliebten Vaterlandes Deutscher Nation" zu fördern dachte, der Deutschen Nation, welche unter allen Christlichen den Vorzug habe wegen des heiligen Römischen Reiches, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht.

Wenn Leibnizens Name in der Geschichte der Philosophie niemals untergehen wird, ungeachtet wir eigentliche Träger seines Systems mit allen dessen Besonderheiten nicht mehr finden; so hat er in der Mathematik einen anerkannteren Fortschritt gemacht, eben weil es sich hier nicht wie dort um ein rein Intellectuelles handelt, sondern um ein zwischen dem Sinnlichen und der unsinnlichen Idee Schwebendes. Er hat auch hier die grofsen Vorgänger, wie Archimedes und Apollonios von Perga anerkannt; aber er hat mit Newton eine Lehre erfunden, wodurch die Wissenschaft der Gröfse vom Endlichen zum Unendlichen vorgedrungen ist. Sein mathematisches Studium geht aber nicht blofs neben dem philosophischen her; wie die Mathematik in ihren Ursprüngen eins mit der Philosophie war und erst allmälig aus ihr herausgetreten und selbständig geworden ist, so hat Leibniz beide im Zusammenhange gedacht, und ganz Platonisch sagt er: „Die mathematischen Wissenschaften, welche von den ewigen im göttlichen Geiste wurzelnden Wahrheiten handeln, bereiten uns vor zu der Erkenntnifs der Substanzen". Weniger Gewicht will ich darauf legen, dafs er die Philosophie in der Form der Darstellung wie Mathematik

behandelt wissen wollte, ohne dies doch selber in gröfserem Mafsstabe auszuführen; und die Nachfolger haben damit wenig gefördert: dagegen hat er jener erfolgreichen Anwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaften vorgearbeitet. Ich könnte nun hieran die mannigfachen Verdienste knüpfen, welche er sich fast in allen empirischen Zweigen des Wissens erworben hat, und seine allgemeine Umfassung; aber ich besorge zu ermüden und trage Bedenken, selbst in einer so ephemeren und der Vergessenheit alsbald anheimfallenden Leistung, noch einmal auseinanderzusetzen, was anderwärts und auch an dieser Stelle oft gesagt worden. Nur wenige kurze Bemerkungen seien gestattet. Fontenelle bedient sich des glücklichen Ausdrucks: „das Alterthum hat nur Einen Hercules aus mehren gemacht; aus dem Einen Leibniz werden wir mehre Gelehrte machen". Aber, setze ich hinzu, zehn Gelehrte, deren jeder für sich nach dem Grundsatze von der Theilung der Arbeit je eine Wissenschaft betreibt, machen noch nicht Einen, der allein die zehn Wissenschaften in gleicher Ausdehnung, Tiefe und Kraft in sich vereinigt: denn in diesem „begegnen sich", wie einer meiner Vorgänger an dieser Stelle sagte, „die Analogien der einzelnen Wissenschaften, sie beleuchten sich wechselseitig, und werfen auch ihr Licht oder ihren Widerschein in die allgemeine philosophische Ansicht". Leibniz hat in den einzelnen Wissenschaften den Philosophen nicht abgelegt; sein Vielwissen ist kein atomistisch gespaltenes; er sucht überall allgemeine Gedanken und Principien, und unverwirrt durch sogar gleichzeitige Beschäftigung mit den verschiedenartigsten Gegenständen vermochte er alles als Philosoph in die letzte Einheit aufzulösen und jedes Besondere in seiner Besonderung zu erfassen.

Wenn man von Leibniz in dieser Akademie spricht, sieht man sich unwillkürlich gedrungen, ihn auch in akademischer Beziehung zu betrachten. Aber hier fühle ich die Wahrheit des Choerileischen: „Es ist alles vertheilt, und die Kunst hat ihre Grenzen". Dafs Leibniz in Deutschland wo er nur konnte Akademien zu stiften suchte, um viele Mittelpunkte für gemeinsame von Lehrthätigkeit und besonderen Staatszwecken unabhängige Förderung der Wissenschaften, und gleichsam lebendige Encyklopädien zu gründen, dafs er in seiner vielseitigen Umfassung, in seinem aufserordentlich grofsen litterarischen Verkehr durch Briefwechsel, in

seiner Bestrebung andere zu wissenschaftlicher Arbeit, besonders auch zu nothwendigen Sammlungen anzuregen und darin zu unterstützen, allein schon eine ganze Akademie war; das ist oft zur Genüge aufgezeigt. Freilich hat er nur selten auf dem akademischen Stuhle gesessen, keine Abhandlungen vorgelesen; aber dennoch ist er das Ideal eines akademischen Mannes in dem was er that und auch in dem was er nicht that. Es läge wohl heute eine nähere Veranlassung als gewöhnlich vor, das Bild eines akademischen Mannes zu entwerfen; aber dieser Entwurf müfste auf eine Darstellung des Wesens einer Akademie gegründet werden, die ich heute aus mehr als einem Grunde ablehnen mufs. Mag mir also vergönnt sein eben nur zu sagen: wer den Begriff eines akademischen Mannes nicht entwickelt wissen, sondern in einer Person verwirklicht sehen will, der sehe sich den grofsen Leibniz an. Ich meine ihn selber, seinen Geist, nicht das leibliche Ebenbild, welches aus Dankbarkeit gegen ihn hier aufgestellt ist. Gleichfalls unwillkürlich komme ich in diesem Zusammenhange zu der Erfüllung eines Auftrages, den, da Gleiches nur von Gleichem erkannt werden kann, ein anderer würdiger erfüllt haben würde. Am 4. August des Jahres 1800 ist Hr. Alex. v. Humboldt zum aufserordentlichen Mitgliede dieser Akademie ernannt worden; nur ein Monat fehlt noch daran, dafs er ein halbes Jahrhundert ihr angehört habe. Die Akademie hat es der Pietät mit Recht angemessen gefunden, die Erwähnung dieser erfreulichen funfzigsten Wiederkehr seines akademischen Geburtstages mit der Leibnizfeier zu verbinden. Lediglich in Berücksichtigung des Mafses, womit es ihm sich zu messen beliebt, nicht nach dem Mafse, womit wir und die andern Zeitgenossen ihn messen und die Nachwelt ihn messen wird, ist diese Feier nicht um einen Monat weiter hinaus geschoben, sondern der heutige Tag bestimmt worden, an Humboldts akademisches Jubelfest zu erinnern, zugleich mit dem Beschlufs, sein Brustbild in Marmor in diesem Saale aufzustellen, wenn, was noch in weiter Ferne liegen möge, das allgemeine menschliche Loos ihn unseren Augen entrückt haben wird. Durch erstere Festsetzung sind wir des Vortheils verlustig gegangen, dafs Humboldts wissenschaftliche Gröfse von einem Epopten an dieser Stelle dargelegt werde, und der uneingeweihte Sprecher ist beinahe nur auf nackte epilogische Erwähnung der gedachten Be-

schlüsse angewiesen. Indem ich diesem nachkomme, liegt es dem, der gerne in der Einheit der Betrachtung bleibt, sehr nahe, Vergleichungen anzustellen. Aber der beherzigungswerthe Sittenspruch der Volksweisheit von Alt-England: „Macht keine Vergleichungen (*Make no comparisons*!" mufs davon möglichst zurückhalten. Nur eine sehr allgemeine wird dennoch erlaubt sein: Alex. v. Humboldt ist wie Leibniz der wahre akademische Mann, und wie letzterer für seine, so er für unsere Zeit das Ideal des akademischen Mannes. Ich führe dies nicht aus, ich spreche es nur aus, und biete es dar zu stillschweigender Ueberlegung. Aber er gehört nicht Einer, auch nicht blofs allen Akademien, sondern der ganzen gebildeten Welt an. Um nur mit drei Worten auf seine Vielseitigkeit hinzuweisen, was hat er nicht alles in allen Gebieten der Naturwissenschaft angeregt und geleistet, in Zoologie, Physiologie und vergleichender Anatomie, in der Botanik durch monographische Behandlungen und die grofsen Werke über die Aequinoctialpflanzen und die neuen Gattungen und Arten der Pflanzen, durch Pflanzengeographie und Forschungen über Vertheilung der Gewächse auf der Erde nach Temperatur und Höhe, in der Mineralogie, Geologie und Geognosie nebst Berg- und Hüttenwesen, in der Chemie, Meteorologie und Klimatologie, über galvanische und elektrische Verhältnisse, Erdmagnetismus, Wärme, Schall; er hat neben astronomischen Beobachtungen den Luftkreis, die Erde in den verschiedensten Zonen, auf den höchsten Höhen und in den unterirdischen Tiefen untersucht, Amerika und Asien unserem Blicke neu eröffnet und die physische Erdbeschreibung im weitesten Umfange begründet. Aber er hat auch die Geschichte der Menschheit umfafst, alles Culturgeschichtliche, die politische Geschichte entfernter Länder, die Verhältnisse der Bevölkerung und was man sonst noch unter Statistik zu begreifen pflegt; er hat mit edler und dankbarer Liebe allen Ahnungen und Keimen späterer Kenntnisse des Kosmischen und Tellurischen durch das klassische und morgenländische Alterthum hindurch und in den mittleren Zeiten nachgespürt, die Weltanschauung aller Völker und Zeiten mit feinem Sinn und Gefühl verfolgt. Nach seinen eigenen Worten hat er „durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen veranlafst" sich dem Einzelnsten gewidmet und doch niemals seine Hauptaufgabe aus den Augen verloren, „die Natur als

ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen", und überall allgemeine weithin tragende Ansichten auf dem Grunde des Besondern gebildet, nicht encyklopädisch oder polyhistorisch aggregirt, sondern künstlerisch geschaffen, und alle Seiten durch einander wechselseitig beleuchtet. Nicht geschreckt durch anderer jugendlichen Mifsbrauch der Kräfte spricht er auch dem Geistigen in der Naturbetrachtung seine Stelle nicht ab, will nicht, dafs durch den Gegensatz des Physischen und Intellectuellen „die Physik der Welt zu einer blofsen Anhäufung empirisch gesammelter Einzelheiten herabsinke." Natur und Geist haben sich ihm durchdrungen; mit poetischer Kraft der Phantasie und allem Reiz der Sprache verbreitet er über das Reale den Zauber des Idealen, der die älteren unter uns wie ein zephyrischer Hauch anweht aus den Tagen der Jugend, da Alex. v. Humboldt mit dem unsterblichen Bruder in der Genossenschaft der begabtesten Männer Deutscher Zunge lebte, denen die Horen und Charitinnen noch hold waren. Begeistert für alles rein Menschliche ist er erhaben über die Vorurtheile der Zeit und des Standes, nimmt Antheil an jeder edlen Bestrebung, erkennt jede Leistung an: dazu freies und offenes Urtheil, unabhängige Gesinnung, Milde und Nachsicht, allgemeines thätig förderndes Wohlwollen. Und so darf ich ohne Scheu mit den Worten endigen, womit ein alter Dichter einen Hymnus für einen zwar mächtigern, aber gewifs nicht edleren Mann schliefst: „Wie viele Freuden Er andern bereitete, wer könnte das erzählen?"

XXXI.

Einleitungsrede gehalten zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften am 21. October 1852.

Die bestehenden Gesetze unserer Akademie enthalten für die heutige Feier die Bestimmung, dafs an ihr „ein Jahresbericht über die Leistungen der Akademie überhaupt, namentlich in Rücksicht ihrer eigenen Abhandlungen und ihrer eigenen und der von ihr unterstützten wissenschaftlichen Unternehmungen erstattet werden" solle. Diese Gesetze sind wohl erwogen und daher auch dauerhaft: ein grofses Glück für jede Gemeinschaft, deren Beständigkeit keine Gewähr haben kann, wenn ihre Gesetze fortwährend geändert werden und dadurch ein schwebender und schwankender Zustand entsteht. Dauerhaft werden aber nur die Gesetze sein, welche der Ausdruck des Wesens einer Gemeinschaft sind, nicht aber durch zufällige Umstände entstanden, nicht auf ein augenblickliches vorübergehendes Bedürfnifs gegründet, oder von Parteigeist und Leidenschaften hervorgerufen. Drücken nun unsere Gesetze das Wesen der Sache aus, so kann auch die eben erwähnte Vorschrift keine zufällige sein. Wie mag es aber in der Natur der Sache liegen, dafs zur Feier oder Nachfeier der Geburt des regierenden Königs die Leistungen der Akademie während des verflossenen Jahres angegeben werden sollen? Doch nur insofern als die Persönlichkeit desselben, seine Grundsätze und Ansichten und seine besondere Wirksamkeit für das Gesammtleben und somit auch für die Hauptthätigkeit einer solchen vom Staate eingesetzten Gesellschaft vorzugsweise mafsgebend und bestimmend sind. Es kann hiergegen eingewandt werden, dieser durchgreifende Einflufs des Fürsten sei nur in einer unumschränkten Monarchie möglich, und

zwar in einer alle Verhältnisse rücksichtlos beherrschenden, die nicht einmal die feststehenden gesetzlichen Körperschaften unberührt gewähren lasse, wie doch in manchen unumschränkten Alleinherrschaften Gemeinden mancher Art die Selbstregierung ihres Innern bereitwillig zugestanden worden: sei die Alleinherrschaft eine beschränkte, so könne das ganze Leben einer wissenschaftlichen Körperschaft nicht mehr von der Persönlichkeit des Herrschers bestimmt sein, vielmehr könne diesem etwas wider seine Neigung abgenöthigt werden, nicht blofs eine Begünstigung der Wissenschaft oder wissenschaftlicher Verbindungen, wenn er jener oder diesen nicht gewogen sei, sondern auch Verunglimpfung, Bedrückung, Verkürzung oder wie man es sonst nennen mag, während von ihm selber die Wissenschaften und ihre Pfleger hochgeschätzt würden. Dies läfst sich um so weniger ganz bestreiten, als das vor kurzem eingetretene auffallende Schicksal einer angesehenen akademischen Gesellschaft dahin führt, dessen wir unbedenklich Erwähnung thun dürfen, da es Gegenstand voller und amtlicher Oeffentlichkeit geworden ist. Das Königlich Niederländische Institut für Wissenschaften, Litteratur und schöne Künste war in bewegten und gefahrvollen Zeiten von einem dem Lande aufgedrungenen Fürsten errichtet, nach Hollands Vereinigung mit dem Französischen Kaiserreiche von Napoleon anerkannt und demnächst von drei Königen aus dem alten Hause Oranien lange Zeit aufrecht erhalten worden: indessen wurden seine Einkünfte mit seiner Zustimmung von 15000 Fl. auf 11000 Fl. herabgesetzt, vom Jahre 1850 an aber vollends gar auf 6000 Fl. Als das Institut jetzt im Begriff war, Mafsregeln zu seiner Auflösung zu nehmen, weil es bei dieser Schmälerung sich nicht weiter im Stande erachtete ein ehrenvolles Dasein fortzuführen, wurde es durch ein persönliches Geschenk des Königlichen Schutzherrn noch einmal soweit unterstützt, dafs es seine Arbeiten regelmäfsig fortsetzen konnte; da weitere Verhandlungen nicht zum Ziele führten und das Institut im Jahre 1851 abermals damit umging, in einer Adresse an den König seine Auflösung zu verlangen, erhielt es wiederum 4000 Fl. von einem Ungenannten, welcher sich als eine Person unterzeichnet hatte, die die Wissenschaften, die Litteratur und die Künste ehrt, damit dem Institut die Herausgabe seiner wissenschaftlichen Arbeiten und die Fortsetzung der letzteren mög-

lich wäre, bis endlich die gelehrte Körperschaft, welche bis dahin aus vier Klassen bestanden hatte, aufgelöst wurde, um mit Beseitigung dreier, nämlich der zweiten für Niederländische Litteratur und Geschichte, der dritten für die übrige Geschichte und die Philologie, und der vierten für die Künste, nur an die Stelle der ersten, und ohne deren Zustimmung, eine den mathematischen und physikalischen Wissenschaften gewidmete Gesellschaft zu setzen; eine Maſsregel, die um so merkwürdiger ist, da sie in einem Lande getroffen worden, welches eine unabhängige vaterländische Litteratur nach schönen Anfängen doch immer noch erst geltend zu machen hat, welches mehrere Jahrhunderte hindurch die ruhmvolle Pflegerin der philologischen Studien gewesen und in den Künsten Anerkanntes und Eigenthümliches geleistet hat. Wie aus den angeführten Umständen zu folgen und wie man zwischen den Zeilen lesen zu können scheint, liegt hier allerdings ein Fall vor, der als Beweis für dasjenige gelten kann, um dessen willen ich diese Sache berührt habe. Doch mag man hierüber urtheilen wie man wolle, so hege ich das sichere Vertrauen, in unserem Staate, dem ich das beste verfassungsmäſsige Gedeihen wünsche, werde niemals ein Zustand eintreten, vermöge dessen ein persönliches Gewicht des Königs für das Gesammtleben der wissenschaftlichen Körperschaften bedeutungslos wäre. Aber mit noch gröſserem Schein könnte man behaupten, weit mehr als der persönliche Einfluſs des Fürsten werde das Zeitalter oder der sogenannte Zeitgeist wie auf den ganzen Staat so auf die von ihm eingesetzten Gesellschaften einwirken und für ihre Thätigkeit bestimmend sein. Freilich wäre es zu beklagen, wenn eine solche Einwirkung ausbliebe, vorausgesetzt, daſs in dem jedesmaligen Zeitgeiste ein Fortschritt liege, und vielleicht selbst dann, wenn er einen wesentlichen Fortschritt nicht gewährt hätte, da doch meistentheils auch in diesem Falle anzunehmen sein wird, daſs er einen künftigen Fortschritt vorbereite. Indessen giebt es Beispiele genug, woraus man erkennen mag, der Einfluſs des Fürsten auf gelehrte Körperschaften könne auch dem Zeitgeist entgegen sehr wirksam sein: ich führe zwei uns nahe liegende an, eines was nur Project blieb, aber auch als solches seine Beweiskraft nicht verliert, und eines welches kräftig ins Leben getreten ist. Friedrich Wilhelm der groſse Kurfürst, gleich ausgezeichnet durch die Künste des Frie-

dens wie durch die des Krieges, nach des grofsen Friedrich Ausdruck ebenso bewundernswürdig an der Spitze der Heere, mit welchen er der Befreier seiner Unterthanen wurde, als an der Spitze seines Rathes, wo er seinen Völkern das Recht verwaltete und ein untergegangenes Land von der Vernichtung wieder erhob, hatte bekanntlich die Absicht, eine Universität aller Völker, Wissenschaften und Künste zu gründen: war ihm der Gedanke zuerst durch andere dargeboten, so dürfen wir ihn doch als den seinigen bezeichnen, da er ihn zu dem seinigen gemacht hatte. „Wenn", heifst es in der von ihm unterzeichneten Stiftungsurkunde, „irgend Diener der anmuthigen Musen da sind, wenn irgend Forscher in den trefflichsten Wissenschaften, edlerer Künste Erfahrene, wenn welche durch ihre Gottesverehrung und Religionsgebräuche ins Gedränge gebracht, wenn welche einer harten Herrschaft überdrüssig, freiheitsliebend, durch Ostracismus aus ihrem Vaterlande verjagt oder aus irgend einer andern nur nicht ehrenrührigen Ursache landflüchtig sind, wenn welche in der Gesellschaft von Gelehrten und in einer wissenschaftlichen Unterhaltung den Reiz der Welt finden; so mögen die vorgenannten und alle guten und ehrenhaften Männer, von welchem Volke und anständiger Beschäftigung und Glauben sie seien, hierdurch wissen, dafs sie in dieser Universität finden werden einen Parnafs, einen Mäcenas, Ehre der Künste und Wissenschaften, der Gewissen und aller Dinge anständige Freiheit, Trost den Leidenden, den Verbannten Zuflucht und Freistatt, vortrefflicher Seelen Gemeinschaft, Genossenschaft edler Geister, die Wonne der gebildeteren und über den grofsen Haufen hinaus einsichtigen Menschheit." Er will, heifst es weiter, dieser Universität „einen Ort geben und weihen zum Sitze der Musen, zum Tempel der Wissenschaften, zur Werkstatt der Künste, zum Wohnsitze der Tugend, zu einer Königsburg der besten und erhabensten Beherrscherin der Welt, der Sophia." Er verspricht allen Dissidenten im Christlichen Glauben Freiheit der Gewissen und der Religionsübung, namentlich den Reformirten, den Arminianern, den Lutherischen, den Römisch-Katholischen, den Griechen und allen, die den dreieinigen Gott bekennen und im Verdienst und Blute Christi die Hoffnung der Seele und den Grund des Heils finden; auch wenn ausgezeichnete Hebräer, Araber und andere der Ungläubigen ihren Sitz in dieser Universität aufschlagen wollen, soll ihnen dies

unter Nachsuchung besonderer Erlaubnifs verstattet sein, jedoch mit dem Versprechen, dafs sie ihre Irrthümer für sich behalten und nicht zu verbreiten suchen und ein anständiges Leben führen werden ohne Aergernifs zu geben. Allen ist freier Zutritt ohne Auflagen, ebenso jederzeit freier und ungehinderter Abgang verstattet. In der Verwaltung werden die gröfsten Freiheiten gegeben, und es wird versprochen, der Universität für Kriegsfälle die Neutralität zu erwerben, den Kurfürstlichen Truppen aber das Betreten des Ortes, sei es zum Durchmarsch oder Aufenthalt, unbedingt verboten. Immerhin mag man diesen Plan, in dessen übrige Einzelheiten ich nicht eingehen will, für abenteuerlich und unausführbar erklären, wie er denn, zunächst wohl nur wegen der Unzulänglichkeit der Mittel, die bessere Zeiten und einen gröfseren Staat erfordert haben würden, nicht zur Ausführung gekommen ist: doch wird man zugestehen, dafs der Gedanke ein grofsartiger und das Zeitalter überragender war, und dafs ein Fürst, der solche Entwürfe fassen oder gut heifsen konnte, in der Begünstigung der Wissenschaften und in der Einrichtung wissenschaftlicher Anstalten dem, was man Zeitgeist zu nennen pflegt, weit voranseilen konnte. Einen andern Widerspruch mit dem Geiste der Zeit in der Bildung und Erhaltung einer wissenschaftlichen Körperschaft zeigt Friedrich der Grofse in Bezug auf unsere Akademie selber; und wenn von ihm gerade ein Voranseilen erwartet werden konnte, besteht hier der Widerspruch vielmehr darin, dafs er dem Geiste der Zeit nicht nachgab, sondern an dessen Stelle den seinigen walten liefs. Wir wollen es ihm aus Gründen, die schon oft erörtert sind, nicht verargen, wenn er diese Akademie bei ihrer Wiederherstellung zu einer durchaus Französischen machte: aber wir können nicht läugnen, dafs er in Bezug auf die Litteratur dem Deutschen Volksgeiste seiner Zeit bis an sein Ende widerstrebte, indem er von den kräftigen Regungen desselben, wodurch während seiner Regierung die Bildung einer eigenen von der Französischen unabhängigen Litteratur mehr als vorbereitet worden, so gut wie gar nicht berührt wurde und namentlich in der Akademie dem Deutschen Elemente den geringsten Spielraum vergönnte: sie blieb bis zu seinem Tode eine Französische; ein schlagender Beweis, wie der Geist des Fürsten auch im Widerspruch mit Volk und Zeit für

eine solche Gesellschaft entscheidend sein kann. Nachdem also die Haupteinwürfe gegen die Ansicht, von welcher ich ausgegangen bin, beseitigt worden, wird man dabei verharren dürfen, dafs die Persönlichkeit des Herrschenden für das Gesammtleben wissenschaftlicher vom Staate eingesetzter Körperschaften vorzugsweise von Einflufs ist. Es folgt hieraus freilich nicht, dafs die Geschichte dieser Anstalten gleichzeitig mit jedem Regierungswechsel einen Wendepunkt habe: vielmehr kann der vorige Zustand unter der folgenden Regierung lange fortdauern und eine Aenderung erst allmälig oder auch gar nicht eintreten, wenn die Anstalt eine gewisse Festigkeit erlangt hat oder der Fürst sich gegen sie gleichgültig verhält: aber man wird es doch kaum mifsbilligen können, wenn der Geschichtschreiber einer Akademie in Anerkennung des meistentheils vorwiegenden Einflusses persönlicher Richtungen der Fürsten seine Epochen nach deren Regierungen absteckt, wie Christian Bartholmèfs in seiner mit vieler Liebe, Kenntnifs und Geist verfafsten philosophischen Geschichte unserer Akademie gethan hat. Gerade diese Akademie hat die Abhängigkeit ihrer Schicksale von der Geistesrichtung der Fürsten in hohem Mafse gefühlt. Die auf Leibnizens Betrieb gegründete Societät der Wissenschaften gilt mit Recht für unsere Akademie, und ist mit letzterem Namen von ihm nur defshalb nicht benannt worden, damit man sie nicht mit einer Universität verwechselte: ihre Stiftung war zehn Monate vor der Krönung des Königs, am 18. März 1700, mit zur Verherrlichung seiner Regierung beschlossen, die Stiftungsurkunde wurde im nächstfolgenden Monat Juli an dem Geburtstage des Fürsten vollzogen und später die Einweihung auf den Tag nach dem Krönungsfeste angesetzt, alles recht zum Beweise der persönlichen Gunst des Königs; ihre Gründung ging indefs sogar mehr von der Königin als von dem König aus, und Leibniz, die Seele der neuen Schöpfung, nach dem Tode der Königin nur noch dem Namen nach Präsident, wurde seit dieser Zeit mehr und mehr vernachlässigt und vergessen, was auf die Gesellschaft nur nachtheilig wirken konnte: ja er wurde nicht einmal zu der Einweihung der Gesellschaft und Einsetzung in ihr Gebäude eingeladen, als diese am 19. Januar 1711 endlich erfolgte, eben wiederum weil nur die persönliche Neigung obwaltete. Was soll man aber erst von der persönlichen

Einwirkung des Königs Friedrich Wilhelm I. sagen? Mit Recht sagt der vorgenannte Geschichtschreiber der philosophischen Leistungen der Akademie, wenige Epochen zeigten besser als die Regierung dieses Königs, wie vielen Einflufs in der geistigen Entwickelung eines Landes der persönliche Charakter des Herrschers habe. Die anderweitigen Tugenden dieses mit einer ganz eigenthümlichen Art väterlicher Gewalt herrschenden Landesvaters und seine sehr bedeutenden Verdienste um das Reich, die sein grofser Sohn trotz aller erlittenen Unbill gebührend anerkannte, liegen meiner gegenwärtigen Betrachtung fern, und die den Künsten und Wissenschaften, ja aller feineren Bildung abholde Gemüthsart und Geistesrichtung des in seiner Weise tüchtigen Mannes und der klägliche Zustand der Akademie unter seiner Regierung sind zu bekannt, als dafs ich lange dabei verweilen möchte: ich sage nur, dafs das Schwert immer über ihrem Haupte hing, dafs jeder Akademiker sich fürchtete ihn persönlich zu sehen, dafs er mit der Gesellschaft fast in keinem als in den spafshaften Verhältnissen stand, die man aus den allgemein verbreiteten Anekdoten kennt, dafs er sich mit derselben durch die ihr auferlegte Errichtung eines medicinisch-chirurgischen Collegiums aus ihren mäfsigen Einkünften, vorzüglich für seine Militarchirurgen, einigermafsen aussöhnte, dafs er ihr als der Vertreterin der Wissenschaften aus Dankbarkeit für die Hülfe, welche eine derselben, die Arzneikunde, ihm in schwerer Krankheit geleistet hatte, funfzig Thaler schenkte, und dafs er zur Entschädigung für die Erniedrigungen, welche ihr Präsident, sein lustiger Rath, sich zur Unterhaltung des Königs gefallen liefs, der Gesellschaft die Privilegien, auf denen ihre Einkünfte beruhten, bestätigte und sogar ausdehnte. Noch weniger Worte sind nöthig, um daran zu erinnern, dafs die Akademie unter Friedrich II. alles, was sie war, durch ihn war. Er hat die Einrichtungen derselben festgestellt, er hat statt eines früher ihr angewiesenen praktisch-religiösen Zweckes die Philosophie, sowohl die speculative als die praktische, in sie eingeführt und ihr dadurch eine eigenthümliche Richtung gegeben. Eine Zeit lang hielt sie sogar ihre Versammlungen im Königlichen Schlofs; Anfangs nur Schutzherr der Akademie, zog er bald alle Theile ihrer Verwaltung an sich; er verlieh ihr dadurch einen besonderen Glanz, dafs er manche seiner litterarischen Erzeug-

nisse in ihr vortragen liefs, und dafs durch ihn, wie Formey sagt, die akademischen Plätze Ehrenpatente wurden, „welche mit denen von Marschällen und Ministern zusammenstanden, welche von Fürsten und Helden gesucht wurden"; und für das Ausland gewann sie, obwohl durch hervorragende Gelehrte, insbesondere Mathematiker, schon an sich bedeutend genug, durch seinen eigenen Ruhm und durch das Ansehen, zu welchem er den Staat erhoben hatte, so viel Namen, dafs sie bei Gründung oder Erneuerung anderer Akademien zum Vorbilde diente. Denn eine wissenschaftliche Anstalt im Mittelpunkte eines von der öffentlichen Meinung getragenen und gefeierten Staates wird, indem von diesem und seinem Beherrscher auch auf sie einige Strahlen fallen, gewifs die Aufmerksamkeit mehr auf sich ziehen, als eine ihrem eigenen Werthe nach gleich berechtigte in einem gering angesehenen Lande. Ich gebe zu, dafs unter dem nächsten Nachfolger des grofsen Friedrich die Wirksamkeit des unmittelbaren Einflusses des regierenden Hauptes auf die Akademie nicht in dem Grade sich nachweisen läfst wie früher; selbst Wöllners Aufnahme in dieselbe, die kaum drei Monate nach dem Thronwechsel erfolgte, brachte keine wesentliche Aenderung hervor, und die Verstärkung des Deutschen Elementes in der Akademie war längst durch die Zeit geboten, und man kann nur sagen, dafs Friedrich Wilhelm II. keinen Beweggrund hatte, jenem in dieser Beziehung einen ferneren Widerstand entgegenzusetzen. Und weiter herab will ich nicht gehen, um meinen Satz durchzuführen; ich sage nur: was die Akademie Friedrich Wilhelm dem III. verdankt, ihre volle wissenschaftliche Freiheit, die ihr auch während der Herrschaft der Censur verblieben war, ihre angemessene Unabhängigkeit und die Beseitigung alles eitlen Scheins, von dem niemand mehr als er entfernt war, wird stets in treuem Andenken bewahrt werden; und dafs der edle König, dem die heutige Festfeier geweiht ist, begeistert für Kunst und Wissenschaft, und wenn irgend ein Fürst für die Förderung derselben geboren und bestimmt, in der ursprünglichen Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne wie den andern Bildungsanstalten so der Akademie von dem Beginne seiner Regierung an sich huldvoll erwiesen, besonders aber unserer Gesellschaft sein ganzes Wohlwollen und Vertrauen zugewandt, und sie nicht nur mannigfach begünstigt, sondern sogar

vorgezogen hat, ist unserem Bewufstsein zu tief und unauslöschlich eingeprägt, als dafs ich veranlafst sein könnte, an dem Gegenwärtigen zu zeigen, was ich lieber in der Vergangenheit nachgewiesen habe, dasjenige, wozu ich jetzt vorschriftgemäfs übergehe, sei nicht durch willkürliche Satzung, sondern vermöge der Natur der Sache gerade diesem Tage zugewiesen worden*).

*) Hieran knüpfte sich die Aufzählung der Leistungen der Akademie im abgelaufenen Jahre.

XXXII.

Zur Begrüfsung des Herrn Ernst Curtius als neu eingetretenen Mitgliedes der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Sitzung derselben zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 7. Juli 1853.

Die nicht sehr bequeme Form der öffentlichen Einführung in unsere Akademie legt dem neu aufgenommenen die fast unvermeidliche Nothwendigkeit auf von sich selbst zu sprechen, den Gang, welchen seine Studien bis dahin genommen haben, den wissenschaftlichen Standpunkt, auf welchem er sich befindet, die Stelle, an welcher er sich in der Entwickelungsgeschichte des Wissens überhaupt und insbesondere des in der Gegenwart erreichten einreiht, zu bezeichnen, was in seinem Fache von den Früheren und von den Zeitgenossen gethan und unterlassen worden, und wo er einzugreifen und weiter zu fördern veranlafst, begabt, vorbereitet und geneigt sei, wenigstens in allgemeinen Umrissen anzudeuten. Der edle und feinfühlende Mann ist dieser Aufgabe nicht gewachsen, nicht etwa weil es ihm an Selbsterkenntnifs fehlte, welche gerade diesem am meisten einwohnt, sondern weil seine Worte hinter ihm zurückbleiben werden. Der erwiedernde befindet sich in einer nicht viel günstigeren Lage, weil auch er sich hüten mufs das Zartgefühl zu verletzen. Sie haben die schwierige Stellung der Alterthumskunde in diesem Zeitalter berührt, und hierbei nicht einmal der Feinde gedacht, sondern nur der Freunde, da diesen das meiste und beste auf diesem Gebiete bereits gethan scheine. Auch ich habe in meinem Kreise von trefflichen und dem Alterthum nicht abholden Männern anderer Wissenschaften das Bedenken vernommen, ob wohl die Alterthumstudien ohne Aufdeckung neuer Quellen noch lange vorhalten könnten, weil doch alles bald müsse aufgearbeitet sein. Ich will die neuen Quellen, an deren Entdeckung unser Zeitalter nicht arm ist, keinesweges herabwürdigen: wenn jedoch auf diese

allein der fernere Fortschritt der Alterthumswissenschaft gegründet werden sollte, so wäre ihr freilich kein langes fortschreitendes Leben mehr zu versprechen, da gerade diese um so schneller sich aufarbeiten liefsen, wenn das frühere schon erledigt wäre: denn diese Erledigung müfste schon so viele und grofse Ergebnisse geliefert haben, dafs das neu hinzukommende in der kürzesten Zeit zum Verständnifs gebracht und erschöpft werden könnte. Aber die Masse der vorliegenden Erscheinungen, die durch neue Quellen jedesmal verhältnifsmäfsig nur um ein geringes vermehrt wird, ist es nicht worauf es ankommt: die zahllosen geschichtlichen Erscheinungen wollen nicht allein gesammelt sein, sie wollen analysirt, mit einander in Beziehung gesetzt und combinirt werden, und diese Verbindung, die sich bis ins Unendliche vervielfältigt, läfst immer Neues und Neues wie durch elektrische Berührung hervorspringen, zeigt immer neue Verhältnisse der Anziehung und Abstofsung der massenartigen Grundstoffe: diese Analysis und Synthesis der Philologie wird ebensowenig als die mathematische oder philosophische jemals ein Ende finden, solange der menschliche Geist es der Mühe werth achtet sich und seine Schöpfungen zu betrachten. Es ist aber nicht allein das Thatsächliche für sich, sondern auch der Geist des Alterthums nach allen Richtungen und Gestaltungen der menschlichen Thätigkeit zu durchdringen und das unendliche Mannigfaltige in der Einheit eines geschichtlichen Organismus anzuschauen und zu begreifen: hierzu sind, wie Sie von der Alterthumswissenschaft mit Recht bemerken, nur eben erst die ersten Wege angebahnt, und was auch die früheren Jahrhunderte seit der Wiederherstellung der Wissenschaften und der Erfindung der Druckerei zum Theil heroisch grofses geleistet haben mögen, ist unsere Wissenschaft in dieser Beziehung noch ziemlich jung. An der Ansicht, auf welche sich dieses letztere Urtheil gründet, habe ich fast ein halbes Jahrhundert hindurch unter aller Zerstreuung durch allerlei Sichtung des Einzelnen, welches die nothwendige Grundlage weiterer Forschung ist, unverwandt festgehalten, und ich begegne in ihr Ihnen heute an dieser Stelle. Sie haben, zum Theil angeregt von den Anschauungen, welche Sie in dem Lande, wo die alte Bildung erwachsen ist, in sich aufgenommen hatten, die alte Geographie, vom Allgemeinsten bis zum Topographischen, zu einem Hauptheile Ihrer Untersu-

chungen gemacht; in diesen örtlichen Verhältnissen erscheint die Natur in ihrer Einwirkung auf den Geist und der Geist als Herr der Natur: sie sind die Grundfesten alles weiteren Aufbaues und zugleich die umschliefsenden Rahmen des Gemäldes. Mit welcher Auszeichnung Sie die Aufgabe, welche Sie sich setzen, an einem wichtigen Theile des Hellenischen Landes zugleich mit geschichtlichen Betrachtungen gelöst haben, brauche ich nicht erst zu sagen. Aber es ist nicht blofs dieses bedeutende Werk, welches uns einen Blick in Ihre geistige Richtung und Thätigkeit thun läfst: ich kann nicht unterlassen, des wohlthätigen und anmuthigen Eindruckes zu gedenken, welchen neben der mannigfaltigen Belehrung selbst Ihre kleineren und gelegentlichen Vorträge aus den Fächern der Erdbeschreibung, der Kunstgeschichte und der Mythologie durch den idealen Sinn, die edle Form, den würdigen Ausdruck auf mich und andere gemacht haben. Wenn Sie gegen den Schlufs Ihres heutigen Vortrages der von Ihnen übernommenen Fortsetzung des Griechischen Inschriftenwerkes Erwähnung thun, so wünsche ich Ihnen, dem vor der Hand der spätere Theil des Stoffes zufällt, welcher in dem Grade unerfreulicher ist als die Byzantinische Bildung unter der Hellenischen steht, die Ausdauer und Geduld, welche zu dessen Bearbeitung erforderlich ist, bis die Zeit gekommen sein wird, da die Akademie an eine Ergänzung des gesammten Werkes denken kann, mit welcher Ihre auch auf diesem Gebiete bewährte Kennerschaft und philologische Kunstfertigkeit wieder auf den reichern und fruchtbarern Boden des altgriechischen Lebens zurückkehren kann. Und so heifse ich Sie denn, verehrter Herr College, im Namen der Akademie und in dem meinigen herzlich willkommen in unserer Mitte.

XXXIII.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Grofsen am 26. Januar 1854.

Plutarch, welchem man Gewandtheit und Feinheit im Gegenüberstellen und Vergleichen nicht absprechen kann, hat in einer unvollständig auf uns gekommenen Schrift die Frage zu lösen versucht, ob die Athener sich durch ihre Kriegsthaten oder durch Weisheit gröfseren Ruhm erworben haben. Die Weisheit zieht bei ihm den kürzern. Um nur eine Probe seiner Vergleichung zu geben, so frägt er, welchen Nutzen die schönen Tragödien dem Staate gebracht, wie des Themistokles Thatkraft die Stadt ummauert, des Perikles Sorge die Burg geschmückt, Miltiades dem Staate Freiheit, Kimon die Anführung der Bundesgenossen gewonnen habe: wenn so des Euripides Weisheit oder des Sophokles edle Rede oder des Aeschylos grofsartiger Ausdruck dem Vaterlande etwas Schlimmes entfernt oder etwas Glänzendes erworben, dann gebühre es sich die Schauspiele den Tropäen gegenüberzustellen und die Bühne dem Feldherrnzelt und den Heldenthaten die Schauspielaufführungen. Für gewonnene Schlachten, die dem Staate Ruhm und Macht erworben, feiere man Feste und opfere den Göttern, nicht für die Theatersiege des Aeschylos und Sophokles; Marathon, Platää, Salamis, Mykale, wo die Athener die Freiheit von Hellas mit stählerner Festigkeit gegründet und den anderen Menschen übergeben hätten, die seien es, wefshalb Pindar Athen den Pfeiler von Hellas genannt habe, nicht wegen der Tragödien des Phrynichos und Thespis. Man könnte diese Betrachtung als aufserordentlich beschränkt bezeichnen, wenn sie nicht wenigstens Eine weit ausschauende Ansicht enthielte, die Ansicht dafs die Kämpfe der Hellenen gegen die von Osten drohende Barbarei und Knechtschaft eine Schutzwehr aufgerichtet und die Freiheit auch den andern Menschen übergeben hätten: diese

Schlachten waren Weltschlachten, von entscheidendem Einfluſs auf den Bildungsgang der gesammten Menschheit, wie Creasy in einem in England viel gelesenen Buche unter den funfzehn Weltschlachten, welche er aufführt, der Marathonischen die erste Stelle und wohl mit gröſserem Rechte als der von Waterloo die letzte anweist. Dennoch dürfen wir dem Plutarch zürnen, daſs er die Waffengewalt der Macht des Geistes vorzieht: nicht als ob der Kriegsruhm bloſs auf roher körperlicher Kraft und auf der Wirksamkeit der Werkzeuge des Kampfes beruhe, da ja auch der Krieg durch das geistige Talent der Führer geleitet wird, sondern weil die Früchte der rein geistigen Thätigkeit, um das geringste zu sagen, ebenso ersprieſslich für die Völker sind, weil ferner die Folgen der auf dem geistigen Gebiete errungenen Siege die Folgen der kriegerischen weit überdauern, endlich weil diese kriegerischen Siege werthlos sind, wenn nicht durch sie Güter geschützt werden, die um ihrer selbst willen unvergänglichen Werth haben. Wir dürfen ohne Besorgniſs zu irren das Ersprieſsliche der Thätigkeiten nach dem Maſse beurtheilen als in ihnen sich die Tugend entwickelt, welche zwar an sich nur Eine, aber in ihren verschiedenen Richtungen dennoch verschieden ist. Als die Christlichen Tugenden pflegt man Glaube, Liebe und Hoffnung zu nennen: der Krieg hat auf keine dieser eine Beziehung, müſste vielmehr aufhören, wenn das Christenthum in seiner ganzen Tiefe und Fülle zur Wahrheit würde, oder man müſste zugestehen, dieses habe überhaupt nicht die Sendung, die staatlichen Verhältnisse ausschlieſslich und ohne Aufnahme oder Zulassung anderer Elemente zu regeln, sondern es gehöre einem ganz anderen Gebiete an, wohin der Staat nicht reicht, dem Gebiete des Gemüthes und Herzens diesseits und dem himmlischen Gebiete jenseits, und werde von Christen dennoch Krieg geführt, so komme dieses eben daher, daſs sie zugleich Menschen und Bürger sind, und in dieser ihrer auſser dem Christenthum liegenden menschlichen und staatlichen Eigenschaft auch der Kriegszustand seine Rechtfertigung finde, die sich nicht finden läſst, wenn man von der Idee eines Christlichen Staates, mit welcher soviel Miſsbrauch getrieben wird, auszugehen beliebt: denn damit wird man ihn doch nicht rechtfertigen wollen, daſs der Glaube mit den Waffen vertheidigt, die Liebe mit den Waffen erzwungen, die Hoffnung durch den

Kampf verwirklicht werden solle, oder dafs überhaupt Glaube, Liebe, Hoffnung durch Gewalt und Krieg gestützt und verbreitet werden können, Sätze die sich alle in sich widersprechend erweisen. Mifst man also an dem Mafsstabe der Christlichen Tugenden, um zu finden, ob die kriegerische oder die rein geistige Thätigkeit die erspriefslichere sei, so entzieht sich die erstere der Vergleichung ganz, weil sie, aufserhalb dieser Tugenden liegend, verschwindet. Gehen wir auf die allgemein menschlichen Cardinaltugenden zurück, welche die Hellenen für alle Zeiten gültig aufgestellt haben, so entwickelt der Krieg von diesen die, welche nicht ohne Grund ans Ende gestellt ist, die Tapferkeit; die erste ist die Weisheit, und ihr sind die mittleren, Besonnenheit und Gerechtigkeit, näher verwandt als der letzten: wie könnte man also behaupten, die kriegerische Thätigkeit sei erspriefslicher als die rein geistige, in welcher die Tugend der Weisheit sich entwickelt? Dafs ein in den Schätzen der Weisheit seiner Altvordern so bewanderter Geist wie Plutarch dies übersehen konnte, mufs billig befremden; aber auch dafs die Früchte dieses geistigen Lebens die des kriegerischen überdauern, hätte er am wenigsten aufser Acht lassen sollen, der nach diesen Früchten, die in ihrer Fülle vor ihm ausgebreitet lagen, mit Vorliebe greift und aus den Sprüchen der alten Weisheit Aehren- und Blumenkränze windet, er der da sah, dafs die Hellenische Kunst und Wissenschaft die Hellenische Thatkraft weit überlebte, und dafs die Hellenen, obgleich von den Römischen Waffen besiegt, auf dem Gebiete des Geistes sich den strengen Römer dienstbar gemacht, wie, was er freilich noch nicht ahnen konnte, später die Ueberwinder Roms die geistige Bildung der Besiegten annehmen mufsten und die Hellenen theils mittelbar theils unmittelbar die Lehrer der Welt geworden sind. Was fruchten endlich alle kriegerischen Grofsthaten, wenn sie nicht für werthvolle Güter gethan werden, die durch sie Schutz erhalten? welche Geltung hätten die Weltschlachten von Marathon und Salamis und Platää, wenn durch sie nicht das unschätzbare Gut der Freiheit und eine edlere Bildung gewahrt, wenn dadurch nur ein Barbarenthum befestigt worden wäre? Das ist das unsterbliche Verdienst des kriegerischen Heldenmuthes, den ich nicht gesonnen bin herabzusetzen, dafs er die edelsten Güter, vorzugsweise eben Werke der geistigen Thätigkeit, mit mächtigem

Arme schützt: setzen wir nicht den Erwerb dessen, was er schützt, schon voraus, so ist der Waffenglanz ein eiteler.

Der Einzige, dessen Ehrentag wir heute begehen — ein schwaches Zeugnifs, abgelegt von schwachen Kräften für einen starken Geist, der sich selber vollgültiger Zeuge ist — hat sich mit Vorliebe aus dem Alterthum genährt, dessen Heroen er geistesverwandt war: dafs er gern von diesem aus oder auf dieses zurück geht, gern seine Augen daran weidet, dieses gab mir die Berechtigung, die Ansicht eines geistreichen Griechen, dem auch er seine Aufmerksamkeit zugewandt, zum Ausgangspunkte einer ähnlichen Betrachtung zu machen, die sich bei der Person unseres Helden ungesucht darbent. Friedrich hat viele Seiten menschlicher Thätigkeit und Tugend in seinem langen Leben vereinigt, er hat Wissenschaft und Kunst gefördert und selbst geübt, jegliche Art der innern Verwaltung, die Pflege des Wohlstandes überhaupt und insbesondere des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels, die Finanzen, Gesetzgebung und Rechtspflege, die auswärtigen Verhältnisse, das Heerwesen und den Krieg nach eigenen Einsichten geleitet; die äufsersten Gegensätze dieses umfassenden Wirkens, die entgegengesetzten Pole sind das Philosophische und das Kriegerische, welche schon Platon als schwer vereinbar bezeichnet hat und dennoch in seinen Wächtern des Staats vereinigt wissen will. Er ist nicht der erste ausgezeichnete Herrscher, der Staatskunst und Wissenschaft, Kriegskunst und Philosophie in sich verbunden hat: um minder hervorragende oder gar widerwärtige Beispiele zu übergehen, erinnere ich nur an die Gründer der Römischen Alleinherrschaft C. Iulius Cäsar und Octavianus Augustus, an Hadrian, der sich kaum soviel auf seine kaiserlichen Tugenden als auf seine rhetorisch-philosophischen Fertigkeiten zugute that, an M. Antoninus den Philosophen auf dem Thron, an den grofsen Hohenstaufen Friedrich den Zweiten; in kleinerem Mafsstabe, aber vielleicht um so reiner, erscheint die Verbindung dieser Gegensätze in weit fernerer Zeit in der Person des Samischen Melissos, der gegen Perikles eine Flotte in den Kampf führte und dabei eine Stelle in der Geschichte der speculativen Philosophie einnimmt, zugleich Admiral und Dialektiker. Kann Friedrich dem Grofsen eine solche Stelle wie dem Melissos nicht angewiesen werden, so ist ihm doch ein Einflufs auf die Richtung des Gedankens in seiner

Zeit nicht abzusprechen, und er selbst hat sich, wie er sagt, statt aller Titel, deren die Deutschen Fürsten nach allgemeiner Meinung nicht genug haben könnten, mit dem Namen des Philosophen von Sanssouci genügen lassen, den er selber sich beigelegt hat*). Hat nun der Held sovieler heifsen Schlachten auf sein Philosophiren so grofses Gewicht gelegt, so ziemt es wohl zu betrachten worin seine Philosophie bestehe, die mit Poesie und Geschichtschreibung den Kreis seiner litterarischen Beschäftigung erfüllte, und diese Betrachtung ist besonders hier an ihrem Ort, da er zuerst die Philosophie in diese Akademie eingeführt und sogar zwei der von ihm eingesetzten Klassen als philosophische bezeichnet hat, die eine der speculativen Philosophie, die andere der Physik oder experimentalen Philosophie. Leicht knüpft sich hieran auch, zumal wenn man von Plutarchischen Parallelen herkommt, die Frage, ob seine rein geistige Wirkung seiner kriegerischen die Wage halte oder ob wir uns fortan nur an Friedrich den Meister des Krieges und den Sieger zu halten haben und der Philosoph von Sanssouci preiszugeben sei. Habe ich im Beginne dieses Vortrages die geistige Wirksamkeit Athens höher als die kriegerische gestellt, so ist es nicht meine Absicht, auch hier derselben Seite den Ausschlag zu geben; doch wurde ich überrascht als ich fand, dafs der grofse Mann selber sein Philosophiren seiner Kriegsthätigkeit vorgezogen haben soll. Unser correspondirendes Mitglied Hr. Bartholmèfs hat in der vortrefflichen philosophischen Geschichte dieser Akademie**), nachdem er von Friedrichs Philosophie wenig zu ihren Gunsten gehandelt, das Schlufsurtheil gezogen, dafs sie in jedem Lebensalter desselben der Eigenthümlichkeit und oft auch der Wahrheit ermangle; in der Regel Schüler oder Nachahmer von Voltaire und d'Alembert überschätze Friedrich, der sich allerdings anderwärts nur einen Liebhaber der Philosophie nenne, seine philosophische Werthgeltung (*sa valeur philosophique*), wenn er in seinen „*Mémoires sur la civilisation des différentes nations de l'Europe*" von der Gesammtheit seiner Laufbahn sage: „Ich glaube, dafs, wenn man die Stimmen wägt, die Arbeiten des Philosophen höher als die des Kriegsmannes werden geachtet werden

*) Preufs Avertiss. zu Bd. X. der Werke Fr. d. Gr. S. XIII.
**) Bd. I. S. 322.

(*Je crois qu'en pesant les voix, les travaux du philosophe seront jugés supérieurs à ceux du militaire*)". Da ich weder eine solche Schrift des Königs noch in seinen bekannten Werken diese Stelle finden konnte, nahm ich meine Zuflucht zu Hrn. Preufs, dessen Kenntnifs alles dessen, was Friedrich den Grofsen betrifft, bewundernswürdig ist: er hat wohl mit Recht erklärt, es seien die „*Mémoires historiques et critiques sur la civilisation de l'Europe aux XVII*e *et XVIII*e *siècles*" gemeint, welche von J. Alex. Borrelly, Mitgliede dieser Akademie unter Friedrich, im J. 1807 zu Paris herausgegeben und in Quérards „*France littéraire*" unter dem Artikel und Namen des königlichen Schriftstellers mit dem Bemerken aufgeführt sind, dafs sie vermöge der Zeit ihres Erscheinens in keiner Ausgabe seiner Werke enthalten sein könnten. Diesem Buche werden wir auf keinen Fall vertrauen dürfen*).

Der Zweck und die Grenzen einer akademischen Einleitungsrede rechtfertigen es, wenn ich, um Friedrichs Philosophiren zu bezeichnen, mich auf einige Andeutungen beschränke, ohne in die mannigfachen Einzelheiten seiner Aufstellungen einzugehen, und ohne überall seine verschiedenen Bildungstufen zu berücksichtigen, da ich mich zumal überzeugt habe, dafs seine Grundansichten sich in denselben weit weniger verändert haben als behauptet wird. Ich glaube nicht besser beginnen zu können als mit dem Schlufs seiner Vorrede zu dem Auszuge aus Bayle**), den er ums Jahr 1764 unter vielen Geschäften gemacht hatte: „Wenn der Mensch ein vernünftiges Thier ist, wie die Schule uns versichert, so müssen die Philosophen mehr Menschen sein als die anderen: so hat man sie auch immer als die Lehrer des menschlichen Geschlechts betrachtet, und ihre Werke, die der Katechismus der Vernunft sind, können sich nicht genug verbreiten für den Vortheil der Menschheit." Von der Jugend bis ins Alter hielt er viel auf das Formale der Philosophie, die Logik und eine logische Bildung; wie er die Wolfische Logik als Jüngling studirt hatte, so galt ihm diese noch im Alter, als er die Abhandlung über die Deutsche Litteratur schrieb, für die beste und klarste***). Preist er nicht minder die Rhetorik, die den Geist der Schüler methodisch mache,

*) S. hierüber Rede XXXVII.

**) Werke Bd. VII. S. 129.

***) Werke Bd. VII. S. 106.

die Erfindung der Gründe, die Anordnung und Verbindung der Gedanken, die Wahl der jedem Gegenstande angemessenen Schreibart lehre, die Kunst die Geister und Herzen zu bewegen, die Leidenschaften aufzuregen und durch das blofse Mittel des Wortes zu herrschen; so weifs er wiederum vortrefflich ihren Unterschied von der philosophischen Methode zu würdigen. Der Gebrauch, sagt er*), den die Redner und die Philosophen von der Logik machen, ist ganz verschieden; „der Redner befriedigt sich mit Wahrscheinlichkeit, der Philosoph verwirft alles aufser der Wahrheit"; was er zur Ausführung dieses Gegensatzes zwischen dem Gange des Philosophen und dem des gerichtlichen und geistlichen Redners sagt, ist im Ganzen meisterhaft entwickelt. Diese Aufmerksamkeit auf das Organon und die Methode ist etwas ächt philosophisches. Was nun das Speculative oder Metaphysische betrifft, so wird man von dem königlichen Philosophen kein neues System erwarten, und zufrieden sein, wenn er sich in der Geschichte der Philosophie denkend umgesehen hat, selbst wenn er häufig nur aus sehr abgeleiteten Quellen schöpfte. In der That legt er viel Gewicht auf die Geschichte der Philosophie, und will nicht, dafs man sich bei der Kenntnifs Eines Systems befriedige. Plato und Aristoteles lagen ihm allerdings ferner; aber mit den Lehren der jüngeren Akademiker, der Stoa und des Epikur war er ziemlich bekannt; ganz besonders war er ein grofser Bewunderer des Lucrez, und er achtete den Epikurischen Philosophen Gassendi. Von der mittelalterlichen Scholastik war sein Blick abgewandt; aber Descartes, Malebranche, Spinoza lagen nicht aufser seinem Gesichtskreise: die Hochachtung für Leibniz war so zu sagen ein Erbstück der Königlichen Familie, und entfernte er sich auch von dessen Lehrsätzen, so hält er ihn doch in hohen Ehren, erkennt auch in den Verirrungen, in den systematischen Visionen, in welche seine Einbildungskraft ihn hineingezogen habe, den grofsen Geist**). Der Wolfischen Philosophie, nicht blofs der erwähnten Wolfischen Logik, war er in seiner Jugend ergeben, und niemals hat er alle Achtung vor Christian Wolf abgelegt, auch nicht seitdem er vorzüglich durch Voltaire's Einflufs von der grof-

*) Bd. VII. S. 128.

**) Ebendas. S. 118 und anderwärts ähnlich.

sen Verehrung desselben zurückgekommen und die lästige Weitschweifigkeit und Plumpheit der Wolfischen Darstellung der geistreichen Leibnizischen gegenüber ihm zuwider geworden war*). Im Laufe der Zeiten hat er sich mehr dem Empirismus zugeneigt: Locke wurde ihm „der einzige der Metaphysiker, der die Einbildungskraft dem gesunden Sinn opferte, der Erfahrung folgt soweit sie ihn führen kann, und klüglich anhält, wenn dieser Führer anfängt ihn zu verlassen"**). Bacon, Galilei, Newton werden nunmehr vorzüglich von ihm gepriesen. Insbesondere sprach ihn aber die dialektisch-skeptische Methode Bayle's an, der auch die Aufmerksamkeit der geistreichen Königin Sophie Charlotte neben Leibniz sehr in Anspruch genommen hatte; ihn nennt er den ersten Dialektiker Europa's***). „Wenn wir", sagt er†), „Hrn. Bayle mit seinen Zeitgenossen vergleichen, mit Descartes, Leibniz, obgleich schöpferischen Geistern, oder mit Malebranche, wird man ihn, wir wagen es zu sagen, diesen berühmten Männern überlegen finden, nicht weil er neue Wahrheiten entdeckte, sondern weil er sich niemals von der Richtigkeit und Genauigkeit des Denkens entfernte, und weil er die Folgen der Grundsätze (*les conséquences des principes*) am besten entwickelt hat." So nahm er, angemessen der Zeit, in welcher die tiefere Speculation erloschen war, die Wendung auf eine Kritik der dogmatischen Systeme, mit denen er sehr leicht fertig wird††). Sagen die Stoiker, die menschlichen Seelen seien Theile der göttlichen, so liege darin, so erhaben der Gedanke sei, ein Widerspruch: der Mensch müfste dann unendliche Erkenntnifs haben, die er nicht hat, und wäre Gott in den Menschen, so ergäbe sich, dafs der Englische Gott sich gegen den Französischen und Spanischen schlage, dafs die verschiedenen Theile oder Seiten der Gottheit sich wechselsweise zerstörten und alle Laster und Verbrechen göttliche Werke würden. Die Epikurische Gleichgültigkeit und Ruhe der Götter widerspreche der göttlichen Natur. Das System der vorausbe-

*) Werke Bd. I. S. 231. II. S. 38 f. Vergl. eine andere Art Spott über Wolf Bd. IX. S. 119.

**) Werke Bd. VII. S. 112. IX. S. 119.

***) Bd. VII. S. 107.

†) Bd. VII. S. 125.

††) Besonders Bd. VII. S. 110 fg.

stimmten Harmonie sei ein Roman eines grofsen Genius, Spinoza auf dieselbe Art wie die Stoiker leicht zu widerlegen; Malebranche's Lehre führe zu der unhaltbaren der Stoiker von einer Weltseele zurück, wovon alle belebten Wesen Theile seien, vermische die Geschöpfe mit dem Schöpfer und mache aus dem Menschen ein Automat, welches von dem höchsten Willen bewegt werde*). Das bedenklichste, was man in Friedrichs Ansichten finden könnte, ist eine Hinneigung zum Materialismus. Seine im J. 1752 in der Akademie gelesene Gedächtnifsrede auf La Mettrie nimmt diesen frivolsten, von aller Scham entblöfsten sittenlosen Materialisten und Atheisten lebhaft in Schutz. „Hr. La Mettrie", heifst es unter anderem, „wurde von einem hitzigen Fieber ergriffen: eine Krankheit ist für einen Philosophen eine Schule der Physik; er glaubte zu erkennen, dafs die Fähigkeit zu denken nur eine Folge der Einrichtung der Maschine sei und dafs die Störung der Getriebe beträchtlichen Einflufs auf diesen Theil von uns habe, welchen die Metaphysiker die Seele nennen:**) so habe er kühn die Fackel der Erfahrung in die Finsternifs der Metaphysik getragen und nur Mechanik gefunden, wo andere ein über die Materie erhabenes Wesen vorausgesetzt hatten." Und weiterhin: „Hr. La Mettrie, nachdem er die Hospitäler und die Kranken aus dem Gesichte verloren, gab sich ganz der speculativen Philosophie hin; er schrieb seinen „*Homme machine*", oder vielmehr er warf einige starke Gedanken über den Materialismus auf das Papier, die er ohne Zweifel sich vorgesetzt hatte in Ordnung zu bringen." Diese Schrift habe Leuten mifsfallen, welche von Standes wegen erklärte Feinde der menschlichen Vernunft seien; da er defshalb wie früher in Frankreich, so damals in Holland verfolgt worden, habe die Eigenschaft eines Philosophen und eines Unglücklichen genügt ihm in Preufsen eine Freistatt und ein Königliches Gehalt zu erwerben. Die Grille des Königs, diesen seinen Vorleser und Spafsmacher zu loben, welchen d'Alembert, d'Argens, Diderot und selbst Voltaire preisgaben, reicht nicht hin, um den König eines an die Ausschweifungen des La Mettrie grenzenden Materialismus zu zeihen; sie scheint vielmehr aus einer nicht seltenen Mischung

*) Bd. VII. S. 126.

**) Vergl. Friedrichs Aeufserung in einem Briefe an d'Argens, Werke Bd. XIX. S. 262.

von Gutmüthigkeit und Duldung mit erbitterter Bosheit entsprungen zu sein, welcher letzteren in dieser Gedächtnifsrede freier Lauf gegen die Theologen und die Geistlichkeit gelassen ist. In einem Briefe an Voltaire*) schreibt Friedrich im J. 1775: „Ich bin sehr sicher, dafs ich nicht doppelt bin: also betrachte ich mich als ein einziges Wesen. Ich weifs, dafs ich ein materielles, belebtes, organisirtes Wesen bin, und welches denkt; daraus schliefse ich, dafs die Materie denken kann, so gut als sie die Eigenschaft hat elektrisch zu sein.“ „Ich lege den Gedanken den fünf Sinnen bei, welche die Natur uns gegeben hat.“ Das ist allerdings etwas stark und ich glaube kaum, dafs er dies mit voller Ueberlegung gesagt hat. „Wenn das Blut mit zu grofser Heftigkeit im Gehirn kreist, wie bei den Betrunkenen oder in hitzigen Fiebern, verwirrt es, verkehrt es die Ideen; wenn sich eine leichte Verstopfung in den Nerven des Gehirns bildet, veranlafst sie den Wahnsinn; wenn ein Wassertropfen sich in der Hirnschale ausbreitet, folgt der Verlust des Gedächtnisses; wenn ein Tropfen aus den Gefäfsen getretenen Blutes das Gehirn und die Verstandesnerven drückt, so haben wir die Ursache der Apoplexie.“ Diesen Einflufs des Körpers auf das Geistige, die Abhängigkeit des letzteren von dem sinnlichen Organismus kann niemand läugnen: von dem Zugeständnifs dieser Erfahrung ist aber der Weg zum völligen Materialismus noch sehr weit, und zunächst erhellt mir aus des Königs Worten nur, dafs er nicht einen Dualismus des Geistes und der Materie annahm, noch nicht, dafs er der Materie die Priorität zusprach. Doch finden sich in seinen Werken allerdings sehr bedenkliche Stellen, wenn man anders jede in einem Brief oder Gedicht hingeworfene Aeufserung für entscheidend halten will; ich habe von diesen bereits früher gehandelt**) und überlasse andern das Endurtheil. Die gröfste Unwahrheit ist es, wenn man ihn für irgend einen Zeitraum oder Zeitpunkt seines Lebens des Atheismus beschuldigt. „Alles“, sagt er***), „bis auf das Wachsthum eines Grashalmes, beweiset die Gottheit, und wenn der Mensch eines Grades der Intelligenz geniefst, den er sich nicht selber gegeben hat, mufs um so mehr das Wesen, dem er

*) Friedrichs Werke Bd. XXIII. S. 357.
**) Vergl. meine Rede über Friedrich vom J. 1842 S. 16 [oben S. 296].
***) Werke Bd. VII. S. 111.

alles zu verdanken hat, ein unendlich tieferer und unermefslicherer Geist sein.“ Seine Widerlegung des verrufenen Systems der Natur setzt diese seine Ueberzeugung vollends ins klare; fand er erst im J. 1770 diesen Anlafs sie herauszustellen, so ist man nicht berechtigt dies als Umkehr zu betrachten. Spricht er öfter davon, dafs der Zufall die Begebenheiten lenke, so hat er hiermit, wie ich anderwärts gezeigt habe, nur unsere Unkenntnifs der Ursachen bezeichnet. Man hat gefragt: ist er Deist oder Theist oder Pantheist gewesen? Die beiden ersten Bestimmungen hat er schwerlich unterschieden: Gott ist ihm die dem Weltall vorstehende letzte Ursache, die höchste Intelligenz und das schlechthin Gute; und der leichte pantheistische Anflug seines Denkens war sowenig tief gewurzelt, dafs er sich in verschiedenen Zeiten sehr bestimmt nicht allein gegen Spinoza, sondern sogar gegen die Stoiker und Malebranche erklärt. Eine persönliche Unsterblichkeit hat er nicht gehofft; dies hängt aber nicht nothwendig mit gemeinem Materialismus zusammen, ist in ihm mit erhabener Seelengröfse, mit der Ergebung einer Selbstaufopferung verknüpft und ohne Einflufs auf sein praktisches Verhalten. Sieht man endlich auf seine Sittenlehre, so ist sie kein folgerecht abgeleitetes noch auch von Widersprüchen freies System, aber trotz dem, dafs er die Selbstliebe als ihr Princip hingestellt, ist sie von Selbstsucht frei und enthält reine und erhebende Grundsätze, die durch die ganze Reihe seiner philosophischen Schriften verbreitet sind. Statt aller Ausführungen genüge der eine Satz*): „Die Philosophie lehrt uns unsere Pflicht zu thun, unserem Vaterlande treu zu dienen um den Preis unseres Blutes, unserer Ruhe, ihm unser ganzes Wesen zu opfern.“ Und so hat er nicht blofs gedacht, so hat er gehandelt. Dieser Geist heroischer, an Kodros und Regulus und ähnliche Helden erinnernder Selbstentäufserung weht uns besonders aus der denkwürdigen, eigenhändig von ihm geschriebenen geheimen Instruction an den Grafen Fink von Finkenstein vom 10. Januar 1757 entgegen, welche in den letzten Tagen von der Königl. Verwaltung der Staatsarchive in getreuer Nachbildung herausgegeben worden und bereits in öffentliche Blätter übergegangen ist. Hier sagt er wörtlich: „Wenn ich das Mifsgeschick haben

*) Brief an Voltaire in den Werken des Königs Bd. XXIII. S. 53.

sollte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich dafs man die mindeste Rücksicht auf meine Person nehme, und dafs man das in den mindesten Betracht ziehe, was ich aus meiner Haft schreiben könnte. Wenn ein solches Unglück mir begegnen sollte, will ich mich für den Staat opfern, und man soll meinem Bruder gehorchen, welcher sowie alle meine Minister und Generale mit ihrem Kopfe mir dafür verantwortlich sein werden, dafs man keine Provinz noch Lösegeld für mich anbieten und dafs man den Krieg fortsetzen wird, indem man alle seine Vortheile ganz so verfolgt, als wenn ich niemals in der Welt gewesen wäre.“ Wer, ein König, die Eigenliebe so verstand, mochte sie immerhin als Princip der Sittenlehre hinstellen. Uebrigens wie eifrigen Antheil er auch an den Speculationen genommen, zieht er sich mehr und mehr auf das Praktische zurück, weil man von den Metaphysikern nur die Unbegreiflichkeit vieler Dinge lerne, welche die Natur aufser der Tragweite unseres Geistes gestellt habe; der Mensch sei mehr zum Handeln als zum Erkennen bestimmt; lernen zu erkennen sei oft nur lernen zu zweifeln; eine weise Vorschrift sei es die Aristoteles seinen Schülern gegeben: „der Zweifel ist der Anfang der Weisheit“*). Aber darum verzichtet er nicht auf das Denken. Sagt einer: „Aber warum soll man seine Zeit verlieren mit der Erforschung der Wahrheit, wenn diese Wahrheit sich aufser der Tragweite unseres Kreises befindet?“ so erwiedert er, „dafs es eines denkenden Wesens würdig ist, wenigstens Anstrengungen zu machen, um sich daran anzunähern, und dafs, wenn man sich treulich diesem Studium hingiebt, man daraus unfehlbar den Gewinn zieht, sich von einer Unendlichkeit von Irrthümern zu befreien. Wenn euer Feld nicht viele Früchte hat, so wird es wenigstens keine Dornbüsche tragen und geeigneter werden zu gutem Anbau**).

Der Sprachgebrauch unterscheidet den Weisen und den Philosophen: jener ist zugleich mehr und weniger als dieser, mehr indem nach dem Wortverstande die Weisheit von ihm erlangt ist, während sie dieser erstrebt, weniger indem die Weisheit eine einfache Beschaffenheit oder Tugend des Geistes ist, die Philosophie

*) Werke Bd. VII. S. 126. Bd. X. S. 97. Vergl. Bartholmèfs Philos. Gesch. d. Berl. Akad. Bd. I. S. 309.

**) Werke Bd. VII. S. 127.

aber eine vielgegliederte Technik der Vernunft und wenigstens in einem Zeitalter, welches nicht mehr in den Anfängen steht, vielseitige Wendung des wissenschaftlichen Denkens und weiten Umfang desselben, sowie die mannigfachsten Kenntnisse erfordert. Mag man die Weisheit eines Solon und anderer aus der jugendfrischen Zeit der sogenannten sieben Weisen noch so hoch schätzen, so würde man Friedrich den Grofsen zu niedrig stellen, wenn man ihm blofs wie jenen eine edle Lebensweisheit zuschreiben wollte, und dazu noch die autokratische Herrscherkraft eines Pittakos oder Periander, der nicht unbestritten als einer der Sieben galt. Wie schon dieser sehr unvollständige Bericht lehrt, hat Friedrich über die gröfsten Fragen der Philosophie, nicht ohne Kenntnifs der wichtigsten von den Meistern aufgestellten Ansichten, mit nie befriedigter Wifsbegierde und stets regem vorurtheilsfreiem Forschungstriebe, der sich nach allen Seiten hin ausdehnte, nachgedacht: kein Fürst vor ihm, soweit meine Kunde reicht, hat eine solche Macht des Gedankens entwickelt. Wer soviel über soviele Theile des Wissens gedacht hat wie er, durfte sich wohl, auch ohne ein eigenthümliches, in sich übereinstimmendes System in schulgerechter Form zu haben, einen Philosophen, den Philosophen von Sanssouci nennen, und ich glaube nicht, dafs ihn die frühere Wahl dieses Titels gereut hatte, als er ihn später mit dem andern des Eremiten von Sanssouci vertauschte. Friedrich war durch und durch Denker; in der Thätigkeit des Denkens, wozu ich auch die Poesie rechne, bestand seine Ruhe, sein Leben ohne Sorge. Wenn anderen die Winterquartiere die Zeit sinnlicher Erlustigung waren, studirte und dichtete er während derselben; die angestrengtesten staatsmännischen und kriegerischen Geschäfte zogen ihn nicht von der Litteratur ab. Während der Belagerung von Schweidnitz im J. 1762 studirte er von Grund aus das grofse Werk des Fleury über die Kirchengeschichte; im Sommer des Jahres 1761, welches seinen Waffen so verderblich war, las er im Feldlager die acht Bände des Bernier über Gassendi's Philosophie mit einer Theilnahme und einem Eifer, dafs er in einem Briefe vom 2. Juli an den Marquis d'Argens über den Eindruck, den die einzelnen Theile, die Physik, die Astronomie, die Sittenlehre, namentlich der Artikel über die Freiheit auf ihn gemacht, berichten kann, und zwar in einem Zeitpunkte, wo er hinzusetzen mufs:

„Ich habe mich beeilt zu enden, aus Furcht, dafs dieser Laudon, der sicherlich kein Philosoph ist, meine Studien grob unterbrechen möchte.“ *) Diese bewundernswürdige Verbindung der Studien mit dem bewegtesten Leben wie seine Unerschrockenheit auf dem Schlachtfelde und seine Fassung im Unglück zeigt uns die wahrhaft philosophische Erhabenheit des Mannes über die Begebenheiten; die erstere läfst uns auch begreifen, wie er sich den Grundsatz bilden konnte, die Wissenschaften und Künste machten die Menschen nicht, wie man gewöhnlich glaubt, ungeschickt für die Geschäfte. „Der tüchtige Geist“, sagt er **), „macht dieselben Fortschritte in allen Gegenständen, welche er umfafst. Die Wissenschaften, weit entfernt ihn zu schwächen, geben in allen Bedienungen denen, die sie pflegen, einen neuen Glanz. Die grofsen Männer des Alterthums bildeten sich unter der Vormundschaft der Litteratur, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, ehe sie sich mit den Würden des Staates befafsten; und was dazu dient den Geist aufzuklären, den Kreis der Kenntnisse zu erweitern, bildet sicherlich Leute, die zu jeder Art von Bestimmung geeignet sind.“ Er liebte und pflegte die Wissenschaften nicht blofs wie ein Herrscher sondern wie ein Gelehrter; sind die Rathschläge, die er den Fachgelehrten über die Methode giebt, nicht gerade von grofser Bedeutung, so hat er doch viele Mängel des Deutschen Gelehrtenwesens, selbst bei seiner Unkenntnifs der Fortschritte der Deutschen Litteratur, richtig erkannt, sich aber jeder Einmischung in die Lehrfreiheit enthalten. Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich die Stellung des Königs zur Philosophie und zur Wissenschaft überhaupt in allen Beziehungen auch nur berühren wollte: nur sein Verhalten zur Religion und positiven Theologie darf ich nicht verschweigen. Da indefs dieses oft besprochen und ganz kürzlich in einem Aufsatze über „Preufsen und das protestantische Princip“ ***) seine Ansichten von Priesterherrschaft und Christenthum, Papstthum und Reformation, Katholicismus, Jesuitismus und Verhältnifs zwischen Kirche und Staat zusammengestellt worden, so sage ich hierüber nur so viel. Friedrich, ganz Denker, fand in seinem Denken nicht den speci-

*) Werke Bd. XIX. S. 239 fg.

**) Werke Bd. VII. S. 7.

***) Minerva Sept. 1853.

fisch dogmatischen Begriff der Offenbarung; er misstraute der Metaphysik der Vernunft, und setzte nicht an ihre Stelle eine Metaphysik des geschichtlich überkommenen Glaubens. Er bekennt die Sittenlehre des Evangeliums, erklärt die Christliche Moral für die Vorschrift seines Lebens, achtet die Christliche Frömmigkeit. Verehrungsvoll sagt er von seinem Lehrer Duhan*): „Er starb mit dem Muthe eines Philosophen und mit der Frömmigkeit eines Christen": gewifs sind diese Worte die seinigen, wenn auch die Stellen dieser Gedächtnifsrede, die in seinem Munde ein Uebermafs von Selbstlob wären, von akademischer Hand eingeschoben sein dürften. Er ist nicht Widersacher der Religion und dessen was ihm als ächtes Christenthum erschien**); er vertheidigt die Christliche Religion mit Wärme gegen das System der Natur; aber er bekämpft den Aberglauben und den Mifsbrauch der Religion, die falsche Diadektik, Anmafsung, Herrschsucht, Verfolgungsucht des Priesterthums. Hatte selbst sein Vater, ein einfacher kirchlich frommer Mann, den unduldsamen Streit über die Unterschiede des Lutherischen und reformirten Bekenntnisses Pfaffengezänk genannt, so erklärt sich Friedrich umfassender gegen alle Unduldsamkeit. Dafs er im Kampfe wider die früher herrschende Richtung bisweilen durch Schärfe und Bitterkeit mit königlichem Freimuth über das Mafs hinausgegangen und namentlich das Geschichtliche des Christenthums nicht mit geziemender Achtung behandelt hat, gebe ich zu, und besonders giebt in dieser Hinsicht das Vorwort zu dem Auszug aus Fleury Anstofs. Ihm mufs es jedoch nicht so erschienen sein: denn diese Schrift ist im Mai 1766 zu Berlin bekannt gemacht, und gleich den nächsten 13. August schreibt er***) an Voltaire, die Duldung müsse sich nicht dahin ausdehnen, der Frechheit und Ausschweifung junger Unbesonnener eine Berechtigung zu geben, welche kühn gegen das losgehen, was das Volk verehrt. Mögen wir in jener Ueberhebung seinen Antheil an dem Gebrechen der Zeit erkennen, der auch der gröfste Geist seinen Tribut zollt, so glaube man doch

*) Werke Bd. VII. S. 12.

**) Dies ist mit Recht auch von Hrn. Ch. de la Harpe in der Abhandlung „*Étude sur les oeuvres philosophiques de Frédéric le Grand*" (Berlin 1848, in dem Programm des *Collège français*) S. 41 hervorgehoben.

***) Werke Bd. XXIII. S. 104.

nur nicht, eine spätere Zeit schreite vor, wenn sie an die Stelle des einen Gebrechens ein anderes setzt und etwa aus der Hypersthenie des Geistes in eine Asthenie verfällt. Die Gesundheit der Seele wie des Leibes besteht in der harmonischen Mitte.

Friedrich war ein Mann aus Einem Guſs. „Ich bin sehr sicher, daſs ich nicht doppelt bin“, sagt er freilich in ganz anderer Beziehung; aber dasselbe gilt von ihm in einem viel höheren Sinn. Seine strategische Einsicht und sein Heldenthum, seine staatsmännische Klugheit und Weisheit, seine Charakterfestigkeit und Herrscherkraft, sein philosophisches Denken, alles wurzelt untrennbar in der einen und ungetheilten Geistesgröſse, in seiner eigensten persönlichen Tugend. Reiſsen wir nicht auseinander, was so innig verknüpft war, so innig verknüpft, daſs selbst das Feldlager zugleich sein Museum war. Werfen wir also den Philosophen von Sanssouci nicht weg, um bloſs den Helden und König zu behalten. Ich bin, wie ich schon angedeutet habe, weit entfernt seine Philosophie seinen Thaten vorzuziehen; soll aber einmal erwogen werden, wie sich der Werth beider gegen einander verhalte, so frage ich: was haben seine Thaten, was hat sein philosophisches Denken erwirkt? Hätte seine politische und kriegerische Thätigkeit nur ein jenseits der Grenze bedeutungsloses Preuſsen geschützt, vergröſsert, gestärkt, so wäre sie nicht weltgeschichtlich: aber er hat Preuſsen zu der Höhe erhoben, auf welcher es als Groſsmacht an der Lenkung der Europäischen Geschicke selbständig theilnimmt, ohne Zweifel mit einem eigenthümlichen politischen Beruf, den zu bestimmen nicht dieses Ortes ist. Und was ist der innerste Kern seines philosophischen Denkens? Wahrlich nicht diese oder jene Ueberzeugungen und Behauptungen, in denen wir ihm beistimmen mögen oder nicht: denn er hat von niemand gefordert seine Meinungen anzunehmen; es ist die geistige Freiheit, die auch die religiöse in sich schlieſst, die Freiheit des Denkens und des Glaubens, der Forschung und Untersuchung, die Verwirklichung der Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Sittlichkeit im Staate, der Geist des religiösen Friedens und der Duldung innerhalb der Grenzen dessen was eines guten Bürgers ist. Diesen Geist hat er wahrhafter und kräftiger als irgendwer vor ihm vom Throne verkündet, gleichfalls ein weltgeschichtliches Princip, welches weit hinausreicht über seinen Staat und

seine Zeit. So in beiden zum Vergleich gestellten Wirkungskreisen weltgeschichtlich geworden, hat er dem Reiche dieselbe doppelte weltgeschichtliche Bedeutung gegeben, und beide Seiten derselben sind meines Erachtens wie in seinem Geist so in diesem Staate dergestalt verschwistert und verwachsen, dafs der Bestand beider in ihrer Wechselwirkung bedingt und begründet ist. In diesem einheitlichen Begreifen seines Wesens werden wir den grofsen Fürsten, zu dessen Feier wir heute hier versammelt sind, würdig ehren, und zugleich in ihm den edlen König unsern Herrn, der seines gröfsten Vorfahren Geist und Kraft verstanden hat anzuerkennen und in Ehren zu halten.

XXXIV.

Zur Begrüfsung der Herrn Haupt und Kiepert als neu eingetretener Mitglieder der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Sitzung derselben zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 6. Juli 1854.

Wer auf der gegenwärtigen Entwickelungstufe der wissenschaftlichen Bildung erspriefsliches leisten will, ist fast nothwendig dahin gewiesen, sich in die Ergründung eines Besonderen zu vertiefen, weil die Wissenschaft allmälig einen unermefslichen Umfang gewonnen hat, in welchem sich, wer von Anfang an auch nur einen bedeutenden Theil des Ganzen umfassen wollte, wie in einem endlosen Raume verlaufen oder verlieren würde. Ein besonderes nur nicht zu eng gemessenes Feld giebt dagegen dem Studium eines jeden einen freigewählten eigenthümlichen Mittelpunkt, von welchem aus er vermöge des Zusammenhanges aller Theile und Zweige des Wissens nach allen Seiten sich ausdehnen mag, soweit seine Kräfte reichen und sein geistiges Auge trägt. Dieser allgemeine Zusammenhang der Wissenschaften, von welchem oft gesprochen wird, mag dem Beginnenden als ein herkömmlicher Gemeinplatz und eine erst zu erweisende Voraussetzung erscheinen; je weiter wir aber fortschreiten, desto klarer wird er uns, und desto mehr erkennt man eben defshalb, dafs wenn überhaupt unser Wissen wegen der Beschränktheit des menschlichen Geistes Stückwerk bleiben mufs, es auch darum Stückwerk ist, weil jede Besonderheit erst im Lichte des Ganzen und der Allgemeinheit ihre volle Bedeutung erlangt. Es ist zunächst dieser Gedanke, der mich veranlafst, Ihnen, hochgeehrte Mitglieder der Akademie, die soeben als kürzlich eingetretene gesprochen haben, nicht Mann gegen

Mann zu antworten, sondern Eine Erwiederung an beide zu richten; denn von dem Zusammenhange der wissenschaftlichen Bestrebungen aus erscheinen mir Ihre Studien, die auf den ersten Blick weit von einander zu liegen scheinen, sehr nahe verknüpft. Sogar wenn der eine von Ihnen ein Naturforscher, der andere der Erforschung dessen, was der menschliche Geist erzeugt hat, zugewandt wäre, würde ich diese Zusammenfassung unbedenklich finden; um so mehr denn, da ich Sie beide von dem gemeinsamen Bande der Philologie umschlungen erachte. Auch in dieser finden wir die nothwendige Trennung verschiedener Gebiete, und zwar nach mehr als Einem Theilungsgrunde; was soeben von dem ersten unserer neuen Genossen angedeutet worden. Den einen Theilungsgrund bilden die Zeiten und Länder oder Völker: dafs Einer die Betrachtung dieser aller mit gleicher Neigung und gleichem Erfolge umfasse, ist nicht blofs schwierig sondern unmöglich. Das Gedeihen der Wissenschaften erfordert, dafs viele sich in die Arbeit theilen: das Ganze der Wissenschaft besteht der Ausdehnung nach nicht in Einem Geist, sondern in allen, wie die Natur nicht in Einem Organismus, auch nicht in Einem Weltkörper allein, sondern in dem All. Wohl aber sind wir, derselben Vergleichung folgend, zu der Forderung berechtigt, dafs jede wissenschaftliche Bestrebung das Bild der Wissenschaft als einer einzigen und ungetrennten mikrokosmisch abspiegele, und in jeder Besonderheit das Ganze und Allgemeine intensiv enthalten sei; und die Theilung der Arbeit darf nicht den Grad einer völligen Scheidung der Gebiete erreichen. Die Zeit ist ein ununterbrochener Strom, der durch keine scharf abschneidende Epochen gehemmt und gedämmt wird; das Antike, das Mittelalterliche, das Moderne folgen auf einander in stetigem Zusammenhang: wer könnte sich so in der Betrachtung des einen festsetzen, dafs er eigensinnig und hartnäckig allem anderen seine Augen verschlösse? Und die Völker, abgerechnet wenn sich eines mit einer Sinesischen Mauer umgiebt, die doch am Ende selber auch übersprungen wird, üben auf einander eine gröfsere oder geringere Wirkung; und weder wer der Erforschung des Morgenländischen sich widmet, noch wer die abendländische Bildung, namentlich die Hellenische seiner Betrachtung unterwirft, kann ungestraft sich auf sein eigenes engeres Feld beschränken. Mit Freuden begrüfse ich daher Sie, den ersteren

der Sprecher, der Sie mit den Studien des Alterthums, insbesondere des Römischen, welches jetzt fast mehr als das Griechische der Pflege bedarf, das Mittelalterliche, und mit den Griechischen und Römischen die Germanischen Studien verbunden haben, denen unsere Akademie als eine Deutsche, und überdies nach dem Beispiele des Mannes, dem die heutige Feier gilt, innerlich verpflichtet ist ein weiteres Feld zu eröffnen. Mit Freuden bewillkomme ich ebenso Sie, dessen ausgedehnte geographische Arbeiten den Schauplatz der alterthümlichen Menschheit mit dem unserer heutigen Geschichte, getrennt und verbunden, vor uns ausbreiten, mit gleichmäfsiger Kraft das Morgenländische und Abendländische, ja den ganzen Erdkreis umfassen, und gegründet auf eine umfassende Gelehrsamkeit und auf die in Ihrem Fache vielleicht mehr als in irgend einem anderen in diesem Jahrhundert neu angewachsenen Hülfsmittel, unvergleichlich höher stehen als die von Ihnen dennoch nicht vergessenen von dieser Akademie früher ausgegangenen Leistungen dieser Art. Auch auf den zweiten Theilungsgrund, den ich mit Uebergehung minder bedeutender noch herausheben will, haben Sie, verehrter Herr College Haupt, schon aufmerksam gemacht, ich meine denjenigen, welcher nicht in dem Gegenstande, sondern in der Thätigkeit der Betrachtung und Behandlung liegt. Sie haben den Unterschied hervorgehoben der philologischen Kritik einerseits, welche untrennbar sei von der Erforschung des Individuellen, von dem Eindringen und nachempfindenden Einleben in die Persönlichkeit der alten Schriftsteller, und anderseits des Strebens nach der Erkenntnifs des Allgemeinen, und nicht unterlassen zugleich anzudeuten, wie auch dieser Unterschied durch die Beziehung des Einzelnen und Besonderen auf das Ganze und Allgemeine aufgehoben werde. Beide Seiten sind mannigfachen Mängeln und Fehlern unterworfen, die wenn nicht ausschliefslich, doch gröfstentheils darin wurzeln, dafs jede von beiden einseitig verfolgt wird. Es ist ein seltsamer und doch unläugbarer Widerspruch, dafs in der philologischen Forschung das Besondere nicht ohne das Allgemeine begriffen, und wiederum das Allgemeine nur durch die Anschauung und innere Verknüpfung möglichst vieler Einzelheiten ergriffen werden kann; in der Lösung dieses Kreises finde ich die eigentliche Aufgabe der philologischen Kunst, die eben darum

um so mehr der Regel und Methode bedarf, auf welche Sie mit Recht ein großes Gewicht legen. Wir haben wie alle Erfahrungswissenschaft viele mechanische und in gewissem Sinne technische Arbeit nöthig, und ihre Unterlassung, zu welcher der geistvollere leicht geneigt ist, rächt sich oft empfindlich; wir bedürfen der Sammlung und Sichtung unendlicher Einzelheiten, über welcher man leicht, um mit Ihnen zu reden, die Gründe der Erscheinungen ins Auge zu fassen versäumt. Wir verirren uns, oft angewiesen auf die Divination, deren gelungene Erfolge der Triumph unserer Kunst sind, leicht in das von Ihnen getadelte subjective Meinen und Vermuthen, an welchem die heutige philologische Kritik wieder stark kränkelt. Zur Vermeidung dieser Abwege führt uns die Regel und Methode, welche ein Werk der Besonnenheit ist und zu besonnener Thätigkeit leitet; aber die Grundlage alles methodischen Verfahrens ist die sichere Anschauung, die von subjectivem Vorstellen befreit sich objectiv in den jedesmaligen Gegenstand versenkt, und diese, inwiefern sie nicht bloſs Naturgabe ist, setzt eine aus vielen in uns aufgenommenen Elementen gewonnene Erkenntniſs des Geistes der Zeiten und der Völker und der gebildetsten in und unter ihnen voraus, also in der Betrachtung des Besonderen schon das Allgemeine. Jene zweite Richtung, die Sie eben als die auf dieses Allgemeine bezeichnet haben, ist auf ihrer höchsten Stufe die Richtung des philosophischen Gedankens. Heutzutage freuen sich viele daran, daſs, wie sie glauben, das Philosophiren immer mehr abnehme, und jubeln darüber, daſs die Philosophie bald werde zu Grabe getragen sein: das heiſst für mich nichts anderes, als sich darüber freuen, daſs das Licht der Menschheit bald werde ausgelöscht sein. Ist die Philosophie die Trägerin des Allgemeinen und des Idealen, und hat das Besondere und Reale keinen Werth, wenn ihm nicht das Allgemeine und Ideale einwohnt, so dürfen wir nicht abgehen von der alten Forderung, daſs aller Wissenschaft der philosophische Gedanke einwohnen soll: jene Gegensätze sollen in der Einheit einer höheren Harmonie wie Seele und Leib in einander leben. Nur wird diese Durchdringung nicht damit erreicht, daſs man die thatsächlichen Einzelheiten in das Bette eines Systems reckt und streckt oder durch willkürliche und phantastische Constructionen in die Idee aufzulösen sucht: diese

Täuschungen zu zerstören ist das Geschäft der Kritik, die keinesweges, wie man ihr oft vorwirft, verneinend ist, sondern mit der Verneinung des Falschen das Wahre bejaht. Sie haben sich nach eigener Schätzung auf die Seite der Kritik gestellt, die Sie mit Mafs und Besonnenheit üben, auf einer Grundlage, die Sie Nachempfindung nennen, ich Anschauung, verschiedene Namen für dasselbe oder nahe dasselbe: aber ich erlaube mir, Ihre Ansprnchlosigkeit zurückweisend, ohne Ihre und meine Bescheidenheit zu verletzen die Bemerkung, dafs man das Allgemeine und Philosophische besitzen kann ohne viel davon zu reden, und dafs nicht selten die, welche es viel im Munde führen, nicht das wahre vom wahren Besonderen erfüllte Allgemeine haben, sondern nur leere Fächer und Schematismen, hohle Formeln und gestaltlose oder abgemagerte Abstractionen, eitle Träume und Wahngebilde. Und Sie, unser neuer d'Anville, Sie werden mir gestatten, dafs ich Sie gleichfalls zu den Philologen in meinem Sinne des Wortes rechne, und zwar zu denjenigen, die es verstehen jene Gegensätze in Harmonie aufzulösen. Ihr Studium ist noch mehr mit einer angestrengten und zeitraubenden Technik verbunden, der Sie vom ersten Jünglingsalter an mit Auszeichnung obgelegen haben; aber Sie haben dieselbe von Anbeginn mit wissenschaftlichem Sinn geübt. Auch auf Ihrem nächsten Gebiete hat die Vermuthung weiten Spielraum, obgleich die mathematische Grundlage der Geographie ihn etwas einschränkt; ein Vortheil, den die übrigen Philologen sich nur dadurch erwerben können, wenn sie selber sich etwas durch Mathematik bilden, ohne jedoch, was freilich leicht geschieht, die Fähigkeit freierer Combination zu schwächen. Die Gabe der Divination, was man auf Ihrem Gebiete, wenn ich nicht irre, geographischen Sinn nennt, der eben jenen d'Anville auszeichnete, und die besonnene Kritik sind es also, worauf auch Sie wie jeder Philolog angewiesen sind, und Sie haben diese trefflich bewährt. Wiederum setzen Sie, ich bediene mich gern Ihrer eigenen Worte, die geographische Wissenschaft in Wechselbeziehung mit der Völkergeschichte und Staatenentwickelung, und bringen sie in Verbindung mit sprachlichen Studien; so heben Sie dieselbe aus der Vereinzelung heraus, geben ihr diejenige Verallgemeinerung, der sie als Glied in der Kette des ge-

sammten Erkennens fähig ist, und verbinden sie mit der Geschichte des menschlichen Geschlechts, in welcher die Entwickelung des Geistes, also des Gedankens, thatsächlich ausgeprägt ist. So streben Sie beide, hochgeehrte Herrn, jeder von seinem besondern Standpunkt aus, nach dem Ziele der Gesammtwissenschaft, deren Vertreter in unserer Akademie versammelt sein sollen. Seien Sie mir nochmals freundlichst begrüfst.

XXXV.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 5. Juli 1855.

Die bescheidene Feier, welche unsere Akademie dem Gedächtnifs unseres grofsen Leibniz widmet, läfst sich unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Leibniz gilt als Stifter dieser Gesellschaft, und mit Recht; Leibniz hat in vielen Fächern der Wissenschaft und Gelehrsamkeit bedeutendes geleistet, in der Philosophie und Mathematik Epoche gemacht; er hat auch auf die praktischen Kreise, auf Staat und Kirche einzuwirken gesucht: so können auch wir ihn heute in seiner unmittelbaren Beziehung auf die Akademie, oder als den Mann von der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung überhaupt oder für dieses oder jenes Fach, oder in seiner mehr nach aufsen gerichteten Thätigkeit betrachten. Die Universalität seines Geistes macht es auch einer und derselben Person möglich, in kurzen Zwischenräumen, wie es von uns geschehen mufs, wiederholt über ihn zu sprechen, ohne der Gefahr oder Nothwendigkeit ausgesetzt zu sein wieder auf dasselbe zu gerathen. Dennoch dürfte ein stärkerer Wechsel derjenigen, welche hier über ihn zu sprechen haben, nicht unerwünscht sein, und am liebsten möchte man wohl solche über ihn hören, die ohne erst zu dem Zwecke eines Vortrages nothdürftige Studien zu machen, durch häufigen Verkehr mit des grofsen Mannes eigenthümlichsten und hauptsächlichsten Leistungen dem Gegenstande ganz gewachsen sind. Wer hätte nicht, um dieses gerade nahe liegende Beispiel zu wählen, den tiefsinnigen Philosophen, welchen uns der Tod vor kurzem entrissen hat, lieber statt meiner an diesem Gedächtnifstage über Leibniz sprechen gehört? Wie also, wenn es möglich sein oder gelingen sollte, eine Vermittelung zu treffen, dafs dieser durch meinen Mund spräche? Die Philosophen, ausgenommen wenige die

fast nur ihren nächsten Vorgänger kennen oder kennen wollen, schliefsen sich gern an einen oder mehre der früheren an, und man kann sicher darauf rechnen, dafs wer diesen bestimmten anerkennt, auch zu andern bestimmten sich hingezogen fühlen werde. Wer für Platon gestimmt ist, schätzt auch den Bruno und Spinoza hoch, wie verschieden auch Platon und Spinoza sein mögen; und die meisten, welche diese drei anerkennen, sind auch unserem Leibniz hold: ja ich würde dies noch allgemeiner aussprechen, wenn mir nicht doch eine bedeutende Ausnahme erinnerlich wäre. Schelling steht in jener Reihe, und er hat es geliebt auf Geistesverwandte Rücksicht zu nehmen. An dem heutigen Tage, der zugleich ein Gedenktag für kürzlich hingeschiedene Amtsgenossen sein soll, scheint es mir daher nicht unangemessen zu sein, einige wenn auch nur obenhin gegriffene und wenn man will dilettantische Bemerkungen über Schellings Verhältnifs zu Leibniz und seine Ansicht von diesem und seinen Philosophemen zu geben. Zusammengesucht aus vielen seiner Schriften können sie dennoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, und geringeres lasse ich sogar absichtlich weg: noch weiter bin ich von der Anmafsung entfernt, etwa in dieser Einkleidung eine Gedächtnifsrede für Schelling zu halten, die für den heutigen Tag selbst ein Mann vom Fach geliefert hat. Freilich könnte mich auch von diesem beschränkteren Vorhaben Ein Gedanke abhalten. Wenn Sokrates*) von dem grofsen Parmenides, dem ehrwürdigen, gewaltigen, tiefen sprechend sagt, er fürchte, dafs er dessen Worte nicht verstehe, noch viel mehr aber hinter dem zurückbleibe, was jener dabei sich dachte, so mag auch mir in dem vorliegenden Falle eine ähnliche Befürchtung um so weniger zu verargen sein, je häufiger der tiefsinnige Philosoph, dessen Ansichten über Leibniz ich zusammenzustellen versuche, darüber geklagt hat, dafs er nicht verstanden oder falsch verstanden werde, und je leichter in der Wiedererzählung abgerissener Urtheile ein Mifsverständnifs mit unterlaufen kann. Selbst dafs der edle und mir wohlwollende ältere Amtsgenosse gelegentlich einmal mit etwas zweideutiger Artigkeit gegen mich geäufsert hat, er sei überzeugt, dafs ich ihn verstehen könne, wenn ich wolle, kann dieses Bedenkens bei dem

*) Platon Theaet. S. 183 E.

besten Willen mich nicht enthehen. Es kommt hinzu, dafs seine Aeufserungen über Leibniz nur in früheren Schriften enthalten sind, aus denen auch ich sie meist nach Jugenderinnerungen kenne, und dafs man ihn eines bedeutenden Wandels seiner Ansichten zeiht. Aber bei welchem Gegenstande der Betrachtung fänden sich nicht Bedenken? Wer nur immer alle Bedenken bedenken wollte, müfste sich zu völligem Schweigen verurtheilen, von welchem ich nicht zu sagen weifs, ob es das unbedenklichste oder das bedenklichste sei.

Wenn Schelling darüber klagte, dafs er nicht verstanden werde, sagte er von sich nur was er auch von Leibniz sagte. Es ist unstreitig ein wahres Wort, wenn er in den Ideen zu einer Philosophie der Natur*) ausspricht, dafs „von jeher die alltäglichsten Menschen die gröfsten Philosophen widerlegt haben, mit Dingen, die selbst Kindern und Unmündigen begreiflich sind. Man hört, liest und staunt, dafs so grofsen Männern so gemeine Dinge unbekannt waren, und dafs so anerkannt kleine Menschen sie meistern konnten.“ „Viele“, sagt er, „sind überzeugt, Platon würde, wenn er nur Locke lesen könnte, beschämt von dannen gehen; mancher glaubt, dafs selbst Leibniz, wenn er von den Todten auferstände, um eine Stunde lang bei ihm in die Schule zu gehen, bekehrt würde, und wie viele Unmündige haben nicht über Spinoza's Grabhügel Triumphlieder angestimmt?“ Es ist eine fast unübersteigliche Kluft zwischen den Menschen vom gemeinen Sinn und den speculativen Geistern. „Was war es doch“, läfst er jene fragen, „was alle diese Männer antrieb, die gemeinen Vorstellungsarten ihres Zeitalters zu verlassen und Systeme zu erfinden, die allem entgegen sind, was die grofse Menge von jeher geglaubt und sich eingebildet hat? Es war ein freier Schwung, der sie in ein Gebiet erhob, wo ihr auch ihre Aufgaben nicht mehr versteht, so wie ihnen dagegen manches unbegreiflich wurde, was euch höchst einfach und begreiflich scheint.“ So verhält es sich mit Leibniz sicherlich, und nicht allein gemeine, nein selbst ausgezeichnete Geister, deren Gröfse jedoch auf einem anderen Felde liegt, geben hiervon den Beweis: ich brauche nur an Friedrich

*) I. Thl. 2. Ausg. (1802) S. 13 [Sämmtliche Werke, Abtheilung I. Bd. I. (1857) S. 19].

des Grofsen Urtheile über einige der wichtigsten Leibnizischen Lehren zu erinnern. Dafs Schelling gerade auf diese, die dem gemeinen Sinne nur als Phantasiegebilde erschienen, seine Aufmerksamkeit richtete, namentlich auf die Monadologie und die prästabilirte Harmonie, läfst sich von vorn herein erwarten: er schreibt sich aber ein neues und eigenthümliches Verständnifs derselben zu, und wird nicht müde zu wiederholen, dafs Leibniz noch nicht verstanden worden. Es scheint mir, dafs er sich nicht gleich zu Anfang seines Philosophirens, namentlich in der Abhandlung vom Ich als Princip der Philosophie*), schon in diesem Verständnisse befand, wenn er sagt, der transcendente Realismus, den er unserem Leibniz zuschrieb, sehe die Objecte überhaupt als Dinge an sich an, könne daher das Wandelbare und Bedingte an ihnen nur als Product des empirischen Ichs ansehen, und sie nur, insofern sie die Form der Identität und Unwandelbarkeit haben, als Dinge an sich betrachten: so habe Leibniz, um die Identität und Unwandelbarkeit der Dinge an sich zu retten, zur prästabilirten Harmonie seine Zuflucht nehmen müssen; die Leibnizischen Monaden hätten die Urform des Ichs, Einheit und Realität, identische Substantialität und reines Sein als vorstellende Wesen, dagegen hätten alle diejenigen Formen, welche vom Nicht-Ich aufs Object übergehen, Negation, Vielheit, Accidentalität, Bedingtheit, als blofs in der sinnlichen Vorstellung desselben vorhanden, empirisch-idealistisch erklärt werden müssen; Leibniz sehe alle Erscheinungen als ebensoviele Einschränkungen der Realität des Nicht-Ichs an, und alles, was da ist, sei ihm Nicht-Ich, selbst Gott, in dem alle Realität, aber aufserhalb aller Negation, vereinigt sei. Hier ist noch nicht von einem Mifsverstehen der Leibnizischen Lehren die Rede. Aber nicht lange nachher, in den Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre**), ist er ergrimmt über die Halbköpfe, die von Kant gehört, was Leibniz behaupte, aber zu aufgeklärt geworden, um ihn selber zu lesen: „Unsterblicher Geist, was ist unter uns aus deiner Lehre gewor-

*) S. 72 ff. (1795), philos. Schriften Bd. I. [Sämmtliche Werke Abth. I. Bd. I. (1856) S. 212 ff.]. Seine allererste Schrift ziehe ich nicht in Betracht, obgleich sich schon diese mit Leibniz beschäftigt; sie ist in jenen gesammelten philosophischen Schriften wohl mit Absicht weggelassen.

**) Ebendas. S. 212 (1796—97) [Werke Abth. I. Bd. I. S. 358].

den! Was aus den ältesten, heiligsten Traditionen geworden ist; — *doctrina per tot manus tradita tandem in vappam desiit!*" Wie es überhaupt in der Geschichte der Philosophie Beispiele gebe von Systemen, die mehre Zeitalter hindurch räthselhaft geblieben, so sei erst jetzt die Zeit gekommen, Leibnizen zu verstehen; denn so wie er bisher verstanden worden, könne er nicht verstanden werden, wenn er, wie jemand damals gesagt hatte, im Grunde doch Recht haben solle*). Selbst von denen, welche sich zu ihm bekennen oder die Philosophie zu ihm zurückführen wollten, sei die Lehre in Hauptpunkten, der vorherbestimmten Harmonie, dem Verhältnifs der Monaden zu Gott, und andern ganz unverstanden geblieben**). Indem er als congenialer Geist, weil das Gleiche nur von Gleichem erkannt werden kann, tiefer in Leibniz eindrang, geht er bald***) soweit zu sagen: „die Zeit ist gekommen, da man seine Philosophie wiederherstellen kann. Sein Geist", fährt er fort, „verschmähte die Fesseln der Schule; kein Wunder, dafs er unter uns nur in wenigen verwandten Geistern fortgelebt hat und unter den übrigen längst ein Fremdling geworden ist. Er gehörte zu den wenigen, die auch die Wissenschaft als freies Werk behandeln. Er hatte in sich den allgemeinen Geist der Welt, der in den mannigfachsten Formen sich selbst offenbart und wo er hinkommt Leben verbreitet." Doch spricht er ihn nicht davon frei, durch eigene Schuld nicht verstanden worden zu sein†), und er setzt auch Leibnizens Nebenbuhler nicht ungemäfsigt herab. Hat man seiner und der nächst verwandten Schule mit Recht vorgeworfen, dafs sie gegen Newton eine bis ins Unverständige und Unanständige gehende Geringschätzung äufsere, so verdient nicht vergessen zu werden, was er über das Verhältnifs beider sagt††). „Selten", meint er, „haben grofse Geister zu gleicher Zeit gelebt, ohne von ganz verschiedenen Seiten her auf denselben Zweck hinzuarbeiten. Während Leibniz auf die prästabilirte Harmonie das System der Geisterwelt gründete, fand Newton im Gleichgewicht der Weltkräfte das System einer

*) Ebendas. S. 328 [443].

**) Bruno S. 229 (1802).

***) Ideen zu einer Philos. d. Natur S. 14 [20].

†) Bruno a. a. O.

††) Ideen zu einer Philos. d. Natur S. 20 f. [24 f.]

materiellen Welt.“ Die Auflösung beider Systeme in Eins oder die Auflösung des Geistigen und Natürlichen, des Idealen und Realen in Eins ist ihm das letzte Ziel unseres Wissens: „Wenn anders im System unseres Wissens Einheit ist, und wenn es je gelingt, auch die letzten Extreme desselben zu vereinigen, so müssen wir hoffen, dafs eben hier, wo Leibniz und Newton sich trennten, einst ein umfassender Geist den Mittelpunkt finden wird, um den sich das Universum unseres Wissens — die beiden Welten bewegen, zwischen welchen jetzt noch unser Wissen getheilt ist, und Leibnizens prästabilirte Harmonie und Newtons Gravitationssystem als Ein und dasselbe, oder nur als verschiedene Ansichten von Einem und demselben erscheinen werden.“ Das erste hauptsächlichste Mifsverstehen der Leibnizischen Lehre findet nun Schelling*) darin, dafs man jenem eine Welt von Dingen an sich beilege, die von keinem Geiste angeschaut und erkannt, doch auf uns wirken und alle Vorstellungen in uns hervorbringen. „Leibniz wufste von keinem Dasein, als nur von einem solchen, das sich selbst erkennt, oder von einem Geiste erkannt wird. Das letztere war ihm blofse Erscheinung. Was aber mehr als Erscheinung sein sollte, daraus machte er nicht ein todtes, selbstloses Object. Darum begabte er seine Monaden mit Vorstellkräften, und machte sie zu Spiegeln des Universums, zu erkennenden, vorstellenden, und nur insofern nicht ‚erkennbaren,‘ nicht ‚vorstellbaren‘ Wesen.“ Sein erster Gedanke, von dem er ausging, war: dafs die Vorstellungen von äufsern Dingen in der Seele kraft ihrer eigenen Gesetze, wie in einer besonderen Welt entstünden, als wenn nichts als Gott (das Unendliche) und die Seele (die Anschauung des Unendlichen) vorhanden wäre: keine äufsere Ursache könne auf das Innere eines Geistes wirken. „Als Leibniz dies sagte, sprach er zu Philosophen: Heutzutage haben sich Leute zum Philosophiren gedrungen, die für alles andere, nur für Philosophie nicht, Sinn haben. Daher, wenn unter uns gesagt wird, dafs keine Vorstellung in uns durch äufsere Einwirkung entstehen könne, des Anstaunens kein Ende ist. Jetzt gilt es für Philosophie, zu glauben, dafs die Monaden Fenster haben,

*) Ebendas. S. 14 ff. [20 ff.] vergl. S. 35 [35]. Zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftsl. S. 212 [357 f.].

durch welche die Dinge hinein und heraus steigen." Die ganzen Systeme des Spinoza und Leibniz seien nichts anderes als der von diesen allein gemachte Versuch, aus der Natur des endlichen Geistes die Nothwendigkeit einer Succession seiner Vorstellungen abzuleiten, und damit diese Succession wahrhaft objectiv sei, die Dinge selbst zugleich mit dieser Aufeinanderfolge in ihm werden und entstehen zu lassen: Spinoza habe eingesehen, daſs in unserer Natur Ideales und Reales, Gedanke und Gegenstand innig vereinigt seien, zwischen den wirklichen Dingen und unseren Vorstellungen von ihnen keine Trennung stattfinde; aber sich selbst überfliegend habe er sich sogleich in die Idee eines Unendlichen auſser uns verloren, und sein System gebe keinen Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen; nach Leibniz dagegen sei in mir jene nothwendige Vereinigung des Idealen und Realen, des Absolutthätigen und Absolut-leidenden, die Spinoza in eine unendliche Substanz auſser mir versetzte, ursprünglich ohne mein Zuthun da, und eben darin bestehe meine Natur. Ohne sich auf diesen Punkt gestellt zu haben, wo Leibniz sich von Spinoza scheide und mit ihm zusammenhänge, könne man ersteren nicht verstehen, dessen ganzes System von dem Begriff der Individualität ausgehe und dahin zurückkehre: er gehe weder vom Unendlichen zum Endlichen noch von diesem zu jenem über, sondern beides sei ihm gleichsam durch eine und dieselbe Entwickelung unserer Natur — durch eine und dieselbe Handlungsweise des Geistes, auf einmal wirklich gemacht. Nur vorstellende Wesen halte Leibniz für ursprünglich real und an sich wirklich, weil nur in ihnen jene Vereinigung ursprünglich ist, aus welcher alles andere, was wirklich heiſst, sich entwickelt und hervorgeht. Nach der Meinung der miſsverstandenen prästabilirten Harmonie „producirt zwar jede einzelne Monade die Welt aus sich selbst, aber doch existirt diese zugleich unabhängig von den Vorstellungen; allein nach Leibniz selbst besteht die Welt, insofern sie reell ist, selbst wieder nur aus Monaden, mithin beruht alle Realität am Ende doch nur auf Vorstellkräften."*) Der Geist sei absoluter Selbstgrund seines Seins und Wissens. Die gewöhnliche Vorstellung von

*) System des transc. Idealismus S. 65 (1800) [Werke Abtheil. I. Bd. III. (1858) S. 378].

Leibnizens prästabilirter Harmonie treffe also nicht das richtige; es liege in dem Leibnizischen System selbst, dafs aus dem Wesen endlicher Naturen überhaupt die Uebereinstimmung, von welcher die Rede ist, folge, nicht aber eine höhere Hand uns erst so eingerichtet habe, dafs wir eine solche Welt und eine solche Ordnung der Erscheinungen vorzustellen genöthigt sind*). „Ich kann nicht anders denken", sagte er in einer anderen Stelle, „als dafs Leibniz unter der substantiellen Form sich einen den organisirten Wesen inwohnenden regierenden Geist dachte."**) Er trägt auch nicht Bedenken, aus eigener Person die Nothwendigkeit einer prästabilirten Harmonie der beiden Welten, der idealen und der realen, auszusprechen***); das System der Natur sei zugleich das System unseres Geistes und zwischen Erfahrung und Speculation keine Trennung mehr. Der Leibnizische Idealismus, den er früher als empirischen Idealismus, gleich dem transcendenten Realismus, bezeichnet hatte, wird ihm, weil er auf dem Satz beruhe, dafs alle Kräfte des Universums zuletzt auf vorstellende Kräfte zurückkommen, vom transcendentalen Idealismus nicht verschieden, und wenn Leibniz die Materie den Schlafzustand der Monaden oder wenn sie Hemsterhuis den geronnenen Geist nenne, so liege in diesen Ausdrücken ein Sinn, der sich aus den von ihm selber vorgetragenen Grundsätzen sehr leicht einsehen lasse, und er erkennt darin gerade die Aufhebung alles Dualismus und alles reellen Gegensatzes zwischen Geist und Materie†): indem Leibniz, richtig verstanden, die Materie, die ihm bekanntlich für nicht real gilt, blofs aus den Vorstellungen der Monaden ableitet, welche wenn sie adäquat sind nur Gott, wenn sie aber verworren sind die Welt und die sinnlichen Dinge zum Gegenstande haben††). Auch dafs man Leibnizen die Lehre von den angebornen Begriffen zuschreibt, soll Mifsverstand sein: Locke streite gegen dieses Hirngespinnst von

---

*) Ideen zu einer Philos. d. Natur S. 40 [38], vergl. System des transc. Idealismus S. 344 [545] und über den Mifsverstand der prästabilirten Harmonie ebendas. S. 268 [500].

**) Ideen zu einer Philosophie der Natur S. 51 [46].

***) System des transc. Idealismus S. 16 [348].

†) Ebendas. S. 190 [452 f.].

††) Philosophie und Religion S. 48 (1804).

angebornen Begriffen, welches er bei Leibniz voraussetze, der weit davon entfernt gewesen: „Es giebt Begriffe *a priori*, ohne dafs es angeborene Begriffe gäbe. Nicht Begriffe, sondern unsere eigene Natur und ihr ganzer Mechanismus ist das uns angeborene.“*) Wir finden jedoch auch manche abstimmige Urtheile über die ersten Gründe der Leibnizischen Philosophie. Wenn er im Bruno den Intellectualismus im Gegensatze des Materialismus im wesentlichen nach Leibniz dargelegt hat, findet er selber in dem Ausgehen von dem Begriffe der Monas eine Beschränktheit seiner Darstellung**). Dafs die todte Materie ein Schlaf der vorstellenden Kräfte, das Thierleben ein Traum der Monaden, das Vernunftleben ein Zustand der allgemeinen Erwachung sei, ist ihm doch nur „ein sinnvoller Traum“***). Selbst Leibniz, sagt er anderwärts, sei dem Mifsgriffe nicht völlig entgangen, die ihrer Natur nach unreellen, das Positive gar nicht angehenden Bestimmungen, welche nur ein falsches Denken macht, zu Mängeln der Dinge zu machen†). Des Dualismus zeiht er zwar Leibnizen nicht, tadelt aber, dafs dieser seine Lehre in einer Form ausgesprochen, die der Dualismus sich wieder aneignen konnte, wenn auch seine Anhänger mehr als er die Schuld trügen††). Endlich erklärt er später doch das Leibnizische System mit starken Worten für einseitig: „Der Idealismus, wenn er nicht einen lebendigen Realismus zur Basis erhält, wird ein eben so leeres und abgezogenes System, als das Leibnizische, Spinozische oder irgend ein anderes dogmatisches. Die ganze Neueuropäische Philosophie seit ihrem Beginne (durch Descartes) hat diesen gemeinschaftlichen Mangel, dafs die Natur für sie nicht vorhanden ist, und dafs es ihr am lebendigen Grunde fehlt. Spinoza's Realismus ist dadurch so abstract als der Idealismus des Leibniz. Idealismus ist Seele der Philoso-

*) System des transc. Idealismus S. 317. 319 [529. 530 f.]. Locke schreibt jedoch nicht gegen Leibnizens sondern gegen des Descartes Philosophem von den angebornen Ideen.

**) Bruno S. 229.

***) Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie S. 200 (1799) [Bd. III. S. 182].

†) Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichteschen Lehre S. 63.

††) Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums S. 136 (1803).

phie, Realismus ihr Leib; nur beide zusammen machen ein lebendiges Ganze aus"*).

Schellings Kritik der Leibnizischen Lehren hat überall das Gepräge eines schonenden Wohlwollens; nirgends erscheint darin Ueberhebung oder Wegwerfung, nirgends Ironie; man findet nur sanften Tadel. So beschaffen finden wir auch die Besprechung der Gegenstände der Theodicee in der Abhandlung über die Freiheit, wenn er daran auch vieles aussetzt. Denn nach Schelling fehlt bis zur Entdeckung des Idealismus (des neuesten) der eigentliche Begriff der Freiheit in allen Systemen der neueren Zeit, im Leibnizischen so gut wie im Spinozischen**), und er verwirft alle Verbesserungen, die man bei dem Determinismus anzubringen suchte, als ungenügend, auch die Leibnizische, dafs die bewegenden Ursachen den Willen nur incliniren, nicht bestimmen. Die allgemeine Möglichkeit des Bösen findet Schelling darin, dafs der Mensch seine Selbstheit, anstatt sie zur Basis, zum Organ zu machen, vielmehr zum Herrschenden und zum Allwillen zu erheben, dagegen das Geistige in sich zum Mittel zu machen streben kann***). Meistentheils hat man die Quelle des Bösen in der Materie gesucht; Leibniz ging davon ab, aber weil er die verworrenen Vorstellungen der Monaden und die mit ihnen nothwendig verbundenen Privationen des Uebels und des sittlichen Bösen nicht erklären konnte, mufste er sich der Rechtfertigung und gleichsam Vertheidigung Gottes wegen der Verhängung oder Zulassung desselben unterziehen†). Die Quelle des Uebels (*du mal*) liegt ihm in der idealen Natur des geschaffenen Wesens, inwiefern sie unter den ewigen Wahrheiten begriffen ist, die in dem Verstande Gottes sind, unabhängig von seinem Willen. Denn es giebt eine ursprüngliche Unvollkommenheit des geschaffenen Wesens vor der Sünde, weil das Geschaffene wesentlich beschränkt ist, daher es nicht alles wissen, daher es sich täuschen und andere Fehler begehen kann††). Gott hat dem Menschen nicht alle Vollkommenheiten mittheilen können, ohne ihn selbst zu Gott zu

*) Ueber die Freiheit, philos. Schriften Bd. I. S. 427 (1809).
**) Ebendas. S. 412.
***) Ebendas. S. 474.
†) Philosophie und Religion S. 48.
††) Theod. I, 20.

machen; es mufste verschiedene Grade der Vollkommenheit geben und Einschränkungen jeder Art. Leibniz unterscheidet zwei Principien in Gott, den Verstand und den Willen: der Verstand, dessen Object die Natur der Dinge ist, enthält in sich den Grund zur Zulassung des Bösen; aber der Wille geht allein auf das Gute, und die Möglichkeit des Bösen ist von dem göttlichen Willen unabhängig. Diese Unterscheidung findet Schelling*) der sinnreichen Art dieses Mannes gemäfs; er setzt sogar hinzu, die Vorstellung von dem Verstande oder der göttlichen Weisheit als etwas, worin sich Gott selbst eher leidend als thätig verhalte, deute auf etwas tieferes hin; nur erkennt er Leibnizens Lehre vom Uebel und Bösen als blofser Privation nicht mehr wie früher an, als er sie mit der eigenen Ansicht näher stimmend fand und ihr nur die berichtigende Bemerkung zugesetzt hatte, dafs dem durchdringenden Geiste Leibnizens die, wie angedeutet wird, aus Klugheit unterdrückte Folgerung daraus nicht habe entgehen können, die Substanz in allen Dingen sei nur Eine und zwar Gott, „wodurch sein Ausspruch: ‚Wären keine Monaden, so hätte Spinoza Recht,‘ auf seinen eigentlichen Werth zurückgeführt werde"**): eine Bemerkung, die ohne Zweifel sehr gegründet ist. Jetzt aber tadelt er, dafs in der Leibnizischen Erklärung das Böse, welches aus jenem lediglich idealen Grunde stammen kann, auf etwas blofs Passives, auf Mangel, Einschränkung, Beraubung hinauslaufe, was der eigentlichen Natur des Bösen völlig widerstreite, und er entkräftet die Versuche, wie Leibniz die Entstehung des Bösen aus einem natürlichen Mangel begreiflich machen will: und da Leibniz das Böse immerhin doch nur von Gott ableiten könne, und die Beraubung selbst, um bemerklich zu werden, eines Positiven bedürfe, sei derselbe genöthigt, Gott zur Ursache des Materialen der Sünde zu machen und nur das Formale derselben der ursprünglichen Einschränkung der Creatur zuzuschreiben. Als Kern der ganzen Theodicee erklärt Schelling***) zwei Stellen: die eine, Gott wolle *vorgängig* alles Gute an sich, *nachfolgend* das

*) Ueber die Freiheit S. 443 ff.

**) Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie, Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft I. Bd. S. 84 ff. (1806). In dieser Abhandlung wird auch sonst mit Vorliebe auf Leibniz Bezug genommen, wie S. 29. 50. 61.

***) Ueber die Freiheit S. 491.

Beste als einen Zweck, das Gleichgültige und das physische Uebel bisweilen als ein Mittel, das moralische Böse aber lasse er nur zu unter dem Titel einer *conditio sine qua non* oder der hypothetischen Nothwendigkeit, die es mit dem Besten verknüpft, daher der nachfolgende Wille Gottes, welcher die Sünde zum Object hat, nur zulassend sei; die andere, das Laster sei nicht Gegenstand des göttlichen Rathschlusses als Mittel, sondern als *conditio sine qua non*, und darum werde es nur zugelassen. Gegen alles dieses erklärt sich Schelling: „Der Wille zur Schöpfung", sagt er, „war unmittelbar nur ein Wille zur Geburt des Lichtes und damit des Guten; das Böse aber kam in diesem Willen weder als Mittel, noch selbst wie Leibniz sagt, als *conditio sine qua non* der möglich gröfsten Vollkommenheit der Welt in Betracht. Es war weder Gegenstand eines göttlichen Rathschlusses, noch und viel weniger einer Erlaubnifs. Warum Gott, da er nothwendig vorgesehen, dafs das Böse wenigstens begleitungsweise aus der Selbstoffenbarung folgen würde, nicht vorgezogen habe sich überhaupt nicht zu offenbaren, diese Frage scheint ihm keine Erwiederung zu verdienen: dennoch giebt er auch noch eine solche, die ich übergehen darf, und es wird hinterher sogar dem Leibnizischen Begriff des Bösen als *conditio sine qua non* eine beschränkte Anwendung zugestanden, nämlich auf das, was Schelling den Grund oder die Natur in Gott nennt*), ein von ihm zwar unabtrennliches, aber doch unterschiedenes Wesen, welches den creatürlichen Willen, das mögliche Princip des Bösen, als Bedingung errege, unter welcher allein der Wille der Liebe verwirklicht werden könne. Die Leibnizische Berathschlagung Gottes mit sich selbst über die Selbstoffenbarung oder Weltschöpfung oder die Wahl zwischen mehreren möglichen Welten, verwirft Schelling**): sobald nur die nähere Bestimmung einer sittlichen Nothwendigkeit hinzugefügt werde, sei der Satz unläugbar, dafs aus der göttlichen Natur alles mit absoluter Nothwendigkeit folgt, dafs alles, was kraft derselben möglich ist, auch wirklich sein mufs, und was nicht wirklich ist, auch sittlich unmöglich sein mufs: Spinoza fehle keinesweges durch die Behauptung einer solchen unverbrüchlichen

*) Ueber die Freiheit S. 429.

**) Ebendas. S. 484.

Nothwendigkeit in Gott, sondern dadurch, daſs er sie unlebendig und unpersönlich nimmt; die Gründe gegen die Einheit der Möglichkeit und Wirklichkeit in Gott seien von dem ganz formalen Begriff der Möglichkeit hergenommen, den Leibniz offenbar nur darum annehme, um eine Wahl in Gott herauszubringen und sich dadurch soweit als möglich von Spinoza zu entfernen. „In dem göttlichen Verstande selbst, als in uranfänglicher Weisheit, worin sich Gott ideal oder urbildlich verwirklicht, ist wie nur Ein Gott ist, so auch nur Eine mögliche Welt.“ Doch sage uns die ganze Natur, daſs sie keinesweges vermöge einer bloſs geometrischen Nothwendigkeit da ist: es sei nicht lauter reine Vernunft in ihr, sondern Persönlichkeit und Geist; sonst hätte der geometrische Verstand sie längst durchdringen und sein Idol allgemeiner und ewiger Naturgesetze mehr bewahrheiten müssen, als es bis jetzt geschehen sei: es gebe keine Erfolge aus allgemeinen Gesetzen, sondern die Person Gottes sei das allgemeine Gesetz, und alles was geschehe geschehe vermöge der Persönlichkeit Gottes, nicht nach einer abstracten Nothwendigkeit, die wir im Handeln nicht ertragen würden, geschweige denn Gott. Er sieht es in der Leibnizischen Philosophie, die sonst nur zu sehr vom Geiste der Abstraction beherrscht werde, als eine der erfreulichsten Seiten an, daſs sie anerkenne, die Naturgesetze seien sittlich, nicht aber geometrisch nothwendig: denn Leibniz habe gefunden, die in der Natur nachweisbaren Gesetze seien nicht absolut demonstrabel; weder ganz nothwendig noch ganz willkürlich ständen sie in der Mitte als Gesetze, die von einer über alles vollkommenen Weisheit stammen, und gäben einen Beweis ab eines höchsten intelligenten und freien Wesens gegen das System einer absoluten Nothwendigkeit*). Ich erzähle nur, und unterdrücke die Bedenken gegen die Folgerichtigkeit und Bündigkeit dieser Speculationen.

Leibniz hat selbst im Wust Goldkörner zu finden gewuſst. Auch in dieser Beziehung hat Schelling ihn anerkannt. Schon in der Abhandlung vom Ich als Princip der Philosophie**) findet sich eine Vorliebe für die Schwärmer: ihre Ausdrücke, sagt er, enthalten sehr häufig einen Schatz geahneter und gefühlter Wahr-

*) Ueber die Freiheit S. 483.

**) S. 77 [215].

heit; „sie sind nach Leibnizens Vergleichung die güldenen Gefäfse der Aegypter, die der Philosoph zu heiligerem Gebrauche entwenden mufs.“ Wenn Schelling gegen Fichte sich wegen der Hinneigung zu den Schwärmern vertheidigt*), vergifst er nicht den Vorgang von Kepler und Leibniz und „die vielen seelen- und gemüthvollen Aussprüche“ dieser und mancher anderer, die nach Fichte alle für Unsinn gehalten werden müfsten. „Ich schäme mich des Namens vieler sogenannter Schwärmer nicht, sondern will ihn noch laut bekennen und mich rühmen von ihnen gelernt zu haben, wie auch Leibniz gerühmt hat, sobald ich mich dessen rühmen kann.“ In einer zwar nicht zufälligen, aber doch unerwarteten Verbindung hiermit hat Schelling einen für das richtige Verständnifs vieler Leibnizischen Aeufserungen sehr wichtigen Punkt berührt. Unter den Gelehrten der letzten Jahrhunderte, bemerkt er, scheine eine Art von geheimem und stillschweigendem Vertrag stattgefunden zu haben, über eine gewisse Grenze in der Wissenschaft nicht hinauszugehen, und die so gerühmte Geistes- und Denkfreiheit habe jederzeit nur innerhalb dieser Grenze wirklich gegolten, kein Schritt aufserhalb derselben aber ungestraft und ungerochen gewagt werden dürfen; er brauche diese Grenze dem wahren Kenner nicht näher zu bezeichnen und nur zu sagen, dafs selbst die geistreichsten Männer, die sie wirklich überschritten, wie Leibniz, doch den Schein davon vermieden. Treffend ist in diesen Worten die Leibnizische Behutsamkeit und Anbequemung bezeichnet, die dem grofsen Mann um so mehr nothwendig war, je vornehmer und höher seine Verbindungen waren, und je weiter aussehend seine Plane für Wissenschaft, Staat und Kirche, die er durch sie zu erreichen suchte. Dies erscheint meiner vollen Ueberzeugung nach besonders in seinem Verhältnifs zur positiven Theologie, und auch Schelling kann etwas anderes nicht gemeint haben, wenn er bei der Frage von dem Ursprung des Uebels und des Bösen ihm ein ziemlich klares Bewufstsein über die einzige darauf mögliche Antwort zutraut, „die er auch in einzelnen Aeufserungen zum Theil wirklich ausgesprochen,“ aber sofort hinzusetzt: „sie nicht mit consequenter Klarheit durchgeführt zu zeigen,

*) Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichteschen Lehre S. 154 ff.

mochte der weise Mann in seinem Zeitalter Gründe genug finden"*). Schelling hatte solche Rücksichten lange unumwunden bei Seite gesetzt, befindet sich aber in dem oben bezeichneten Verhältnifs auf einem etwas andern Standpunkt als Leibniz. Dieser ist niemals weiter als zu der Behauptung gegangen, dafs da zwei Wahrheiten sich nicht widersprechen können, die auf aufserordentliche Weise von Gott geoffenbarte Wahrheit, bei welcher das Zureichende der Beweggründe der Glaubwürdigkeit vorausgesetzt wird, und die Wahrheit der Vernunft sich nicht widersprechen könnten; übrigens hat er beide unvermischt gelassen, und die äufserste Grenze, bis zu welcher er vorging, war diese, die Möglichkeit, nicht aber die Wirklichkeit der Wahrheit der geoffenbarten Lehren zu beweisen. Unserem uns näher gewesenen Amtsgenossen ist die Naturwelt eine Selbstoffenbarung Gottes, aber auch die Geschichte als Ganzes eine fortgehende, allmälig sich enthüllende Offenbarung des Absoluten**), „ein Epos im Geiste Gottes gedichtet"***): woraus ihm denn die ersten Grundzüge einer Philosophie der Geschichte erwachsen sind†). Diese Lehren sind mit dem Leibnizischen System nicht unvereinbar: sind die Monaden, trotz ihrer behaupteten Selbständigkeit, Fulgurationen oder Ausstrahlungen Gottes, ist auch im Menschen alles vorausbestimmt, von Gott bestimmt, so folgt das von Schelling aufgestellte auch aus dem Leibnizischen System. Aber bei vieler Aehnlichkeit ist beider Männer Gang doch sehr verschieden. Unter die Aehnlichkeiten rechne ich die Begabung beider mit einer reichen Phantasie, welche sie auch von trockenem Schematisiren zu freieren Darstellungen überleitete, obgleich Leibniz es nicht verschmähte, selbst in die feinsten scholastischen Spitzfindigkeiten einzugehen und das freier dargestellte in syllogistische Form nachträglich umzuwandeln, und auch Schelling das dialektische Philosophiren geübt hat und die dialektische Philosophie als ein für sich be-

*) Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie a. a. O.

**) System des transc. Idealismus S. 438 [603].

***) Philosophie und Religion S. 64.

†) Vergl. System des transc. Idealismus a. a. O. und die theilweise Umgestaltung in den Vorlesungen über die Methode des akad. Studiums S. 175.

stehendes und von Religion und Poesie geschiedenes anerkennt*). Vielleicht scheint es kleinlich, wenn ich auch das merkwürdig finde, dafs wie Leibniz in Lucrezischem Stil ein Lateinisches Gedicht über den Phosphor geschrieben, so Schelling der philosophisch-historischen Klasse ein ganz ähnliches Lateinisches Werkchen von der ächten Farbe des ebeu genannten Vorbildes über die Ansichten vom Ursprung der Sprache, zwar wie ein fremdes vorgetragen hat, doch ohne stark zu widersprechen, wenn ihm auf den Kopf zugesagt wurde, er selber habe es in seiner Jugend verfafst. Aber Schelling hat auf die poetische und künstlerische Phantasie ein viel gröfseres Gewicht gelegt. Die ästhetische Anschauung ist ihm die objectiv gewordene transcendentale, die Kunst das einzige wahre und ewige Organon zugleich und Document der Philosophie: sie öffne dem Philosophen gleichsam das Allerheiligste, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung wie in Einer Flamme brennt, was in der Natur und Geschichte gesondert ist, und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken stets sich fliehen mufs; er schaue darin wie in einem magischen und symbolischen Spiegel das innere Wesen seiner Wissenschaft**). „Die wahre Objectivität der Philosophie in ihrer Totalität ist nur die Kunst"***), und „Schönheit und Wahrheit, Poesie und Philosophie bilden eine Einheit"†). So kam er frühzeitig auf den Gedanken, die Philosophie, sowie sie in der Kindheit der Wissenschaft von der Poesie geboren und genährt wurde, werde mit denjenigen Wissenschaften, welche durch sie der Vollkommenheit entgegengeführt werden, nach ihrer Vollendung in den allgemeinen Ocean der Poesie zurückfliefsen, von welchem sie ausgegangen waren; das Mittelglied der Rückkehr der Wissenschaft zur Poesie liege in der Mythologie, wiewohl er nicht anzugeben weifs, wie die neue da-

*) Ueber die Freiheit S. 509. Kaum wage ich die Stelle über die wirkliche Dialektik in den von Paulus herausgegebenen Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung damit zu verbinden, S. 463.

**) System des transc. Idealismus S. 475 [627 f.]. Vorlesungen über die Methode des akad. Studiums S. 321.

***) Ebendas. S. 161.

†) Bruno S. 23.

für zu bildende Mythologie beschaffen sein werde*). Man kann es niemanden verargen, wenn er hierbei an Umkehr der Wissenschaft denkt; nur thut man ihm Unrecht, wenn man ihm selber eine bedeutende Sinnesänderung zur Last legt, indem seine früheren Schriften sehr kräftige Keime späterer Entwickelungen enthalten**). Mit dem gesagten hängt nun die Begeisterung für den alten Mythos wesentlich zusammen; und diese wurde gesteigert durch die vielleicht später aufgegebene Vorstellung***), das Menschengeschlecht, wie es jetzt erscheint, habe sich nicht von selbst aus dem Instinct und der Thierheit zur Vernunft und Freiheit erheben können, sondern die Erziehung und den Unterricht höherer Naturen genossen, die nachdem sie den göttlichen Saamen der Ideen, Künste und Wissenschaften, der Vernunft unmittelbar theilhaftig, auf der Erde ausgestreut, von ihr verschwunden seien, wie die grofsen Thiere der Vorwelt, und in diesem Unterrichte liege der erste Ursprung der Religion, deren Symbole der Mythos enthält, sowie jeder andern Erkenntnifs und Cultur†). Nach dieser ebenso phantastischen als phantasiereichen Vorstellung wäre also der Mythos Ueberlieferung eines in irdische Leiber herabgestiegenen Geistergeschlechts††) und somit in der That eine Art von Offenbarung im engeren Sinne; anderwärts wird minder auffällig nur gesagt, als der menschliche Geist die Mythologien und Dichtungen über den Ursprung der Welt erfand, sei er noch jugendlich kräftig und von den Göttern her frisch gewesen, und die Religion habe früher, abgesondert vom Volksglauben, gleich einem heiligen Feuer in Mysterien bewahrt, mit der Philosophie

*) System des transc. Idealismus S. 477 [629]. Vergl. auch S. IV der Vorrede zur ersten Auflage der Schrift von der Weltseele (3. Auflage 1809) [Werke Abth. I. Bd. II. S. 347], wo von der Rückkehr zur ältesten dichterischen Philosophie noch bestimmter gesprochen ist.

**) S. die eigene Andeutung in den Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung S. 394 bei Paulus: was wohl nicht im Widerspruch steht mit der Verheifsung der in der Hauptsache letzten Umänderung der Philosophie (Vorrede zu Beckers Uebers. des Vorwortes der 2. Ausg. von Cousins Fragmens philosophiques).

***) Wenigstens kann ich damit das in den eben genannten Vorlesungen S. 554 (Paulus) gesagte nicht reimen.

†) Bruno S. 197. Philosophie und Religion S. 64 ff. Vorlesungen über die Methode des akad. Studiums S. 167.

††) Philosophie und Religion S. 66.

ein gemeinschaftliches Heiligthum gehabt*). So wurde ihm die Construction des Mythos ein Gegenstand der Philosophie, und er hat, nicht ohne das gefährliche Spiel der Etymologien, stets geistreich, die Aufgabe erfüllt, „auch in jenem grenzenlosen Raume das Licht der Wahrheit zu verbreiten, den Mythologie und Religion für die Einbildungskraft mit Dichtungen angefüllt haben". Was die Christliche Offenbarung betrifft, so könnte es scheinen, er habe sie ehemals nicht höher als den Mythos gestellt, wenn er sagt, die biblischen Bücher hielten an ächt religiösem Gehalt keine Vergleichung mit sovielen anderen der früheren und späteren Zeit, vorzüglich den Indischen, auch nur von ferne aus**); aber die Schroffheit dieses Urtheils hebt sich durch ein daneben stehendes freilich nicht minder schroffes, dafs die ersten Bücher der Geschichte und Lehre des Christenthums selbst nichts als auch nur eine besondere, noch dazu unvollkommene Erscheinung desselben seien***), und andere in derselben Schrift enthaltene Aeufserungen, welche auf eine symbolische Bedeutung und erforderliche speculative Umdeutung der Lehren hinweisen, werden reichlich aufgewogen durch die bestimmte Erklärung, dafs Gott in Christo zuerst wahrhaft objectiv geworden†): ja man kann sich in dieser Richtung nicht stärker ausdrücken als in der Abhandlung über die Freiheit geschehen ist††): „Das Licht des höheren Geistes erscheint, um dem persönlichen und geistigen Bösen entgegenzutreten, ebenfalls in persönlicher, menschlicher Gestalt, und als Mittler, um den Rapport der Schöpfung mit Gott auf der höchsten Stufe wieder herzustellen. Denn nur Persönliches kann Persönliches heilen, und Gott mufs Mensch werden, damit der Mensch wieder zu Gott komme." Später hat er den Unterschied der Mythologie von der Offenbarung dahin bestimmt, dafs jene vielmehr Folge, nicht Offenbarung eines göttlichen Willens sei, dieser erst nachher, über sie hinaus offenbar werde, aus der Mythologie sich auf jenen göttlichen Willen schliefsen lasse, diese aber nicht der

---

*) Ideen zu einer Philosophie der Natur S. 14 [19 f.]. Philosophie und Religion S. 1.

**) Vorlesungen über die Methode des akad. Studiums S. 199.

***) Ebendas. S. 197.

†) Ebendas. S. 193.

††) S. 460.

Effect dieses Willens sei*). Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten hat er nun schon früher**) für schlechterdings nothwendig erklärt, wenn dem menschlichen Geschlecht damit geholfen werden solle, worunter ich doch nur „Deduction Christlicher Dogmen"***) verstehen kann. Jedoch sollen, wenn man den nicht von ihm selber bekannt gemachten Vorlesungen trauen darf, die Wahrheiten der geoffenbarten Religion nicht auf solche zurückgeführt werden, welche die Vernunft aus sich selbst erzeugt, sondern müssen etwas über die Vernunft hinausgehendes sein, Wahrheiten, die ohne die Offenbarung nicht nur nicht gewufst wurden, sondern gar nicht gewufst werden konnten. Als ein Unbegreifliches aber soll die Offenbarung nicht stehen gelassen werden: der Mensch hat die Enge seiner Begriffe zur Gröfse der göttlichen zu erweitern; Gottes Thun übersteigt alle menschlichen Begriffe, aber nicht dafs es unbegreiflich wäre, sondern wir müssen dazu einen Mafsstab haben, der alle gewöhnlichen Mafsstäbe übersteigt; es ist die Aufgabe der Philosophie der Offenbarung, „zuerst auf diesen über allem nothwendigen Wissen erhabenen Standpunkt zu stellen, sodann jenen Entschlufs, der der eigentliche Gegenstand der Offenbarung ist, nicht *a priori* zu begründen, aber nachdem er geoffenbart ist, theils überhaupt theils in seiner Ausführung begreiflich zu machen"†). Das ist es nun gerade, wo Leibniz und Schelling sich bedeutend scheiden: die Mysterien, lehrt Leibniz, lassen sich nur erklären bis auf einen gewissen Grad, nicht begreifen noch verständlich machen wie sie zugehen. Mit diesem seinem Grundsatz, den sogar sein unwissenschaftlichstes Werk, die Theodicee anerkennt, scheint es allerdings in Widerspruch zu stehen, wenn er obwohl nicht die Wahrheit, doch die Möglichkeit der Mysterien, namentlich der Dreieinigkeit, der Fleischwerdung und des Abendmahles, beweisen zu können sich frühzeitig gerühmt und diese Beweise versucht hat, indem er zwar die Ueberverünftigkeit der Mysterien behauptet, aber in Abrede stellt, dafs sie wider die Vernunft seien: will man dies

*) Vorlesungen über Philos. d. Offenb. S. 610 (Paulus).

**) Ueber die Freiheit S. 507.

***) Erste Vorlesung in Berlin S. 13 (1841).

†) Vorlesungen über die Philos. d. Offenb. S. 215. 612 f. 618.

aber auch nicht auf sein sehr weit getriebenes Bestreben der Accommodation rechnen, worauf gut unterrichtete Zeitgenossen manche in das theologisch-dogmatische Gebiet einschlagende Aeufserungen desselben gerechnet haben, so ist er dennoch hierin weit hinter Schelling zurückgeblieben, wenn man dem vertrauen darf was letzterem zugeschrieben worden. Ich glaube anderwärts, nicht ohne gebührende Rücksicht auf Leibnizens eben angedeutete die Mysterien betreffenden Versuche, die lediglich apologetisch sind, gezeigt zu haben, dafs dieser die Offenbarung und die Philosophie gänzlich auseinander gehalten habe*), sodafs bei ihm von einer Offenbarungsphilosophie ebensowenig als von einer Philosophie der Mythologie die Rede sein kann. Doch genug hiervon: mögen noch einige Worte über den Mythos erlaubt sein, der Leibnizen wenig anzog. Der Mythos, welchen wir als den dogmatischen Ausdruck der antiken Religionen zu betrachten haben, ist ein Erzeugnifs des uralten und uranfänglichen Enthusiasmus: er enthält in naturwüchsiger Verpuppung tiefe Ahnungen des Uebersinnlichen wie des Natürlichen und Menschlichen nach allen Beziehungen hin. Er ist wie alle Dichtung ein Heilmittel gegen Dürre und Trockenheit des Denkens, erweckt das religiöse Gefühl, die ewige Grundlage edlerer Geistesrichtung und also auch der philosophischen Speculation, ist geeignet Phantasie und Geist und Gemüth zu erheben und zu erwärmen; er reizt an, seine eigene sinnliche Hülle abzustreifen und zur Klarheit des Gedankens durchzudringen. Zugleich ist er eine anmuthige Form um in einem Bilde zu versinnlichen, was bildlos darzubieten schwierig oder vorzeitig scheinen mag, wie Platon Mythen bildete, damit in dem Bilde das abgebildete Uebersinnliche geschaut werde. Aber die mythische Anschauung ist doch nicht die philosophische. Die Philosophie, streng genommen ein Erzeugnifs des Hellenischen Geistes wie die Mathematik, hat erst da angefangen, wo der Mythos zu Ende geht, der nur ihre Keime einschliefst, und die Philosophie in den Mythos

*) Leibniz in seinem Verhältnifs zur positiven Theologie, akademische Rede vom J. 1843, in Friedrich v. Raumers historischem Taschenbuch, neue Folge, 5. Jahrg. S. 483—514 [oben S. 299—321]. Habe ich später (Rede vom 8. Juli 1847, Monatsber. d. Akad. S. 255) [oben S. 365] zugegeben, dafs Leibniz in einem gewissen Falle seine Lehre dem Dogma anbequemt habe, so thut dies meiner obigen Behauptung keinen Abbruch. Volle Consequenz kann man ihm nicht zuschreiben.

zurückführen wollen scheint nichts anderes zu sein als den ausgebildeten Menschen in Mutterleib und den Zustand des Embryon zurückversetzen wollen, oder um vergleichsweise Leibnizisch zu reden in den Zustand der schlafenden Monaden. Die Verbreitung der mythischen Anschauung ist daher ein brauchbares Mittel, dem hellen Denken und Erkennen entgegen zu wirken, und die Geister in einen, wenn ich so sagen darf, symbolischen Schlummer und Traum einzuwiegen, in welchem gleichmäfsig die klare Gestaltung philosophischer Ideen und die richtige Erkenntnifs der geschichtlichen Wahrheit verschwindet. Wer sich aus der dialektischen Philosophie in den Mythos retten will, ist gewissermafsen auf demselben Wege wie die Sophisten, die aus Verzweiflung am Wissen sich auf die Rhetorik warfen, welche an der Stelle des Wissens die Ueberredung oder Ueberzeugung, oder Meinung und Glauben hervorzubringen strebt. Aber so hat es der Gewaltige, dessen Aeufserungen über Leibniz ich zusammengestellt habe, sicherlich nicht gemeint, und fafsten wir ihn so, würden wir Zweifels ohne in das Mifsverständnifs gerathen, dessen Vermeidung ich gleich zu Anfang für schwierig erklärt habe. Denn obwohl er früher alle Philosophie in eine neu zu schaffende Mythologie wollte zurückfliefsen lassen, hat er doch neben der Philosophie der Mythologie und der Offenbarung seine vorangehende Philosophie bestehen lassen. Und nachdem er zwar nicht gerade in genauer Beziehung auf den Mythos, aber doch in nahe verwandtem Sinne das öfter gesagte wiederholt hat, es sei freilich nicht seine Meinung, als ob der Mensch erst allmälig von der Dumpfheit des thierischen Instincts zur Vernunft sich aufgerichtet habe, setzt er ausdrücklich hinzu*): „Dennoch glauben wir, dafs die Wahrheit uns näher liege, und dafs wir für die Probleme, die zu unserer Zeit rege geworden sind, die Auflösung zuerst bei uns selbst und auf unserem eigenen Boden suchen sollen, ehe wir nach so entfernten Quellen wandeln. Die Zeit des blofs historischen Glaubens ist vorbei, wenn die Möglichkeit unmittelbarer Erkenntnifs gegeben ist. Wir haben eine ältere Offenbarung als jede geschriebene, die Natur.“ So sprach er in den Zeiten, in welche seine Urtheile über Leibniz fallen.

*) Ueber die Freiheit S. 510.

XXXVI.

Einleitungsrede zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften gehalten am 16. October 1856.

Die Geschichte Preufsens, die erst seit dem vorigen Jahrhundert oder höchstens kurz vor demselben eine mehr als provinzielle oder dynastische Bedeutung gewonnen hat, ist zwar eben defshalb nur ein kleiner Theil der Weltgeschichte; aber sie ist durch der Fürsten und des Volkes Kraft doch rasch ein Theil derselben geworden, und dieses Land oder Reich hat eingegriffen in die Bewegung des Geistes, welche wir, weil sie die Thaten erzeugt und durch Thaten das Geschehende, als den eigentlichen Kern und die Wurzel der Geschichte ansehen, wechselsweise ist dasselbe aber auch durch diese Bewegung bestimmt worden. Jede denkwürdige Zeit eines ansehnlichen Staates hat eine weltgeschichtliche Bedeutung für die fortschreitende Entwickelung des menschlichen Geschlechts, nur nicht die Zeiten der Versumpfung, in welchen der Geist nur wie im Schlaf und Traum fortlebt; und Friedrich Wilhelm des Vierten Zeit ist gewifs eine denkwürdige dieses Staates. Wir stehen jetzt in dem siebzehnten Jahre seiner Regierung. Ein halbes Menschenalter scheint hinzureichen, dafs sich in ihm ein bestimmter Charakter des Volksgeistes und des Staates auspräge, und der Fürst hat hierbei unstreitig einen hervorstechenden Einflufs: doch darf man nicht vergessen, dafs dieser Einflufs vielfach bedingt ist. Wie grofs und mächtig auch die persönlichen Eigenschaften des Herrschers sein mögen, kann er sein Zeitalter, selbst in Beziehung auf den eigenen Staat, nicht entscheidend bestimmen; es wird in letzter Entscheidung durch den Gang des Geistes in der Weltgeschichte bestimmt, in welchen der Staat verflochten ist, und welchem die hervorragenden Geister als Vollstrecker eines höheren Planes in wunderbarer Har-

monie der Nothwendigkeit und des freien Entschlusses dienen. Des Fürsten Wirksamkeit steht in einem unauflöslichen Verhältnifs zu der Zeit, in welche ihn die Vorsehung gestellt hat, und zu den Bedingungen, welche er in ihr vorfindet, und jede Zeit ist von der vorhergegangenen abhängig. So waren unter der langen und bewegten Regierung des hochseligen Königs die ersten Gründe gelegt zu mannigfachen Bildungen, die der Zukunft vorbehalten waren: denn in dem Gebiete des Geistes verkommt der ausgestreute Saame selten ganz und verdirbt nicht wie der Saame der Pflanze durch Hitze oder Kälte, Dürre oder Nässe, sondern wenn auch sein Aufkeimen gehemmt werden mag, bleibt er doch, vorausgesetzt dafs er ursprünglich zeugungsfähig gewesen, in seiner Kraft bis zu dem Zeitpunkte, da günstigere Umstände das Aufspriefsen der Saat fördern. Friedrich Wilhelm der Vierte fand einen lebhaft aufgeregten Volksgeist vor, nicht blofs im eigenen Lande, sondern in vielen Ländern Europa's, deren jedes fast auf jedes einwirkt; auch hatten schon neue Mittel des Verkehrs angefangen weit getrennte Länder gleichsam mit Ueberspringung des Raumes einander zu nähern: ein neuer Hebel des Gedankens, von einer Kraft und Tragweite, welcher nur die vergleichbar ist, die für eine ähnlich aufgeregte Zeit der sich verbreitende Bücherdruck gehabt. Es hatte sich ein Geist der Zeit gebildet, das Ergebnifs der Wechselwirkung, des Ineinandergreifens und Zusammenfliefsens vieler Momente der Vergangenheit und der Gegenwart, vieler Eräugnisse und Erfahrungen, vieler innerer und äufserer Antriebe, vieler Bestrebungen, Hoffnungen und Befürchtungen: ein solcher ist ein Merkzeichen eines besonderen weltgeschichtlichen Stadiums; er kann bekämpft, aber seine Wirkungen können nicht vernichtet werden. Der König ist dem Laufe der Entwickelung entgegengekommen, obgleich in reiferem Alter, doch mit jugendlicher Kraft und Begeisterung, die auch des Volkes Begeisterung hervorzurufen geeignet war. Ackerbau, Gewerbe, Handel, Schiffahrt sind von ihm gefördert, auch der Anfang einer Kriegesmacht zur See gebildet worden; Gesetzgebung, Gerichtswesen, Steuerverfassung sind bedeutend verändert worden; das Heer hat ruhmvolle, wenn auch verhältnifsmäfsig nur kleinere Kämpfe im äufsersten Norden und Süden Deutschlands bestanden; die Theilnahme an dem grofsen Weltkampfe ist vermieden und

dadurch dem Lande der äufsere Friede bewahrt worden. Des inneren Friedens haben wir uns nicht in gleichem Mafse zu erfreuen gehabt, weder auf dem staatlichen noch auf dem kirchlichen Gebiete. Wir haben eine Zeit der Unruhe, der Wirkung und Gegenwirkung, des Aufbauens und Niederreifsens, voll von Parteirichtungen, Schwankungen und Wechseln erlebt, ganz gemäfs dem raschen Umschwung der Räder dieser Zeitläufte. Doch ich wende mich hiervon ab: was uns am nächsten liegt, ist Kunst und Wissenschaft, in welchen sich auch der jedesmalige Volksgeist und der Vor- und Rückgang der Völker in der Bildung am klarsten darstellt und abspiegelt. Friedrich Wilhelm der Dritte hatte die Künste und Wissenschaften in diesem Lande mit grofsem Aufwand unter dem Beirath der einsichtigsten Staatsmänner mehr gehoben als selbst der glorreichste seiner Vorfahren, der sie selber mit Liebe übte und in ihnen allein seine Erholung von den Mühen der Staatsgeschäfte und von den Anstrengungen des kriegerischen Lebens fand; Friedrich Wilhelm der Vierte, den vorgefundenen Fortschritt der Künste und Wissenschaften als väterliches Erbe übernehmend, förderte sie weiter mit freigebigem Sinn. Was er für die Kunst gethan und fortwährend thut, das ist zum Theil und in einzelnen Beispielen an den Werken zu schauen, die dieser Stadt zu neuen Zierden gereichen. Was die Wissenschaften betrifft, so waren durch Umstände, die ich nicht näher berühre, früher Verdächtigungen entstanden, die vorzüglich die Universitäten betroffen hatten; die kleinen Beengungen, welche eine Folge jener gewesen, fielen alsbald fort, und neue Kräfte wurden herangezogen, um die Wirksamkeit und den Glanz der Wissenschaft in diesem Staate zu erhöhen. Gerade auf diesem Gebiete zeigt sich indefs, dafs der Wille des Herrschers seine Grenze in den vorhandenen Mitteln hat und in dem Gesammtlaufe der Entwickelung. Dem Gange, welchen die Erkenntnifs nimmt, läfst sich nicht gebieten, am wenigsten heutzutage, wo er nicht mehr von wenigen überwiegenden litterarischen Gröfsen, sondern vom Zusammenwirken vieler, gleichsam mehr demokratisch als aristokratisch bestimmt wird. Als eine Aristokratie der Wissenschaften pflegt man bald wohlgemeint, bald übelwollend die Gesellschaften zu bezeichnen, die vom Staat zur Anerkennung der reinen Wissenschaft, ohne praktische Beziehung

und ohne den Unterricht der Jugend zu bezwecken, eingesetzt scheinen. Eine solche ist die unsrige; und je mehr Friedrich Wilhelm der Vierte die reine Wissenschaft uneigennützig schätzt, desto mehr haben auch wir uns seiner Gunst und seines Vertrauens erfreuen können. Aber diese Gunst und dieses Vertrauen läfst sich dem gesagten gemäfs von uns nicht dadurch rechtfertigen, dafs wir die Wissenschaft auf ganz neue Bahnen lenken oder ihr die Wege in höchster Entscheidung vorzeichnen: wir müssen uns begnügen, unsern bescheidenen Theil zu dem wissenschaftlichen Betrieb und Vermögen der Zeit beizusteuern. Auch können und wollen wir nicht den Einflufs auf die Nation üben, den das Französische Institut eine Zeit lang über Frankreich ausgeübt hat: die Deutschen haben sich in der Wissenschaft niemals von einer Akademie beherrschen lassen und werden es niemals thun; unsere Mittel sind überdies für eine allseitig ausgedehnte Wirksamkeit zu beschränkt, und die Thätigkeit der Männer, welche diesen Kreis bilden, ist auf sovieles andere angewiesen, dafs sie nur einen geringen Theil ihrer Kräfte der Akademie widmen können. Was die Mitglieder im Schoofse der Akademie geleistet haben, davon alljährlich eine kurze Uebersicht zu geben ist ein Theil der Bestimmung der heutigen Feier. Diese Uebersicht beginne ich heute, indem ich mir erlaube weiter zurückzugreifen, mit einem Gegenstande, der dem hochgesinnten König eine Angelegenheit des Herzens und Gemüthes geworden: hat er diese in die Hände der Akademie gelegt, wie sollten wir nicht eben darin ein Zeichen seines höchsten Zutrauens erkennen dürfen? Es ist zugleich ein Gegenstand von sehr ernster Bedeutung, weil er nichts geringeres betrifft als den Ausdruck des Geistes und des innersten Wesens des grofsen Ahnherrn, der eines der bewegenden Principien und Momente der Geschichte nicht blofs dieses Reiches, sondern der Menschheit geworden ist, aus eigenster Freiheit ein Mitvollstrecker der Geschicke, der äufseren und der intellectuellen, welche die Vorsehung dem Geschlechte vorgezeichnet hat, in Einer Person der Inbegriff seiner Zeit, ihres geistigen wie ihres staatlichen Lebens. Ich rede von den Schriften Friedrichs des Grofsen, mit deren Herausgabe die Akademie von des Königs Majestät beauftragt worden. Die neue Ausgabe derselben wird in diesen Tagen zum Abschlufs gebracht werden. Als die Säcularfeier der Thron-

besteigung Friedrichs des Zweiten bevorstand, gab Hr. Professor Preufs sein reichhaltiges und lehrreiches Werk über Friedrich den Grofsen als Schriftsteller heraus und machte darin Vorschläge zu einer vollständigen Ausgabe der Werke desselben. Er übersandte im Januar 1837 der Akademie seine Schrift zwar ohne einen bestimmten Antrag, aber doch mit der Andeutung, dafs es der Akademie würdig sein würde, dieses Unternehmen auszuführen und damit eine Pflicht gegen ihren Wiederhersteller oder vielmehr Gründer zu erfüllen; im März desselben Jahres stellte das vorgeordnete Ministerium die Anfrage an die Akademie, ob sie den Vorschlag des Hrn. Preufs, eine vollständige Ausgabe der Werke Friedrichs des Grofsen herzustellen, irgendwie zu berücksichtigen gedenke. Die Akademie erklärte hierauf gegen Ende Aprils desselben Jahres, und zwar wenn ich mich recht erinnere besonders auf Wilkens Betrieb, der damals einer der beständigen Sekretare der Akademie und zugleich Mitglied des Königl. Obercensurcollegiums war: so wünschenswerth eine neue Ausgabe jener Werke sei, möchte doch die unmittelbare Theilnahme der Akademie daran Bedenken haben; denn sollte sie in einer der Akademie würdigen Weise erscheinen, so müfste die Akademie in den Besitz oder Gebrauch der Originalhandschriften gesetzt und eine vollständige und unverkürzte Mittheilung der Schriften des grofsen Königs gestattet werden; zur Erfüllung dieser beiden unerläfslichen Bedingungen dürfte aber unter den gegebenen Umständen keine Aussicht vorhanden sein. Der Minister von Altenstein stimmte diesem Urtheile bei, und es ergab sich bald, dafs die Voraussetzung der Akademie gegründet war, die Originalhandschriften würden nicht in ihre Hände gelangen dürfen, und es gelte nicht für statthaft, sie unverkürzt drucken zu lassen. Hiermit hatte die Sache, soweit sie die Akademie betraf, damals ihr Bewenden, und ich übergehe dasjenige, was sich auf einen bald hernach entworfenen Plan bezieht, zunächst die geschichtlichen Werke des grofsen Königs in einer anderen als der von der Akademie gewünschten Art herauszugeben: bis Seine Majestät der regierende König durch Kabinetsbefehl vom 5. October 1840 die Akademie mit der Herausgabe der sämmtlichen Werke betraute. Hierbei sollte Hr. Preufs, der bereits früher für die Herausgabe der geschichtlichen Werke ausersehen war, in Thätigkeit gesetzt

werden; nicht minder Aug. Wilh. v. Schlegel in Bonn, auswärtiges Mitglied der Akademie, der mittlerweile seine Theilnahme an dem Werke aus eigenem Antrieb angeboten hatte. Von Seiten der Akademie wurde deren philosophisch-historische Klasse mit der Ausführung des Königlichen Befehls beauftragt, und diese ernannte dafür, gleichfalls der Königlichen Bestimmung gemäfs, einen Ausschufs, als dessen Geschäfte bezeichnet wurden die Besorgung aller Vorbereitungen, namentlich die Anträge über die Benutzung der im Königl. Archiv befindlichen Quellen, über die äufsere Form der beiden Ausgaben, sowohl der Prachtausgabe zur unmittelbaren Verfügung Seiner Majestät des Königs, als der kleineren für den Buchhandel bestimmten Ausgabe, ferner die Vertheilung der Arbeiten, endlich die fortdauernde Aufsicht über die Ausführung des Werkes. Die Wahl in diesen Ausschufs traf aufser den beiden Klassensekretaren, Wilken und dem Sprecher, auf die Mitglieder der Klasse Hrn. Ranke, Eichhorn und Fr. v. Raumer; die Gesammtakademie, welche sich vorbehalten hatte einige Mitglieder der Akademie hinzuzufügen, sprach einstimmig den Wunsch aus, Hr. A. v. Humboldt möge dem Ausschufs beitreten, und dieser genehmigte nicht nur diesen Wunsch, sondern hat auch fortwährend das Unternehmen, dem er sich von Anbeginn mit Liebe zugewandt hatte, durch Rath und That ganz vorzüglich gefördert. Mehre der ursprünglichen Mitglieder sind im Laufe der Arbeit der Akademie entzogen worden; sie wurden ersetzt durch die Hrn. J. Grimm, Zumpt und v. Olfers: letzterer trat zuerst durch Wahl der Gesammtakademie als Stellvertreter des Hrn. v. Humboldt ein, und nahm bis jetzt mit Hrn. J. Grimm den eifrigsten Antheil an den Arbeiten: namentlich hat er die Ausstattung des Werkes mit Kupferstichen, Endverzierungen und ähnlichen Zuthaten der Kunst mit der gröfsten Sorgfalt und Aufopferung besorgt. Die durch Zumpts Tod erledigte Stelle im Ausschufs wurde nicht wieder besetzt, weil die Arbeit schon bedeutend vorgeschritten war. Zum Vorstand hatte sich der Ausschufs gleich bei seinem ersten Zusammentreten den gegenwärtigen Sprecher gewählt. Ferner hatte Seine Majestät der König bereits unter dem 14. December 1840 befohlen, es solle eine militärische Commission unter der Oberaufsicht und Leitung des Generals der Infanterie v. Krauseneck und mit besonderer Theilnahme des General-Lieutenants

v. Lossau zu der Herausgabe der auf Kriegsangelegenheiten bezüglichen Schriften mitwirken, insbesondere um etwa erläuternde Anmerkungen, Karten und Pläne zuzugeben. Zwischen dem letztgenannten und dem Vorsteher des Ausschusses haben auch mehrfache Verhandlungen stattgefunden, jedoch ohne dafs etwas dadurch erzielt worden: dagegen haben wir uns in der letzten Zeit, in welcher der kriegswissenschaftliche Theil der Werke an die Reihe gekommen, der thätigen Beihülfe des Hrn. Generals v. Reyher und der Hrn. General-Lieutenants v. Hahn und v. Brese zu erfreuen gehabt. Aufser den Berathungen und Verhandlungen über Eintheilung, Druck und Verlag des Werkes, über letzteren blofs in Bezug auf die kleinere Ausgabe, war die Zusammenbringung des Stoffes die nächste Sorge gewesen: Hr. Preufs hatte hierzu längst grofse Vorarbeiten gemacht, die er nur zu vervollständigen hatte; einer öffentlichen Aufforderung der Akademie an die Besitzer von Schriftstücken Friedrichs des Grofsen zur Mittheilung derselben wurde von vielen Seiten mit grofser Bereitwilligkeit entgegengekommen; die Benutzung der archivalischen Quellen war zwar lange bedeutenden Anständen unterworfen, ist aber zuletzt ganz zu unserer Befriedigung in dem Sinne, wie die Akademie sie ursprünglich gewünscht, unter bereitwilliger Unterstützung der Königlichen Archivbeamten von Hrn. Preufs mit unermüdlicher Thätigkeit ausgeführt worden. Demnächst war eine Durchsicht der Werke erforderlich, nicht etwa um zu ermitteln was auszulassen wäre, da vielmehr ein grofser Theil der Mühwaltung des Hrn. Preufs dahin hatte gerichtet sein müssen, statt des Verfälschten das Ursprüngliche wiederherzustellen, auch nicht um den Stil zu verbessern, dessen der grofse Mann mächtig genug war, sondern um sie in Rucksicht des Grammatischen zu reinigen, und hier und da zur Erläuterung oder auch zur Berichtigung kleiner Versehen des erhabenen Verfassers kurze Bemerkungen unter dem Texte beizufügen. Die letzteren sind von Hrn. Preufs verfafst und dem Ausschufs zur Berathung vorgelegt worden. Die grammatische Berichtigung des Textes besorgte anfangs der Französische Gelehrte Paul Ackermann, als dieser im Jahre 1846 in eine Krankheit verfallen war, die bald seinen Tod herbeiführte, Hr. Prof. de la Harpe; auch nahm Hr. Dr. Fr. A. Märcker, dem die Correctur der Druckbogen übertragen war, an diesen Revisionen

einigen Antheil. Ich brauche kaum zu sagen, daſs auch Aug. Wilh. v. Schlegel als ein Gelehrter von dem feinsten und ausgebildetsten Geschmack und einer seltenen Kenntniſs des Französischen, in welcher er auſser Hrn. v. Humboldt keinen Deutschen neben sich anerkannte, bei dieser Reinigung des Textes eine Hauptstimme haben muſste; und da er schon im Jahr 1841 zum Zwecke seiner Mitwirkung hierher gekommen war, lieſs sich davon der beste Erfolg erwarten. Es wurde der Grundsatz aufgestellt und festgehalten, daſs der Ausschuſs nicht berechtigt sei, über das Grammatische hinaus, was man im Gegensatze gegen dieses „das Rhetorische" zu nennen pflegt, zu verändern, weil hierdurch in die Eigenthümlichkeit des Verfassers eingegriffen würde. Schlegel selber erkannte dies an; aber über die Anwendung dieses Grundsatzes oder die Grenzbestimmung wurde man nicht mit ihm einig. Ich würde dies nicht erwähnen, wenn es nicht von ihm selber in den nach seinem Tode seinem Auftrage gemäſs herausgegebenen sämmtlichen Werken zur Sprache gebracht wäre. Im achten Bande derselben, welcher im Jahr 1846 erschienen ist, findet sich ein dem akademischen Ausschuſs schon früher zugekommener „vorläufiger Entwurf einer neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Groſsen" vom Jahr 1844, und darin einiges von seiner Theilnahme an unseren Verhandlungen: er bezieht sich auf eine ihm damals gewordene Mittheilung des soeben berührten Grundsatzes und auf seine Erwiederung, worin er den Begriff des Grammatischen und die Ausdehnung, welche demselben in dem vorliegenden Falle gegeben werden müsse, geprüft habe, nicht ohne leise Beschwerde darüber, daſs er auf diese so wichtige Erörterung, die er das Ergebniſs seines reifsten Nachdenkens nennt, eine schriftliche Antwort nicht erhalten habe; zu welcher, da er anwesendes Mitglied des Ausschusses war, der letztere keine Veranlassung hatte. In der bekannten Eigenthümlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes, der mir ein gröſseres Verdienst um die Deutsche Bildung zu haben scheint als gewöhnlich anerkannt wird, lag ein unübersteigliches Hinderniſs eines gedeihlichen Zusammenwirkens mit ihm, zumal bei seiner zunehmenden Kränklichkeit: sollte einmal der nach seinem Tode an die Akademie abgelieferte, sorgfältig von ihm gesammelte Briefwechsel über die Werke Friedrichs des Groſsen ans Licht kommen, so

wird man sich nicht ohne Ergetzung einen Begriff machen können von seiner Gereiztheit, seinen Ansprüchen und seiner Ueberhebung, welchen hier zu geben mir nicht ansteht. Auch suchte er den vollständigen Abdruck der Werke gegen die ursprüngliche Absicht der Akademie rückgängig zu machen. Er war von Seiner Majestät beauftragt, eine Einleitung zu der neuen Ausgabe der Gesammtwerke zu verfassen, und glaubte sich also, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, die Aufgabe gestellt, „die Eigenthümlichkeiten des großsen Königs als Geschichtschreiber, als Denker, als Dichter, als witziger Kopf und Stifter einer geistreichen Geselligkeit in seiner Umgebung aufzufassen, dem Gange seiner Ausbildung zu folgen, die Einflüsse des Zeitalters auf ihn, und seine mächtige Gegenwirkung zu schildern"; ein schöner und grofser Stoff, der seiner würdig und dem er vor allen gewachsen war: aber aller Erinnerungen und Bitten ungeachtet, dafs er der Begeisterung für Friedrich den Grofsen folgend und die kleinen Mifshelligkeiten zwischen ihm und dem akademischen Ausschufs vergessend Hand an dieses Denkmal legen möge, wozu er seine Zeit tausendmal besser verwenden würde als wenn er dem grofsen Mann die Sprachfehler mit oder ohne Einschlufs des Rhetorischen verbesserte, entschlofs er sich zu spät zu dieser Arbeit, die ohne Zweifel ein Meisterwerk geworden sein würde. Mit Leidwesen vermissen wir diese an der Spitze der akademischen Ausgabe; die Vorrede des Herausgebers und die den einzelnen Schriften- oder Bänden vorgesetzten Einleitungen desselben haben einen andern Zweck, und können also diesen Mangel nicht vergüten. Die bisher berührten Arbeiten des Herausgebers und des Ausschusses konnten nicht vor dem Beginn des Druckes beendigt werden, weil mit diesem möglichst bald angefangen werden mufste, damit nicht Zweifel an der zeitigen Förderung des Werkes entständen; jene dauerten also, verhältnifsmäfsig abnehmend, bis in die letzten Jahre fort. Der Druck wurde im Jahr 1844 angefangen; seit dieser Zeit sind 32 Bände der Prachtausgabe, zwei mehr als beabsichtigt und vorgesehen war, aus der Druckerei des Hrn. Decker hervorgegangen, welcher nichts hat fehlen lassen, um dem Werke einen dem Rufe der Officin entsprechenden typographischen Werth zu geben. Hiervon sind nur 200 Exemplare zur unmittelbaren Verfügung Seiner Majestät abgezogen,

und ein Pergamentexemplar, welches von Seiner Majestät der Königlichen Bibliothek einverleibt worden. Gleichzeitig ist die für den Buchhandel bestimmte kleinere Ausgabe in derselben Bändezahl gefördert worden. Nur die den ausgezeichnetsten Künstlern übertragenen Bildnisse sind noch nicht vollständig geliefert. Auch sind wir nicht im Stande gewesen den Stoff soweit zusammenzubringen, daſs Nachträge unmöglich wären: namentlich sind die Briefe des groſsen Königs so zerstreut, daſs aller angewandten Mühe ungeachtet uns einiges davon entgangen oder nicht rechtzeitig zugekommen ist, wie der vor kurzem erschienene Briefwechsel mit Maupertuis. Eine hundert eng geschriebene Quartseiten betragende Redaction des politischen Testaments vom Jahr 1768, welche wohl verdient hätte in die Reihe der geschichtlichen Werke aufgenommen zu werden, ist ebenfalls zu spät zu unserer Kunde gelangt. Als Herausgeber des Ganzen ist einzig Hr. Prof. Preuſs anzusehen; sein Verdienst besonders anzuerkennen ist gerade meine Pflicht um so mehr, als ich ein Zeuge sein kann der vielfachen Sorgen und sogar Plagen, welche in diesem Geschäft auf ihm lasteten. Er erkannte in diesem Werke seinen Lebenszweck, und mit allen Kenntnissen, die zu dessen Vollendung erforderlich waren, in einem Maſse wie keiner der Zeitgenossen ausgerüstet, hat er ohne alle Rücksicht auf persönlichen Vortheil aus Begeisterung für den Helden des vorigen Jahrhunderts seine Kräfte daran gesetzt. Sein Bewuſstsein dessen ist sein edelster Lohn. Und entspricht die Ausführung den Erwartungen des erhabenen Fürsten, der sie angeordnet hat, so wird die Akademie sich glücklich schätzen, das Ihrige dazu beigetragen zu haben*).

*) Hier folgte die Uebersicht der Leistungen der Akademie im abgelaufenen Jahre.

XXXVII.

Einleitungsrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Grofsen am 28. Januar 1858.

Als ich vor vier Jahren an dem Gedächtnifstage des grofsen Friedrich von der philosophischen Bildung des Gefeierten sprach, veranlafste mich ein Urtheil, welches er selber über seinen eigenen Werth als Philosophen und Feldherrn gefällt haben soll, auszugehen von einer Frage, welche Plutarch in Bezug auf Athen in Erwägung gezogen hat, ob durch Waffenthaten oder durch Wissenschaft und Kunst ein Staat berühmter werde. Betrachtungen dieser Art sind grofsen Schwankungen unterworfen: ihr Stoff ist sehr schmiegsam und läfst sich so herüber- und hinüberwenden, dafs man je nachdem etwa die eine oder die andere Antwort dem Zwecke, dem die Untersuchung dient, angemessener ist, für die eine oder für die andere vieles anführen kann; und selbst ohne dafs man durch die Rücksicht auf einen bestimmten Zweck geleitet werde, bietet sich einem und demselben unter verschiedenen Umständen und durch sie veranlafsten verschiedenen Stimmungen die eine oder die andere Beantwortung unwillkürlich dar. Bereit zu sein mit seinem Leben den Sieg zu erkaufen, dessen Früchte man nicht mehr geniefsen wird, ist gewifs die höchste Aufopferung: dieses Opfer mit Bewufstsein zu bringen, dazu befähigt nur die höchste und edelste Erhebung des Geistes, und diese ist des gröfsten Ruhmes werth. In dieser Beziehung und mehren andern habe ich ein Vierteljahrhundert vor jenem Vortrage (im J. 1829) bei einer andern Feier dem Plutarch beigestimmt, wenn er die Weltschlachten der Athener höher stellt als ihre ruhmvolle Thätigkeit auf dem Gebiete des Friedens, in Kunst und Erkenntnifs, allerdings ohne zu verkennen, welchen Ruhm die Staaten durch die Pflege der Künste und Wissenschaften sich erwerben.

Die andere Seite herauskehrend fand ich in dem Vortrage zur Geburtsfeier des grofsen Königs, man dürfe dem Plutarch zürnen, wenn er die Waffengewalt der Kraft des Geistes vorziehe; denn die Früchte der rein geistigen Thätigkeit seien mindestens ebenso erspriefslich für die Völker, die Folgen ihrer Siege überdauerten die Folgen der kriegerischen, und die kriegerischen seien werthlos, wenn nicht durch sie Güter geschützt würden, die um ihrer selbst willen unvergänglichen Werth haben. Sind beide Ansichten unter den gehörigen näheren Bestimmungen und Beschränkungen auch nicht unvereinbar, so zeigt sich doch das mifsliche solcher Vergleichungen, und man möchte daher vor ihnen, wie vor allen den Vergleichungen warnen, die da angestellt werden, um eine Sache gegen die andere, oder gar eine Person gegen eine andere hervorzuheben oder in den Schatten zu stellen: lasse man lieber jede Sache und jede Person in ihrem eigenen Werthe oder Unwerthe bestehen. Wenn ich dennoch heute wieder auf eine Betrachtung zurückkomme, die der früher an dieser Stelle vorgekommenen verwandt ist, so finde ich mich dazu dadurch bewogen, dafs die Friedrich dem Grofsen beigelegte Aeufserung über den Werth der eigenen Kriegsthaten und seines Philosophirens in Vergleich mit einander, welche ich früher nur als unbewährt habe beseitigen können, unterdessen entschiedener beseitigt worden und an ihre Stelle ein allgemeineres Urtheil des grofsen Königs über den Werth der Waffenthaten gegenüber dem Verdienst auf dem Gebiete der geistigen Wirksamkeit getreten ist. Es scheint der heutigen Feier nicht unangemessen, dies in ein näheres Licht zu setzen.

Unser zu früh verstorbenes correspondirendes Mitglied Christian Bartholmèfs hat, wie ich früher bemerkte, aus den „*Mémoires sur la civilisation des différentes nations de l'Europe*“ als aus einem Werke des Königs Friedrich, und als Worte, die er über sich selber geschrieben habe, das Urtheil angeführt: „Ich glaube, dafs, wenn man die Stimmen wägt, die Arbeiten des Philosophen höher als die des Kriegsmannes werden geachtet werden.“ Hr. Preufs hatte erkannt, hierunter seien die „*Mémoires historiques et critiques sur la civilisation de l'Europe aux XVIIe et XVIIIe siècles*“ verstanden, welche von J. Alex. Borrelly im J. 1807 zu Paris herausgegeben und in Quérards „*France littéraire*“

als ein Werk Friedrichs des Grofsen bezeichnet sind. Dafs Bartholmèfs dieses Buch selber gesehen, bezweifle ich, da seine Anführung gegen seine Gewohnheit sehr ungenau ist; auch Hr. Preufs hat es nicht gesehen, ich ebensowenig. Bei wiederholter Nachforschung, welche von unserem Amtsgenossen Hrn. Pertz und andern Beamten der Königl. Bibliothek angestellt worden, hat sich jetzt aus einer Anzeige des Werkes in dem „*Journal général de la littérature de France*", 10. Jahrg. 1807 (S. 174) wenigstens soviel aufgeklärt, dafs das Werk den Titel führt: „*Mémoires historiques et critiques sur la civilisation des différentes nations de l'Europe, aux dix-septième et dix-huitième siècles, par Frédéric le Grand*", und schon bei Lebzeiten des Königs im J. 1780 im Haag gedruckt, im J. 1807 aber zu Paris wiederholt ist. Der Herausgeber hatte nicht die Absicht, dem König ein Werk unterzuschieben, mochte aber durch den grofsen Namen auf dem Titelblatt Leser und Käufer anlocken wollen. Er sagt, zufolge der Anzeige in jener Zeitschrift, er gebe eine Zusammenstellung von Auszügen aus Friedrich des Grofsen Schriften, und habe diese Auszüge möglichst in Zusammenhang bringen wollen, jedoch werde man Unterbrechungen, Lücken und häufige ebenso schroffe als unerwartete Uebergänge von einem Gegenstande zum andern finden. Borrelly hat also jenes Urtheil aus den Schriften des Königs entnommen; ob er es so hingestellt, wie es Bartholmèfs aufgefafst hat, als ein Urtheil Friedrichs über sein eigenes Verdienst, weifs ich nicht: sicher aber ist es, dafs der König es so nicht meinte. Hr. Preufs hat nämlich in dem vor kurzem erschienenen „*Catalogue raisonné des écrits attribués à Frédéric*", welcher der *Table chronologique générale* angehängt ist, nachgewiesen, dafs ungeachtet das Werk, aus welchem Bartholmèfs jenen Gedanken des Königs anführt, diesem nicht angehört, doch die Worte wirklich von diesem geschrieben sind und sich in einem Briefe an d'Alembert vom 20. November 1780 finden (*Oeuvres de Fréd. le Grand* Bd. XXV. S. 166); der König spreche aber nicht von seinen eigenen philosophischen Arbeiten, sondern von denen d'Alemberts, die er bescheiden über die eigenen kriegerischen Thaten setze. Nun ist freilich der Briefwechsel des Königs mit d'Alembert erst im J. 1788 gedruckt worden, während Borrelly's Werk zum ersten Mal bereits im J.

1780 erschienen war: es ist also nicht möglich, dafs Borrelly des Königs Worte schon zur Zeit der ersten Ausgabe seines Sammelwerkes kannte, und man wird annehmen müssen, dafs sie erst in der zweiten Ausgabe hinzugefügt worden. Um nun den Sinn, in welchem sie von Friedrich geschrieben worden, genau zu bestimmen, mufs man sie nicht allein im nächsten Zusammenhange betrachten, sondern auch im Zusammenhange mit d'Alemberts Brief, welchen der König beantwortet. D'Alembert schreibt den 3. November 1780: „Es sind heute den 3. November zwanzig Jahre auf den Tag, dafs Ew. Maj. sich in den Ebenen von Torgau mit Ruhm bedeckten, indem Sie den Oesterreichern den Sieg entrissen, welchen diese sich schmeichelten bereits davon getragen zu haben. Ew. Maj. haben zu diesem Ruhme den hinzugefügt, Deutschlands Friedenstifter und Rächer, in Ihren eigenen Staaten der Verbesserer des Rechtswesens, und in Europa das Muster der Krieger und der Könige zu sein. Was für ein Abstand, Sire, wie Terenz sagt, ist zwischen einem Menschen und einem Menschen! und wie traurig empfinde ich dies für mich, wenn ich mich Ew. Maj. nähere; denn ich wage nicht zu sagen, wenn ich mich mit Ihnen vergleiche! Die wenige Kraft, welche ich vor zwanzig Jahren noch in meinen geistigen und sittlichen Vermögen hatte, ist beinahe gänzlich verschwunden; es bleibt mir nichts mehr von Energie übrig als in der tiefen Empfindung, welche mich an Ew. Maj. fesselt, während Sie die seltenen Eigenschaften noch in ihrer ganzen Stärke bewahren, welche Sie seit den vierzig Jahren, da Sie den Thron einnehmen, für Europa so ehrwürdig gemacht haben.“ Es folgen Klagen über seine Schwäche, Abspannung und Niedergeschlagenheit, und Bemerkungen über andere Gegenstände, die ich übergehe. Der König antwortet auf alles Punkt für Punkt: um mich auf das zu beschränken, was allein hier in Betracht kommt, sagt er gleich im Anfange seines Briefes: „Viele Menschen haben Schlachten gewonnen und Provinzen erobert, aber wenige Menschen haben ein so vollkommenes Werk geschrieben wie der *Avant-propos de l'Encyclopédie* ist; und da es eine seltene Sache ist, alle menschlichen Kenntnisse nach ihrem wahren Werthe zu würdigen, und eine gewöhnlichere, Leute in die Flucht zu schlagen, die schon Furcht haben, so glaube ich, dafs, wenn man die Stimmen wägt, die

Arbeiten des Philosophen höher dürften geachtet werden als die des Kriegsmannes, wenn wir diese Sachen von Seiten des Nutzens betrachten. Gut ins Einzelne entwickelte und richtig gewürdigte Kenntnisse erhalten sich für immer, die Bücher überliefern sie der entferntesten Nachwelt; statt dafs die vorübergehenden Erfolge eines Krieges, der nur die Theilnahme einiger Völker in einem kleinen Winkel Europa's in Anspruch nimmt, vergessen werden, sobald sie vorüber sind. So verhält es sich mit dem Philosophen und dem Kriegsmann." Dieser Brief des Königs ist fast durchaus ein Trostschreiben: es ist natürlich, dafs man den, welchen man trösten will, so hoch wie möglich stellt. Fühlt sich d'Alembert dem grofsen Fürsten gegenüber sehr gering, so will dieser ihn desto mehr heben, indem er dessen Leistungen höher schätzt als die seinigen, wenigstens als den kriegerischen Theil derselben, zu deren Vergleichung mit grofsen Verdiensten um die Wissenschaft d'Alemberts Brief selber ihm Anlafs gab. Es ist eine Artigkeit gegen den gedrückten Freund, und zugleich ein edler Zug des Gemüthes, eine Selbstverläugnung, wenn er das, wodurch er vorzüglich hervorragte, zurückstellt gegen das, worin sein Freund ausgezeichnet war: denn er wufste wohl, dafs er selber mehr Liebhaber als Meister der Wissenschaft war, und wollte nicht ein schulgerechter Philosoph sein, sondern ein Denker. Doch ist das in jenem Briefe gesagte keine Artigkeit auf Kosten dessen, was ihm für wahr galt. Friedrich spricht es ganz allgemein und ohne alle Rücksichten auf die Personen aus, dafs er die Erfolge des Philosophen höher stelle als die des Feldherrn. Selbst in Bezug auf den Ruhm urtheilt er ähnlich schon viele Jahre früher, in einem Briefe an Voltaire vom 3. Januar 1773 (*Oeuvres* Bd. XXIII. S. 235). Wie viel Sinn für den Ruhm er auch habe, meint er, schmeichle er sich dennoch nicht, dafs die Fürsten daran den meisten Antheil hätten: die grofsen Schriftsteller, die das Nützliche mit dem Angenehmen verbänden, und belehrten während sie unterhielten, genössen eines viel dauerndern Ruhms, weil das Leben der guten Fürsten ganz in Thätigkeit verlaufe und der Wechsel und die drängende Masse der nachfolgenden Begebenheiten die vorhergehenden verdunkelten; statt dafs die grofsen Schriftsteller nicht nur ihrer Zeitgenossen sondern aller Jahrhunderte Wohlthäter seien. Des Aristoteles Name er-

klänge mehr in den Schulen als Alexanders; man lese den Cicero mehr als den Cäsar; die grofsen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts (des siebzehnten) hätten die Regierung Ludwigs des Vierzehnten berühmter gemacht als die Siege des Eroherers; die Namen des Fra-Paolo, des Cardinals Bembo, des Tasso, des Ariost, überträfen die Karls des Fünften und Leo's des Zehnten, möge dieser auch noch so sehr den Anspruch gemacht haben, Statthalter Gottes zu sein; man spreche hundertmal von Virgil, Horaz, Ovid gegen einmal von Augustus, und obendrein sei dies selten zu seiner Ehre; man sei neugieriger auf Geschichtchen von Newton, Locke, Shaftesbury, Milton, Bolingbroke, als von dem weichlichen und wollüstigen Hofe Karls des Zweiten, dem elenden Aberglauben Jacobs des Zweiten, den armseligen Ränken, welche die Regierung der Königin Anna bewegten. So gehe die Erwartung der Lehrer des menschlichen Geschlechts, wenn sie nach Ruhm strebten, in Erfüllung, während die Hoffnungen der Fürsten häufig getäuscht würden, weil jene für alle Jahrhunderte, diese nur für die Zeitgenossen arbeiteten. „Man lebt nicht mehr mit uns", sagt er, „wenn ein wenig Erde unsere Asche deckt, und man verkehrt mit allen schönen Geistern des Alterthums, die durch ihre Bücher zu uns sprechen."

D'Alemberts Einleitung zur Encyklopädie (*Discours préliminaire des éditeurs*) erschien im Jahr 1751, an der Spitze des grofsen Werkes. Es versteht sich von selbst, dafs er sie dem König sogleich übersandt habe, und Hr. Preufs findet davon eine Andeutung in einem Briefe von d'Alembert an denselben, welchen er ins Jahr 1751 setzt (*Oeuvres* Bd. XXIV. S. 369). Am 12. Mai 1760 schreibt der König aus Meifsen, kurz vor Beginn eines neuen Feldzuges, an Voltaire, er habe viele neu erschienene Bücher gelesen und die Zeit bedauert, die er darauf verwandt: „ich habe nichts gutes gefunden als ein neues Werk von d'Alembert, besonders seine *Eléments de philosophie* und seinen *Discours encyclopédique*; die andern Bücher, die mir in die Hände gefallen, sind nicht werth verbrannt zu werden" (*Oeuvres* Bd. XXIII. S. 83). Diese Einleitung erschien also dem König nicht blofs vorübergehend, sondern in einer langen Reihe von Jahren als ein Meisterwerk, und an diese zunächst knüpft sich sein Vergleich der Erfolge der geistigen Werke und der kriegerischen Erfolge. Unwill-

kürlich wird man daher dahin getrieben, hierbei jene Einleitung näher ins Auge zu fassen. Ich gebe also einen sehr kurzen Ueberblick derselben, und verweile verhältnifsmäfsig länger bei dem ersten und principiellen Theil. D'Alembert setzt als den doppelten Gegenstand des Werkes, welches er einleitet, dafs es als Encyklopädie soviel wie möglich die Ordnung und Verkettung der menschlichen Kenntnisse auseinandersetze, und als *„Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers"* die allgemeinen Grundsätze enthalte, worauf diese beruhen, und die wesentlichen Besonderheiten, welche den Körper und die Substanz derselben ausmachen. In Rücksicht des ersteren will er so zu sagen die Genealogie, Abstammung, Verbindung unserer Erkenntnisse, die Ursachen, woraus sie entstanden, und die Kennzeichen, welche sie unterscheiden, zu entwickeln suchen; er will zurückgehen bis zu dem Ursprung und der Erzeugung unserer Ideen. Er theilt alle unsere Erkenntnisse in directe und reflectirte. Die ersteren erhalten wir durch die Sinne: wir verdanken also alle unsere Ideen unsern Empfindungen (*sensations*). Diesen Grundsatz hätten die ersten Philosophen aufgestellt und die Scholastiker, weil er alt war, vertheidigt; es sei ihm aber bei der Wiedergeburt der Philosophie das System der angebornen Ideen nachgefolgt: jetzt sei man darüber einig, dafs die Alten Recht gehabt. Wir haben nur nöthig über diese Empfindungen zu reflectiren. Sie lehren uns zuerst unser Dasein, dann das Dasein äufserer Gegenstände, wozu auch unser Körper gehört. Unsere ersten reflectirten Ideen müssen also auf uns selbst, auf unser denkendes Princip, die nächsten auf die Aufsenwelt und den uns nächsten Theil derselben den eigenen Körper fallen. Dieser würde bald zerstört sein, wenn die Sorge für seine Erhaltung uns nicht beschäftigte und die Entfernung der Schmerzen; die Nothwendigkeit unsern Körper vor Schmerz und Zerstörung zu hüten führt dahin, die äufseren Gegenstände zu betrachten, die uns nützen oder schaden können. Darunter finden wir aber solche, die uns ganz ähnlich sind und die ebendieselben Bedürfnisse wie wir haben; und um in der Natur das, was uns erhalten oder uns schaden kann, zu erkennen und zu scheiden, finden wir es vortheilhaft uns mit jenen zu verbinden. Das Princip und die Stütze dieser Verbindung ist die Mittheilung der Ideen, und diese verlangt die Erfindung der Zeichen.

Dies ist der Ursprung der Bildung der Gesellschaften, aus welchen die Sprachen entstehen mufsten. In der Gesellschaft bildet sich als Gegensatz gegen das Recht des Stärkeren die Idee des Gerechten und des Ungerechten und der sittlichen Natur der Handlungen: dies soll dann auch darauf führen, was in uns das Princip des Handelns sei oder die Substanz die da will und denkt, und dahin, dafs wir aus zwei verschiedenen Naturen bestehen, die in einer unauflöslichen Verbindung und Abhängigkeit von einander sind. Diese Sklaverei, die von uns unabhängig ist, verbunden mit den Reflexionen über die Natur der beiden Principien und ihre Unvollkommenheit, leite ferner zu der Betrachtung einer allmächtigen Intelligenz und zu deren Verehrung. Diese rein intellectuellen Begriffe seien die Frucht der ersten, von unseren Empfindungen veranlafsten Ideen. Aus der Sorge für den Körper entspringen Ackerbau, Arzneikunde und alle durchaus nothwendigen Künste, weiterhin theils um der Nothwendigkeit willen theils zur Unterhaltung das gesammte Naturstudium. Von hier kommt d'Alembert auf einem Wege, den ich der Kürze halber nicht besonders angebe, auf die mathematischen Wissenschaften, und nachdem er diese auf die Spitze geführt, auf die Wissenschaft der Gröfsen im Allgemeinen, betrachtet er, wie die mathematische Abstraction wieder zu dem physischen Körper zurückkehre, dem die Undurchdringlichkeit zukommt, und wie dadurch die Gesetze des Gleichgewichtes und der Bewegung, der Gegenstand der Mechanik, gebildet werden, und weiterhin die Gesammtheit der physisch-mathematischen Wissenschaften, als deren Spitze er die Astronomie ansieht, die erhabenste und sicherste Anwendung der Geometrie und der Mechanik; ihre Fortschritte seien das unbestreitbarste Denkmal der Erfolge, zu welchen der menschliche Geist sich erheben könne. Aber auch für die Untersuchung der irdischen Körper sei der Gebrauch der mathematischen Kenntnisse nicht minder wichtig: bei dieser komme es vorzüglich an auf ein reflectirtes Studium der Erscheinungen, Vergleichung derselben und Zurückführung einer grofsen Anzahl derselben auf eine einzige, was er am Magnetismus näher erläutert. Alle Erkenntnisse, welche unsern natürlichen Einsichten vergönnt seien, lägen zwischen zwei Grenzen, zwischen der Idee von uns selbst, die zur Idee des höchsten Wesens führe, und dem Theile der Mathe-

matik, welcher die allgemeinen Eigenschaften der Körper, der Ausdehnung und der Gröfsen zum Gegenstande habe; zwischen beiden liege aber ein unermefslicher Zwischenraum, und die kleine Anzahl sicherer Erkenntnisse genüge nicht allen unsern Bedürfnissen. Was die erstere Grenze betrifft, so sei die Natur des Menschen ihm selber ein undurchdringliches Geheimnifs, wenn er nur durch die Vernunft erleuchtet sei; ebendasselbe könne man von unserem jetzigen und zukünftigen Dasein sagen, und von dem Wesen dessen, welchem wir es verdanken, sowie von der Art der Verehrung, welche derselbe von uns verlange. Also sei uns eine geoffenbarte Religion nothwendig, die sich jedoch nur auf das nothwendigste beschränke; aber durch die Kunst der Einsichten, welche diese der Welt mitgetheilt, sei selbst das Volk fester und entschiedener über eine grofse Anzahl wichtiger Fragen als alle Sekten der Philosophen. Auch die mathematischen Wissenschaften, welche die andere Grenze bilden, hätten nicht alle gleiche Sicherheit und seien nicht so reich als es scheine; selbst die mathematischen Lehrsätze kämen, ohne Vorurtheil betrachtet, auf eine sehr kleine Anzahl ursprünglicher Wahrheiten zurück: der unmittelbar nachfolgende Satz, der aus dem vorhergehenden erschlossen wird, sei nichts als der vorhergehende, der im Uebergang von dem einen zum andern die Gestalt wechsele. Dasselbe gelte von den physischen Wahrheiten und den Eigenschaften der Körper, soweit wir deren Verbindung erkennen: alle diese Eigenschaften seien nichts als eine einfache und einzige Erkenntnifs: wenn andere, in gröfserer Anzahl, uns als verschiedene Wahrheiten erschienen, so verdankten wir die Vielheit dieser Erkenntnisse nur der Schwäche unserer Einsichten, und dieser Reichthum sei nur die traurige Folge unserer Dürftigkeit. „Das All würde für den, welcher es unter einem einzigen Gesichtspunkt umfassen könnte, wenn es erlaubt ist dies zu sagen, nur eine einzige Thatsache und Eine grofse Wahrheit sein“ („*L'univers, pour qui saurait l'embrasser d'un seul point de vue, ne serait, s'il est permis de le dire, qu'un fait unique et une grande vérité*“, S. IX). Ich mufs es mir versagen, von den folgenden Partien auch nur einen so gedrängten Auszug zu geben, wie der bisherige es ist, theils weil es mir nicht angemessen scheint fast nur fremdes zu geben, theils weil ich den Umfang dieser Einleitungsrede beschränken mufs.

Ich bemerke daher nur noch soviel. D'Alembert kommt zunächst auf die Ausbildung der Logik, dann der Grammatik, der Redekunst, der Geschichtkunde mit Chronologie und Geographie. Soweit hat er die Partie der menschlichen Erkenntnifs entwickelt, die entweder in den directen Ideen besteht, die wir durch die Sinne empfangen haben, oder in der Combination und Vergleichung dieser Ideen, welche Combination man im allgemeinen Philosophie neune. Eine andere Art reflectirter Kenntnisse bestehe aber in den Ideen, welche wir uns selbst bildeten, indem wir Wesen uns durch Einbildungskraft vorstellten und uns zusammensetzten, die denen ähnlich sind, welche der Gegenstand unserer directen Ideen sind. Das ist die Nachahmung der Natur durch die schönen Künste, Malerei, Sculptur, Baukunst, Poesie, Musik. Er knüpft hieran noch Bemerkungen über den Unterschied der Wissenschaften und der Künste, und über die mechanischen Künste. Dann bildet er einen Stammbaum (*arbre généalogique ou encyclopédique*) der menschlichen Kenntnisse nach drei Haupttheilen unter den Gesichtspunkten des Gedächtnisses, der Vernunft und der Einbildungskraft, in einigen Beziehungen etwas äufserlich und aggregatmäfsig, im Ganzen nach Bacon, jedoch mit nicht wenigen Abweichungen. Den zweiten Theil der ganzen Abhandlung bildet die Betrachtung der Encyklopädie als *Dictionnaire raisonné des Sciences et des Arts*; ehe er aber in das Einzelne hiervon eingeht, zeigt er den damals gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und Künste, und in welchem Stufengange man dahin gekommen, steigt jedoch nur bis zu der Wiederherstellung der Wissenschaften zurück; wovon ich hier keinen weiteren Abrifs geben kann: das übrige dient dazu, mehr im besonderen über das eingeleitete Werk zu unterrichten, und gründet sich zum Theil auf Diderots früher erschienenen Prospectus.

Es bedarf kaum der Bemerkung, dafs man von d'Alembert nichts mittelmäfsiges erwarten kann. Ich bewundere die Kraft und Gediegenheit der Darstellung, die Bestimmtheit und Genauigkeit des Ausdruckes, die den Französischen Schriftstellern eigen ist, die Fülle anregender und fruchtbarer Gedanken, die sich über das ganze Gebiet der menschlichen Erkenntnifs verbreiten: überall geistvolle Blicke, besonders auch in der Vorbetrachtung zum zweiten Theile, die eine kleine Geschichte der geistigen Entwickelung seit

der Wiederherstellung der Wissenschaften in ihren Hauptpunkten giebt. Das auf Mathematik und Physik bezügliche dürfte freilich das ausgezeichnetere sein, während manche der in dem principiellen Theile enthaltenen Aufstellungen dem geschichtlichen Gange des Geistes kaum angemessen und auch philosophisch nicht eben tief sind. Man urtheile hierüber noch so streng; man wird doch, auch wider Willen, von dem Verfasser fortgerissen. Die gesammte wissenschaftliche, zumal Französische Bildung des Zeitalters ist von ihm zusammengedrängt, und ohne eine Beimischung des Giftes, welches die Encyklopädisten verbreitet haben sollen. Der Standpunkt ist allerdings nur der des Empirismus und Sensualismus: es ist Locke's Philosophie, welchem er auch grofse Huldigung spendet, und Friedrich der Grofse theilte diese vollkommen. Doch kommt d'Alembert selbst von diesem Standpunkt aus auf einen Gedanken von der gröfsten speculativen Tragweite. Ich betrachte als den Gipfel und die Krone der ganzen Abhandlung den Satz, zu dem er auf sehr methodische Weise gelangt: das All würde dem, welcher es unter einem einzigen Gesichtspunkt umfassen könnte, nur eine einzige Thatsache, Eine grofse Wahrheit sein. Wie klein ist von da der Schritt zur *Monas monadum* des Leibniz, oder um den spätern Ausdruck zu gebrauchen, zum Absoluten! Und ich weifs nicht, ob die zugefügte Verwahrung, „wenn es erlaubt ist es zu sagen", nicht aus dem Gefühl entstanden sei, dafs er mit diesem Gedanken die Grenze der herrschenden Ansichten verwegen überschreite oder auch gegen den positiven Glauben verstofse, welchen er übrigens weit mehr als sein Schüler Friedrich mit grofser Umsicht schont. So schön aber auch das Werk ist und so sehr es die Unsterblichkeit verdient, so hat es doch seinen Einflufs, soviel mir bekannt ist, nicht soweit ausgedehnt, dafs es mafsgebend für die Wissenschaft geworden wäre. „Die physische Gestaltung (*constitution*) der litterarischen Welt", sagt d'Alembert selbst (S. XXXII), „bringt wie die der materiellen, gewaltsame Umwälzungen mit sich, über welche sich zu beklagen eben so ungerecht wäre als über den Wechsel der Jahreszeiten". So verdrängt in dem geistigen Leben eine Richtung die andere, und oft mufs das gröfsere dem geringeren zeitweise weichen. Das Werk, welchem Friedrich die gröfste Vollkommenheit beilegt, hat keineswegs eine so dauernde Nachwirkung gehabt wie eine gewonnene Schlacht des

Königs, und ich glaube auch die ganzen Werke des ausgezeichneten Französischen Philosophen nicht eine so dauernde wie des königlichen Feldherrn sämmtliche Kriegsthaten, die einen bedeutenden Staat begründet haben. Aber diese Thaten würden dennoch keineswegs wahrhaft erspriefslich geworden sein, wenn Friedrich mit der kriegerischen Auszeichnung nicht zugleich die des Staatsmannes verbunden hätte, ich meine nicht sowohl eines solchen, der mit Kunst und Geschick die äufseren Angelegenheiten handhabt, sondern des wahren Politikers, der das Innere des Staates ordnet und lenkt: sie hätten dem Land und Volk wenig genützt, wenn er mit der Kriegskunst nicht die Künste des Friedens verbunden hätte. Durch diese hat er, auch abgesehen von seiner schriftstellerischen Thätigkeit, sich nicht allein den nachhaltigen Ruf eines praktischen Weisen erworben, sondern auch die nachhaltige Wirksamkeit eines Philosophen auf dem Throne geübt. So hat er also keinesweges blofs für die Zeitgenossen gearbeitet, sondern auch für die Nachwelt, und sicherlich in Bezug auf sich die Erfolge der Fürsten unterschätzt, wenn er sie in den vorhin angeführten Worten auf die Gegenwart beschränkt. Ja wir leben und verkehren auch aufser seinen Schriften noch mit ihm: denn er hat, um heute nur bei seiner Wirksamkeit für Preufsen stehen zu bleiben, diesem Staate ein geistiges Lebensprincip eingepflanzt, auf welchem ebensowohl wie auf der Heeresmacht das Glück und der Glanz dieses Reiches beruht. Diesem geistigen Princip, der Seele dieses Landes, gilt unsere heutige Feier vorzugsweise. Wer dieses Princip nicht anerkennt, kann das Gedächtnifsfest des grofsen Friedrich nicht würdig begehen. Möge man niemals sagen können, es lasse sich in diesem Lande nicht mehr würdig begehen, weil dieses Land nicht mehr von Friedrichs Geist beseelt sei! Doch trostreiche Hoffnungen für die nächste, trostreiche für die fernere Zukunft werfen nach dem schweren Verhängnifs und Leid, welches mit des Königs Majestät das Land betroffen, Lichtstrahlen in unser Gemüth, und lassen uns die Erfüllung alles dessen, was wir zu des Königs, seines erhabenen Hauses und des Landes Wohlfahrt für jetzt und für die Folgezeit, für uns und für unsere Kinder und Kindeskinder wünschen und erflehen, in freudiger Ahnung erwarten.

XXXVIII.

Zur Begrüfsung der Herrn Weber, Parthey und Theodor Mommsen als neu eingetretener Mitglieder der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Sitzung derselben zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 8. Juli 1858.

Wenn ich Ihnen, verehrte Herrn, deren Worte wir soeben vernommen haben, einer dreien, in gemeinsamer Ansprache erwiedere, so bedarf ich dafür keiner weiteren Rechtfertigung, als dafs Sie alle sich auf dem Gebiete des Alterthums bewegen, alle nicht etwa blofs die eine oder die andere Hauptseite des Alterthumstudiums, welches man in das Sprachliche und in das Sachliche zu theilen gewohnt ist, sondern beide, wie es sein soll, zusammen ergriffen haben. Freilich sind die Gebiete Ihrer Studien örtlich und zeitlich sehr verschieden: örtlich Indien, Aegypten, das Römische Reich, welches zwar ein Weltreich war, aber seinen Mittelpunkt doch in Rom und Italien hatte; zeitlich, indem die Betrachtung Indiens und Aegyptens zu den Urzeiten der Menschheit hinaufsteigt, die Römische Philologie aber, wenigstens grofsentheils, sich in dem Licht der Geschichte bewegt. Doch fehlt es nicht an Verknüpfungspunkten, vorzüglich durch Hellenische Vermittelung. Indien und Rom hängen nicht allein durch die Gemeinsamkeit des Indogermanischen Sprachstammes zusammen, sondern nachdem Alexanders Waffen Hellenische Bildung in den fernen Osten getragen hatten, hat selbst jenes Urland, wie Sie, verehrter Herr College W e b e r, andeuten, dem Einflufs des Hellenischen nicht widerstehen können, dem auch Rom seine feinere litterarische Bildung verdankt; und ist die Aegyptische Bildungsform in ihrer starren Eigenthümlichkeit von der Griechischen scharf gesondert, so läfst sich doch eine frühe Einwirkung Aegyptens auf Hellas und so mittelbar auf Italien nicht so rasch verneinen als manche gethan haben: nach der späteren Vermischung Griechischer Cultur

mit der Aegyptischen durch die Macedonische Herrschaft ist aber der Römer Bildung durch die Alexandrinische vielfach bestimmt worden, bis Aegypten selbst eine Römische Präfectur wurde. Hat die neuere Zeit eine noch stärkere Wechselwirkung der Völker und Staaten auf einander erzeugt, so verschwindet das Vorurtheil doch immer mehr, als habe im Alterthum nur überall feindselige Absonderung bestanden. Dessen ungeachtet gehen Ihre Studien, hochgeehrte Herrn, allerdings sehr weit auseinander. Um viele Unterschiede unberücksichtigt zu lassen, hebe ich nur heraus, dafs die Römische Philologie, wie von dem letzten Sprecher soeben bemerkt worden, die Vortheile und Nachtheile einer vielhundertjährigen Tradition voraus hat, die Indische und Aegyptische aber neue Schöpfungen sind. Für die Schwierigkeit und Bedeutung der Arbeit macht dies aber keinen Unterschied: denn wenn auf einem neuen Felde der Mangel an Vorarbeit gröfsere Selbstthätigkeit in Anspruch nimmt, so erfordert ein reicherer Vorrath an Vorarbeiten gröfsere Anstrengung um diese zu bewältigen, und je mehr Vorgänger man hat, desto mehr mufs man auf seiner Hut sein, dafs man nicht durch die Vorgänger getäuscht werde, desto mehr Kräfte auf eine sorgfältige kritische Sichtung verwenden; man mufs erst reine Bahn machen, um in geradem Laufe zum Ziele zu gelangen, und dieses Aufräumen, diese Beseitigung des Irrthums ist oft schwieriger als das unmittelbare Finden der Wahrheit. Seien Sie uns also alle gleich willkommen, die da Neubrüche unternehmen und die auf längst umgepflügtem Boden den geistigen Ackerbau fortsetzen; kein Feld des Wissens ist schon bis zur Unfruchtbarkeit erschöpft, und überall ist noch neue Wahrheit zu Tage zu fördern. Ich sage aber nichts neues, wenn ich behaupte, dafs die wichtigsten Erfindungen oder Entdeckungen durch den naturgemäfsen Gang der Wissenschaften herbeigeführt werden. Ist die Erkenntnifs bis zu einem gewissen Grade vorgeschritten, so machen sich bestimmte Mängel, Lücken, Bedürfnisse bemerkbar; es entstehen neue Aufgaben, die dem einen undeutlicher, dem andern klarer vorschweben: selbst ein dunkles Gefühl von einem verborgenen Schatz, zu dessen Hebung man eine Wünschelruthe haben möchte, wirkt anregend in der Wissenschaft. Die neuen Entdeckungen müssen kommen, sobald im Gange der Erkenntnifs die Zeit für sie eingetreten ist; selbst wenn sie zufällig gemacht

scheinen, kann man behaupten, dieser Zufall hätte nicht stattfinden können, wäre die Wissenschaft nicht bis dahin gelangt gewesen, wohin sie zur Zeit dieses Zufalls gelangt war, und damit hört der Zufall auf Zufall zu sein, weil er durch vorhergegangenes bedingt ist. Ja wäre nicht diesem diese Entdeckung zuerst gelungen, so hätte sie bald einem andern gelingen müssen: daher auch manches ohngefähr gleichzeitig von mehren entdeckt worden. Damit wollen wir das Verdienst der Erfinder nicht schmälern: es ist immerhin ein grofses, wenn dieser besondere Geist auserwählt war, für die Heraussstellung einer neuen Wahrheit das Werkzeug des gesammten Menschengeistes zu sein, der sich in der Folge der Jahrhunderte den Riesenbau der menschlichen, dem Göttlichen nachstrebenden Wissenschaft aufthürmt. Es kommt aber hierbei viel darauf an, dafs jeder Gelehrte zur rechten Zeit an der rechten Stelle in das Ganze eingreife, dafs er seinen Beruf fühle und dem gemäfs ein eigenthümliches leiste; thut er dies, so füllt er sicher seinen Beruf in der Wissenschaft auch aus. Ob Sie, meine Herrn, an welche diese Worte gerichtet sind, dies gethan haben und thun, darüber ist das Urtheil der Akademie schon festgestellt, nicht erst durch die Wahl, in deren Folge Sie heute hier als Sprecher aufgetreten sind, sondern schon durch die vorangegangenen Beziehungen zwischen der Akademie und Ihnen. Sie, Herr College Weber, haben vorhin damit begonnen, dafs die Akademie seit zwölf Jahren Ihren Arbeiten sich förderlich erwiesen; wenden Sie dies so, als ob die Anerkennung, die Ihnen jetzt zutheil geworden, nicht Ihnen selbst gelte, sondern der Wichtigkeit jener Studien, die von der Akademie unausgesetzter Unterstützung werth geachtet worden, so mufs ich entgegnen, dafs diese Beihülfe doch jenen Studien nicht an sich allein galt, sondern inwiefern sie die Ihrigen waren, und Sie durch dieselben mächtig eingegriffen haben und ferner eingreifen in die Lösung der von Ihnen soeben näher bezeichneten Aufgaben der Indischen Philologie: und wenn Sie im Bereiche dieser Aufgaben den Uebergang der Vedischen Periode in die des Indischen Mittelalters und die Beziehungen Indiens zu den Ländern im Westen als dasjenige Gebiet nennen, welchem Sie, besonders in litterargeschichtlicher Beziehung, sich zugewandt, so erkenne ich, zumal in Erinnerung an Ihre akademischen Vorlesungen über Indische Litteraturge-

schichte und an andere kleinere Ausführungen, als Ihren vorzüglichen Beruf zur Fortbildung dieser Studien die wichtige Sichtung und Bestimmung der Werke nach den Zeitaltern, in welcher Sie Ihre vollkommene Unbefangenheit und Freiheit von Vorurtheilen bereits bewährt haben. Ihnen, Herr College Parthey, der Sie ohne auf eine öffentliche Lehrstelle Anspruch zu machen, aus ächt akademischem Triebe der Wissenschaft Ihr Leben widmen, hat die Akademie schon vor langer Zeit bei Gelegenheit Ihrer Preisschrift über das Alexandrinische Museum Aufmerksamkeit zugewandt. Sie haben theils die alte Geographie im allgemeinen und die Aegyptens insbesondere, theils die Kritik und Erklärung der zu lange vernachlässigten alten Schriftsteller, welche sich auf Aegypten und den Aegyptischen zwischen Mythos oder Mystik und Philosophie schwebenden Anschauungs- und Gedankenkreis beziehen, theils die für das Verständnifs der Aegyptischen Sprachdenkmäler so wichtige Koptische Sprache zu Gegenständen Ihrer Studien gewählt. Wie zeitgemäfs und an den gegenwärtigen Stand der Forschungen über Aegypten angepafst Sie Ihre Aufgaben sich gestellt haben, leuchtet von selbst ein, ohne dafs ich dabei verweilte. Auch Sie, unser jüngster Amtsgenosse Herr Mommsen, haben seit einer Reihe von Jahren mit der Akademie in Verbindung gestanden, nicht nur als correspondirendes Mitglied, sondern auch ganz vorzüglich in Folge des von Sr. Maj. dem König der Akademie aufgetragenen grofsen Inschriftenwerkes, dessen Sie ausführlicher gedacht haben; auch Sie haben in Ihrer Ansprache eine bestimmte Aufgabe, die Ihnen gestellt sei, hervorgehoben und deren wissenschaftliche Bedeutung erörtert. Diese ist zwar nicht Ihre einzige; Ihre Thätigkeit dehnt sich auf die Sprachforschung, auf die Geschichte des Römischen Staats und Staatswesens, auf die Rechtswissenschaft, zumal das Römische Recht aus, um anderes zu übergehen; aber Sie fassen diese Studien insgesammt in ihrer Verbindung auf, und Sie haben selbst gezeigt, wie diese Verbindung und mit ihr eine Erweiterung und Veredelung des epigraphischen Studiums gerade jetzt durch den Gang der Wissenschaft geboten ist, in welchen sich Ihre besondere Thätigkeit einordnet und mit einer bewundernswürdigen Arbeitskraft und Einsicht eingreift. Niemand kann es lebhafter als ich empfinden, mit welcher Aufopferung das von Ihnen treffend bezeichnete Geschäft verbunden ist, die Archive der

Vergangenheit zu ordnen und, was noch mehr ist, erst den Stoff dieser Archive zusammenzubringen und zu reinigen: möge Ihnen Ihre Wahl zum Mitgliede unserer Gesellschaft und die Ihnen gewährte freie Stellung einen Ersatz für die gebrachten und noch zu bringenden Opfer gewähren! Nehmen Sie, verehrte Herrn, diese anspruchlose Erwiederung als freundlichen und herzlich gemeinten Grufs bei Ihrem heutigen feierlichen Eintritt in unsere Mitte!

